usg.
ge:
Jenny
el.

:2

XX

28

Hf 58/1916 = 2

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band LXXI.

(April — Mai — Juni 1892.)

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ernst Gimpel. — **Amsterdam**, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, Karl Wilberg. — **Basel**, Louis Jenke's Buchhandlung. — **Boston**, Carl Schoenhof. — **Brüssel**, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — **Budapest**, C. Grill's Hofbuchhandlung. — **Buenos-Aires**, L. Jacobsen & Co. — **Bukarest**, Sotschek & Co. — **Chicago**, Kölling & Klappenbach. — **Christiania**, Albert Cammermeyer. — **Cincinnati**, Wilde & Co. — **Dorpat**, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung. — **Kapstadt**, A. Braun. — **Konstantinopel**, Lorentz & Keil, Hofbuchhandlung. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchhandlung. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — **Liverpool**, Scholl & McGee. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Trübner & Co. Williams & Norgate. — **Luzern**, Doleschal's Buchhandlung. — **Lyon**, H. Georg. — **Mailand**, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Mitau**, Fr. Lucas. — **Montevideo**, L. Jacobsen & Co. — **Moskau**, J. Deubner. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Heinrich Detken, Hofbuchhandlung. F. Furchheim. — **New-York**, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris**, G. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — **Petersburg**, Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Pisa**, Ulrico Hoepli's Filiale. — **Porto-Alegre**, A. Mazeron. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferdinand Wassermann. — **Riga**, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchhandlung. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. — **San Francisco**, Fr. Wilh. & D. Barkhaus. — **Santiago**, C. Brandt. — **Stockholm**, Samson & Wallin. — **Tanunda** (Süd-Australien), F. Basedow. — **Tiflis**, G. Baerenstamm Wwe. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilhelm Braumüller & Sohn, Hof- & Universitäts-Buchhandlung. Wilhelm Frick, Hofbuchhandlung. Manz'sche k. k. Hofverlags- & Unviversitäts-Buchhandlung. — **Yokohama**, H. Ahrens & Co. Nachf. — **Zürich**, C. M. Ebell. Meyer & Zeller. Orell Füßli & Co. Sortiment (Albert Müller).

Hf 58/1916 = 2

Nur
Lesesaal-Benutzung

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Deutsche Staatsbibliothek
Theodor-Fontane-Archiv
Potsdam

Brandenburgische
~~Landes- u. Hochschulbibliothek~~
Potsdam

1958 : 1916

Inhalts-Verzeichniß
zum
Einundsiebzigsten Bande (April — Juni 1892).

		Seite
I.	Frau Jenny Treibel oder „Wo sich Herz zum Herzen find't". Roman von **Theodor Fontane.** XII./XVI. (Schluß.)	1
II.	Zur Schulgesetzgebung. Von Dr. **W. Rein,** Professor der Pädagogik an der Universität Jena	35
III.	Ein Thronerbe als Diplomat. Historische Studie aus der Rheinbundszeit. Nach archivalischen Quellen. Von **Ludwig von Hirschfeld,** Kaiserl. Botschaftsrath z. D. III.	50
IV.	Homer als Charakterdarsteller. Von **Herman Grimm**	69
V.	Briefe Thomas Carlyle's an Varnhagen von Ense aus den Jahren 1837—1857. Uebersetzt und mitgetheilt von Dr. **Richard Preuß.** I.	96
VI.	Umbrische Lyrik. Alinda Bonacci-Brunamonti. Von **Franz Xaver Kraus**	121
VII.	Die Schwesternpflege der Kranken. Ein Stück moderner Culturarbeit der Frau. Von Professor Dr. **Franz König,** Director der chirurgischen Klinik in Göttingen	141
VIII.	Politische Rundschau	147
IX.	Zur Geschichte der letzten Jahre des altpreußischen Staates. Von **Albert Naudé**	153
X.	Das Stammbuch von August von Goethe	156
XI.	Literarische Notizen	157
XII.	Literarische Neuigkeiten	160
XIII.	Prinzessin Leiladin. Ein Märchen von **Marie von Ebner-Eschenbach**	161
XIV.	Der Zusammenhang von Form und Function im Pflanzenreiche. Von **J. Reinke**	180
XV.	Ueber den Haushalt des Deutschen Reiches. Von **Gustav Cohn**	209
XVI.	Briefe Thomas Carlyle's an Varnhagen von Ense aus den Jahren 1837—1857. Uebersetzt und mitgetheilt von Dr. **Richard Preuß.** II. (Schluß.)	220

(Fortsetzung umstehend.)

Seite

XVII. Die Memoiren Talleyrand's und seine diplomatische Correspondenz. Von **Lady Blennerhassett** . . . 246
XVIII. Drei Geschichten von Frau Paschke. a) Die unwahrscheinliche. b) Die wahrscheinliche. c) Die wahre. Aufgeschrieben von **Lili Hensel** 287
XIX. Staatsromane 303
XX. **Politische Rundschau** 310
XXI. „Hamlet in Hamburg, 1625" 316
XXII. Literarische Notizen 317
XXIII. Literarische Neuigkeiten 320
XXIV. Capitän Feddersens Kummer. Hamburger Erzählung von **Ilse Frapan** 321
XXV. Ueber die Arten und Stufen der Intelligenz. Akademische Rede von **G. Rümelin.** (Tübingen 1885.) 347
XXVI. Colonialpolitik und ihre Mittel. Vom Vice-Admiral **Batsch** 362
XXVII. Anastasius Grün. Von **Bernhard Seuffert** 375
XXVIII. Antike Rosse und Löwen zu Venedig. Von **Theodor Kock** 391
XXIX. Die Herabsetzung der Menschenverluste im Kriege. Von Professor **E. Richter** 412
XXX. Zur neuesten Wallenstein-Literatur. Von **August Kluckhohn** 434
XXXI. Die Schicksale der ersten deutschen Flotte 451
XXXII. Politische Rundschau 456
XXXIII. Deutsche Culturgeschichte. Von **Julius Lessing** . . . 462
XXXIV. Leopold von Gerlach's Denkwürdigkeiten. Von **G. Egelhaaf** 465
XXXV. Zur schwäbischen Literaturgeschichte. Von **W. Lang** . 467
XXXVI. Der „Principe" des Macchiavelli 468
XXXVII. Studien über Proudhon 470
XXXVIII. Erinnerungen eines Schleswig-Holsteiners. Von **G. Egelhaaf** 471
XXXIX. Literarische Notizen 473
XL. Literarische Neuigkeiten 479

Frau Jenny Treibel

oder

„Wo sich Herz zum Herzen find't".

Roman

von

Theodor Fontane.

Zwölftes Capitel.

Ziemlich um dieselbe Zeit, wo der Felgentreu'sche Wagen in der Adlerstraße hielt, um Corinna daselbst abzusetzen, hielt auch der Treibel'sche Wagen vor der commerzienräthlichen Wohnung, und die Räthin sammt ihrem Sohne Leopold stiegen aus, während der alte Treibel auf seinem Platze blieb und das junge Paar — das wieder die Pferde geschont hatte — die Köpnickerstraße hinunter bis an den „Holzhof" begleitete. Von dort aus, nach einem herzhaften Schmatz (denn er spielte gern den zärtlichen Schwiegervater) ließ er sich zu Buggenhagen's fahren, wo Parteiversammlung war. Er wollte doch 'mal wieder sehen, wie's stünde und, wenn nöthig, auch zeigen, daß ihn die Correspondenz in der „Nationalzeitung" nicht niedergeschmettert habe.

Die Commerzienräthin, die für gewöhnlich die politischen Gänge Treibel's belächelte, wenn nicht beargwohnte — was auch vorkam — heute segnete sie Buggenhagen und war froh, ein paar Stunden allein sein zu können. Der Gang mit Wilibald hatte so Vieles wieder in ihr angeregt. Die Gewißheit, sich verstanden zu sehen — es war doch eigentlich das Höhere. „Viele beneiden mich, aber was hab' ich am Ende? Stuck und Goldleisten und die Honig mit ihrem sauersüßen Gesicht. Treibel ist gut, besonders auch gegen mich; aber die Prosa lastet bleischwer auf ihm, und wenn er es nicht empfindet, ich empfinde es ... Und dabei Commerzienräthin und immer wieder Commerzienräthin. Es geht nun schon in das zehnte Jahr, und er rückt nicht höher hinauf, trotz aller Anstrengungen. Und wenn es so bleibt, und es wird so bleiben, so weiß ich wirklich nicht, ob nicht das Andere, das auf Kunst und Wissenschaft deutet, doch einen feineren Klang hat. Ja, den hat es ... Und mit den ewigen guten Verhältnissen! Ich kann doch auch nur eine Tasse Kaffee trinken, und wenn ich mich

zu Bett lege, so kommt es darauf an, daß ich schlafe. Birkenmaser oder Nußbaum macht keinen Unterschied, aber Schlaf oder Nichtschlaf, das macht einen, und mitunter flieht mich der Schlaf, der des Lebens Bestes ist, weil er uns das Leben vergessen läßt . . . Und auch die Kinder wären anders. Wenn ich die Corinna ansehe, das sprüht Alles von Lust und Leben, und wenn sie bloß so macht, so steckt sie meine beiden Jungen in die Tasche. Mit Otto ist nicht viel, und mit Leopold ist gar nichts."

Jenny, während sie sich in süße Selbsttäuschungen wie diese versenkte, trat ans Fenster und sah abwechselnd auf den Vorgarten und die Straße. Drüben, im Hause gegenüber, hoch oben in der offenen Mansarde, stand, wie ein Schattenriß in hellem Licht, eine Plätterin, die mit sicherer Hand über das Plättbrett hinfuhr — ja, es war ihr, als höre sie das Mädchen singen. Der Commerzienräthin Auge mochte von dem anmuthigen Bilde nicht lassen, und etwas wie wirklicher Neid überkam sie.

Sie sah erst fort, als sie bemerkte, daß hinter ihr die Thür ging. Es war Friedrich, der den Thee brachte. „Setzen Sie hin, Friedrich, und sagen Sie Fräulein Honig, es wäre nicht nöthig."

„Sehr wohl, Frau Commerzienräthin. Aber hier ist ein Brief."

„Ein Brief?" fuhr die Räthin heraus. „Von wem?"

„Vom jungen Herrn."

„Von Leopold?"

„Ja, Frau Commerzienräthin . . . Und es wäre Antwort . . ."

„Brief . . . Antwort . . . Er ist nicht recht gescheidt," und die Commerzienräthin riß das Couvert auf und überflog den Inhalt. „Liebe Mama! Wenn es Dir irgend paßt, ich möchte heute noch eine kurze Unterredung mit Dir haben. Laß mich durch Friedrich wissen, ja oder nein. Dein Leopold."

Jenny war derart betroffen, daß ihre sentimentalen Anwandlungen auf der Stelle hinschwanden. So viel stand fest, daß das Alles nur etwas sehr Fatales bedeuten konnte. Sie raffte sich aber zusammen und sagte: „Sagen Sie Leopold, daß ich ihn erwarte."

Das Zimmer Leopold's lag über dem ihrigen; sie hörte deutlich, daß er rasch hin und her ging, und ein paar Schubkästen, mit einer ihm sonst nicht eigenen Lautheit, zuschob. Und gleich danach, wenn nicht Alles täuschte, vernahm sie seinen Schritt auf der Treppe.

Sie hatte recht gehört, und nun trat er ein und wollte (sie stand noch in der Nähe des Fensters) durch die ganze Länge des Zimmers auf sie zuschreiten, um ihr die Hand zu küssen; der Blick aber, mit dem sie ihm begegnete, hatte etwas so Abwehrendes, daß er stehen blieb und sich verbeugte.

„Was bedeutet das, Leopold? Es ist jetzt Zehn, also nachtschlafende Zeit, und da schreibst Du mir ein Billet und willst mich sprechen. Es ist mir neu, daß Du 'was auf der Seele hast, was keinen Aufschub bis morgen früh duldet. Was hast Du vor? Was willst Du?"

„Mich verheirathen, Mutter. Ich habe mich verlobt."

Die Commerzienräthin fuhr zurück, und ein Glück war es, daß das Fenster, an dem sie stand, ihr eine Lehne gab. Auf viel Gutes hatte sie nicht gerechnet,

Brandenburgische Landes- u. Hochschulbibliothek Potsdam
1958:1916
[5.-]

aber eine Verlobung über ihren Kopf weg, das war doch mehr als sie gefürchtet. War es eine der Felgentreu's? Sie hielt beide für dumme Dinger und die ganze Felgentreuerei für erheblich unterm Stand; er, der Alte, war Lageraufseher in einem großen Ledergeschäft gewesen und hatte schließlich die hübsche Wirthschaftsmamsell des Principals, eines mit seiner weiblichen Umgebung oft wechselnden Wittwers, geheirathet. So hatte die Sache begonnen und ließ in ihren Augen viel zu wünschen übrig. Aber verglichen mit den Munks, war es noch lange das Schlimmste nicht, und so sagte sie denn: „Elfriede oder Blanca?"

„Keine von beiden."

„Also . . ."

„Corinna."

Das war zu viel. Jenny kam in ein halb ohnmächtiges Schwanken, und sie wäre, Angesichts ihres Sohnes, zu Boden gefallen, wenn sie der schnell Herzuspringende nicht aufgefangen hätte. Sie war nicht leicht zu halten und noch weniger leicht zu tragen; aber der arme Leopold, den die ganze Situation über sich selbst hinaus hob, bewährte sich auch physisch und trug die Mama bis ans Sopha. Danach wollte er auf den Knopf der elektrischen Klingel drücken, Jenny war aber, wie die meisten ohnmächtigen Frauen, doch nicht ohnmächtig genug, um nicht genau zu wissen, was um sie her vorging, und so faßte sie denn seine Hand, zum Zeichen, daß das Klingeln zu unterbleiben habe.

Sie erholte sich auch rasch wieder, griff nach dem vor ihr stehenden Flacon mit Kölnischem Wasser und sagte, nachdem sie sich die Stirn damit betupft hatte: „Also mit Corinna."

„Ja, Mutter."

„Und Alles nicht bloß zum Spaß. Sondern um euch wirklich zu heirathen."

„Ja, Mutter."

„Und hier in Berlin und in der Luisenstädtschen Kirche, darin Dein guter, braver Vater und ich getraut wurden?"

„Ja, Mutter."

„Ja, Mutter, und immer wieder ja, Mutter. Es klingt, als ob Du nach Commando sprächst, und als ob Dir Corinna gesagt hätte, sage nur immer: Ja, Mutter. Nun, Leopold, wenn es so ist, so können wir beide unsere Rollen rasch auswendig lernen. Du sagst in einem fort ‚ja, Mutter', und ich sage in einem fort ‚nein, Leopold'. Und dann wollen wir sehen, was länger vorhält, Dein ‚Ja' oder mein ‚Nein'."

„Ich finde, daß Du es Dir etwas leicht machst, Mama."

„Nicht, daß ich wüßte. Wenn es aber so sein sollte, so bin ich bloß Deine gelehrige Schülerin. Jedenfalls ist es ein Operiren ohne Umschweife, wenn ein Sohn vor seine Mutter hintritt und ihr kurzweg erklärt: ‚Ich habe mich verlobt'. So geht das nicht in guten Häusern. Das mag beim Theater so sein oder vielleicht auch bei Kunst und Wissenschaft, worin die kluge Corinna ja groß gezogen ist, und Einige sagen sogar, daß sie dem Alten die Hefte corrigirt. Aber wie dem auch sein möge, bei Kunst und Wissenschaft mag das gehen, meinetwegen, und wenn sie den alten Professor, ihren Vater (übrigens ein Ehrenmann) auch

ihrerseits mit einem ‚ich habe mich verlobt‘ überrascht haben sollte, nun, so mag der sich freuen; er hat auch Grund dazu, denn die Treibel's wachsen nicht auf den Bäumen und können nicht von Jedem, der vorbeigeht, heruntergeschüttelt werden. Aber ich, ich freue mich nicht und verbiete Dir diese Verlobung. Du hast wieder gezeigt, wie ganz unreif Du bist, ja, daß ich es ausspreche, Leopold, wie knabenhaft."

„Liebe Mama, wenn Du mich etwas mehr schonen könntest . . ."

„Schonen? Hast Du mich geschont, als Du Dich auf diesen Unsinn einließest? Du hast Dich verlobt, sagst Du. Wem willst Du das weiß machen? Sie hat sich verlobt, und Du bist bloß verlobt worden. Sie spielt mit Dir, und anstatt Dir das zu verbitten, küßest Du ihr die Hand und läßest Dich einfangen wie die Gimpel. Nun, ich hab' es nicht hindern können, aber das Weitere, das kann ich hindern und werde es hindern. Verlobt euch so viel ihr wollt, aber wenn ich bitten darf, im Verschwiegenen und Verborgenen; an ein Heraustreten damit ist nicht zu denken. Anzeigen erfolgen nicht, und wenn Du Deinerseits Anzeigen machen willst, so magst Du die Gratulationen in einem Hôtel garni in Empfang nehmen. In meinem Hause nicht. In meinem Hause existirt keine Verlobung und keine Corinna. Damit ist es vorbei. Das alte Lied vom Undank erfahr' ich nun an mir selbst und muß erkennen, daß man unklug daran thut, Personen zu verwöhnen und gesellschaftlich zu sich heraufzuziehen. Und mit Dir steht es nicht besser. Auch Du hättest mir diesen Gram ersparen können und diesen Skandal. Daß Du verführt bist, entschuldigt Dich nur halb. Und nun kennst Du meinen Willen, und ich darf wohl sagen, auch Deines Vaters Willen, denn so viel Thorheiten er begeht, in den Fragen, wo die Ehre seines Hauses auf dem Spiele steht, ist Verlaß auf ihn. Und nun geh', Leopold, und schlafe, wenn Du schlafen kannst. Ein gut Gewissen ist ein gutes Ruhekissen . . ."

Leopold biß sich auf die Lippen und lächelte verbittert vor sich hin.

„. . . Und bei dem, was Du vielleicht vor hast — denn Du lächelst und stehst so trotzig da, wie ich Dich noch gar nicht gesehen habe, was auch bloß der fremde Geist und Einfluß ist — bei dem, was Du vielleicht vor hast, Leopold, vergiß nicht, daß der Segen der Eltern den Kindern Häuser baut. Wenn ich Dir rathen kann, sei klug und bringe Dich nicht um einer gefährlichen Person und einer flüchtigen Laune willen um die Fundamente, die das Leben tragen, und ohne die es kein rechtes Glück gibt."

* * *

Leopold, der sich, zu seinem eigenen Erstaunen, all' die Zeit über durchaus nicht niedergeschmettert gefühlt hatte, schien einen Augenblick antworten zu wollen; ein Blick auf die Mutter aber, deren Erregung, während sie sprach, nur immer noch gewachsen war, ließ ihn erkennen, daß jedes Wort die Schwierigkeit der Lage bloß steigern würde; so verbeugte er sich denn ruhig und verließ das Zimmer.

Er war kaum hinaus, als sich die Commerzienräthin von ihrem Sophaplatz erhob und über den Teppich hin auf- und abzugehen begann. Jedesmal, wenn sie wieder in die Nähe des Fensters kam, blieb sie stehen und sah nach der Mansarde und der immer noch in vollem Lichte dastehenden Plätterin hinüber,

bis ihr Blick sich wieder senkte und dem bunten Treiben der vor ihr liegenden Straße zuwandte. Hier, in ihrem Vorgarten, den linken Arm von innen her auf die Gitterstäbe gestützt, stand ihr Hausmädchen, eine hübsche Blondine, die mit Rücksicht auf Leopold's „mores" beinahe nicht engagirt worden wäre, und sprach lebhaft und unter Lachen mit einem draußen auf dem Trottoir stehenden „Cousin", zog sich aber zurück, als der eben von Buggenhagen kommende Commerzienrath in einer Droschke vorfuhr und auf seine Villa zuschritt. Treibel, einen Blick auf die Fensterreihe werfend, sah sofort, daß nur noch in seiner Frau Zimmer Licht war, was ihn mitbestimmte, gleich bei ihr einzutreten, um noch über den Abend und seine mannigfachen Erlebnisse berichten zu können. Die flaue Stimmung, der er anfänglich in Folge der Nationalzeitungscorrespondenz bei Buggenhagen's begegnet war, war unter dem Einfluß seiner Liebenswürdigkeit rasch gewichen, und das um so mehr, als er den auch hier wenig gelittenen Vogelsang schmunzelnd preisgegeben hatte.

Von diesem Siege zu erzählen, trieb es ihn, trotzdem er wußte, wie Jenny zu diesen Dingen stand; als er aber eintrat und die Aufregung gewahr wurde, darin sich seine Frau ganz ersichtlich befand, erstarb ihm das joviale „guten Abend, Jenny" auf der Zunge, und ihr die Hand reichend, sagte er nur: „Was ist vorgefallen, Jenny? Du siehst ja aus wie das Leiden . . . nein, keine Blasphemie . . . Du siehst ja aus, als wäre Dir die Gerste verhagelt."

„Ich glaube, Treibel," sagte sie, während sie ihr Auf und Ab im Zimmer fortsetzte, „Du könntest Dich mit Deinen Vergleichen etwas höher hinaufschrauben; „verhagelte Gerste" hat einen überaus ländlichen, um nicht zu sagen bäuerlichen Beigeschmack. Ich sehe, das Teupitz-Zossen'sche trägt bereits seine Früchte . . ."

„Liebe Jenny, die Schuld liegt, glaube ich, weniger an mir als an dem Sprach- und Bilderschatze deutscher Nation. Alle Wendungen, die wir als Ausdruck für Verstimmungen und Betrübnisse haben, haben einen ausgesprochenen Unterschichtscharakter, und ich finde da zunächst nur noch den Lohgerber, dem die Felle weggeschwommen."

Er stockte, denn es traf ihn ein so böser Blick, daß er es doch für angezeigt hielt, auf das Suchen nach weiteren Vergleichen zu verzichten. Auch nahm Jenny selbst das Wort und sagte: „Deine Rücksichten gegen mich halten sich immer auf derselben Höhe. Du siehst, daß ich eine Alteration gehabt habe, und die Form, in die Du Deine Theilnahme kleidest, ist die geschmackloser Vergleiche. Was meiner Erregung zu Grunde liegt, scheint Deine Neugier nicht sonderlich zu wecken."

„Doch, doch, Jenny . . . Du darfst das nicht übel nehmen; Du kennst mich und weißt, wie das Alles gemeint ist. Alteration! Das ist ein Wort, das ich nicht gern höre. Gewiß wieder was mit Anna, Kündigung oder Liebesgeschichte. Wenn ich nicht irre, stand sie . . ."

„Nein, Treibel, das ist es nicht, Anna mag thun, was sie will und meinetwegen ihr Leben als Spreewälderin beschließen. Ihr Vater, der alte Schulmeister, kann dann an seinem Enkel erziehen, was er an seiner Tochter versäumt hat. Wenn mich Liebesgeschichten alteriren sollen, müssen sie von anderer Seite kommen . . ."

„Also doch Liebesgeschichten. Nun sage wer?"

„Leopold."

„Alle Wetter . . ." Und man konnte nicht heraushören, ob Treibel bei dieser Namensnennung mehr in Schreck oder Freude gerathen war. „Leopold? Ist es möglich?"

„Es ist mehr als möglich, es ist gewiß; denn vor einer Viertelstunde war er selber hier, um mich diese Liebesgeschichte wissen zu lassen . . ."

„Merkwürdiger Junge . . ."

„Er hat sich mit Corinna verlobt."

Es war ganz unverkennbar, daß die Commerzienräthin eine große Wirkung von dieser Mittheilung erwartete, welche Wirkung aber durchaus ausblieb. Treibel's erstes Gefühl war das einer heiter angeflogenen Enttäuschung. Er hatte 'was von kleiner Soubrette, vielleicht auch von „Jungfrau aus dem Volk" erwartet und stand nun vor einer Ankündigung, die, nach seinen unbefangeneren Anschauungen, alles Andere als Schreck und Entsetzen hervorrufen konnte. „Corinna," sagte er. „Und schlankweg verlobt und ohne Mama zu fragen. Teufelsjunge. Man unterschätzt doch immer die Menschen und am meisten seine eigenen Kinder."

„Treibel, was soll das? Dies ist keine Stunde, wo sich's für Dich schickt, in einer noch nach Buggenhagen schmeckenden Stimmung ernste Fragen zu behandeln. Du kommst nach Haus und findest mich in einer großen Erregung, und im Augenblicke, wo ich Dir den Grund dieser Erregung mittheile, findest Du's angemessen, allerlei sonderbare Scherze zu machen. Du mußt doch fühlen, daß das einer Lächerlichmachung meiner Person und meiner Gefühle ziemlich gleich kommt, und wenn ich Deine ganze Haltung recht verstehe, so bist Du weit ab davon, in dieser sogenannten Verlobung einen Skandal zu sehen. Und darüber möchte ich Gewißheit haben, eh' wir weiter sprechen. Ist es ein Skandal oder nicht?"

„Nein."

„Und Du wirst Leopold nicht darüber zur Rede stellen?"

„Nein."

„Und bist nicht empört über diese Person?"

„Nicht im Geringsten."

„Ueber diese Person, die Deiner und meiner Freundlichkeit sich absolut unwerth macht, und nun ihre Bettlade — denn um viel 'was Anderes wird es sich nicht handeln — in das Treibel'sche Haus tragen will."

Treibel lachte. „Sieh', Jenny, diese Redewendung ist Dir gelungen, und wenn ich mir mit meiner Phantasie, die mein Unglück ist, die hübsche Corinna vorstelle, wie sie so zu sagen zwischen die Längsbretter eingeschirrt, ihre Bettlade hierher ins Treibel'sche Haus trägt, so könnte ich eine Viertelstunde lang lachen. Aber ich will doch lieber nicht lachen und Dir, da Du so sehr fürs Ernste bist, nun auch ein ernsthaftes Wort sagen. Alles, was Du da so hinschmetterst, ist erstens unsinnig und zweitens empörend. Und was es außerdem noch Alles ist, blind, vergeßlich, überheblich, davon will ich gar nicht reden . . ."

Jenny war ganz blaß geworden und zitterte, weil sie wohl wußte, worauf das „blind und vergeßlich" abzielte. Treibel aber, der ein guter und auch ganz

kluger Kerl war und sich aufrichtig gegen all' den Hochmuth aufrichtete, fuhr jetzt fort: „Du sprichst da von Undank und Skandal und Blamage, und fehlt eigentlich bloß noch das Wort „Unehre", dann hast Du den Gipfel der Herrlichkeit erklommen. Undank. Willst Du der klugen, immer heitren, immer unterhaltlichen Person, die wenigstens sieben Felgentreu's in die Tasche steckt — nächststehender Anverwandten ganz zu geschweigen — willst Du der die Datteln und Apfelsinen nachrechnen, die sie von unserer Majolikaschüssel, mit einer Venus und einem Cupido darauf, beiläufig eine lächerliche Pinselei, mit ihrer zierlichen Hand heruntergenommen hat? Und waren wir nicht bei dem guten alten Professor unsererseits auch zu Gast, bei Wilibald, der doch sonst Dein Herzblatt ist, und haben wir uns seinen Brauneberger, der ebenso gut war wie meiner, oder doch nicht viel schlechter, nicht schmecken lassen? Und warst Du nicht ganz ausgelassen und hast Du nicht an dem Klimperkasten, der da in der Putzstube steht, Deine alten Lieder 'runtergesungen? Nein, Jenny, komme mir nicht mit solchen Geschichten. Da kann ich auch 'mal ärgerlich werden . . ."

Jenny nahm seine Hand und wollte ihn hindern weiter zu sprechen.

„Nein, Jenny, noch nicht, noch bin ich nicht fertig. Ich bin nun 'mal im Zuge. Skandal sagst Du und Blamage. Nun, ich sage Dir, nimm Dich in Acht, daß aus der bloß eingebildeten Blamage nicht eine wirkliche wird und daß — ich sage das, weil Du solche Bilder liebst — der Pfeil nicht auf den Schützen zurückfliegt. Du bist auf dem besten Wege, mich und Dich in eine unsterbliche Lächerlichkeit hineinzubugsiren. Wer sind wir denn? Wir sind weder die Montmorency's noch die Lusignan's — von denen, nebenher bemerkt, die schöne Melusine herstammen soll, was Dich vielleicht interessirt — wir sind auch nicht die Bismarck's oder die Arnim's oder sonst was Märkisches von Adel, wir sind die Treibel's, Blutlaugensalz und Eisenvitriol, und Du bist eine geborne Bürstenbinder aus der Adlerstraße. Bürstenbinder ist ganz gut, aber der erste Bürstenbinder kann unmöglich höher gestanden haben als der erste Schmidt. Und so bitt' ich Dich denn, Jenny, keine Uebertreibungen. Und wenn es sein kann, laß den ganzen Kriegsplan fallen und nimm Corinna mit so viel Fassung hin, wie Du Helene hingenommen hast. Es ist ja nicht nöthig, daß sich Schwiegermutter und Schwiegertochter furchtbar lieben, sie heirathen sich ja nicht; es kommt auf Die an, die den Muth haben, sich dieser ernsten und schwierigen Aufgabe allerpersönlichst unterziehen zu wollen . . ."

Jenny war während dieser zweiten Hälfte von Treibel's Philippika merkwürdig ruhig geworden, was in einer guten Kenntniß des Charakters ihres Mannes seinen Grund hatte. Sie wußte, daß er in einem überhohen Grade das Bedürfniß und die Gewohnheit des Sichaussprechens hatte, und daß sich mit ihm erst wieder reden ließ, wenn gewisse Gefühle von seiner Seele heruntergeredet waren. Es war ihr schließlich ganz recht, daß dieser Act innerlicher Selbstbefreiung so rasch und so gründlich begonnen hatte; was jetzt gesagt worden war, brauchte morgen nicht mehr gesagt zu werden, war abgethan und gestattete den Ausblick auf friedlichere Verhandlungen. Treibel war sehr der Mann der Betrachtung aller Dinge von zwei Seiten her, und so war Jenny denn völlig überzeugt davon, daß er über Nacht dahin gelangen würde, die ganze Leopold'sche

Verlobung auch 'mal von der Kehrseite her anzusehen. Sie nahm deshalb seine Hand und sagte: „Treibel, laß uns das Gespräch morgen früh fortsetzen. Ich glaube, daß Du, bei ruhigerem Blute, die Berechtigung meiner Anschauungen nicht verkennen wirst. Jedenfalls rechne nicht darauf, mich anderen Sinnes zu machen. Ich wollte Dir, als dem Manne, der zu handeln hat, selbstverständlich auch in dieser Angelegenheit nicht vorgreifen; lehnst Du jedoch jedes Handeln ab, so handle ich. Selbst auf die Gefahr Deiner Nichtzustimmung."

„Thu', was Du willst."

Und damit warf Treibel die Thür ins Schloß und ging in sein Zimmer hinüber. Als er sich in den Fauteuil warf, brummte er vor sich hin: „Wenn sie am Ende doch Recht hätte!"

Und konnte es anders sein? Der gute Treibel, er war doch auch seinerseits das Product dreier, im Fabrikbetrieb immer reicher gewordenen Generationen, und aller guten Geistes- und Herzensanlagen unerachtet und trotz seines politischen Gastspiels auf der Bühne Teupitz-Zossen — der Bourgeois steckte ihm wie seiner sentimentalen Frau tief im Geblüt.

Dreizehntes Capitel.

Am anderen Morgen war die Commerzienräthin früher auf als gewöhnlich und ließ von ihrem Zimmer aus zu Treibel hinüber sagen, daß sie das Frühstück allein nehmen wolle. Treibel schob es auf die Verstimmung vom Abend vorher, ging aber darin fehl, da Jenny ganz aufrichtig vor hatte, die durch Verbleib auf ihrem Zimmer frei gewordene halbe Stunde zu einem Briefe an Hildegard zu benutzen. Es galt eben Wichtigeres heute, als den Kaffee mußevoll und friedlich oder vielleicht auch unter fortgesetzter Kriegführung einzunehmen, und wirklich, kaum daß sie die kleine Tasse geleert und auf das Tablett zurückgeschoben hatte, so vertauschte sie auch schon den Sophaplatz mit ihrem Platz am Schreibtisch und ließ die Feder mit rasender Schnelligkeit über verschiedene kleine Bogen hingleiten, von denen jeder nur die Größe einer Handfläche, Gott sei Dank aber die herkömmlichen vier Seiten hatte. Briefe, wenn ihr die Stimmung nicht ehlte, gingen ihr immer leicht von der Hand, aber nie so wie heute, und ehe noch die kleine Consoluhr die neunte Stunde schlug, schob sie schon die Bogen zusammen, klopfte sie auf der Tischplatte wie ein Spiel Karten zurecht und überlas noch einmal mit halblauter Stimme das Geschriebene.

„Liebe Hildegard! Seit Wochen tragen wir uns damit, unsren seit lange gehegten Wunsch erfüllt und Dich 'mal wieder unter unsrem Dache zu sehen. Bis in den Mai hinein hatten wir schlechtes Wetter, und von einem Lenz, der mir die schönste Jahreszeit bedeutet, konnte kaum die Rede sein. Aber seit beinah' vierzehn Tagen ist es anders, in unsrem Garten schlagen die Nachtigallen, was Du, wie ich mich sehr wohl erinnere, so sehr liebst, und so bitten wir Dich herzlich, Dein schönes Hamburg auf ein paar Wochen verlassen und uns Deine Gegenwart schenken zu wollen. Treibel vereinigt seine Wünsche mit den meinigen, und Leopold schließt sich an. Von Deiner Schwester Helene bei dieser Gelegenheit und in diesem Sinne zu sprechen, ist überflüssig, denn ihre

herzlichen Gefühle für Dich kennst Du so gut, wie wir sie kennen, Gefühle, die, wenn ich recht beobachtet habe, gerade neuerdings wieder in einem beständigen Wachsen begriffen sind. Es liegt so, daß ich, so weit das in einem Briefe möglich, ausführlicher darüber zu Dir sprechen möchte. Mitunter, wenn ich sie so blaß sehe, so gut ihr gerade diese Blässe kleidet, thut mir doch das innerste Herz weh, und ich habe nicht den Muth, nach der Ursache zu fragen. Otto ist es nicht, dessen bin ich sicher, denn er ist nicht nur gut, sondern auch rücksichtsvoll, und ich empfinde dann allen Möglichkeiten gegenüber ganz deutlich, daß es nichts Anderes sein kann als Heimweh. Ach, mir nur zu begreiflich, und ich möchte dann immer sagen, „reise, Helene, reise heute, reise morgen, und sei versichert, daß ich mich, wie des Wirthschaftlichen überhaupt, so auch namentlich der Weißzeugplätterei nach besten Kräften annehmen werde, gerade so, ja mehr noch als wenn es für Treibel wäre, der in diesen Stücken auch so difficil ist, difficiler als viele andere Berliner." Aber ich sage das Alles nicht, weil ich ja weiß, daß Helene lieber auf jedes andere Glück verzichtet, als auf das Glück, das in dem Bewußtsein erfüllter Pflicht liegt. Vor Allem dem Kinde gegenüber. Lizzi mit auf die Reise zu nehmen, wo dann doch die Schulstunden unterbrochen werden müßten, ist fast ebenso undenkbar, wie Lizzi zurückzulassen. Das süße Kind! Wie wirst Du Dich freuen, sie wieder zu sehen, immer vorausgesetzt, daß ich mit meiner Bitte keine Fehlbitte thue. Denn Photographien geben doch nur ein sehr ungenügendes Bild, namentlich bei Kindern, deren ganzer Zauber in einer durchsichtigen Hautfarbe liegt; der Teint nüancirt nicht nur den Ausdruck, er ist der Ausdruck selbst. Denn wie Krola, dessen Du Dich vielleicht noch erinnerst, erst neulich wieder behauptete, der Zusammenhang zwischen Teint und Seele sei geradezu merkwürdig. Was wir Dir bieten können, meine süße Hildegard? Wenig; eigentlich nichts. Die Beschränktheit unsrer Räume kennst Du; Treibel hat außerdem eine neue Passion ausgebildet und will sich wählen lassen, und zwar in einem Landkreise, dessen sonderbaren, etwas wendisch klingenden Namen ich Deiner Geographiekenntniß nicht zumuthe, trotzdem ich wohl weiß, daß auch Eure Schulen — wie mir Felgentreu (freilich keine Autorität auf diesem Gebiete) erst ganz vor Kurzem wieder versicherte — den unsrigen überlegen sind. Wir haben zur Zeit eigentlich nichts als die Jubiläumsausstellung, in der die Firma Dreher aus Wien die Bewirthung übernommen hat und hart angegriffen wird. Aber was griffe der Berliner nicht an — daß die Seidel zu klein sind, kann einer Dame wenig bedeuten — und ich wüßte wirklich kaum etwas, was vor der Eingebildetheit unserer Bevölkerung sicher wäre. Nicht einmal Euer Hamburg, an das ich nicht denken kann, ohne daß mir das Herz lacht. Ach, Eure herrliche Buten-Alster! Und wenn dann Abends die Lichter und die Sterne darin flimmern — ein Anblick, der den, der sich seiner freuen darf, jedesmal dem Irdischen wie entrückt. Aber vergiß es, liebe Hildegard, sonst haben wir wenig Aussicht, Dich hier zu sehen, was doch ein aufrichtiges Bedauern bei allen Treibel's hervorrufen würde, am meisten bei Deiner Dich innig liebenden Freundin und Tante

Jenny Treibel.

„Nachschrift. Leopold reitet jetzt viel, jeden Morgen nach Treptow und auch nach dem Eierhäuschen. Er klagt, daß er keine Begleitung dabei habe.

Hast Du noch Deine alte Passion? Ich sehe Dich noch so hinfliegen, Du Wildfang. Wenn ich ein Mann wäre, Dich einzufangen, würde mir das Leben bedeuten. Uebrigens bin ich sicher, daß Andere ebenso denken, und wir würden längst den Beweis davon in Händen haben, wenn Du weniger wählerisch wärst. Sei es nicht fürder und vergiß die Ansprüche, die Du machen darfst.

Deine J. T."

Jenny faltete jetzt die kleinen Bogen und that sie in ein Couvert, das, vielleicht um auch schon äußerlich ihren Friedenswunsch anzudeuten, eine weiße Taube mit einem Oelzweig zeigte. Dies war um so angebrachter, als Hildegard mit Helenen in lebhafter Correspondenz stand und recht gut wußte, wie, bisher wenigstens, die wahren Gefühle der Treibel's und besonders die der Frau Jenny gewesen waren.

Die Räthin hatte sich eben erhoben, um nach der am Abend vorher etwas angezweifelten Anna zu klingeln, als sie, wie von ungefähr, ihren Blick auf den Vorgarten richtend, ihrer Schwiegertochter ansichtig wurde, die rasch vom Gitter her auf das Haus zuschritt. Draußen hielt eine Droschke zweiter Classe, geschlossen und das Fenster in die Höhe gezogen, trotzdem es sehr warm war.

Einen Augenblick danach trat Helene bei der Schwiegermutter ein und umarmte sie stürmisch. Dann warf sie Sommermantel und Gartenhut bei Seite und sagte, während sie ihre Umarmung wiederholte: „Ist es denn wahr? Ist es möglich?"

Jenny nickte stumm und sah nun erst, daß Helene noch im Morgenkleide und ihr Scheitel noch eingeflochten war. Sie hatte sich also, wie sie da ging und stand, im selben Moment, wo die große Nachricht auf dem Holzhofe bekannt geworden war, sofort auf den Weg gemacht, und zwar in der ersten besten Droschke. Das war Etwas, und angesichts dieser Thatsache fühlte Jenny das Eis hinschmelzen, das acht Jahre lang ihr Schwiegermutterherz umgürtet hatte. Zugleich traten ihr Thränen in die Augen. „Helene," sagte sie, „was zwischen uns gestanden hat, ist fort. Du bist ein gutes Kind, Du fühlst mit uns. Ich war mitunter gegen dies und das, untersuchen wir nicht, ob mit Recht oder Unrecht; aber in solchen Stücken ist Verlaß auf Euch, und Ihr wißt Sinn von Unsinn zu unterscheiden. Von Deinem Schwiegervater kann ich dies leider nicht sagen. Indessen ich denke, das ist nur Uebergang, und er wird sich geben. Unter allen Umständen laß uns zusammenhalten. Mit Leopold persönlich, das hat nichts zu bedeuten. Aber diese gefährliche Person, die vor nichts erschrickt und dabei ein Selbstbewußtsein hat, daß man drei Prinzessinnen damit ausstaffiren könnte, gegen die müssen wir uns rüsten. Glaube nicht, daß sie's uns leicht machen wird. Sie hat ganz den Professorentochterdünkel und ist im Stande sich einzubilden, daß sie dem Hause Treibel noch eine Ehre anthut."

„Eine schreckliche Person," sagte Helene. „Wenn ich an den Tag denke mit dear Mr. Nelson. Wir hatten eine Todesangst, daß Nelson seine Reise verschieben und um sie anhalten würde. Was daraus geworden wäre, weiß ich nicht; bei den Beziehungen Otto's zu der Liverpooler Firma vielleicht verhängnißvoll für uns."

„Nun, Gott sei Dank, daß es vorüber gegangen. Vielleicht immer noch besser so, so können wir's en famille austragen. Und den alten Professor fürcht' ich nicht, den habe ich von alter Zeit her am Bändel. Er muß mit in unser Lager hinüber. Und nun muß ich fort, Kind, um Toilette zu machen . . . Aber noch ein Hauptpunkt. Eben habe ich an Deine Schwester Hildegard geschrieben und sie herzlich gebeten, uns mit Nächstem ihren Besuch zu schenken. Bitte, Helene, füge ein paar Worte an Deine Mama hinzu und thue beides in das Couvert und adressire."

Damit ging die Räthin, und Helene setzte sich an den Schreibtisch. Sie war so bei der Sache, daß nicht einmal ein triumphirendes Gefühl darüber, mit ihren Wünschen für Hildegard nun endlich am Ziele zu sein, in ihr aufdämmerte; nein, sie hatte angesichts der gemeinsamen Gefahr nur Theilnahme für ihre Schwiegermutter, als der „Trägerin des Hauses", und nur Haß für Corinna. Was sie zu schreiben hatte, war rasch geschrieben. Und nun adressirte sie mit schöner englischer Handschrift in normalen Schwung- und Rundlinien: „Frau Consul Thora Munk, geb. Thompson. Hamburg. Uhlenhorst."

Als die Aufschrift getrocknet und der ziemlich ansehnliche Brief mit zwei Marken frankirt war, brach Helene auf, klopfte nur noch leise an Frau Jenny's Toilettenzimmer und rief hinein: „Ich gehe jetzt, liebe Mama. Den Brief nehme ich mit." Und gleich danach passirte sie wieder den Vorgarten, weckte den Droschkenkutscher und stieg ein.

* * *

Zwischen neun und zehn waren zwei Rohrpostbriefe bei Schmidt's eingetroffen, ein Fall, der, in dieser seiner Gedoppeltheit, noch nicht dagewesen war. Der eine dieser Briefe richtete sich an den Professor und hatte folgenden kurzen Inhalt: „Lieber Freund! Darf ich darauf rechnen, Sie heute zwischen zwölf und eins in Ihrer Wohnung zu treffen? Keine Antwort, gute Antwort. Ihre ganz ergebene Jenny Treibel." Der andere, nicht viel längere Brief, war an Corinna adressirt und lautete: „Liebe Corinna! Gestern Abend noch hatte ich ein Gespräch mit der Mama. Daß ich auf Widerstand stieß, brauche ich Dir nicht erst zu sagen, und es ist mir gewisser denn je, daß wir schweren Kämpfen entgegengehen. Aber nichts soll uns trennen. In meiner Seele lebt eine hohe Freudigkeit und gibt mir Muth zu Allem. Das ist das Geheimniß und zugleich die Macht der Liebe. Diese Macht soll mich auch weiter führen und festigen. Trotz aller Sorge Dein überglücklicher Leopold." Corinna legte den Brief aus der Hand. „Armer Junge! Was er da schreibt, ist ehrlich gemeint, selbst das mit dem Muth. Aber ein Hasenohr guckt doch durch. Nun, wir müssen sehen. Halte, was Du hast. Ich gebe nicht nach."

* * *

Corinna verbrachte den Vormittag unter fortgesetzten Selbstgesprächen. Mitunter kam die Schmolke, sagte aber nichts und beschränkte sich auf kleine wirthschaftliche Fragen. Der Professor seinerseits hatte zwei Stunden zu geben, eine griechische: Pindar, und eine deutsche: romantische Schule (Novalis), und war bald nach zwölf wieder zurück. Er schritt in seinem Zimmer auf und ab, abwechselnd mit einem ihm in seiner Schlußwendung absolut unverständlich

gebliebenen Novalis-Gedicht und dann wieder mit dem so feierlich angekündigten Besuche seiner Freundin Jenny beschäftigt. Es war kurz vor Eins, als ein Wagengerumpel auf dem schlechten Steinpflaster unten ihn annehmen ließ, sie werde es sein. Und sie war es, diesmal allein, ohne Fräulein Honig und ohne den Bologneser. Sie öffnete selbst den Schlag und stieg dann langsam und bedächtig, als ob sie sich ihre Rolle noch einmal überhöre, die Steinstufen der Außentreppe hinauf. Eine Minute später hörte Schmidt die Klingel gehen, und gleich danach meldete die Schmolke: „Frau Commerzienräthin Treibel."

Schmidt ging ihr entgegen, etwas weniger unbefangen als sonst, küßte ihr die Hand und bat sie, auf seinem Sopha, dessen tiefste Kesselstelle durch ein großes Lederkissen einigermaßen applanirt war, Platz zu nehmen. Er selber nahm einen Stuhl, setzte sich ihr gegenüber und sagte: „Was verschafft mir die Ehre, liebe Freundin? Ich nehme an, daß etwas Besonderes vorgefallen ist."

„Das ist es, lieber Freund. Und Ihre Worte lassen mir keinen Zweifel darüber, daß Fräulein Corinna noch nicht für gut befunden hat, Sie mit dem Vorgefallenen bekannt zu machen. Fräulein Corinna hat sich nämlich gestern Abend mit meinem Sohne Leopold verlobt."

„Ah," sagte Schmidt in einem Tone, der ebenso gut Freude wie Schreck ausdrücken konnte.

„Fräulein Corinna hat sich gestern auf unsrer Grunewald-Partie, die vielleicht besser unterblieben wäre, mit meinem Sohne Leopold verlobt, nicht umgekehrt. Leopold thut keinen Schritt ohne mein Wissen und Willen, am wenigsten einen so wichtigen Schritt wie eine Verlobung, und so muß ich denn, zu meinem lebhaften Bedauern, von etwas Abgekartetem oder einer gestellten Falle, ja, Verzeihung, lieber Freund, von einem wohlüberlegten Ueberfall sprechen."

Dies starke Wort gab dem alten Schmidt nicht nur seine Seelenruhe, sondern auch seine gewöhnliche Heiterkeit wieder. Er sah, daß er sich in seiner alten Freundin nicht getäuscht hatte, daß sie, völlig unverändert, die, trotz Lyrik und Hochgefühle, ganz ausschließlich auf Aeußerlichkeiten gestellte Jenny Bürstenbinder von ehedem war, und daß seinerseits, unter selbstverständlicher Wahrung artigster Formen und anscheinend vollen Entgegenkommens, ein Ton superioren Uebermuthes angeschlagen und in die sich nun höchst wahrscheinlich entspinnende Debatte hineingetragen werden müsse. Das war er sich, das war er Corinna schuldig.

„Ein Ueberfall, meine gnädigste Frau. Sie haben vielleicht nicht ganz Unrecht, es so zu nennen. Und daß es gerade auf diesem Terrain sein mußte. Sonderbar genug, daß Dinge derart ganz bestimmten Localitäten unveräußerlich anzuhaften scheinen. Alle Bemühungen, durch Schwanenhäuser und Kegelbahnen im Stillen zu reformiren, der Sache friedlich beizukommen, erweisen sich als nutzlos, und der frühere Charakter dieser Gegenden, insonderheit unseres alten übelbeleumdeten Grunewalds, bricht immer wieder durch. Immer wieder aus dem Stegreif. Erlauben Sie mir, gnädigste Frau, daß ich den derzeitigen Junker generis feminini herbeirufe, damit er seiner Schuld geständig werde."

Jenny biß sich auf die Lippen und bedauerte das unvorsichtige Wort, das sie nun dem Spotte preisgab. Es war aber zu spät zur Umkehr, und so sagte sie nur: „Ja, lieber Professor, es wird das Beste sein, Corinna selbst zu hören.

Und ich denke, sie wird sich mit einem gewissen Stolz dazu bekennen, dem armen Jungen das Spiel über den Kopf weggenommen zu haben."

„Wohl möglich," sagte Schmidt und stand auf und rief in das Entrée hinein: „Corinna".

Kaum, daß er seinen Platz wieder eingenommen hatte, so stand die von ihm Gerufene auch schon in der Thür, verbeugte sich artig gegen die Commerzienräthin und sagte: „Du hast gerufen, Papa?"

„Ja, Corinna, das hab' ich. Eh' wir aber weitergehen, nimm einen Stuhl und setze Dich in einiger Entfernung von uns. Denn ich möchte es auch äußerlich markiren, daß Du vorläufig eine Angeklagte bist. Rücke in die Fensternische, da sehen wir Dich am besten. Und nun sage mir, hat es seine Richtigkeit damit, daß Du gestern Abend im Grunewald, in dem ganzen Junkerübermuth einer geborenen Schmidt, einen friedlich und unbewaffnet seines Weges ziehenden Bürgerssohn, Namens Leopold Treibel, seiner besten Barschaft beraubt hast?"

Corinna lächelte. Dann trat sie vom Fenster her an den Tisch heran und sagte: „Nein, Papa, das ist grundfalsch. Es hat Alles den landesüblichen Verlauf genommen, und wir sind so regelrecht verlobt, wie man nur verlobt sein kann."

„Ich bezweifle das nicht, Fräulein Corinna," sagte Jenny. „Leopold selbst betrachtet sich als Ihren Verlobten. Ich sage nur das Eine, daß Sie das Ueberlegenheitsgefühl, das Ihnen Ihre Jahre . . ."

„Nicht meine Jahre. Ich bin jünger . . ."

„. . . Das Ihnen Ihre Klugheit und Ihr Charakter gegeben, daß Sie diese Ueberlegenheit dazu benutzt haben, den armen Jungen willenlos zu machen und ihn für sich zu gewinnen."

„Nein, meine gnädigste Frau, das ist ebenfalls nicht ganz richtig, wenigstens zunächst nicht. Daß es schließlich doch vielleicht richtig sein wird, darauf müssen Sie mir erlauben, weiterhin zurückzukommen."

„Gut, Corinna, gut," sagte der Alte. „Fahre nur fort. Also zunächst . . ."

„Also zunächst unrichtig, meine gnädigste Frau. Denn wie kam es? Ich sprach mit Leopold von seiner nächsten Zukunft und beschrieb ihm einen Hochzeitszug, absichtlich in unbestimmten Umrissen und ohne Namen zu nennen. Und als ich zuletzt Namen nennen mußte, da war es Blankenese, wo die Gäste zum Hochzeitsmahle sich sammelten, und war es die schöne Hildegard Munk, die, wie eine Königin gekleidet, als Braut neben ihrem Bräutigam saß. Und dieser Bräutigam war Ihr Leopold, meine gnädigste Frau. Selbiger Leopold aber wollte von dem Allen nichts wissen und ergriff meine Hand und machte mir einen Antrag in aller Form. Und nachdem ich ihn an seine Mutter erinnert und mit dieser Erinnerung kein Glück gehabt hatte, da haben wir uns verlobt . . ."

„Ich glaube das, Fräulein Corinna," sagte die Räthin. „Ich glaube das ganz aufrichtig. Aber schließlich ist das Alles doch nur eine Comödie. Sie wußten ganz gut, daß er Ihnen vor Hildegard den Vorzug gab, und Sie wußten nur zu gut, daß Sie, je mehr Sie das arme Kind, die Hildegard, in den Vordergrund stellten, desto gewisser — um nicht zu sagen desto leidenschaftlicher, denn

er ist nicht eigentlich der Mann der Leidenschaften — desto gewisser, sag' ich, würd' er sich auf Ihre Seite stellen und sich zu Ihnen bekennen."

„Ja, gnädigste Frau, das wußt' ich oder wußt' es doch beinah. Es war noch kein Wort in diesem Sinne zwischen uns gesprochen worden, aber ich glaubte trotzdem, und seit längerer Zeit schon, daß er glücklich sein würde, mich seine Braut zu nennen."

„Und durch die klug und berechnend ausgesuchte Geschichte mit dem Hamburger Hochzeitszuge haben Sie eine Erklärung herbeizuführen gewußt . . ."

„Ja, meine gnädigste Frau, das hab' ich, und ich meine, das Alles war mein gutes Recht. Und wenn Sie nun dagegen, und wie mir's scheint ganz ernsthaft, Ihren Protest erheben wollen, erschrecken Sie da nicht vor Ihrer eignen Forderung, vor der Zumuthung, ich hätte mich jedes Einflusses auf Ihren Sohn enthalten sollen. Ich bin keine Schönheit, habe nur eben das Durchschnittsmaß. Aber nehmen Sie, so schwer es Ihnen werden mag, für einen Augenblick einmal an, ich wäre wirklich so was wie eine Schönheit, eine Beauté, der Ihr Herr Sohn nicht hätte widerstehen können, würden Sie von mir verlangt haben, mir das Gesicht mit Aetzlauge zu zerstören, bloß damit Ihr Sohn, mein Verlobter, nicht in eine durch mich gestellte Schönheitsfalle fiele?"

„Corinna," lächelte der Alte, „nicht zu scharf. Die Räthin ist unter unserm Dache."

„Sie würden das nicht von mir verlangt haben, so wenigstens nehme ich vorläufig an, vielleicht in Ueberschätzung Ihrer freundlichen Gefühle für mich, und doch verlangen Sie von mir, daß ich mich dessen begebe, was die Natur mir gegeben hat. Ich habe meinen guten Verstand und bin offen und frei und übe damit eine gewisse Wirkung auf die Männer aus, mitunter auch gerade auf solche, denen das fehlt, was ich habe, — soll ich mich dessen entkleiden? soll ich mein Pfund vergraben? soll ich das bischen Licht, das mir geworden, unter den Scheffel stellen? Verlangen Sie, daß ich bei Begegnungen mit Ihrem Sohne wie eine Nonne dasitze, bloß damit das Haus Treibel vor einer Verlobung mit mir bewahrt bleibe? Erlauben Sie mir, gnädigste Frau, und Sie müssen meine Worte meinem erregten Gefühle, das Sie herausgefordert, zu gute halten, erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß ich das nicht bloß hochmüthig und höchst verwerflich, daß ich es vor Allem auch ridicül finde. Denn wer sind die Treibels? Berlinerblaufabrikanten mit einem Rathstitel, und ich, ich bin eine Schmidt."

„Eine Schmidt," wiederholte der alte Wilibald freudig, gleich danach hinzufügend: „Und nun sagen Sie, liebe Freundin, wollen wir nicht lieber abbrechen und Alles den Kindern und einer gewissen ruhigen historischen Entwicklung überlassen?"

„Nein, mein lieber Freund, das wollen wir nicht. Wir wollen nichts der historischen Entwicklung und noch weniger der Entscheidung der Kinder überlassen, was gleichbedeutend wäre mit Entscheidung durch Fräulein Corinna. Dies zu hindern, deshalb eben bin ich hier. Ich hoffte bei den Erinnerungen, die zwischen uns leben, Ihrer Zustimmung und Unterstützung sicher zu sein, sehe mich aber

getäuscht und werde meinen Einfluß, der hier gescheitert, auf meinen Sohn Leopold beschränken müssen."

„Ich fürchte," sagte Corinna, „daß er auch da versagt . . ."

„Was lediglich davon abhängen wird, ob er Sie sieht oder nicht."

„Er wird mich sehen!"

„Vielleicht. Vielleicht auch nicht."

Und darauf erhob sich die Commerzienräthin und ging, ohne dem Professor die Hand gereicht zu haben, auf die Thür zu. Hier wandte sie sich noch einmal und sagte zu Corinna: „Corinna, lassen Sie uns vernünftig reden. Ich will Alles vergessen. Lassen Sie den Jungen wieder los. Er paßt nicht einmal für Sie. Und was das Haus Treibel angeht, so haben Sie's eben in einer Weise charakterisirt, daß es Ihnen kein Opfer kosten kann, darauf zu verzichten . . ."

„Aber meine Gefühle, gnädigste Frau . . ."

„Bah," lachte Jenny, „daß Sie so sprechen können, zeigt mir deutlich, daß Sie keine haben und daß Alles bloßer Uebermuth oder vielleicht auch Eigensinn ist. Daß Sie sich dieses Eigensinns begeben mögen, wünsche ich Ihnen und uns. Denn es kann zu nichts führen. Eine Mutter hat auch Einfluß auf einen schwachen Menschen, und ob Leopold Lust hat, seine Flitterwochen in einem Ahlbecker Fischerhause zu verbringen, ist mir doch zweifelhaft. Und daß das Haus Treibel Ihnen keine Villa in Capri bewilligen wird, dessen dürfen Sie gewiß sein."

Und dabei verneigte sie sich und trat in das Entrée hinaus. Corinna blieb zurück, Schmidt aber gab seiner Freundin das Geleit bis an die Treppe.

„Adieu," sagte hier die Räthin. „Ich bedaure, lieber Freund, daß dies zwischen uns treten und die herzlichen Beziehungen so vieler, vieler Jahre stören mußte. Meine Schuld ist es nicht. Sie haben Corinna verwöhnt, und das Töchterchen schlägt nun einen spöttischen und überheblichen Ton an und ignorirt, wenn nichts Andres, so doch die Jahre, die mich von ihr trennen. Impietät ist der Charakter unsrer Zeit."

Schmidt, ein Schelm, gefiel sich darin, bei dem Wort „Impietät" ein betrübtes Gesicht aufzusetzen. „Ach, liebe Freundin", sagte er, „Sie mögen wohl Recht haben, aber nun ist es zu spät. Ich bedaure, daß es unserm Hause vorbehalten war, Ihnen einen Kummer, wie diesen, um nicht zu sagen eine Kränkung anzuthun. Freilich, wie Sie schon sehr richtig bemerkt haben, die Zeit . . . Alles will über sich hinaus und strebt höheren Staffeln zu, die die Vorsehung sichtbarlich nicht wollte."

Jenny nickte. „Gott bessre es."

„Lassen Sie uns das hoffen."

Und damit trennten sie sich.

In das Zimmer zurückgekehrt, umarmte Schmidt seine Tochter, gab ihr einen Kuß auf die Stirn und sagte: „Corinna, wenn ich nicht Professor wäre, so würd' ich am Ende Socialdemokrat."

Im selben Augenblick erschien auch die Schmolke. Sie hatte nur das letzte Wort gehört und errathend, um was es sich handle, sagte sie: „Ja, das hat Schmolke auch immer gesagt."

Vierzehntes Capitel.

Der nächste Tag war ein Sonntag, und die Stimmung, in der sich das Treibel'sche Haus befand, konnte nur noch dazu beitragen, dem Tage zu seiner herkömmlichen Oedheit ein Beträchtliches zuzulegen. Jeder mied den Andern. Die Commerzienräthin beschäftigte sich damit, Briefe, Karten und Photographien zu ordnen, Leopold saß auf seinem Zimmer und las Goethe (was ist nicht nöthig zu verrathen), und Treibel selbst ging im Garten um das Bassin herum und unterhielt sich, wie meist in solchen Fällen, mit der Honig. Er ging dabei so weit, sie ganz ernsthaft nach Krieg und Frieden zu fragen, allerdings mit der Vorsicht, sich eine Art Präliminar-Antwort gleich selbst zu geben. In erster Reihe stehe fest, daß es Niemand wisse, „selbst der leitende Staatsmann nicht" (er hatte sich diese Phrase bei seinen öffentlichen Reden angewöhnt), aber eben weil es Niemand wisse, sei man auf Sentiments angewiesen, und darin sei Niemand größer und zuverlässiger als die Frauen. Es sei nicht zu leugnen, das weibliche Geschlecht habe was Pythisches, ganz abgesehen von jenem Orakelhaften niederer Observanz, das noch so nebenherlaufe. Die Honig, als sie schließlich zu Worte kam, faßte ihre politische Diagnose dahin zusammen: sie sähe nach Westen hin einen klaren Himmel, während es im Osten finster braue, ganz entschieden, und zwar oben sowohl wie unten. „Oben wie unten," wiederholte Treibel. „O, wie wahr. Und das Oben bestimmt das Unten und das Unten das Oben. Ja, Fräulein Honig, damit haben wir's getroffen." Und Czicka, das Hündchen, das natürlich auch nicht fehlte, blaffte dazu. So ging das Gespräch zu gegenseitiger Zufriedenheit. Treibel aber schien doch abgeneigt, aus diesem Weisheitsquell andauernd zu schöpfen, und zog sich nach einiger Zeit auf sein Zimmer und seine Cigarre zurück, ganz Halensee verwünschend, das mit seiner Kaffeeklappe diese häusliche Mißstimmung und diese Sonntags-Extralangeweile heraufbeschworen habe. Gegen Mittag traf ein an ihn adressirtes Telegramm ein: „Dank für Brief. Ich komme morgen mit dem Nachmittagszug. Eure Hildegard." Er schickte das Telegramm, aus dem er überhaupt erst von der erfolgten Einladung erfuhr, an seine Frau hinüber und war, trotzdem er das selbständige Vorgehen derselben etwas sonderbar fand, doch auch wieder aufrichtig froh, nunmehr einen Gegenstand zu haben, mit dem er sich in seiner Phantasie beschäftigen konnte. Hildegard war sehr hübsch, und die Vorstellung, innerhalb der nächsten Wochen ein anderes Gesicht als das der Honig auf seinen Gartenspaziergängen um sich zu haben, that ihm wohl. Er hatte nun auch einen Gesprächsstoff, und während ohne diese Depesche die Mittagsunterhaltung wahrscheinlich sehr kümmerlich verlaufen oder vielleicht ganz ausgefallen wäre, war es jetzt wenigstens möglich, ein paar Fragen zu stellen. Er stellte diese Fragen auch wirklich, und Alles machte sich ganz leidlich; nur Leopold sprach kein Wort und war froh, als er sich vom Tisch erheben und zu seiner Lectüre zurückkehren konnte.

Leopold's ganze Haltung gab überhaupt zu verstehen, daß er über sich bestimmen zu lassen, fürder nicht mehr Willens sei; trotzdem war ihm klar, daß er sich den Repräsentationspflichten des Hauses nicht entziehen und also nicht

unterlassen dürfe, Hildegard am anderen Nachmittag auf dem Bahnhofe zu empfangen. Er war pünktlich da, begrüßte die schöne Schwägerin und absolvierte die landesübliche Fragenreihe nach dem Befinden und den Sommerplänen der Familie, während einer der von ihm engagierten Gepäckträger erst die Droschke, dann das Gepäck besorgte. Dasselbe bestand nur aus einem einzigen Koffer mit Messingbeschlag, dieser aber war von solcher Größe, daß er, als er hinaufgewuchtet war, der dahinrollenden Droschke den Charakter eines Baus von zwei Etagen gab.

Unterwegs wurde das Gespräch von Seiten Leopold's wieder aufgenommen, erreichte seinen Zweck aber nur unvollkommen, weil seine stark hervortretende Befangenheit seiner Schwägerin nur Grund zur Heiterkeit gab. Und nun hielten sie vor der Villa. Die ganze Treibelei stand am Gitter, und als die herzlichsten Begrüßungen ausgetauscht und die nöthigsten Toiletten-Arrangements in fliegender Eile, d. h. ziemlich mußevoll gemacht worden waren, erschien Hildegard auf der Veranda, wo man inzwischen den Kaffee servirt hatte. Sie fand Alles „himmlisch," was auf Empfang strenger Instructionen von Seiten der Frau Consul Thora Munk hindeutete, die sehr wahrscheinlich Unterdrückung alles Hamburgischen und Achtung vor Berliner Empfindlichkeiten als erste Regel empfohlen hatte. Keine Parallelen wurden gezogen und beispielsweise gleich das Kaffeeservice rundweg bewundert. „Eure Berliner Muster schlagen jetzt Alles aus dem Felde, selbst Sèvres. Wie reizend diese Grecborte." Leopold stand in einiger Entfernung und hörte zu, bis Hildegard plötzlich abbrach und Allem, was sie gesagt, nur noch hinzusetzte: „Scheltet mich übrigens nicht, daß ich in einem fort von Dingen spreche, für die sich ja morgen auch noch die Zeit finden würde: Grecborte und Sèvres und Meißen und Zwiebelmuster. Aber Leopold ist Schuld; er hat unsere Conversation in der Droschke so streng wissenschaftlich geführt, daß ich beinahe in Verlegenheit kam; ich wollte gern von Lizzi hören und denkt Euch, er sprach nur von Anschluß und Radialsystem, und ich genierte mich zu fragen, was es sei."

Der alte Treibel lachte; die Commerzienräthin aber verzog keine Miene, während über Leopold's blasses Gesicht eine leichte Röthe flog.

So verging der erste Tag, und Hildegard's Unbefangenheit, die man sich zu stören wohl hütete, schien auch noch weiter leidliche Tage bringen zu sollen, Alles um so mehr, als es die Commerzienräthin an Aufmerksamkeiten jeder Art nicht fehlen ließ. Ja, sie verstieg sich zu höchst werthvollen Geschenken, was sonst ihre Sache nicht war. Ungeachtet all' dieser Anstrengungen aber und trotzdem dieselben, wenn man nicht tiefer nachforschte, von wenigstens halben Erfolgen begleitet waren, wollte sich ein recht eigentliches Behagen nicht einstellen, selbst bei Treibel nicht, auf dessen rasch wiederkehrende gute Laune bei seinem glücklichen Naturell mit einer Art Sicherheit gerechnet war. Ja, diese gute Laune, sie blieb aus mancherlei Gründen aus, unter denen gerade jetzt auch der war, daß die Zossen-Teupitzer Wahlcampagne mit einer totalen Niederlage Vogelsang's geendigt hatte. Dabei mehrten sich die persönlichen Angriffe gegen Treibel. Anfangs hatte man diesen, wegen seiner großen Beliebtheit, rücksichtsvoll außer Spiel gelassen, bis die Taktlosigkeiten seines Agenten ein weiteres

Schonen unmöglich machten. „Es ist zweifellos ein Unglück," so hieß es in den Organen der Gegenpartei, „so beschränkt zu sein wie Lieutenant Vogelsang, aber eine solche Beschränktheit in seinen Dienst zu nehmen, ist eine Mißachtung gegen den gesunden Menschenverstand unseres Kreises. Die Candidatur Treibel scheitert einfach an diesem Affront."

* * *

Es sah nicht allzu heiter aus bei den alten Treibel's, was Hildegard allmälig so sehr zu fühlen begann, daß sie halbe Tage bei den Geschwistern zubrachte. Der Holzhof war überhaupt hübscher als die Fabrik und Lizzi geradezu reizend mit ihren langen weißen Strümpfen. Einmal waren sie auch roth. Wenn sie so herankam und die Tante Hildegard mit einem Knix begrüßte, flüsterte diese der Schwester zu: „quite english, Helen," und man lächelte sich dann glücklich an. Ja, es waren Lichtblicke. Wenn Lizzi dann aber wieder fort war, war auch zwischen den Schwestern von unbefangener Unterhaltung keine Rede mehr, weil das Gespräch die zwei wichtigsten Punkte nicht berühren durfte: die Verlobung Leopold's und den Wunsch aus dieser Verlobung mit guter Manier herauszukommen.

Ja, es sah nicht heiter aus bei den Treibel's, aber bei den Schmidt's auch nicht. Der alte Professor war eigentlich weder in Sorge noch in Verstimmung, lebte vielmehr umgekehrt der Ueberzeugung, daß sich nun Alles bald zum Besseren wenden werde; dießen Proceß aber sich still vollziehen zu lassen, schien ihm ganz unerläßlich, und so verurtheilte er sich, was ihm nicht leicht wurde, zu unbedingtem Schweigen. Die Schmolke war natürlich ganz entgegengesetzter Ansicht und hielt, wie die meisten alten Berlinerinnen, außerordentlich viel von „sich aussprechen," je mehr und je öfter, desto besser. Ihre nach dieser Seite hin abzielenden Versuche verliefen aber resultatlos, und Corinna war nicht zum Sprechen zu bewegen, wenn die Schmolke begann: „Ja, Corinna, was soll denn nun eigentlich werden? Was denkst Du Dir denn eigentlich?"

Auf all' das gab es keine rechte Antwort, vielmehr stand Corinna wie am Roulett und wartete mit verschränkten Armen, wohin die Kugel fallen würde. Sie war nicht unglücklich, aber äußerst unruhig und unmuthig, vor Allem, wenn sie der heftigen Streitscene gedachte, bei der sie doch vielleicht zu viel gesagt hatte. Sie fühlte ganz deutlich, daß Alles anders gekommen wäre, wenn die Räthin etwas weniger Herbheit, sie selber aber etwas mehr Entgegenkommen gezeigt hätte. Ja, da hätte sich dann ohne sonderliche Mühe Frieden schließen und das Bekenntniß einer gewissen Schuld, weil Alles bloß Berechnung gewesen, allenfalls ablegen lassen. Aber freilich im selben Augenblicke, wo sie, neben dem Bedauern über die hochmüthige Haltung der Räthin, vor Allem und in erster Reihe sich selber der Schuld zieh, in eben diesem Augenblicke mußte sie sich doch auch wieder sagen, daß ein Wegfall Alles dessen, was ihr vor ihrem eigenen Gewissen in dieser Angelegenheit als fragwürdig erschien, in den Augen der Räthin nichts gebessert haben würde. Diese schreckliche Frau, trotzdem sie beständig so that und sprach, war ja weitab davon, ihr wegen ihres Spiels mit Gefühlen einen ernsthaften Vorwurf zu machen. Das war ja Nebensache, da lag es nicht. Und wenn sie diesen lieben und guten Menschen, wie's ja doch möglich war,

aufrichtig und von Herzen geliebt hätte, so wäre das Verbrechen genau dasselbe gewesen. „Diese Räthin, mit ihrem überheblichen „Nein," hat mich nicht da getroffen, wo sie mich treffen konnte, sie weist diese Verlobung nicht zurück, weil mir's an Herz und Liebe gebricht, nein, sie weist sie nur zurück, weil ich arm oder wenigstens nicht dazu angethan bin, das Treibel'sche Vermögen zu verdoppeln, um nichts, nichts weiter; und wenn sie vor Anderen versichert oder vielleicht auch sich selber einredet, ich sei ihr zu selbstbewußt und zu professorlich, so sagt sie das nur, weil's ihr gerade paßt. Unter andern Verhältnissen würde meine Professorlichkeit mir nicht nur nicht schaden, sondern ihr umgekehrt die Höhe der Bewunderung bedeuten."

So gingen Corinna's Reden und Gedanken, und um sich ihnen nach Möglichkeit zu entziehen, that sie, was sie seit lange nicht mehr gethan, und machte Besuche bei den alten und jungen Professorenfrauen. Am besten gefiel ihr wieder die gute, ganz von Wirthschaftlichkeit in Anspruch genommene Frau Rindfleisch, die jeden Tag, ihrer vielen Pensionäre halber, in die große Markthalle ging und immer die besten Quellen und die billigsten Preise wußte, Preise, die dann später der Schmolke mitgetheilt, in erster Reihe den Aerger derselben, zuletzt aber ihre Bewunderung vor einer höheren wirthschaftlichen Potenz weckten. Auch bei Frau Immanuel Schultze sprach Corinna vor und fand dieselbe, vielleicht weil Friedeberg's nahe bevorstehende Ehescheidung ein sehr dankbares Thema bildete, auffallend nett und gesprächig. Immanuel selbst aber war wieder so großsprecherisch und cynisch, daß sie doch fühlte, den Besuch nicht wiederholen zu können. Und weil die Woche so viele Tage hatte, so mußte sie sich zuletzt zu Museum und National-Galerie bequemen. Aber sie hatte keine rechte Stimmung dafür. Im Cornelius-Saal interessierte sie, vor dem einen großen Wandbilde, nur die ganz kleine Predelle, wo Mann und Frau den Kopf aus der Bettdecke strecken, und im ägyptischen Museum fand sie eine merkwürdige Aehnlichkeit zwischen Ramses und Vogelsang.

Wenn sie dann nach Hause kam, fragte sie jedesmal, ob wer dagewesen sei, was heißen sollte: „War Leopold da?" worauf die Schmolke regelmäßig antwortete: „Nein, Corinna, keine Menschenseele." Wirklich, Leopold hatte nicht den Muth zu kommen und beschränkte sich darauf, jeden Abend einen kleinen Brief zu schreiben, der dann am andern Morgen auf ihrem Frühstückstische lag. Schmidt sah lächelnd drüber hin, und Corinna stand dann wie von ungefähr auf, um das Briefchen in ihrem Zimmer zu lesen. „Liebe Corinna. Der heutige Tag verlief wie alle. Die Mama scheint in ihrer Gegnerschaft verharren zu wollen. Nun, wir wollen sehen, wer siegt. Hildegard ist viel bei Helene, weil Niemand hier ist, der sich recht um sie kümmert. Sie kann mir leid thun, ein so junges und hübsches Mädchen. Alles das Resultat solcher Anzettelungen. Meine Seele verlangt, Dich zu sehen, und in der nächsten Woche werden Entschlüsse von mir gefaßt werden, die volle Klarheit schaffen. Mama wird sich wundern. Nur so viel, ich erschrecke vor nichts, auch vor dem Aeußersten nicht. Das mit dem vierten Gebot ist recht gut, aber es hat seine Grenzen. Wir haben auch Pflichten gegen uns selbst und gegen die, die wir über Alles lieben, die Leben und Tod in unseren Augen bedeuten. Ich schwanke noch, wohin, denke

aber England; da haben wir Liverpool und Mr. Nelson und in zwei Stunden sind wir an der schottischen Grenze. Schließlich ist es gleich, wer uns äußerlich vereinigt, sind wir es doch längst in uns. Wie mir das Herz dabei schlägt. Ewig der Deine. Leopold."

Corinna zerriß den Brief in kleine Streifen und warf sie draußen ins Kochloch. „Es ist am besten so; dann vergeß' ich wieder, was er heute geschrieben, und kann morgen nicht mehr vergleichen. Denn mir ist, als schriebe er jeden Tag dasselbe. Sonderbare Verlobung. Aber soll ich ihm einen Vorwurf machen, daß er kein Held ist? Und mit meiner Einbildung, ihn zum Helden umschaffen zu können, ist es auch vorbei. Die Niederlagen und Demüthigungen werden nun wohl ihren Anfang nehmen. Verdient? Ich fürchte."

* * *

Anderthalb Wochen waren um, und noch hatte sich im Schmidt'schen Hause nichts verändert; der Alte schwieg nach wie vor, Marcell kam nicht und Leopold noch weniger, und nur seine Morgenbriefe stellten sich mit großer Pünktlichkeit ein; Corinna las sie schon längst nicht mehr, überflog sie nur und schob sie dann lächelnd in ihre Morgenrocktasche, wo sie zerfessen und zerknittert wurden. Sie hatte zum Troste nichts als die Schmolke, deren gesunde Gegenwart ihr wirklich wohlthat, wenn sie's auch immer noch vermied, mit ihr zu sprechen.

Aber auch das hatte seine Zeit.

Der Professor war eben nach Hause gekommen, schon um elf, denn es war Mittwoch, wo die Classe, für ihn wenigstens, um eine Stunde früher schloß. Corinna sowohl wie die Schmolke hatten ihn kommen und die Drückerthür geräuschvoll ins Schloß fallen hören, nahmen aber beide keine Veranlassung, sich weiter um ihn zu kümmern, sondern blieben in der Küche, d'rin der helle Julisonnenschein lag und alle Fensterflügel geöffnet waren. An einem der Fenster stand auch der Küchentisch. Draußen, an zwei Haken, hing ein kastenartiges Blumenbrett, eine jener merkwürdigen Schöpfungen der Holzschneidekunst, wie sie Berlin eigenthümlich sind: kleine Löcher zu Sternblumen zusammengestellt; Anstrich dunkelgrün. In diesem Kasten standen mehrere Geranium- und Goldlacktöpfe, zwischen denen hindurch die Sperlinge huschten und sich in großstädtischer Dreistigkeit auf den am Fenster stehenden Küchentisch setzten. Hier pickten sie vergnügt an Allem herum, und Niemand dachte daran, sie zu stören. Corinna, den Mörser zwischen den Knien, war mit Zimmetstoßen beschäftigt, während die Schmolke grüne Kochbirnen der Länge nach durchschnitt und beide gleiche Hälften in eine große braune Schüssel, eine sogenannte Reibesatte, fallen ließ. Freilich zwei ganz gleiche Hälften waren es nicht, konnten es nicht sein, weil natürlich nur eine Hälfte den Stengel hatte, welcher Stengel denn auch Veranlassung zu Beginn einer Unterhaltung wurde, wonach sich die Schmolke schon seit lange sehnte.

„Sieh', Corinna," sagte die Schmolke, „dieser hier, dieser lange, das ist so recht ein Stengel nach dem Herzen Deines Vaters . . ."

Corinna nickte.

„. . . Den kann er anfassen wie 'ne Maccaroni und hochhalten und Alles von unten her aufessen . . . Es ist doch ein merkwürdiger Mann . . ."

„Ja, das ist er!"

„Ein merkwürdiger Mann und voller Schrullen, und man muß ihn erst ausstudieren. Aber das Merkwürdigste, das ist doch das mit den langen Stengeln, un daß wir sie, wenn es Semmelpudding un Birnen gibt, nicht schälen dürfen un daß der ganze Kriepsch mit Kerne und Alles drin bleiben muß. Er is doch ein Professor un ein sehr kluger Mann, aber das muß ich Dir sagen, Corinna, wenn ich meinem guten Schmolke, der doch nur ein einfacher Mann war, mit so lange Stengel un ungeschält un den ganzen Kriepsch drin gekommen wär', ja, da hätt' es 'was gegeben. Denn so gut er war, wenn er dachte, ‚sie denkt woll, das is gut genug,' dann wurd' er falsch un machte sein Dienstgesicht un sah aus, als ob er mich arretiren wollte . . ."

„Ja, liebe Schmolke," sagte Corinna, „das ist eben einfach die alte Geschichte vom Geschmack und daß sich über Geschmäcker nicht streiten läßt. Und dann ist es auch wohl die Gewohnheit und vielleicht auch von Gesundheits wegen."

„Von Gesundheitswegen," lachte die Schmolke. „Na, höre, Kind, wenn einem so die Hacheln in die Kehle kommen un man sich verschluckert un man mitunter zu 'nem ganz fremden Menschen sagen muß: ‚Bitte, kloppen Sie mir 'mal en bischen, aber hier ordentlich ins Kreuz,' — nein, Corinna, da bin ich doch mehr für eine ausgekernte Malvasier, die 'runter geht wie Butter. Gesundheit! . . . Stengel un Schale, was da von Gesundheit is, das weiß ich nich . . ."

„Doch, liebe Schmolke. Manche können Obst nicht vertragen und fühlen sich geniert, namentlich wenn sie, wie Papa, hinterher auch noch die Sauce löffeln. Und da gibt es nur ein Mittel dagegen: Alles muß d'ran bleiben, der Stengel und die grüne Schale. Die beiden, die haben das Adstringens . . ."

„Was?"

„Das Adstringens, d. h. das, was zusammenzieht, erst bloß die Lippen und den Mund, aber dieser Proceß des Zusammenziehens setzt sich dann durch den ganzen inneren Menschen hin fort, und das ist dann das, was Alles wieder in Ordnung bringt und vor Schaden bewahrt."

Ein Sperling hatte zugehört und wie durchdrungen von der Richtigkeit von Corinna's Auseinandersetzungen, nahm er einen Stengel, der zufällig abgebrochen war, in den Schnabel und flog damit auf das andere Dach hinüber. Die beiden Frauen aber verfielen in Schweigen und nahmen erst nach einer Viertelstunde das Gespräch wieder auf.

Das Gesammtbild war nicht mehr ganz dasselbe, denn Corinna hatte mittlerweile den Tisch abgeräumt und einen blauen Zuckerbogen darüber ausgebreitet, auf welchem zahlreiche alte Semmeln lagen und daneben ein großes Reibeisen. Dies letztere nahm sie jetzt in die Hand, stemmte sich mit der linken Schulter dagegen, und begann nun ihre Reibethätigkeit mit solcher Vehemenz, daß die geriebene Semmel über den ganzen blauen Bogen hinstäubte. Dann und wann unterbrach sie sich und schüttete die Bröckchen nach der Mitte hin zu einem Berg zusammen, aber gleich danach begann sie von Neuem, und es hörte sich wirklich an, als ob sie bei dieser Arbeit allerlei mörderische Gedanken habe.

Die Schmolke sah ihr von der Seite her zu. Dann sagte sie: „Corinna, wen zerreibst Du denn eigentlich?"

„Die ganze Welt."

„Das is viel . . . un Dich mit?"

„Mich zuerst."

„Das is recht. Denn wenn Du nur erst recht zerrieben un recht mürbe bist, dann wirst Du wohl wieder zu Verstande kommen."

„Nie."

„Man muß nie ‚nie' sagen, Corinna. Das war ein Hauptsatz von Schmolke. Un das muß wahr sein, ich habe noch jedesmal gefunden, wenn einer ‚nie' sagte, dann is es immer dicht vorm Umkippen. Un ich wollte, daß es mit Dir auch so wäre."

Corinna seufzte.

„Sieh', Corinna, Du weißt, daß ich immer dagegen war. Denn es is ja doch ganz klar, daß Du Deinen Vetter Marcell heirathen mußt."

„Liebe Schmolke, nur kein Wort von dem."

„Ja, das kennt man, das is das Unrechtsgefühl. Aber ich will nichts weiter sagen un will nur sagen, was ich schon gesagt habe, daß ich immer dagegen war, ich meine gegen Leopold, un daß ich einen Schreck kriegte, als Du mir's sagtest. Aber als Du mir dann sagtest, daß die Commerzienräthin sich ärgern würde, da gönnt' ich's ihr un dachte, ‚warum nich? warum soll es nich gehn? Un wenn der Leopold auch bloß ein Wickelkind is, Corinnchen wird ihn schon aufpäppeln und ihn zu Kräften bringen.' Ja, Corinna, so dacht' ich un hab' es Dir auch gesagt. Aber es war ein schlechter Gedanke, denn man soll seinen Mitmenschen nich ärgern, auch wenn man ihn nich leiden kann, un was mir zuerst kam, der Schreck über Deine Verlobung, das war doch das Richtige. Du mußt einen klugen Mann haben, einen, der eigentlich klüger ist, als Du — Du bist übrigens gar nich 'mal so klug — un der 'was Männliches hat, so wie Schmolke, un vor dem Du Respect hast. Un vor Leopold kannst Du keinen Respect haben. Liebst Du'n denn noch immer?"

„Ach, ich denke ja gar nicht dran, liebe Schmolke."

„Na, Corinna, denn is es Zeit, un denn mußt Du nu Schicht damit machen. Du kannst doch nich die ganze Welt auf den Kopp stellen un Dein un andrer Leute Glück, worunter auch Dein Vater un Deine alte Schmolke is, verschütten un verderben wollen, bloß um der alten Commerzienräthin mit ihrem Puffscheitel und ihren Brillantbommeln einen Tort anzuthun. Es is eine geldstolze Frau, die den Apfelsinenladen vergessen hat un immer bloß ötepotöte thut un den alten Professor anschmachtet un ihn auch „Wilibald" nennt, als ob sie noch auf'n Hausboden Versteck mit einander spielten un hinterm Torf stünden, denn damals hatte man noch Torf auf'm Boden, un wenn man 'runter kam, sah man immer aus wie'n Schornsteinfeger, — ja, sieh', Corinna, das hat Alles seine Richtigkeit, un ich hätt' ihr so 'was gegönnt, un Aerger genug wird sie woll auch gehabt haben. Aber wie der alte Pastor Thomas zu Schmolke un mir in unsrer Traurede gesagt hat: ‚Liebet Euch untereinander, denn der Mensch soll sein Leben nich auf den Haß, sondern auf die Liebe stellen,' (dessen Schmolke un ich auch immer eingedenk gewesen sind) — so, meine liebe Corinna, sag' ich es auch zu Dir, man soll sein Leben nich auf den Haß stellen. Hast Du denn wirklich einen solchen Haß auf die Räthin, das heißt einen richtigen?"

„Ach, ich denke ja gar nicht dran, liebe Schmolke."

„Ja, Corinna, da kann ich Dir bloß noch 'mal sagen, dann is es wirklich die höchste Zeit, daß 'was geschieht. Denn wenn Du ihn nicht liebst und ihr nich haßt, denn weiß ich nich, was die ganze Geschichte überhaupt noch soll."

„Ich auch nicht."

Und damit umarmte Corinna die gute Schmolke, und diese sah denn auch gleich an einem Flimmer in Corinna's Augen, daß nun Alles vorüber und daß der Sturm gebrochen sei.

„Na, Corinna, denn wollen wir's schon kriegen, un es kann noch Alles gut werden. Aber nu gieb die Form her, daß wir ihn einthun, denn eine Stunde muß er doch wenigstens kochen. Un vor Tisch sag' ich Deinem Vater kein Wort, weil er sonst vor Freude nich essen kann . . ."

„Ach, der äße doch."

„Aber nach Tisch sag ich's ihm, wenn er auch um seinen Schlaf kommt. Und geträumt hab' ich's auch schon un habe Dir nur nichts davon sagen wollen. Aber nun kann ich es ja. Sieben Kutschen und die beiden Kälber von Professor Kuh waren Brautjungfern. Natürlich, Brautjungfern möchten sie immer alle sein, denn auf die kuckt Alles, beinah' mehr noch als auf die Braut, weil die ja schon weg ist; un meistens kommen sie auch bald 'ran. Un bloß den Pastor konnt' ich nich recht erkennen. Thomas war es nich. Aber vielleicht war es Souchon, bloß daß er ein bischen zu dicklich war."

Fünfzehntes Capitel.

Der Pudding erschien Punkt zwei, und Schmidt hatte sich denselben munden lassen. In seiner behaglichen Stimmung entging es ihm durchaus, daß Corinna für Alles, was er sagte, nur ein stummes Lächeln hatte; denn er war ein liebenswürdiger Egoist, wie die Meisten seines Zeichens, und kümmerte sich nicht sonderlich um die Stimmung seiner Umgebung, so lange nichts passierte, was dazu angethan war, ihm die Laune direct zu stören.

„Und nun laß abdecken, Corinna; ich will, eh' ich mich ein bischen ausstrecke, noch einen Brief an Marcell schreiben oder doch wenigstens ein paar Zeilen. Er hat nämlich die Stelle. Distelkamp, der immer noch alte Beziehungen unterhält, hat mich's heute Vormittag wissen lassen." Und während der Alte das sagte, sah er zu Corinna hinüber, weil er wahrnehmen wollte, wie diese wichtige Nachricht auf seiner Tochter Gemüth wirke. Er sah aber nichts, vielleicht weil nichts zu sehen war, vielleicht auch weil er kein scharfer Beobachter war, selbst dann nicht, wenn er's ausnahmsweise 'mal sein wollte.

Corinna, während der Alte sich erhob, stand ebenfalls auf und ging hinaus, um draußen die nöthigen Ordres zum Abräumen an die Schmolke zu geben. Als diese bald danach eintrat, setzte sie mit jenem absichtlichen und ganz unnöthigen Lärmen, durch den alte Dienerinnen ihre dominirende Hausstellung auszudrücken lieben, die herumstehenden Teller und Bestecke zusammen, derart, daß die Messer- und Gabelspitzen nach allen Seiten hin herausstarrten und drückte diesen Stachelthurm im selben Augenblicke, wo sie sich zum Hinausgehen anschickte, fest an sich.

„Pieken Sie sich nicht, liebe Schmolke," sagte Schmidt, der sich gern einmal eine kleine Vertraulichkeit erlaubte.

„Nein, Herr Professor, von pieken is keine Rede nich mehr, schon lange nich. Un mit der Verlobung is es auch vorbei."

„Vorbei. Wirklich? Hat sie 'was gesagt?"

„Ja, wie sie die Semmel zu den Pudding rieb, ist es mit eins 'rausgekommen. Es stieß ihr schon lange das Herz ab, und sie wollte bloß nichts sagen. Aber nu is es ihr zu langweilig geworden, das mit Leopoldten. Immer bloß kleine Billetter mit'n Vergißmeinnicht draußen un'n Veilchen drin; da sieht sie nu doch wohl, daß er keine rechte Courage hat, un daß seine Furcht vor der Mama noch größer is, als seine Liebe zu ihr."

„Nun, das freut mich. Und ich hab' es auch nicht anders erwartet. Und Sie wohl auch nicht, liebe Schmolke. Der Marcell ist doch ein andres Kraut. Und was heißt gute Partie? Marcell ist Archäologe."

„Versteht sich," sagte die Schmolke, die sich dem Professor gegenüber grundsätzlich nie zur Unvertrautheit mit Fremdwörtern bekannte.

„Marcell, sag' ich, ist Archäologe. Vorläufig rückt er an Hedrich's Stelle. Gut angeschrieben ist er schon lange, seit Jahr und Tag. Und dann geht er mit Urlaub und Stipendium nach Mykenä . . ."

Die Schmolke drückte auch jetzt wieder ihr volles Verständniß und zugleich ihre Zustimmung aus.

„Und vielleicht," fuhr Schmidt fort, „auch nach Tiryns oder wo Schliemann grade steckt. Und wenn er von da zurück ist und mir einen Zeus für diese meine Stube mitgebracht hat . . ." und er wies dabei unwillkürlich nach dem Ofen oben, als dem einzigen für Zeus noch leeren Fleck . . . „wenn er von da zurück ist, sag' ich, so ist ihm eine Professur gewiß. Die Alten können nicht ewig leben. Und sehen Sie, liebe Schmolke, das ist das, was ich eine gute Partie nenne."

„Versteht sich, Herr Professor. Wovor sind denn auch die Examens un all das? Un Schmolke, wenn er auch kein Studierter war, sagte auch immer . . ."

„Und nun will ich an Marcell schreiben und mich dann ein Viertelstündchen hinlegen. Und um halb vier den Kaffee. Aber nicht später."

* * *

Um halb vier kam der Kaffee. Der Brief an Marcell, ein Rohrpostbrief, zu dem sich Schmidt nach einigem Zögern entschlossen hatte, war seit wenigstens einer halben Stunde fort, und wenn Alles gut ging und Marcell zu Hause war, so las er vielleicht in diesem Augenblicke schon die drei lapidaren Zeilen, aus denen er seinen Sieg entnehmen konnte. Gymnasial-Oberlehrer! Bis heute war er nur deutscher Literaturlehrer an einer höheren Mädchenschule gewesen und hatte manchmal grimmig in sich hineingelacht, wenn er über den Codex argenteus, bei welchem Worte die jungen Dinger immer kicherten, oder über den Heliand und Beowulf hatte sprechen müssen. Auch hinsichtlich Corinna's waren ein paar dunkle Wendungen in den Brief eingeflochten worden, und Alles in Allem ließ sich annehmen, daß Marcell binnen kürzester Frist erscheinen würde, seinen Dank auszusprechen.

Und wirklich, fünf Uhr war noch nicht heran, als die Klingel ging und Marcell eintrat. Er dankte dem Onkel herzlich für seine Protection, und als dieser das Alles mit der Bemerkung ablehnte, daß, wenn von solchen Dingen überhaupt die Rede sein könne, jeder Dankesanspruch auf Distelkamp falle, sagte Marcell: „Nun, dann also Distelkamp. Aber daß Du mir's gleich geschrieben, dafür werd' ich mich doch auch bei Dir bedanken dürfen. Und noch dazu mit Rohrpost!"

„Ja, Marcell, das mit Rohrpost, das hat vielleicht Anspruch; denn eh' wir Alten uns zu 'was Neuem bequemen, das dreißig Pfennig kostet, da kann mitunter viel Wasser die Spree 'runterfließen. Aber was sagst Du zu Corinna?"

„Lieber Onkel, Du hast da so eine dunkle Wendung gebraucht, . . . ich habe sie nicht recht verstanden. Du schriebst: ‚Kenneth von Leoparden sei auf dem Rückzug.' Ist Leopold gemeint? Und muß es Corinna jetzt als Strafe hinnehmen, daß sich Leopold, den sie so sicher zu haben glaubte, von ihr abwendet?"

„Es wäre so schlimm nicht, wenn es so läge. Denn in diesem Falle wäre die Demüthigung, von der man doch wohl sprechen muß, noch um einen Grad größer. Und so sehr ich Corinna liebe, so muß ich doch zugeben, daß ihr ein Denkzettel wohl noth thäte."

Marcell wollte zum Guten reden . . .

„Nein, vertheidige sie nicht, sie hätte so 'was verdient. Aber die Götter haben es doch milder mit ihr vor und dictiren ihr statt der ganzen Niederlage, die sich in Leopold's selbstgewolltem Rückzuge aussprechen würde, nur die halbe Niederlage zu, nur die, daß die Mutter nicht will und daß meine gute Jenny, trotz Lyrik und obligater Thräne, sich ihrem Jungen gegenüber doch mächtiger erweist als Corinna."

„Vielleicht nur, weil Corinna sich noch rechtzeitig besann und nicht alle Minen springen lassen wollte."

„Vielleicht ist es so. Aber wie es auch liegen mag, Marcell, wir müssen uns nun darüber schlüssig machen, wie Du zu dieser ganzen Tragicomödie Dich stellen willst, so oder so. Ist Dir Corinna, die Du vorhin so großmüthig vertheidigen wolltest, verleidet oder nicht? Findest Du, daß sie wirklich eine gefährliche Person ist, voll Oberflächlichkeit und Eitelkeit, oder meinst Du, daß Alles nicht so schlimm und ernsthaft war, eigentlich nur bloße Marotte, die verziehen werden kann? Darauf kommt es an."

„Ja, lieber Onkel, ich weiß wohl, wie ich dazu stehe. Aber ich bekenne Dir offen, ich hörte gern erst Deine Meinung. Du hast es immer gut mit mir gemeint und wirst Corinna nicht mehr loben, als sie verdient. Auch schon aus Selbstsucht nicht, weil Du sie gern im Hause behieltest. Und ein bischen Egoist bist Du ja wohl. Verzeih', ich meine nur so dann und wann und in einzelnen Stücken . . ."

„Sage dreist in allen. Ich weiß das auch und getröste mich damit, daß es in der Welt öfters vorkommt. Aber das sind Abschweifungen. Von Corinna soll ich sprechen und will auch. Ja, Marcell, was ist da zu sagen? Ich glaube, sie war ganz ernsthaft dabei, hat Dir's ja auch damals ganz frank und frei erklärt, und Du hast es auch geglaubt, mehr noch als ich. Das war die Sach-

Brandenburgische
Landes- u. Hochschulbibliothek
Potsdam

lage, so stand es vor ein paar Wochen. Aber jetzt, darauf möcht' ich mich verwetten, jetzt ist sie gänzlich umgewandelt, und wenn die Treibels ihren Leopold zwischen lauter Juwelen und Goldbarren setzen wollten, ich glaube, sie nähm' ihn nicht mehr. Sie hat eigentlich ein gesundes und ehrliches und aufrichtiges Herz, auch einen feinen Ehrenpunkt, und nach einer kurzen Abirrung ist ihr mit einem Male klar geworden, was es eigentlich heißt, wenn man mit zwei Familienporträts und einer väterlichen Bibliothek in eine reiche Familie hineinheirathen will. Sie hat den Fehler gemacht, sich einzubilden, „das ginge so," weil man ihrer Eitelkeit beständig Zuckerbrot gab und so that, als bewerbe man sich um sie. Aber bewerben und bewerben ist ein Unterschied. Gesellschaftlich, das geht eine Weile; nur nicht fürs Leben. In eine Herzogsfamilie kann man allenfalls hineinkommen, in eine Bourgeoisfamilie nicht. Und wenn er, der Bourgeois, es auch wirklich übers Herz brächte — seine Bourgeoise gewiß nicht, am wenigsten wenn sie Jenny Treibel, née Bürstenbinder heißt. Rund heraus, Corinna's Stolz ist endlich wach gerufen, laß mich hinzusetzen: Gott sei Dank, und gleichviel nun, ob sie's noch hätte durchsetzen können oder nicht, sie mag es und will es nicht mehr, sie hat es satt. Was vordem halb Berechnung, halb Uebermuth war, das sieht sie jetzt in einem andern Licht und ist ihr Gesinnungssache geworden. Da hast Du meine Weisheit. Und nun laß mich noch einmal fragen, wie gedenkst Du Dich zu stellen? Hast Du Lust und Kraft, ihr die Thorheit zu verzeihen?"

„Ja, lieber Onkel, das hab' ich. Natürlich, so viel ist richtig, es wäre mir ein gut Theil lieber, die Geschichte hätte nicht gespielt; aber da sie nun einmal gespielt hat, nehm' ich mir das Gute daraus. Corinna hat nun wohl für immer mit der Modernität und dem krankhaften Gewichtlegen aufs Aeußerliche gebrochen, und hat statt dessen die von ihr verspotteten Lebensformen wieder anerkennen gelernt, in denen sie groß geworden ist."

Der Alte nickte.

„Mancher," fuhr Marcell fort, „würde sich anders dazu stellen, das ist mir völlig klar; die Menschen sind eben verschieden, das sieht man alle Tage. Da hab' ich beispielsweise, ganz vor Kurzem erst, eine kleine reizende Geschichte von Heyse gelesen, in der ein junger Gelehrter, ja, wenn mir recht ist, sogar ein archäologisch Angekränkelter, also eine Art Specialcollege von mir, eine junge Baronesse liebt und auch herzlich und aufrichtig wieder geliebt wird; er weiß es nur noch nicht recht, ist ihrer noch nicht ganz sicher. Und in diesem Unsicherheitszustande hört er in der zufälligen Verborgenheit einer Taxushecke, wie die mit einer Freundin im Park lustwandelnde Baronesse eben dieser ihrer Freundin allerhand Confessions macht, von ihrem Glück und ihrer Liebe plaudert und sich's nur leider nicht versagt, ein paar scherzhaft übermüthige Bemerkungen über ihre Liebe mit einzuflechten. Und dies hören und sein Ränzel schnüren und sofort das Weite suchen, ist für den Liebhaber und Archäologen eins. Mir ganz unverständlich. Ich, lieber Onkel, hätt' es anders gemacht, ich hätte nur die Liebe herausgehört und nicht den Scherz und nicht den Spott, und wäre, statt abzureisen, meiner geliebten Baronesse wahnsinnig glücklich zu Füßen gestürzt, von nichts sprechend als von meinem unendlichen Glück. Da hast Du meine

Situation, lieber Onkel. Natürlich kann man's auch anders machen; ich bin für mein Theil indessen herzlich froh, daß ich nicht zu den Feierlichen gehöre. Respekt vor dem Ehrenpunkt, gewiß; aber zuviel davon ist vielleicht überall vom Uebel und in der Liebe nun schon ganz gewiß."

„Bravo, Marcell. Hab' es übrigens nicht anders erwartet und seh' auch darin wieder, daß Du meiner leiblichen Schwester Sohn bist. Sieh, das ist das Schmidt'sche in Dir, daß Du so sprechen kannst; keine Kleinlichkeit, keine Eitelkeit, immer aufs Rechte, und immer aufs Ganze. Komm' her, Junge, gib mir einen Kuß. Einer ist eigentlich zu wenig, denn wenn ich bedenke, daß Du mein Neffe und College, und nun bald auch mein Schwiegersohn bist, denn Corinna wird doch wohl nicht Nein sagen, dann sind auch zwei Backenküsse kaum noch genug. Und die Genugthuung sollst Du haben, Marcell, Corinna muß an Dich schreiben, und so zu sagen beichten und Vergebung der Sünden bei Dir anrufen."

„Um Gotteswillen, Onkel, mache nur nicht so 'was. Zunächst wird sie's nicht thun, und wenn sie's thun wollte, so würd' ich doch das nicht mit anseh'n können. Die Juden, so hat mir Friedeberg erst ganz vor Kurzem erzählt, haben ein Gesetz oder einen Spruch, wonach es als ganz besonders strafwürdig gilt, ‚einen Mitmenschen zu beschämen', und ich finde, das ist ein colossal feines Gesetz und beinah' schon christlich. Und wenn man Niemanden beschämen soll, nicht einmal seine Feinde, ja, lieber Onkel, wie käm' ich dann dazu, meine liebe Cousine Corinna beschämen zu wollen, die vielleicht schon nicht weiß, wo sie vor Verlegenheit hinsehen soll. Denn wenn die Nicht-Verlegenen 'mal verlegen werden, dann werden sie's auch ordentlich, und ist einer in solch' peinlicher Lage wie Corinna, da hat man die Pflicht, ihm goldne Brücken zu bau'n. Ich werde schreiben, lieber Onkel."

„Bist ein guter Kerl, Marcell; komm' her, noch einen. Aber sei nicht zu gut, das können die Weiber nicht vertragen, nicht einmal die Schmolke."

Sechzehntes Capitel.

Und Marcell schrieb wirklich, und am andern Morgen lagen zwei an Corinna adressirte Briefe auf dem Frühstückstisch, einer in kleinem Format mit einem Landschaftsbildchen in der linken Ecke, Teich und Trauerweide, worin Leopold, zum ach, wie vielsten Male, von seinem „unerschütterlichen Entschlusse" sprach, der andere, ohne malerische Zuthat, von Marcell. Dieser lautete:

„Liebe Corinna! Der Papa hat gestern mit mir gesprochen und mich zu meiner innigsten Freude wissen lassen, daß, verzeih', es sind seine eignen Worte, ‚Vernunft wieder an zu sprechen fange'. ‚Und,' so setzte er hinzu, ‚die rechte Vernunft käme aus dem Herzen.' Darf ich es glauben? ist ein Wandel eingetreten, die Bekehrung, auf die ich gehofft? Der Papa wenigstens hat mich dessen versichert. Er war auch der Meinung, daß Du bereit sein würdest, dies gegen mich auszusprechen, aber ich habe feierlichst dagegen protestirt, denn mir liegt gar nicht daran, Unrechts- oder Schuldgeständnisse zu hören; — das, was ich jetzt weiß, wenn auch noch nicht aus Deinem Munde, genügt mir völlig, macht

mich unendlich glücklich und löscht alle Bitterkeit aus meiner Seele. Manch' einer würde mir in diesem Gefühl nicht folgen können, aber ich habe da, wo mein Herz spricht, nicht das Bedürfniß, zu einem Engel zu sprechen, im Gegentheil, mich bedrücken Vollkommenheiten, vielleicht weil ich nicht an sie glaube; Mängel, die ich menschlich begreife, sind mir sympathisch, auch dann noch, wenn ich unter ihnen leide. Was Du mir damals sagtest, als ich Dich an dem Mr. Nelson-Abend von Treibel's nach Hause begleitete, das weiß ich freilich noch Alles, aber es lebt nur in meinem Ohr, nicht in meinem Herzen. In meinem Herzen steht nur das Eine, das immer darin stand, von Anfang an, von Jugend auf.

„Ich hoffe Dich heute noch zu sehen. Wie immer Dein Marcell."

Corinna reichte den Brief ihrem Vater. Der las nun auch und blies dabei doppelte Dampfwolken; als er aber fertig war, stand er auf und gab seinem Liebling einen Kuß auf die Stirn: „Du bist ein Glückskind. Sieh', das ist das, was man das Höhere nennt, das wirklich Ideale, nicht das von meiner Freundin Jenny. Glaube mir, das Classische, was sie jetzt verspotten, das ist das, was die Seele frei macht, das Kleinliche nicht kennt und das Christliche vorahnt und vergeben und vergessen lehrt, weil wir Alle des Ruhmes mangeln. Ja, Corinna, das Classische, das hat Sprüche wie Bibelsprüche. Mitunter beinah' noch etwas d'rüber. Da haben wir zum Beispiel den Spruch: ‚Werde, der Du bist', ein Wort, das nur ein Grieche sprechen konnte. Freilich, dieser Werdeproceß, der hier gefordert wird, muß sich verlohnen, aber wenn mich meine väterliche Befangenheit nicht täuscht, bei Dir verlohnt es sich. Diese Treibelei war ein Irrthum, ein ‚Schritt vom Wege', wie jetzt, wie Du wissen wirst, auch ein Lustspiel heißt, noch dazu von einem Kammergerichtsrath. Das Kammergericht, Gott sei Dank, war immer literarisch. Das Literarische macht frei . . . Jetzt hast Du das Richtige wiedergefunden und Dich selbst dazu . . . ‚Werde, der Du bist', sagt der große Pindar, und deshalb muß auch Marcell, um der zu werden, der er ist, in die Welt hinaus, an die großen Stätten, und besonders an die ganz alten. Die ganz alten, das ist immer wie das heilige Grab; dahin gehen die Kreuzzüge der Wissenschaft, und seid Ihr erst von Mykenä wieder zurück — ich sage ‚Ihr', denn Du wirst ihn begleiten, die Schliemann ist auch immer dabei — so müßte keine Gerechtigkeit sein, wenn Ihr nicht übers Jahr Privatdocent wär't oder Extraordinarius."

Corinna dankte ihm, daß er sie gleich mit ernenne, vorläufig indeß sei sie mehr für Haus und Kinderstube. Dann verabschiedete sie sich und ging in die Küche, setzte sich auf einen Schemel und ließ die Schmolke den Brief lesen. „Nun, was sagen Sie, liebe Schmolke?"

„Ja, Corinna, was soll ich sagen? Ich sage bloß, was Schmolke immer sagte: Manchen gibt es der liebe Gott im Schlaf. Du hast ganz unverantwortlich un beinahe schauderöse gehandelt un kriegst ihn nu doch. Du bist ein Glückskind."

„Das hat mir Papa auch gesagt."

„Na, denn muß es wahr sein, Corinna. Denn was ein Professor sagt, is immer wahr. Aber nu keine Flausen mehr und keine Witzchen, davon haben wir nu genug gehabt mit dem armen Leopold, der mir doch eigentlich leid thun

kann, denn er hat sich ja nich selber gemacht, un der Mensch is am Ende wie er is. Nein, Corinna, nu wollen wir ernsthaft werden. Und wenn meinst Du denn, daß es los geht oder in die Zeitung kommt? Morgen?"

„Nein, liebe Schmolke, so schnell geht es nicht. Ich muß ihn doch erst seh'n und ihm einen Kuß geben . . ."

„Versteht sich, versteht sich. Eher geht es nich . . ."

„Und dann muß ich doch auch dem armen Leopold erst abschreiben. Er hat mir ja erst heute wieder versichert, daß er für mich leben und sterben will . . ."

„Ach Jott, der arme Mensch."

„Am Ende ist er auch ganz froh . . ."

„Möglich is es."

* * *

Noch am selben Abend, wie sein Brief es angezeigt, kam Marcell und begrüßte zunächst den in seine Zeitungslectüre vertieften Onkel, der ihm denn auch — vielleicht weil er die Verlobungsfrage für erledigt hielt — etwas zerstreut und das Zeitungsblatt in der Hand mit den Worten entgegentrat: „Und nun sage, Marcell, was sagst Du dazu? Summus Episcopus . . . Der Kaiser, unser alter Wilhelm, entkleidet sich davon, und will es nicht mehr, und Kögel wird es. Oder vielleicht Stöcker . . ."

„Ach, lieber Onkel, erstlich glaub' ich es nicht. Und dann, ich werde ja doch schwerlich im Dom getraut werden . . ."

„Hast Recht. Ich habe den Fehler aller Nicht-Politiker, über einer Sensationsnachricht, die natürlich hinterher immer falsch ist, alles Wichtigere zu vergessen. Corinna sitzt d'rüben in ihrem Zimmer und wartet auf Dich, und ich denke mir, es wird wohl das Beste sein, Ihr macht es untereinander ab; ich bin auch mit der Zeitung noch nicht ganz fertig, und ein Dritter geniert bloß, auch wenn es der Vater ist."

Corinna, als Marcell eintrat, kam ihm herzlich und freundlich entgegen, etwas verlegen, aber doch zugleich sichtlich gewillt, die Sache nach ihrer Art zu behandeln, also so wenig tragisch wie möglich. Von drüben her fiel der Abendschein ins Fenster, und als sie sich gesetzt hatten, nahm sie seine Hand und sagte: „Du bist so gut, und ich hoffe, daß ich dessen immer eingedenk sein werde. Was ich wollte, war nur Thorheit."

„Wolltest Du's denn wirklich?"

Sie nickte.

„Und liebtest ihn ganz ernsthaft?"

„Nein. Aber ich wollte ihn ganz ernsthaft heirathen. Und mehr noch, Marcell, ich glaube auch nicht, daß ich sehr unglücklich geworden wäre, das liegt nicht in mir, freilich auch wohl nicht sehr glücklich. Aber wer ist glücklich? Kennst Du wen? Ich nicht. Ich hätte Malstunden genommen und vielleicht auch Reitunterricht, und hätte mich an der Riviera mit ein paar englischen Familien angefreundet, natürlich solche mit einer Pleasure-Yacht, und wäre mit ihnen nach Corsica oder nach Sicilien gefahren, immer der Blutrache nach.

Denn ein Bedürfniß nach Aufregung würd' ich doch wohl zeitlebens gehabt haben; Leopold ist etwas schläfrig. Ja, so hätt' ich gelebt."

„Du bleibst immer dieselbe und malst Dich schlimmer als Du bist."

„Kaum; aber freilich auch nicht besser. Und deshalb glaubst Du mir wohl auch, wenn ich Dir jetzt versich're, daß ich froh bin, aus dem Allen heraus zu sein. Ich habe von früh an den Sinn für Aeußerlichkeiten gehabt und hab' ihn vielleicht noch, aber seine Befriedigung kann doch zu theuer erkauft werden, das hab' ich jetzt einsehen gelernt."

Marcell wollte noch einmal unterbrechen, aber sie litt es nicht.

„Nein, Marcell, ich muß noch ein paar Worte sagen. Sieh', das mit dem Leopold, das wäre vielleicht gegangen, warum am Ende nicht? Einen schwachen, guten, unbedeutenden Menschen zur Seite zu haben, kann sogar angenehm sein, kann einen Vorzug bedeuten. Aber diese Mama, diese furchtbare Frau! Gewiß, Besitz und Geld haben einen Zauber, wär' es nicht so, so wäre mir meine Verirrung erspart geblieben; aber wenn Geld Alles ist, und Herz und Sinn verengt und zum Ueberfluß Hand in Hand geht mit Sentimentalität und Thränen — dann empört sich's hier, und das hinzunehmen, wäre mir hart angekommen, wenn ich's auch vielleicht ertragen hätte. Denn ich gehe davon aus, der Mensch in einem guten Bett und in guter Pflege kann eigentlich viel ertragen."

* * *

Den zweiten Tag danach stand es in den Zeitungen, und zugleich mit den öffentlichen Anzeigen trafen Karten ein. Auch bei Commerzienraths. Treibel, der, nach vorgängigem Einblick in das Couvert, ein starkes Gefühl von der Wichtigkeit dieser Nachricht und ihrem Einfluß auf die Wiederherstellung häuslichen Friedens und passabler Laune hatte, säumte nicht, in das Damenzimmer hinüberzugehen, wo Jenny mit Hildegard frühstückte. Schon beim Eintreten hielt er den Brief in die Höhe und sagte: „Was kriege ich, wenn ich Euch den Inhalt dieses Briefes mittheile?"

„Fordere," sagte Jenny, in der vielleicht eine Hoffnung dämmerte.

„Einen Kuß."

„Keine Albernheiten, Treibel."

„Nun, wenn es von Dir nicht sein kann, dann wenigstens von Hildegard."

„Zugestanden," sagte diese. „Aber nun lies."

Und Treibel las: „Die am heutigen Tage stattgehabte Verlobung meiner Tochter . . ." ja, meine Damen, welcher Tochter? Es gibt viele Töchter. Noch einmal also, rathet. Ich verdoppele den von mir gestellten Preis . . . also „meiner Tochter Corinna mit dem Dr. Marcell Wedderkopp, Oberlehrer und Lieutenant der Reserve im brandenburgischen Füsilier-Regiment Nr. 35, habe ich die Ehre, hiermit ganz ergebenst anzuzeigen. Dr. Wilibald Schmidt, Professor und Oberlehrer am Gymnasium zum Heiligen Geist."

Jenny, durch Hildegard's Gegenwart behindert, begnügte sich, ihrem Gatten einen triumphirenden Blick zuzuwerfen, Hildegard selbst aber, die sofort wieder auf Suche nach einem Formfehler war, sagte nur: „Ist das Alles? So viel ich weiß, pflegt es Sache der Verlobten zu sein, auch ihrerseits noch ein Wort zu sagen. Aber die Schmidt-Wedderkopps haben am Ende darauf verzichtet."

„Doch nicht, theure Hildegard. Auf dem zweiten Blatt, das ich unterschlagen habe, haben auch die Brautleute gesprochen. Ich überlasse Dir das Schriftstück als Andenken an Deinen Berliner Aufenthalt und als Beweis für den allmäligen Fortschritt hiesiger Culturformen. Natürlich stehen wir noch eine gute Strecke zurück, aber es macht sich allmälig. Und nun bitt' ich um meinen Kuß."

Hildegard gab ihm zwei und so stürmisch, daß ihre Bedeutung klar war. Dieser Tag bedeutete zwei Verlobungen.

* * *

Der letzte Sonnabend im Juli war als Marcell's und Corinna's Hochzeitstag angesetzt worden; „nur keine langen Verlobungen," betonte Wilibald Schmidt, und die Brautleute hatten begreiflicherweise gegen ein beschleunigtes Verfahren nichts einzuwenden. Einzig und allein die Schmolke, die's mit der Verlobung so eilig gehabt hatte, wollte von solcher Beschleunigung nicht viel wissen und meinte, bis dahin sei ja bloß noch drei Wochen, also nur gerade noch Zeit genug, „um dreimal von der Canzel zu fallen," und das ginge nicht, das sei zu kurz, darüber redeten die Leute; schließlich aber gab sie sich zufrieden oder tröstete sich wenigstens mit dem Satze: geredet wird doch.

Am siebenundzwanzigsten war kleiner Polterabend in der Schmidt'schen Wohnung, den Tag darauf Hochzeit im Englischen Hause. Prediger Thomas traute. Drei Uhr fuhren die Wagen vor der Nikolaikirche vor, sechs Brautjungfern, unter denen die beiden Kuh'schen Kälber und die zwei Felgentreu's waren. Letztere, wie schon hier verrathen werden mag, verlobten sich in einer Tanzpause mit den zwei Referendarien vom Quartett, denselben jungen Herren, die die Halensee-Partie mitgemacht hatten. Der natürlich auch geladene Jodler wurde von den Kuh's heftig in Angriff genommen, widerstand aber, weil er, als Eckhaussohn, an solche Sturmangriffe gewöhnt war. Die Kuh'schen Töchter selbst fanden sich ziemlich leicht in diesen Echec — „er war der Erste nicht, er wird der Letzte nicht sein," sagte Schmidt — und nur die Mutter zeigte bis zuletzt eine starke Verstimmung.

Sonst war es eine durchaus heitere Hochzeit, was zum Theil damit zusammenhing, daß man von Anfang an Alles auf die leichte Schulter genommen hatte. Man wollte vergeben und vergessen, hüben und drüben, und so kam es denn auch, daß, um die Hauptsache vorweg zu nehmen, alle Treibel's nicht nur geladen, sondern mit alleiniger Ausnahme von Leopold, der an demselben Nachmittage nach dem Eierhäuschen ritt, auch vollzählig erschienen waren. Allerdings hatte die Commerzienräthin anfänglich stark geschwankt, ja, sogar von Taktlosigkeit und Affront gesprochen, aber ihr zweiter Gedanke war doch der gewesen, den ganzen Vorfall als eine Kinderei zu nehmen und dadurch das schon hier und da laut gewordene Gerede der Menschen auf die leichteste Weise todt zu machen. Bei diesem zweiten Gedanken blieb es denn auch; die Räthin, freundlich-lächelnd wie immer, trat in pontificalibus auf und bildete ganz unbestritten das Glanz- und Repräsentationsstück der Hochzeitstafel. Selbst die Honig und die Wulsten waren auf Corinna's dringenden Wunsch eingeladen worden; erstere kam auch, die Wulsten dagegen entschuldigte sich brieflich, „weil sie Lizzi,

das süße Kind, doch nicht allein lassen könne." Dicht unter der Stelle „das süße Kind" war ein Fleck, und Marcell sagte zu Corinna: „Eine Thräne, und ich glaube, eine echte." Von den Professoren waren, außer den schon genannten Kuh's, nur Distelkamp und Rindfleisch zugegen, da sich die mit jüngerem Nachwuchs Gesegneten sämmtlich in Kösen, Ahlbeck und Stolpemünde befanden. Trotz dieser Personal-Einbuße war an Toasten kein Mangel; der Distelkamp'sche war der beste, der Felgentreu'sche der logisch ungeheuerlichste, weshalb ihm ein hervorragender, vom Ausbringer allerdings unbeabsichtigter Lacherfolg zu Theil wurde.

Mit dem Herumreichen des Confects war begonnen, und Schmidt ging eben von Platz zu Platz, um den älteren und auch einigen jüngeren Damen allerlei Liebenswürdiges zu sagen, als der schon vielfach erschienene Telegraphenbote noch einmal in den Saal und gleich danach an den alten Schmidt herantrat. Dieser, von dem Verlangen erfüllt, den Ueberbringer so vieler Herzenswünsche schließlich wie den Goethe'schen Sänger königlich zu belohnen, füllte ein neben ihm stehendes Becherglas mit Champagner und kredenzte es dem Boten, der es, unter vorgängiger Verbeugung gegen das Brautpaar, mit einem gewissen avec leerte. Großer Beifall. Dann öffnete Schmidt das Telegramm, überflog es und sagte: „Vom stammverwandten Volk der Briten."

„Lesen, lesen."

„. . . To Dr. Marcell Wedderkopp."

„Lauter."

„England expects that every man will do his duty . . . Unterzeichnet John Nelson."

Im Kreise der sachlich und sprachlich Eingeweihten brach ein Jubel aus, und Treibel sagte zu Schmidt: „Ich denke mir, Marcell ist Bürge dafür."

Corinna selbst war ungemein erfreut und erheitert über das Telegramm, aber es gebrach ihr bereits an Zeit, ihrer glücklichen Stimmung Ausdruck zu geben, denn es war acht Uhr, und um neuneinhalb Uhr ging der Zug, der sie zunächst bis München und von da nach Verona oder, wie Schmidt mit Vorliebe sich ausdrückte, „bis an das Grab der Julia" führen sollte. Schmidt nannte das übrigens Alles nur Kleinkram und „Vorschmack", sprach überhaupt ziemlich hochmüthig und orakelte, zum Aerger Kuh's, von Messenien und dem Taygetos, darin sich gewiß noch ein paar Grabkammern finden würden, wenn nicht von Aristomenes selbst, so doch von seinem Vater. Und als er endlich schwieg und Distelkamp ein vergnügtes Lächeln über seinen mal wieder sein Steckenpferd tummelnden Freund Schmidt zeigte, nahm man wahr, daß Marcell und Corinna den Saal inzwischen verlassen hatten.

* * *

Die Gäste blieben noch. Aber gegen zehn Uhr hatten sich die Reihen doch stark gelichtet; Jenny, die Honig, Helene waren aufgebrochen, und mit Helene natürlich auch Otto, trotzdem er gern noch eine Stunde zugegeben hätte. Nur der alte Commerzienrath hatte sich emancipirt und saß neben seinem Bruder Schmidt, eine Anekdote nach der andern aus dem „Schatzkästlein deutscher Nation" hervorholend, lauter blutrothe Karfunkelsteine, von deren „reinem Glanze" zu sprechen, Vermessenheit gewesen wäre. Treibel, trotzdem Goldammer fehlte, sah

sich dabei von verschiedenen Seiten her unterstützt, am ausgiebigsten von Adolar Krola, dem denn auch Fachmänner wahrscheinlich den Preis zuerkannt haben würden.

Längst brannten die Lichter, Cigarrenwölkchen kräuselten sich in großen und kleinen Ringen, und junge Paare zogen sich mehr und mehr in ein paar Saalecken zurück, in denen ziemlich unmotivirt, vier, fünf Lorbeerbäume zusammenstanden und eine gegen Profanblicke schützende Hecke bildeten. Hier wurden auch die Kuh'schen gesehen, die noch einmal, [vielleicht auf Rath der Mutter, einen energischen Vorstoß auf den Jodler unternahmen, aber auch diesmal umsonst. Zu gleicher Zeit klimperte man bereits auf dem Flügel, und es war sichtlich der Zeitpunkt nahe, wo die Jugend ihr gutes Recht beim Tanze behaupten würde.

Diesen gefahrdrohenden Moment ergriff der schon vielfach mit „Du" und „Bruder" operirende Schmidt mit einer gewissen Feldherrngeschicklichkeit und sagte, während er Krola eine neue Cigarrenkiste zuschob: „Hören Sie, Sänger und Bruder, carpe diem. Wir Lateiner legen den Accent auf die letzte Silbe. Nutze den Tag. Ueber ein Kleines und irgend ein Clavierpauker wird die Gesammtsituation beherrschen und uns unsere Ueberflüssigkeit fühlen lassen. Also noch einmal, was Du thun willst, thue bald. Der Augenblick ist da; Krola, Du mußt mir einen Gefallen thun und Jenny's Lied singen. Du hast es hundert Mal begleitet und wirst es wohl auch singen können. Ich glaube, Wagner'sche Schwierigkeiten sind nicht drin. Und unser Treibel wird es nicht übel nehmen, daß wir das Herzenslied seiner Eheliebsten in gewissem Sinne profaniren. Denn jedes Schaustellen eines Heiligsten ist das, was ich Profanirung nenne. Hab' ich Recht, Treibel, oder täusch' ich mich in Dir? Ich kann mich in Dir nicht täuschen. In einem Manne wie Du kann man sich nicht täuschen, Du hast ein klares und offnes Gesicht. Und nun komm, Krola. „Mehr Licht" — das war damals ein großes Wort unseres Olympiers; aber wir bedürfen seiner nicht mehr, wenigstens hier nicht, hier sind Lichter die Hülle und Fülle. Komm. Ich möchte diesen Tag als ein Ehrenmann beschließen und in Freundschaft mit aller Welt und nicht zum wenigsten mit Dir, mit Adolar Krola."

Dieser, der an hundert Tafeln wetterfest geworden und im Vergleich zu Schmidt noch ganz leidlich im Stande war, schritt, ohne langes Sträuben, auf den Flügel zu, während ihm Schmidt und Treibel Arm in Arm folgten, und ehe der Rest der Gesellschaft noch eine Ahnung haben konnte, daß der Vortrag eines Liedes geplant war, legte Krola die Cigarre bei Seite und hob an:

Glück, von allen Deinen Losen
Eines nur erwähl' ich mir,
Was soll Gold? Ich liebe Rosen
Und der Blumen schlichte Zier.

Und ich höre Waldesrauschen,
Und ich seh' ein flatternd Band —
Aug' in Auge, Blicke tauschen
Und ein Kuß auf Deine Hand.

Geben, nehmen, nehmen, geben,
Und Dein Haar umspielt der Wind,
Ach, nur das, nur das ist Leben,
Wo sich Herz zum Herzen find't.

Alles war heller Jubel, denn Krola's Stimme war immer noch voll Kraft und Klang, wenigstens verglichen mit dem, was man sonst in diesem Kreise hörte. Schmidt weinte vor sich hin. Aber mit einem Male war er wieder da. „Bruder", sagte er, „das hat mir wohl gethan. Bravissimo. Treibel, unsere Jenny hat doch Recht. Es ist 'was damit, es ist was drin; ich weiß nicht genau was, aber das ist es eben — es ist ein wirkliches Lied. Alle echte Lyrik hat 'was Geheimnißvolles. Ich hätte doch am Ende dabei bleiben sollen . . ."

Treibel und Krola sahen sich an und nickten dann zustimmend.

„. . . Und die arme Corinna! Jetzt ist sie bei Trebbin, erste Etappe zu Julia's Grab . . . Julia Capulet, wie das klingt. Es soll übrigens eine ägyptische Sargkiste sein, was eigentlich noch interessanter ist . . . Und dann Alles in Allem, ich weiß nicht, ob es recht ist, die Nacht so durchzufahren; früher war das nicht Brauch, früher war man natürlicher, ich möchte sagen sittlicher. Schade, daß meine Freundin Jenny fort ist, die sollte darüber entscheiden. Für mich persönlich steht es fest, Natur ist Sittlichkeit und überhaupt die Hauptsache. Geld ist Unsinn, Wissenschaft ist Unsinn, Alles ist Unsinn. Professor auch. Wer es bestreitet, ist ein pecus. Nicht wahr, Kuh? . . . Kommen Sie, meine Herren, komm', Krola . . . Wir wollen nach Hause gehen."

Zur Schulgesetzgebung.

Von
Dr. **W. Rein,**
Professor der Pädagogik an der Universität Jena.

Ist es nicht eine merkwürdige Erscheinung, wie jetzt ein tiefgehendes und weitreichendes Interesse, das sogar zu leidenschaftlichen Ausbrüchen sich steigern kann, für die Volksschulgesetzgebung hervortritt, während die Volksschule und die Arbeiter in ihr nur zu oft einer schlecht verhehlten Geringschätzung und höhnenden Verspottung seitens der Gesellschaft anheim fallen? Dieser auffallende Widerspruch wird nur dadurch erklärbar, daß die öffentliche Meinung gewohnt ist, die Richtung des jedesmaligen Regierungssystems zu beurtheilen nach dem Geiste, der in der Leitung des Kirchen- und Unterrichtswesens herrscht. Das ist das Maßgebende und darum die weitgreifende Aufregung unter der evangelischen Bevölkerung auch außerhalb Preußens, die sich durch den neuesten Gesetzentwurf der preußischen Regierung in ihren heiligsten Empfindungen bedroht fühlt. Diese weitgreifende, überall mit einer gewissen Naturgewalt hervorbrechende Aufregung legt zugleich ein erneutes Zeugniß von der Thatsache ab, daß der Deutsche seine religiösen Ueberzeugungen, mögen dieselben auch so abgeblaßt sein, daß sie anderen als atheistisch erscheinen können, noch heutigen Tages mit seinem Wesen so innig verwachsen betrachtet, daß ein Angriff auf sie einem Eingriff in seine Lebensinteressen gleichkommt.

Und dieser Eingriff ist durch den Gesetzentwurf erfolgt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß derselbe eine katholisirende Tendenz in sich birgt, daß mit ihm die Haupterrungenschaften der Reformation in Frage gestellt werden. Er entspricht durchaus dem Standpunkt der katholischen Kirche, die auf Autorität gegründet ist; er widerspricht durchaus dem Geiste der evangelischen Kirche, die auf der Idee des allgemeinen Priesterthums fußt. Als Beweis hierfür möge man die Windthorst'schen Schulanträge mit dem Gesetzentwurf zusammenhalten.

Die Windthorst'schen Schulanträge lauten:

1. In das Amt des Volksschullehrers dürfen nur Personen berufen werden, gegen welche die kirchliche Behörde in kirchlich-religiöser Hinsicht keine Einwendung gemacht hat. Werden später solche Einwendungen erhoben, so darf der Lehrer zur Ertheilung des Religionsunterrichts nicht weiter zugelassen werden.

2. Diejenigen Organe zu bestimmen, die in den einzelnen Volksschulen den Religionsunterricht zu leiten berechtigt sind, steht ausschließlich den kirchlichen Obern zu.
3. Das zur Leitung des Religionsunterrichtes berufene kirchliche Organ ist befugt, nach eigenem Ermessen den schulplanmäßigen Religionsunterricht selbst zu ertheilen oder dem Religionsunterricht des Lehrers beizuwohnen, in diesen einzugreifen und für dessen Ertheilung den Lehrer mit Weisungen zu versehen, die von Letzterem zu befolgen sind.
4. Die kirchlichen Behörden bestimmen die für den Religionsunterricht und die religiöse Uebung in den Schulen dienenden Lehr- und Unterrichtsbücher, den Umfang und Inhalt des schulplanmäßigen religiösen Unterrichtsstoffes und dessen Vertheilung auf die einzelnen Classen.

Damit vergleiche man die betreffenden Paragraphen des Entwurfes 112, 18, 6:

1. Als Lehrer oder Lehrerin an öffentlichen Volksschulen kann nur angestellt werden, wer die vorgeschriebene Prüfung bestanden hat. Die kirchlichen Oberbehörden sind befugt, sich durch einen Beauftragten mit Stimmrecht an der Prüfung zu betheiligen. Erhebt derselbe wegen ungenügender Leistungen eines Examinanden in der Religion im Gegensatz zu der Mehrheit der Prüfungscommission Widerspruch gegen die Ertheilung des Befähigungszeugnisses, so ist an den Oberpräsidenten als Vorsitzenden des Provinzial-Schulcollegiums zu berichten, welcher im Einvernehmen mit der kirchlichen Oberbehörde zu entscheiden hat. Ist ein Einvernehmen nicht zu erzielen, so ist dem Lehrer das Lehramtzeugniß mit Ausschluß der Befähigung für den Religionsunterricht zu ertheilen.
2. Den Religionsunterricht in der Volksschule leiten die betreffenden Religionsgesellschaften. Mit Ertheilung des Religionsunterrichtes dürfen nur solche Lehrer beauftragt werden, welche sich im Besitz eines, die Befähigung zur Ertheilung des Religionsunterrichtes aussprechenden Lehramtszeugnisses befinden. Der von den betreffenden Religionsgesellschaften mit der Bedeutung des Religionsunterrichtes beauftragte Geistliche oder Religionsdiener hat das Recht, dem Religionsunterricht in der Schule beizuwohnen, durch Fragen sich von der sachgemäßen Ertheilung desselben und von den Fortschritten der Kinder zu überzeugen, den Lehrer nach Schluß des Unterrichtes sachlich zu berichtigen, sowie dementsprechend mit Weisungen zu versehen. Die kirchliche Oberbehörde ist befugt, im Einvernehmen mit dem Regierungspräsidenten einen Ortsgeistlichen ganz oder theilweise mit der Ertheilung des Religionsunterrichtes zu beauftragen.
3. Die Einführung neuer Lehrpläne und Schulbücher für den Religionsunterricht erfolgt im Einvernehmen mit den kirchlichen Oberbehörden beziehungsweise den zuständigen Organen der betreffenden Religionsgesellschaft.

Keine wesentliche Forderung des katholischen Führers ist also im Entwurf unberücksichtigt geblieben. Diese Bestimmungen sind ohne Gefahr da, wo volle Einheitlichkeit in den religiösen Ueberzeugungen herrscht. Sie werden überall eine Quelle lähmenden Haders werden, wo Abweichungen vom kirchlichen Bekenntniß erfolgt sind und die subjective Auffassungsweise von der Kirche selbst gebilligt wird. In diese Kämpfe zwischen zwei Weltanschauungen, die in Glaubensautorität und Glaubensfreiheit gipfeln, ist nun der Oberpräsident als Schiedsrichter hineingestellt. Er mag sich nur mit einer tiefgehenden theologischen Ausrüstung katholischer und evangelischer Art versehen; denn seine juristische Bildung wird schwerlich ausreichen, die Entscheidung in Glaubenssachen zu fällen.

Schelling hat behauptet, das Schicksal des Christenthums werde in Deutschland entschieden. Es können Zweifel mancherlei Art über diesen Satz auftauchen. Aber seine Umkehrung dürfte allgemeine Zustimmung finden: Deutschlands Schicksal ist bedingt durch die Stellung, die es zum Christenthum einnimmt.

Erinnern wir uns dessen, was Goethe, gewiß ein unverdächtiger Zeuge in diesen Dingen, rühmt: „Die christliche Religion ist ein mächtiges Wesen für sich,

woran die gesunkene und leidende Menschheit von Zeit zu Zeit sich immer wieder emporgearbeitet hat; und indem man ihr diese Wirkung zugesteht, ist sie über aller Philosophie erhaben und bedarf von ihr keiner Stütze. Mag die geistige Cultur nur immer fortschreiten, der menschliche Geist sich erweitern, wie er will; über die Hoheit und sittliche Cultur des Christenthums wird er nicht hinauskommen."

Und dies Gefühl, diese Ueberzeugung ist in der Mehrzahl unserer Zeitgenossen lebendig. Aber freilich wird die Wirkung dieser Ueberzeugung abgeschwächt, ja fast vernichtet durch die Zerfahrenheit und Zerrissenheit, die in der Auffassung der christlichen Lehre herrscht. Ein Theil der Nation unterwirft sich blindlings der durch die höchste kirchliche Autorität vorgeschriebenen amtlichen Form. Im Gehorsam gegen das kirchlich geheiligte Dogma fühlt das Herz sich beglückt. An diesem Glück sollen alle theilnehmen. Aber wie können sie dies, seit Luther die Gewissen geweckt und das allgemeine Priesterthum wieder erstehen ließ? Allerdings nur in der Idee. Denn in Wirklichkeit heißt es trotz Synode und Kirchengemeindevorstand: Mulier et vir taceant in ecclesia! Das Wort führt das Consistorium, der Kirchenrath, oder wie sonst die oberste Kirchenbehörde sich nennt, mit den Pastoren, denen nur zu oft die Heeresfolge mangelt. Damit ist wiederum ein Theil einverstanden. Sie unterwerfen sich gern der höheren Weisheit und weisen ihr Gewissen, falls es sich einmal regen sollte, zur Ruhe. Denn was sollte aus der Kirche werden, so sagen sie sich, wenn jeder einzelne sein eigenes Glaubensbekenntniß sich bauen und nur in ihm leben wollte?

Wenn es nur so wäre! Die Kirche würde dabei herrlich bestehen. Aber freilich eine Kirche, die zu scheiden wüßte das Wesentliche vom Nebensächlichen und das Nothwendige vom Zufälligen; die den Geistern Freiheit gewährte und sie gerade dadurch an sich zöge. Hält aber die Kirche starr fest an dem Ueberlieferten, d. h. an den durch das Mittelalter und die Reformation geschaffenen Formen, ohne zu berücksichtigen, wie eine mächtige Weiterentwicklung im Denken erfolgt ist, die nicht mit den amtlichen Formen sich deckt, so ist nicht zu verwundern, wie ein Riß durch die Evangelischen geht, der auf der einen Seite ein kleines Häuflein zeigt, das in den überlieferten Formeln sich glücklich fühlt und seinen Frieden gefunden, auf der anderen eine große Masse derer, die voller Zweifelsucht alle Qualen durchkostet, die eine Zeit des Uebergangs zu bereiten pflegt, oder voller Lauheit in übel verstandenem Liberalismus sich längst abgewendet hat von allem religiösen Fühlen und Denken.

Aber ohne Zweifel beginnt sich jetzt bei ihnen ein dunkler Drang zu regen nach Aenderung; es beginnt die Ahnung zu dämmern, daß das Heil unserer Cultur von einer gründlichen Erneuerung des religiösen Lebens abhänge. Noch wissen sie nicht, woher diese Erneuerung kommen solle, aber darin treffen sich Alle, daß sie sich gegen alle und jede Versuche wenden, die davon ausgehen, daß die hergebrachten amtlichen Formen des Christenthums sich noch nicht überlebt hätten, sondern daß sie nur mit rechtem Geiste erfaßt werden müßten, um ihre unvergleichlichen Wirkungen von sich ausströmen zu lassen, Wirkungen, die noch jetzt viele an sich in so reichem Maße erführen. Aber Wohlthaten können nicht aufgedrungen werden. Wo es geschieht, werden sie nur zu oft als Wehethaten

empfunden. Neuerdings nun mehren sich die Versuche, den Geist des Christenthums in neue Formen zu gießen, die von dem fortgeschrittenen Denken kein fortwährendes sacrificium intellectus verlangen. Aber es sind nur Versuche, durch die die Rathlosigkeit der Zeit um nichts verringert wird. Die Taschenspielerkünste mancher sogenannter liberaler Theologen aber, die zwar den ganzen Apparat kirchlicher Orthodoxie dem Namen nach beibehalten, aber irgend etwas Beliebiges darunter verstehen, wenn es auch das Ergebniß des größten Scharfsinnes ist, locken kein Publicum mehr an; man ist ihrer gründlich satt. Denn man strebt nach einem starken, idealen Glauben, der als einigender, Alles beseelender Mittelpunkt unserem geistigen Gesammtleben wieder innere Einheit, Größe und freudige Sicherheit verleihen könnte.

Und in dieser Zeit innerer Zerfahrenheit, lähmender Unruhe und Unbefriedigtseins, starker religiöser Gegensätze und socialen Klassenhasses unternimmt man es, ein Schulgesetz mit den denkbar schärfsten confessionellen Zügen zu entwerfen? Wahrlich ein kühnes Unternehmen, das scheitern muß, wenn man nicht einen gemeinsamen Boden der Verständigung findet. Daß und wie ein solcher denkbar ist, soll am Schlusse dieses Aufsatzes gezeigt werden. Von Scheitern aber können wir auch dann reden, wenn der Entwurf durch eine kleine Majorität Gesetz geworden ist. Denn indem er einem Theile gerecht wird, vergewaltigt er einen anderen Theil der Nation, dessen Ueberzeugungen ihm ebenso heilig sind, wie dem Gegner die seinen. Infolgedessen wird ein Kampf hervorgerufen, der die geistigen Güter der Nation abermals aufs Empfindlichste zu schädigen droht.

Der Gedanke der Vergewaltigung scheint aber den geistigen Urhebern des Gesetzentwurfs überhaupt nicht gekommen zu sein. In voller Ueberzeugung, daß mit ihm das wahre Wohl des Volkes gefördert werde, daß er trotz allen Widerspruches wie kein anderer geeignet sei, die idealen Mächte des Volkslebens zu stärken und ihnen zum Sieg zu verhelfen, werden die Vertheidiger blind gegen die wahre Sachlage. Sie übersehen vor Allem, daß auf der Gegenseite auch Ueberzeugungen stehen, die allerdings auf anderem Boden gewachsen sind und zu anderen Ergebnissen hinführen. Sie wissen nichts oder wollen nichts wissen von der Weiterbewegung im Denken, die bei voller Aufrechterhaltung der religiösen Grundlagen allerdings über gewisse kirchliche Lehrbegriffe weit hinausgegriffen hat. Und nun erleben wir das merkwürdige Schauspiel, daß der zurückgebliebene Standpunkt den vorangeeilten zurückholen, oder wenn dieser dem Befehl zu gehorchen keine Lust hat, ihn als atheistisch brandmarken will. Dabei wird vollständig das Wort Friedrich's des Großen vergessen: „Es gibt kein Gefühl, das von unserem Wesen so unzertrennlich wäre, als das der Freiheit.“ Die gegenwärtigen Regierungsvertreter in Preußen scheinen keine Würdigung dafür zu besitzen, was in der Volksseele vorgeht, welche Stärke das Gefühl für freie Bewegung bei aller Anerkennung nothwendiger Schranken erreicht hat. Aber allerdings ist man bei den Oberen der Meinung, daß das Volk für die geforderte freie Bewegung noch nicht reif sei. Dieser Meinung liegt ein geistiger Hochmuth zu Grunde, der sich bereits bitter genug gerächt hat. Denn die Ansicht, nach welcher der Mensch erst mit einer bestimmten Rang- oder Vermögensstufe beginnt, alles darunter Befindliche aber für Gesindel zweifelhaften Werthes gilt, trägt ohne

Zweifel mit die Hauptschuld an der Verbreitung der Socialdemokratie. Und so ist es auch nichts als geistiger Hochmuth, wenn man ganz erfüllt von der eigenen Unfehlbarkeit dem Volke die Fähigkeit abspricht, in religiösen Dingen eigene Gedanken und Gefühle zu hegen. Wo wäre Luther geblieben, wenn nicht das Volk seine Gedanken nachzudenken, seine Gefühle nachzuempfinden vermocht hätte, wenn nicht in jedem Einzelnen sich die Ansätze dazu in reichem Maße vorgefunden hätten? Oder wollen die Vertreter des Gesetzentwurfs sich mit legalem Gehorsam begnügen? Wollen sie über den Drang nach freier Bewegung auf dem Gebiete innerer Ueberzeugung ohne Weiteres hinwegsehen und bestimmen: Weil ich dein Bestes will, mußt du gehorchen, du magst einverstanden sein oder nicht?

Für den Katholiken ist dieser Standpunkt begreiflich; für den Evangelischen niemals. Bei dem Katholiken ist Einsicht und Wollen so getheilt, daß erstere der Autorität der Kirche zufällt, der das Wollen des Einzelnen sich zu fügen hat. Für den Evangelischen, auch für den strenggläubigen, gilt die Ueberzeugung, daß nur der Mensch fromm und frei genannt werden kann, in dem Einsicht, durch eigene Arbeit gewonnen, und sittliches Wollen in Harmonie sich befinden. Und dieser echt evangelische Grundsatz soll von nun ab aufgehoben sein? Ein Ketzergericht soll errichtet werden, das über Rechtgläubigkeit des Lehrers entscheiden soll? Haben die Kirche und die Obrigkeit überhaupt ein Recht dazu? Woher wollen sie es nehmen? Wie nun, wenn die Laienwelt auf Grund des allgemeinen Priesterthums ein Gericht über die kirchlichen und staatlichen Vertreter halten wollte? Wenn der evangelische Lehrer den Spieß umdrehen und etwa den evangelischen Geistlichen fragen wollte: Glaubst du auch an die Höllenfahrt Christi und an den persönlichen Teufel? Er hat genau dasselbe Recht dazu; denn in der evangelischen Kirche hat nicht die Geistlichkeit zu entscheiden, was geglaubt werden soll, sondern die Gemeinde. Die evangelischen Geistlichen sind Diener des Worts und nichts weiter. Wo sie als Herrscher auftreten, haben sie mit dem Christenthum innerlich gebrochen, sie haben nichts mehr gemein mit ihm. Leider hat die Gemeinde bis jetzt verzichtet, den Inhalt des Glaubens zu bestimmen. Erst folgte sie Luther, da sie mit ihm sich eins wußte. Unter den Epigonen trat die Entkirchlichung ein; da war es schließlich den Leuten einerlei, was der Geistliche glaubte, wenn er nur keinen Anstoß erregte. Und dieser selbst hielt seine Ueberzeugung am besten in einem gewissen Halbdunkel. Da in der Gemeinde möglicherweise die verschiedensten religiösen Meinungen angetroffen wurden, mußte er allen gerecht werden. Nun fingen die Seiltänzerstücke an und die Halbheit. Auch bei dem Strenggläubigen ist das Bekenntniß durchlöchert; Strenggläubige selbst haben auf eine zeitgemäße Revision desselben gedrungen.

Und Angesichts solcher Sachlage hat man den Muth, den katholischen Maßstab auf den evangelischen Religionslehrer anzuwenden? Was glaubt man damit zu erzielen? Angenommen der Maßstab, das evangelische Bekenntniß, wäre wirklich ein durchaus feststehender, so dürfte unter den Lehrern kaum einer für tauglich befunden werden — und unter den Geistlichen auch nicht viele. Denn die, wie Luther, an den persönlichen Teufel glauben, sind wohl zu zählen. Ein schreckliches Scheinwerk, eine entsetzliche Heuchelei wird Platz greifen, noch weit

mehr, als dies bisher schon der Fall war. Und das soll die Wirkung eines Schulgesetzes sein, das berufen ist, die Bildung des Volkes zu fördern? —

Da müssen alle, die eine Glaubenserneuerung allein durch die Gewissensfreiheit, allein durch eigene innerste That des Menschen erhoffen, in den alten evangelischen Ruf ausbrechen: Wir protestiren! —

Aber noch eine zweite merkwürdige Erscheinung tritt in der Gegenwart hervor. Der Protestruf ermangelt heute der Einmüthigkeit, darum ist seine Wirkung eine abgeschwächte. Er richtet sich nicht nur gegen die Autoritätskirche, sondern zugleich gegen einen Theil des evangelischen Volkes, der die evangelische Fahne verlassen hat und dem Gewissenszwang zustimmt.

Wie ist diese betrübende Thatsache zu erklären? Wir denken auf folgende Weise. Nach Aufhebung des Socialistengesetzes festigte sich immer mehr der Gedanke, daß gegen geistige Strömungen nur geistige Waffen anzuwenden sind; daß innere Ueberzeugungen niemals durch Machtsprüche oder durch äußere Machtmittel auszurotten sind, es sei denn, daß das Volk ein Haufe von Knechten und Sklaven wäre.

Aber die geistigen Waffen sind verschiedener Art. Welches sind die schneidigsten? In weiten Kreisen ist die Ueberzeugung verbreitet, daß mit Humanität und allgemeiner Menschlichkeit gegen revolutionäre Strömungen nichts ausgerichtet werden könne; nur eine auf ein entschiedenes Bekenntniß gestützte Religiosität könne heutzutage hier wirksam und helfend eingreifen. Nun geben wir ohne Weiteres zu, daß den Prüfungen und Gefahren, die eine im Innern wühlende revolutionäre Bewegung den Völkern zu bereiten pflegt, weltlicher Idealismus, Bildung, Wissenschaft, Staatsgeist und Staatsgesinnung in keiner Weise gewachsen sind. Aber ebenso wenig ist es eine im Pochen aufs Bekenntniß erstarrte, ganz und gar salzlos gewordene Kirche und Kirchlichkeit. Denn wenn letztere helfen könnte, warum hat sie es nicht längst schon gethan? Das Buch von Goehre kann Allen die Augen öffnen, die sich in der bequemen Zuversicht wiegen, das Rüstzeug der Kirche sei immer noch stark genug, die unteren Schichten bis weit in das liberale Bürgerthum hinein in ihre Bahnen zurückzuzwingen. Es ist nicht möglich. Die Kluft ist zu groß geworden. Sie kann nur überbrückt werden durch eine wahrhafte und lebendige Religiosität, die nicht fortwährend durch inneren Zwiespalt gelähmt wird, hervorgerufen dadurch, daß das amtliche Bekenntniß sich nicht mehr deckt mit dem, was in der Gemeinde an religiösen Kräften lebendig ist. Es ist die höchste Zeit, daß die Kirche sich die Frage vorlege, ob die Entchristlichung des Volkes so weiter greifen oder ob sie nicht das Hauptstück der Lehre, die christliche Ethik, energischer und folgerichtiger unter Verzichtleistung einer Menge von Nebendingen zur Wahrheit machen solle. Denn wenn die sociale Frage einem entchristlichten Volke nahe tritt, so darf man sich nicht wundern, daß die Arbeiterklassen die Idee der Gleichheit zum Phantom der materiellen Güter und Genüsse verzerren und daß es andrerseits den besitzenden Classen an dem erforderlichen Maß von Opferwilligkeit und thätiger Liebe gebricht. Wenn heute das Bekenntniß in den Vordergrund geschoben wird, da sehe man zunächst nur zu, was davon in den kirchlichen Kreisen als wahrhaft lebendig übrig geblieben ist. Denn mit Schalen wirft man keine Berge um!

Aber ist es überhaupt gestattet, die Religion und das Bekenntniß, so durchlöchert es auch sein mag, in den Dienst der Monarchie oder überhaupt einer weltlichen Einrichtung zu stellen? sie, die das innerste Heiligthum des Menschen ausmacht, in dem er Seelenfrieden finden will, herabzusetzen zu einem Mittel, das eine äußere Macht braucht, um sich aufrecht zu erhalten? Wenn wir mit unserer evangelischen Kirche in Deutschland so weit gekommen sind, dann können wir unseren Bankerott erklären und den Weltekel zum herrschenden Bekenntniß erheben.

Wer wollte bestreiten, daß derselbe wie eine zersetzende Krankheit schon weit um sich gegriffen hat? Die Erfüllung der nationalen Sehnsucht hat nur eine Weile das Gefühl der Verödung, des inneren Elendes zu verdecken vermocht, das im tiefsten Grund hervorgerufen ward durch das Verschwinden des Glaubens an die Wahrheit der kirchlichen Dogmen, in dem unsere Väter wurzelten. Es offenbart sich in dieser Thatsache, daß der Deutsche in einer Welt ohne Gott auf die Dauer keine Befriedigung findet und daß er von innerer Verödung gequält wird, wenn dieses Gefühl des Unbefriedigtseins gerade von den Stellen aus genährt wird, die die natürlichen Pflanz- und Pflegestätten einer echten Religiosität sein sollten.

Daß dazu ein unpädagogischer Unterricht viel beiträgt, ist allen Einsichtigen bekannt. Nur ein Beispiel für die entsetzliche methodische Unkenntniß und religiöse Verirrung, die weit verbreitet ist. Der Satz, daß der Schwerpunkt des Religionsunterrichts im Katechismus liege, wird von nicht wenigen in gutem Glauben nachgesprochen. Wer aber die Kindesnatur kennt, weiß, daß sie sich nicht an abstracten Dingen erwärmen kann. Ein Gerippe ohne Fleisch und Blut flößt keine Liebe ein, am wenigsten der Jugend. Das Bekenntniß in systematischer Form vorgelegt, bleibt ohne Leben, solange es nicht auf concreter Unterlage, der biblischen und der profanen Geschichte, ruht. Von dieser ist es gar nicht zu trennen, und deshalb ist die Auffassung eine mehr als naive, die dahin geht, den isolirten Katechismusunterricht als das Wesentliche zu betrachten. Man sollte doch die Erfahrung immer vor Augen haben, daß da, wo die Religion als fest formulirtes Dogma überliefert wird, sie nur in einem sehr lockeren Zusammenhang zur Gesinnung steht. Sie erzeugt dann höchstens Unterwerfung und äußere Werkheiligkeit, gibt aber keine wahre sittliche Haltung.

Und doch ist dies die Hauptsache. Der Glaube, gestützt auf Gesinnung, ist allen Aenderungen der Gesinnung unterworfen und bleibt darum immer etwas Individuelles. Aber trotzdem gehört der Glaube zu den allerstärksten gesellschaftlichen Kräften selbst in einem Zeitalter, das irreligiös, und in einer Gesellschaft, die atheistisch zu sein scheint — schon deshalb, weil er einen Gegenstand hat, vor dem alle übrigen gesellschaftlichen Unterschiede in nichts verschwinden. Die religiöse Gesinnung verbrüdert die Menschen, weil sie ihnen das Bewußtsein der Gleichheit vor dem Höchsten gibt. Daher auch der Widerstand der Bekenner derselben Religionsform gegen jeden ungleichmäßigen Druck einer weltlichen Macht. Und wo sie außerdem an den Begriff einer hierarchischen Aristokratie, an den Gedanken eines näheren Verhältnisses der Priester zur Gottheit gewöhnt sind, üben sie diesen Widerstand um so hartnäckiger aus, wenn eine außerhalb dieser Hierarchie liegende Macht sich in das einmischt, was auch nur entfernt das reli-

giöse Interesse zu beeinträchtigen scheint. Daher sind Reibungen zwischen Kirche und Staat mehr für den letzteren als für die erstere mit Gefahr verbunden. Umgekehrt wird, wenn sich der Staat zur Förderung hierarchischer Macht hergibt, eine gleiche Gefahr von der Seite her drohen, die sich von jeder hierarchischen Herrschaft innerlich befreit hat und nur sich in ihrem Gewissen bedrückt fühlt, wenn Staats- und Kirchengewalt sich vereinigen, um im Dienste sogenannter höherer Zwecke die Gesellschaft zu vergewaltigen.

Der verhängnißvolle Irrthum, in dem ein Theil unserer evangelischen Bevölkerung, namentlich der von den bürgerlichen Klassen sich fern haltende und darum ohne Verständniß für die herrschenden Strömungen dahin lebende befangen ist, liegt in der Verwechslung von Kirchlichkeit und Religiosität. Daher das Zusammengehen mit der katholischen Partei. Dieses Bündniß will der Gesellschaft Rettung bringen, kann es aber nicht, weil ein großer Theil unseres Volkes innerlich gebrochen hat mit den Formen, in denen das Rettungswerk sich bewegt. Deshalb nochmals: Wir protestiren gegen ein Werk, das retten soll, aber in Wirklichkeit nur zerstörend auf die idealen Mächte unseres Volkslebens wirken kann, daß nun die Schule, diese stille Bildungsstätte der heranwachsenden Generation, zu einem Kampfplatz streitender Weltanschauungen und kämpfender Parteien erniedrigt wird, die des Streitobjects sich nur bemächtigen wollen, um ihrer Weltanschauung zum Sieg zu verhelfen.

Oder hätte etwa der Streit der Parteien — der Conservativen und der Liberalen — der Schule selbst etwas genützt? Wo liegen denn die Verdienste derselben? Bestehen sie etwa darin, daß die Conservativen die confessionelle, die Liberalen aber die Simultanschule auf den Schild hoben? Gewiß nicht. Denn damit haben sie von vornherein die Sache zu einem ganz falschen Gegensatz zugespitzt, abgesehen davon, daß die einen unter der Firma der Liberalität um gewisser höherer Zwecke willen jeweilig illiberal handeln zu dürfen meinten, die andern unter dem Namen des Christenthums vor Allem die kirchliche Herrschaft zu conserviren trachteten. Was von beiden schlimmer sei, braucht nicht untersucht zu werden. So viel steht fest, daß das Hin- und Herzerren an der Schule von außer-pädagogischen Standpunkten aus der ruhigen Entwicklung derselben nicht förderlich sein kann.

Auf das Conto der Conservativen muß gesetzt werden, daß der vorliegende Entwurf die Hierarchie gegen die Socialdemokratie ausspielt. Das heißt aber doch nichts Anderes, als den Teufel durch Belzebub austreiben. Die Reformationskirche darf in keinem Fall hierzu die Hand bieten, denn sie ist auf dem Princip des Reformirens, der Freiheit und Mitarbeit aller Glieder gegründet. Diese Principien sind die socialen Wurzeln der Reformation gewesen; sie sind es, die den Baum allein gesund erhalten können und darum auch das gesammte Bildungswesen durchdringen müssen. Daß sie die Freiheit und Mitarbeit aller Glieder vielfach aufgab und sie der kirchlichen Beamtenschaft in Verbindung mit der staatlichen Bureaukratie überlieferte, hat ihr viele Herzen entfremdet, und daß sie vollends vor jedem weiteren Reformiren zurückschreckt, hat ihr alle gemüthanziehende Kraft genommen. Die Kirche wird von Tag zu Tag unfähiger, die entfremdeten Kreise wieder zu gewinnen. Besinnt sie sich nicht bald auf ihre

socialen Wurzeln, so werden diese absterben und keine neuen Triebe entfalten. Der Kirchenbaum gleicht einem dürren, abgestorbenen Geäste, das beim ersten Sturm zusammenprasseln wird. Eine Hauptschuld hieran trägt ohne Zweifel unser Vulgär-Liberalismus. Es rächt sich heute sehr bitter, daß der Liberalismus den religiösen Strömungen gegenüber so wenig positives Interesse zeigt; daß er erst dann sich aufzuraffen pflegt, wenn Angriffe von außen an die Gewissensfreiheit gemacht werden. Das hängt freilich mit seiner geschichtlichen Entwickelung zusammen. Die liberalen Ideen sind aus ihrem englischen Mutterland über Frankreich zu uns gekommen. Dort hatten sie ihren christlich religiösen Charakter gänzlich verloren, der in England in Form des Deismus ihnen noch anhaftete. In der Gesellschaft des Indifferentismus oder Materialismus kam dann der politische Liberalismus nach Deutschland. Hier hat er zwar theilweise eine gesundere religiöse Lebensanschauung wieder gewonnen, aber im Ganzen bilden Religion und Kirche in der liberalen Theorie noch immer keinen nennenswerthen positiven Faktor. Die meisten Glieder der liberalen Partei verhalten sich zu den religiösen Ideen und Institutionen vorwiegend gleichgültig — die liberalen Geistlichen wissen davon ein Lied zu singen — da ihnen jede Werthschätzung dieser für das Volksleben so wichtigen Einrichtungen abhanden gekommen ist. Ein nicht kleiner Bruchtheil verhält sich sogar entschieden feindselig und abweisend gegen alles, was nur irgendwie den Schein der religiösen Färbung an sich trägt. Dieser Herzfehler des deutschen Liberalismus begünstigt zwar eine lebhafte Action gegen die kirchlich-conservativen Parteien, lähmt aber das entschiedene Vorgehen in einer dem Volksleben wahrhaft dienlichen Weise.

Wie aber aus diesem Kampf der Parteien und der Weltanschauungen herauskommen? Durch den vorliegenden Gesetzentwurf allerdings nicht, da er einseitig Partei ergreift und damit einen Theil des Volkes vergewaltigt, der in dem geistigen Leben der Nation gewiß nicht die letzte Rolle spielt.

Bei diesem negativen Ergebniß aber wollen wir nun nicht stehen bleiben. Unser Gewissen treibt uns an, einen Ausweg zu suchen, positive Vorschläge vorzubringen, die zeigen können, wie wir dem Wirrwarr der Meinungen und dem Kampf der Parteien entgehen und einen höhern Standpunkt gewinnen können, von dem aus eine Aussöhnung nicht unmöglich erscheint.

Oder sollte es wirklich so sein, daß eine Zeit des Uebergangs, in der wir uns doch offenbar befinden, nicht geeignet sei, gesetzliche Bestimmungen zu treffen über Dinge, die, im Schwanken begriffen, sich der Festsetzung entziehen, oder aber einseitig aufgefaßt, Streitpunkte in die Gesellschaft tragen, die einen neuen Riß der herrschenden Zerfahrenheit hinzufügen und die vorhandenen Gegensätze in unheilvoller Weise verschärfen?

Das meinen wir nicht. Aber allerdings kann es sich bei einer gesetzlichen Regelung des Bildungswesens nicht um eine bloße Codificirung des Bestehenden und Gültigen handeln. Denn dieses läßt so viele Deutungen zu, als Meinungen vorhanden sind. Daher wird dem vorgelegten Entwurf rundweg bestritten, daß er das Vorhandene nur einfach festlege. Abgesehen davon, daß eine objective Zusammenfassung schwer gelingen dürfte, können wir uns bei einem so niedrig gegriffenen Standpunkt gar nicht beruhigen. Wenn wir nicht die Sache prin-

cipiell anfassen können, werden wir uns niemals zu gültigen und durchgreifenden Bestimmungen erheben.

Und es gibt in der That einen Weg, das gesammte Bildungswesen, nicht bloß die Volksschule, auf einen gesunden, tragfähigen Boden zu stellen, auf dem es gedeihen kann. Diesen Weg zeigt das Familienprincip, von dem in dem vorliegenden Entwurf nur schwache Ansätze sich zeigen, weshalb wir zum dritten Male gegen denselben protestiren müssen und zwar vom principiell-pädagogischen Standpunkt aus.

Unsere positive Aufgabe aber dürfte nunmehr sein, nachzuweisen, daß das Familienprincip wirklich den geeigneten Ausgangspunkt für eine durchgreifende Lösung darbietet und daß es, folgerichtig durchdacht, zu einer gesunden, alle Volksgenossen befriedigenden Gestaltung des gesammten Bildungswesens führen würde.

Gehen wir von dem in der Erfahrung Gegebenen aus, so zeigt es sich, daß an dem Schulwesen vier Interessenten betheiligt sind: Die Familie, die bürgerliche Gemeinde, die Kirche und der Staat. Da nun im Leben gemeiniglich der durchzudringen pflegt, der die meiste Macht besitzt, so hat der Staat einfach zugegriffen und sich die Schule angeeignet. Das aber will die Kirche sich nicht ohne Weiteres gefallen lassen, da sie zweifellos ein historisches und ein natürliches Recht an der Schule besitzt. Die bürgerliche Gemeinde aber und die Familie werden in ihrer im Staat untergeordneten, verhältnißmäßig machtlosen Stellung nicht beachtet. Darin liegt, meinen wir, der Hauptfehler sämmtlicher Schulgesetzentwürfe.

Denn wer wollte im Ernst bestreiten, daß der Familie an der Erziehung und dem Unterricht der Jugend das erste und größte Anrecht gebührt? Ihr gehören die Kinder zu; das ist das Liebste, was sie besitzen; ihre Erziehung ist ihre schönste Aufgabe. Sie hat darum in erster Linie zu bestimmen, wie Erziehung und Unterricht ihrer Kinder eingerichtet werden soll. Dieses Selbstbestimmungsrecht unterdrücken, heißt die Familien vergewaltigen, das Recht des Stärkeren an die Stelle setzen und ein kräftig pulsirendes Leben unterbinden.

Denn mit dem Familienprincip ist zugleich das Selbstverwaltungsrecht und die Freiheit der Bewegung gegeben. Das ist es aber, was wir brauchen, um unser nationales Leben gesunden zu lassen.

Auf Grund freier Vereinbarung der Familien entstehen Schulgemeinden, in denen die gleichen Erziehungsideale wirksam sind. Diese Schulgemeinden können also einen confessionellen, sowie einen paritätischen Charakter tragen; die Schulen selbst können öffentliche wie private sein. Es hieße aber eine Ueberspannung des Familienprincips, wenn man Alles den Familien überlassen wollte, Umfang des Unterrichts, Organisation der Schule, Zeit und Ziele u. s. w. Denn die Familien sind ja zugleich Glieder der bürgerlich-politischen Gemeinde, der kirchlichen Gemeinschaft und des Staates. Und alle diese Gemeinschaften haben gleichfalls ihr gutes Recht, bei der Erziehung der heranwachsenden Jugend mitzureden. Und es soll ihnen auch keineswegs genommen werden, wenn auch zugestanden werden muß, daß jeder der genannten Interessenten gleiche Opfer bringen muß, wenn auf Grund des Familienprincips eine Einigung erzielt werden soll. Es gilt, die Macht-

sphäre jedes einzelnen an der Erziehung betheiligten Factors genau zu bestimmen und abzugrenzen. Dabei wird sich zeigen, daß Jeder vollauf zu seinem Rechte kommt, daß Kirche, Staat und Commune bei Anerkennung des Familienprincips weit besser gedeihen werden, als bei einer Unterdrückung desselben. Nur in ihm ist die wahre Freiheit gegeben, die im Gehorsam an das besteht, was das Gewissen gebietet, was die innerste Ueberzeugung der Menschen in ethisch-religiösen Dingen vorschreibt.

So lange man die Frage des Bildungswesens nicht von dieser Innenseite betrachtet, so lange kommt man von einseitigen, tendenziös-gefärbten Parteianschauungen nicht los. Werden unsre Volksgenossen zu dieser innern Betrachtung sich entschließen können, um danach ihre Maßnahmen zu treffen und die vorhandenen Anschauungen zu ändern?

Wir hoffen es. Wie wir uns aber im Einzelnen die Abgrenzung der Wirkungssphären der genannten Mächte denken, sei in kurzen Punkten nachstehend einer eingehenden Prüfung vorgelegt.

I. Die Schulgemeinde.

1. Die ursprünglichsten und natürlichsten Rechte wie Pflichten der Jugenderziehung gegenüber hat die Familie.

2. Die Schule kann nur betrachtet werden als eine Veranstaltung der Familien zu einer gemeinsamen Erziehung der Jugend. Eine Genossenschaft von Familien, die eine gemeinsame Schule besitzen, bildet eine Schulgemeinde.

3. Als unmündige Glieder der Familie gehören die Kinder nur mit der Familie einer ethisch-religiösen, einer bürgerlichen und einer politischen Gemeinschaft an. Die Anrechte der Kirche, der bürgerlichen Gemeinde und des Staates können darum nur indirecte sein, so groß und bedeutungsvoll sie auch an sich sein mögen.

4. Die gemeinsame Erziehung bedingt, daß die betreffenden Familien und die berufsmäßigen Erzieher in den wichtigsten Erziehungsgrundsätzen übereinstimmen, also gewissenseinig sind.

5. Die Gewissenseinigkeit oder die gemeinsame Lebensanschauung der Schulgemeindeglieder hat historisch wie rechtlich innerhalb der staatlich anerkannten Religionsgesellschaften einen bekenntnißmäßigen, wenn auch vielfach sehr reformbedürftigen Ausdruck gefunden. Naturgemäß haben die Schulgemeinden nach der Innenseite hin auf dem Boden dieser Religionsgesellschaften sich zu gründen. Die Schulen, die auf diesem Boden stehen, gelten als öffentliche.

6. Verständigen sich Familien verschiedener Confession oder Dissidenten zur Gründung einer gemeinsamen Schule, so darf auch dieser Simultan- beziehentlich paritätischen Schule die staatliche Anerkennung als öffentliche Schule nicht versagt werden.

7. Daneben muß auch einzelnen Personen, Familien und Familiengenossenschaften, so weit sie sich über ihre Erziehungsgrundsätze genügend ausweisen können, die Errichtung von Privatschulen gestattet werden unter gewissen vom Staat zu bestimmenden Einschränkungen.

8. Die sämmtlichen freien Schulgemeinden eines Landes bilden ein gemeinsames Landesschulwesen, das sich in aufsteigender Weise folgendermaßen gliedert:

a) Locale Schulgemeinde,
b) Kreis- (Stadt)-Schulgemeinde,
c) Bezirks-Schulgemeinde,
d) Provinzial-Schulgemeinde.

9. Sämmtliche öffentlich anerkannten Schulgemeinden erhalten corporative Rechte, insbesondere das Recht der Selbstverwaltung. Die Verfassung erhält demnach einen

synodalen Charakter, und zwar so, daß die Einzelschulgemeinde einen Schulvorstand erhält; die Kreis- und Bezirksgemeinde eine Kreis- und Bezirksvertretung; die Provinzialgemeinde eine Provinzialsynode; das Landesschulwesen eine Landesschulsynode.

10. Damit das Selbstverwaltungsrecht auch nicht auf dem Papier nur bleibe, sondern ein thatsächliches werde, von dem Localschulvorstand bis zur Landesschulsynode hinauf, sind die Familienvertretungen mit den nöthigen Befugnissen in aufsteigender Reihe auszustatten auf Grund der Wahrheit, daß nur diejenige corporative Vertretung Leben entfalten kann, die auch Etwas zu bestimmen hat. Nur bei solcher Decentralisation kann das Schulwesen wahrhaft gedeihen, da es von der Arbeit des ganzen Volkes getragen wird. Der Staat aber, dem das Oberaufsichtsrecht verbleibt, wird dabei nur gewinnen, ebenso wie die Kirche, deren Einfluß in den Schulvertretungen wirklich zur Geltung gebracht werden kann, ohne daß sie sich mit dem Odium eines directen Eingriffes in das Bildungswesen zu belasten braucht. Staat, Kirche und Schule sollten eine Gesammtpersönlichkeit bilden, in der die verschiedenen Wirkungskreise bei aller Selbständigkeit sich durchdringen, tragen, stützen.

II. Die Kirche.

1. Die religiösen Gemeinschaften erkennen die vollständige Selbständigkeit der auf ihrem Boden erwachsenen Schulgemeinden an. Deshalb verzichten sie auf jedes besondere Recht, insbesondere auf das Aufsichtsrecht über die Schule.

2. Dem Geistlichen ist es gestattet, dem Religionsunterricht in der Schule beizuwohnen. Hat er an demselben bestimmte Ausstellungen zu machen, so berichtet er an seine vorgesetzte Behörde. Diese legt die betreffenden Beschwerden der Schulsynode zur Entscheidung vor. Ein directes Eingreifen in den Lehrplan und in die Lehrweise des Religionsunterrichts der Schule ist dem Geistlichen nicht gestattet.

3. In der Schulsynode ist den Geistlichen Gelegenheit gegeben, ihre pädagogischen Ueberzeugungen in Bezug auf Lehrplan, Lehrbücher und Lehrweise zur Geltung zu bringen.

4. Der Kirche wird das Recht zugestanden, zu den staatlichen Lehrerprüfungen einen Vertreter zu senden, dem Sitz und Stimme in der Prüfungscommission einzuräumen ist.

III. Die bürgerliche Gemeinde und der Staat.

1. Wie die Schule sich nach der Innenseite möglichst auf dem Boden der religiösen Gemeinschaften aufbauen muß, so äußerlich auf dem Boden der bürgerlichen Gemeinde und des Staates.

2. Die bürgerliche Gemeinde und der Staat übernehmen die Verwaltung der äußeren Schulangelegenheiten (Schulbau, Besoldungsverhältnisse u. s. w.).

3. Der Staat ist jedoch nicht befugt, die Grundlage und das Wesen der Familie anzutasten. Deshalb darf er nicht daran denken, die Schule zu verstaatlichen, d. h. Erziehung und Unterricht der Jugend ausschließlich in die Hand nehmen und für seine Zwecke benutzen zu wollen.

4. Der Staat führt jedoch das Oberaufsichtsrecht über die Schulen. Er hat das Recht, zu fordern, daß Erziehung und Unterricht nicht vernachlässigt werden, daß die Schulen keine ihm feindliche Richtung einschlagen, daß sie gewisse für seine Aufgabe nothwendige Ergebnisse erzielen. In letzter Hinsicht hat er gewisse Minimalziele für die einzelnen Schulgattungen festzustellen.

5. Der Staat richtet pädagogische Aufsichtsorgane ein, die den Schulverbänden helfend und unterstützend zur Seite stehen, etwa:

a) Das Kreis- bezw. Bezirksschulamt neben dem Kreis- bezw. Bezirksausschuß;
b) den Provinzial-Schulrath neben der Provinzial-Synode;
c) den Oberschulrath (Abtheilung für das Schulwesen im Cultusministerium) neben der Landes-Schulsynode.

6. Der Staat beruft die Schulsynoden ein, überwacht das genaue Ineinandergreifen aller im Schulwesen betheiligten Factoren und sorgt so für die einheitliche Regelung des gesammten Bildungswesens.

7. Der Staat regelt mit den Gemeindevertretungen die finanzielle Seite und überwacht den rechten Ausgleich bei Aufbringung der nöthigen Mittel.

8. Der Staat hat das Recht, Privatschulen aufzulösen, wenn sie den nationalen Interessen entgegen wirken und gemeingefährliche Tendenzen verfolgen.

Nur die äußersten Richtlinien sollten hier gegeben werden, um zu zeigen, welche Gestaltung etwa das Bildungswesen auf Grund des Familienprincips annehmen könnte. Die socialen Wurzeln der Reformationskirche kämen dabei zu vollem Recht: Freiheit der Bewegung und Mitarbeit der betheiligten Glieder gegenüber Hierarchie und Bureaukratismus. Das Reformiren aber wäre damit zugleich gewährleistet. Denn wo Freiheit der Bewegung und freudiges Mitarbeiten stattfindet, da kann von einer Stagnation der Kräfte keine Rede sein.

Damit könnten sich alle Volksgenossen einverstanden erklären, die das Vertrauen auf die menschliche Natur noch nicht verloren haben. Hören wir aber den Ruf, es sei ein Ideal, das hier gezeichnet worden, so stimmen wir dem gern bei, wenn man damit nicht etwa sagen will, es sei ein weltüberfliegendes, darum unpraktisch und unbrauchbar, weil es nicht mit den gegebenen Verhältnissen, d. h. mit den Familien, wie sie thatsächlich seien, rechnete.

Nun ist ohne Weiteres zuzugeben, daß in nicht wenigen Familien in den untern Schichten unsres Volkes ein Geist der Roheit eingezogen ist, der mit der Entchristlichung der untern Stände Schritt gehalten hat. Wenn aber diese Familien an irgend einer Stelle noch zu packen sind, da dürfte es in dem Interesse für die Erziehung ihrer Kinder sein. Ist dieses häufig nur sehr schwach entwickelt, so dürften doch die Familien zu zählen sein, denen die Erziehung ihrer Kinder absolut gleichgültig ist. Grade in den Kreisen der Socialdemokratie ist ein reges Bildungsinteresse vorhanden. Man muß das Vertrauen zur menschlichen Natur völlig verloren haben; man muß in seinem geistigen Hochmuth arg erblindet sein, wenn man diese Ansätze für gering und für nichts werth erachtet.

Das gezeigte Ideal dürfte bei seiner Verwirklichung nicht an der Interesselosigkeit der Familien scheitern; wollte man nur — falls man es für wahr hält — seiner Realisirung näher treten. Man würde vielleicht dann auch finden, daß neues Leben dem kraftlos gewordenen Kirchenbaum zuströmte, sofern das Interesse für die ethische Bildung auch dem religiösen Fühlen und Denken zu gute kommt. Schwierig genug mag die Verwirklichung unsrer Vorschläge sein; aber der Gedanke an die Schwierigkeit kann Niemanden zurückstoßen, der an die Wahrheit eines Ideals glaubt.

Vielleicht sind auch manche Schwierigkeiten nur scheinbare, insofern das gezeichnete Ideal nicht so weit von den Verhältnissen der Wirklichkeit absteht, als man auf den ersten Blick wohl glaubt. Schulgemeinden mit Schulvorständen, Aufsichtsbehörden u. s. w. sind schon vorhanden, wenn auch nicht in der scharfen Gliederung, wie sie oben versucht worden ist. Auch der Entwurf will sie in der untersten Instanz, wo jedoch das Geschick für Selbstverwaltung und das Verständniß für Erziehungsfragen weit mehr als in den Bezirks- und Provinzial-

gemeinden fehlt. Denn erst hier kann man die nöthige Intelligenz für die zu lösenden Aufgaben erwarten.

Der Gedanke an Schulsynoden aber liegt nahe, wenn man das Schulwesen auf seine eigenen Füße stellen will. Allerdings könnte der Hinblick auf die synodale Kirchenverfassung uns warnen, nicht zu viel von einer ähnlichen Einrichtung auf dem Gebiete der Schule zu erwarten. Ohne Zweifel ist die kirchliche Synodalverfassung bis jetzt nicht im Stande gewesen, neues Leben in den Gemeinden zu erzeugen. Das hängt genau mit dem Kaltsinn des Liberalismus in religiösen Dingen zusammen. Wäre das religiöse Interesse in diesen Kreisen vielfach nicht auf dem Gefrierpunkt angelangt, so würden die Synoden ein andres Leben zeigen und wecken. So freilich kommt diese Einrichtung nur denen zu gute, die ohnehin schon kirchlich gerichtet waren. Nun führen die Kirchensynoden ein Leben, das von den Meisten im Volke völlig ignorirt wird.

Auf dem Gebiet der Schule würde aber die Sache anders liegen, weil das Interesse für das Bildungswesen gerade in liberalen Kreisen ein sehr lebhaftes ist. Sie würden sich also auch lebhaft an der Entwicklung des Schulwesens betheiligen, wenn ihnen nur eine Stätte eröffnet wird mitzurathen und zwar nicht bloß über das Volksschulwesen, sondern über das gesammte Bildungswesen unsres Volkes. Denn das Familienprincip ist selbstverständlich erst recht anwendbar auf die gebildeten Schichten unsres Volkes, da, wo die Intelligenz hoch genug entwickelt ist, um einzusehen, wie viel von der rechten Volkserziehung für die Zukunft unsrer Nation abhängt. Die Lösung der Gymnasialfrage würde unsres Erachtens sich auf Grund des Familienprincips weit leichter vollziehen, als dies jetzt der Fall ist, wo die Bureaukratie sich unfähig erwiesen hat, eine befriedigende Regelung herbeizuführen.

So eröffnet die Betonung des Familienprincips einen weiten Ausblick auf eine gesunde Gestaltung und Fortentwicklung unsres Schulwesens. Von dem natürlichen Nährboden in den Familien aus sich erhebend, gibt es wahre Freiheit allen berechtigten Strömungen im Volksleben, die damit ihre Lebensfähigkeit beweisen können. Die Kirche kommt dabei vollauf zu ihrem Rechte, d. h. die religiöse Gemeinschaft, in der selbst volles Leben pulsirt, die sich ihrer volkserzieherischen Kraft ganz bewußt ist und in dem Dienen, in dem sich Hingeben an diese hohe Aufgabe das äußere Beherrschen der Geister vergißt. Indirect, durch die Familien hindurch, wird der Geist der religiösen Gemeinschaft auch die Schule durchdringen, und wo dies der Fall ist, kann der Geistliche wahrlich leicht auf jede Machtbefugniß verzichten. Wenn er erst zu Machtsprüchen seine Zuflucht nehmen muß, da ist bereits seine Macht gebrochen, weil er höchstens äußere Legalität erzielen kann, die mit innerer Fäulniß nicht selten verbunden ist. Für jeden religiös Gesinnten ist es ein trauriger Anblick, wie der Staat die Kirche benutzt, und die Kirche die Staatsgewalt duldet. Bei einer Verfassung, die dem Familienprincip huldigt, schwindet dieser Anblick; die Kirche zieht sich auf ihr eigenstes inneres Gebiet zurück und überläßt dem Staat die äußere Aufsicht. Von dem bisherigen Streitobject treten beide insofern zurück, als jeder dem andern freiwillig überläßt, was ihm zukommt. Dadurch allein kann der herrschende Streit beseitigt und dem künftigen vorgebeugt werden.

Und welche Wohlthat wird hierdurch für den Staat entstehen, wenn das Schulwesen, dem Kampfplatz entzogen, sich frei entwickeln kann unter seiner schützenden Aufsicht. Der Regierung bleibt eine schwere verantwortungsvolle Aufgabe, das rechte Functioniren der complicirten Maschine zu besorgen; darin wird und kann sie ihre volle Befriedigung finden.

Ob zu einer solchen durchgreifenden Reform die betheiligten Factoren den Muth finden werden? Oder ob sie sich in altgewohnter Weise mit Flickwerk und dürftigen Compromissen begnügen, allem principiellen Angreifen einer so tiefgreifenden Frage abhold? Hier wäre ein energisches Auftreten der liberalen Parteien mit den Freiconservativen wahrlich am Platz. Warum stellen sie, statt auf ein schmähliches Handeln und Feilschen sich einzulassen, nicht ein vollständig ausgearbeitetes, auf principiellen Grundlagen ruhendes, bis ins Einzelne consequent ausgebautes Gesammt-Schulgesetz dem Theilentwurf der Regierung entgegen?

Das wäre eine nationale That, die über Vieles uns hinweghöbe, was jetzt die Brust der Vaterlandsfreunde bedrückt[1]).

Den Willen hierfür zu wecken, dazu sollen diese Zeilen beitragen. Denn wäre der feste Wille erst da, so fände sich auch der Weg, der unser Volk zu neuen Erfolgen hinführte.

Wir erblicken ihn darin, daß das Bildungswesen selbständig gemacht, daß die dahin gehenden Forderungen gesetzlich geregelt werden. Die Emancipation der Schule gleicht der Bewegung des Pendels. Zunächst galt es, von der Herrschaft der Kirche loszukommen. Dabei trieb die Schule auf der andern Seite um so tiefer in den Staat hinein. Je ausschließlicher sie aber Staatsanstalt wird, desto mehr muß sie aus eigenen Kräften oder mit Hülfe der Kirche von diesem Extrem sich entfernen, bis sie den festen Punkt zwischen beiden gefunden hat. Nicht eher wird sie zur Ruhe kommen. Daß sie auf dem Boden des Familienprincips bald zu derselben gelangen würde, ist meine Ueberzeugung. Möchten diese Zeilen etwas beitragen, dem Familienprincip in der Schulverfassung, wenn nicht zur Anerkennung, so doch wenigstens zur Prüfung in weiteren und maßgebenden Kreisen zu verhelfen!

---

[1]) Hierbei würden die Schriften des rühmlichst bekannten Schulmannes F. W. Dörpfeld vortreffliche Dienste leisten können, vor Allem „Das Fundamentstück einer gerechten, gesunden, freien und friedlichen Schulverfassung". Hilchenbach 1892. Vergl. ferner: J. Trüper, „Die Familienrechte an der öffentlichen Erziehung". Zweite Auflage. Langensalza 1892.

Ein Thronerbe als Diplomat.

Historische Studie aus der Rheinbundszeit.

Nach archivalischen Quellen

von

Ludwig von Hirschfeld,

Kaiserl. Botschaftsrath z. D.

III.

In Paris war es nun stiller geworden. Der Erbprinz empfand diese Ruhe nach dem aufreibenden, gesellschaftlichen Treiben wohlthuend. Doch verkehrte er fortgesetzt in den Salons einflußreicher Personen, so fast täglich in dem Hause des Fürsten von Benevent.

Am 16. April traf Herr von Oertzen mit der vom Herzog ratificirten Accessionsacte in Paris wieder ein. Er brachte zugleich den nachstehenden Brief:

„Ludwigslust, den 5. April 1808.

Liebster Sohn! Nicht genug kann ich Dir durch diese Zeilen meine Zufriedenheit und meinen Dank bezeugen, die Du so reichlich durch Dein ganzes Benehmen bei den Unterhandlungen verdient hast. Du hast nicht nur einen unermüdeten Eifer für unsere gute Sache, sondern auch eine Gewandtheit dabei an den Tag gelegt, die mich um so mehr freut, als sie von einer richtigen Einsicht und Menschenkenntniß zeugt. Auch wundere ich mich über Deine Fassung und Geistesgegenwart in den Audienzen dem Kaiser Napoleon gegenüber.

Den Sitz im ersten Collegium wünschte ich freilich sehr, um nicht vielen anderen altfürstlichen Häusern künftig nachzustehen. Immer ist man damit auch einigen Gefahren weniger für seine Existenz ausgesetzt, indessen, liebster Sohn, hast Du alles gethan und Dich genug bemühet. Auch hast Du wahrscheinlich die nicht namhaft gemachte Connexion noch weiter fortgesetzt. Unsere Aussichten stehen, wenn sich die Umstände nicht gänzlich ändern, immerhin sehr günstig.

Da Du wünschest, jetzt so bald als möglich von dort abzureisen, wenn Lützow nur angekommen sein wird, so habe ich denselben angewiesen, sich gleich auf den Weg zu machen, und so sehe ich denn Deiner Zurückkunft hierher mit angenehmer Erwartung entgegen.

Die Original-Beitrittsacte zur Auswechselung wird Dir Oertzen mit meiner Ratification wieder einhändigen. Das große Siegel oder Wagenrad haben sie mir in Schwerin ganz wider meinen Willen aufgedrückt, wie denn jetzt daselbst die Mode

ist, alles windschief zu machen, denn die französischen Behörden machen mir nicht so viel Ungemach und Verdruß als meine eigenen. Wann ich das Vergnügen haben werde, Dich wieder zu sehen, wirst Du manches von mir erfahren, woraus nur zu klärlich zu ersehen ist, wie schwer es den hiesigen Autoritäten ankömmt zu gehorchen, und wie wenig mein Benehmen in dem Gang der Geschäfte ihren Beifall findet. Die Lage aller Sachen hat sich bei den jetzigen Conjuncturen verändert, folglich muß sich auch der Gang der Geschäfte verändern, um die Realität in den Geschäften zu befestigen, damit die Macht in den eigenen Händen des Herrn bleibt und nicht in die seiner Diener übergeht.

Nun schließe ich diesen Brief mit dem innigsten Gefühl der Liebe und Freundschaft, mit welcher ich stets bin und bleiben werde Dein treuer Vater und Freund

Friedrich Franz."

Der Herzog war, wie man sieht, mit dem Ergebniß der Unterhandlung ganz zufrieden. Ihm kam es vor Allem auf ein geordnetes, staatsrechtliches Verhältniß an. Dieses schien ihm durch den Beitritt zum Rheinbund gewonnen. Die unklaren und unsicheren Zustände, in welche die kleineren Territorialstaaten nach der Auflösung des Reichs und noch mehr durch die napoleonischen Gebietsvertheilungen gerathen waren, empfand er längst als lästig. Zudem plante er eine Abänderung der alten ständischen Verfassung und eine durchgreifende Regulirung der zerrütteten Finanzlage. Er beabsichtigte sich darüber mit seinen Ständen auf einem außerordentlichen Landtag auseinander zu setzen, was auch noch im Herbst desselben Jahres geschah. Friedrich Franz war ein praktischer Mann; in der Politik ließ er sich an dem Erreichbaren genügen; seine 52jährige Regierung hat dies fortdauernd bestätigt. Hochfliegende Pläne und Vergrößerungsgelüste lagen ihm fern. Deshalb bereitete ihm auch das Entsagen auf die großherzogliche Würde eine ungleich geringere Enttäuschung als seinem Sohn, der vielleicht ehrgeiziger angelegt war. Die vagen Hoffnungen, zumal auf Gebietszuwachs hatten für ihn gar keinen Werth. Mecklenburgs Grenzen waren noch dieselben wie vor einem Jahrtausend. Dieser Besitz genügte ihm. Weit mehr nagte der wirthschaftliche Ruin des Landes an seinem Herzen. Eine erkleckliche Geldentschädigung wäre ihm lieber gewesen, als Titel, Würden und Gebietserweiterung. Aber darauf war nicht zu rechnen. So ging er denn, nachdem eine staatsrechtliche Grundlage geschaffen, als umsichtiger und praktischer Regent ungesäumt an die Regelung der innern Verhältnisse und begann damit, zunächst die kleine Kriegsmacht des Landes neu zu organisiren. Da die Franzosen alle Waffen und Munition weggeschleppt hatten, so mußte der Erbprinz in seinem Namen noch während der letzten Wochen des Pariser Aufenthalts Schritte thun, um die Herausgabe wenigstens eines Theils der Gewehre bei dem Kriegsminister Clarke zu erwirken. Diese Schritte hatten aber keinen Erfolg. Man war genöthigt, die Gewehre für die neuerrichteten und zu einer Brigade formirten vier Bataillone in Lüttich zu kaufen und bei der Ebbe in den herzoglichen Cassen, den Betrag durch eine Anleihe zu hohen Zinsen zu beschaffen. Dabei dauerten die Vexationen Soult's fort. Noch zu Ende April hatte er eine große Anzahl von Kranken nach dem Militärlazareth in Dargun schaffen lassen, obwohl nach dem Vertrag vom 22. März dieses Lazareth hätte aufgehoben werden müssen. Von der Stadt Rostock hatte er fünfzig auf Kosten der Rhederei auszurüstende Trans-

portschiffe gefordert und dabei gedroht, den Magistrat vor ein Kriegsgericht zu stellen, wenn diese Schiffe nicht an dem dafür bestimmten Tage segelfertig wären. Wieder mußte der Erbprinz an den Herzog von Neufchâtel schreiben, um die Evacuation des Landes doch endlich zu erwirken. Erst durch einen formellen Befehl, der am 24. Mai von dem kaiserlichen Hauptquartier aus erging, ließ sich der eigensinnige Marschall Soult bewegen, den Rest der französischen Besatzung aus dem Lande zu ziehen. Dieses blieb wenigstens ein Jahr hindurch von Einquartirung frei, bis der Schill'sche Streifzug neue Einmärsche und neues Ungemach heraufbeschwor.

Ganz so resignirt wie sein Herr war der Minister von Plessen über den Ausgang der Pariser Verhandlungen nicht. Noch am 28. März, also zwei Tage vor dem Eintreffen der vollzogenen Urkunde in Ludwigslust, hatte er dem Erbprinzen geschrieben:

„Ich gestehe Ihnen, mein gnädigster Herr, daß ich die Erwartung, Mecklenburg werde seinen Platz im ersten Collegio erhalten, noch nicht aufgeben kann und darf, da die Anweisung des Sitzes im zweiten Collegio, auch wenn sie unvermeidlich wäre, doch für das Herzogliche Haus und selbst für den Umfang dieses Landes eine unverkennbare Herabsetzung bleibt. Ich muß daher noch andere Ursache davon vermuthen, die mir nicht bekannt ist. In politischer Hinsicht ist es immer keine gute Vorbedeutung. Es würde Rußland ja nicht geschadet haben, hierüber ein bestimmtes Verlangen zu stellen, und was hindert es, daß solches nicht noch jetzt und auch nach dem Beitritt geschieht. Wenn der russische Kaiser auch jetzt auf keine Entschädigung für unser Land antragen will und kann, so wird er sich doch dafür interessiren wollen, daß sein Schwager anständig placirt und nicht zurückgesetzt werde. Die allgemeinen Empfehlungen und Verwendungen führen gewöhnlich zu nichts. Und etwas Bestimmtes läßt sich immer fordern und erbitten."

Jetzt, wo der Vertrag vollzogen war, ließ sich zwar zunächst nicht viel thun. Auch erkannte Plessen an, daß der Erbprinz es an Eifer und Entschlossenheit nicht hatte fehlen lassen; er rechnete aber auf die Zukunft. In diesem Sinne war es ihm sehr erwünscht, daß der Oberhofmeister von Lützow, der inzwischen von St. Petersburg zurückgekehrt war, sogleich nach Paris ging, um den Erbprinzen dort abzulösen.

Lützow war schon in früheren Jahren Gesandter am französischen Hofe gewesen und dann nach Berlin versetzt. Nach Beendigung seiner beschwerlichen Mission in Warschau und Petersburg während des Winters 1806/7 hatte er sein Hofamt in Ludwigslust bekleidet, war aber im Februar 1808 wieder in besonderer Mission nach St. Petersburg gegangen. Diese Entsendung war auf ausdrücklichen Wunsch des Ministers Grafen Bassewitz erfolgt. Der Herzog hatte nur ungern zugestimmt; er hielt sie für überflüssig und namentlich für zu kostspielig. Zwischen ihm und dem leitenden Minister bestanden überhaupt seit einiger Zeit Differenzen, welche im Verlauf noch schärfer hervortraten und dahin führten, daß Graf Bassewitz einige Monate später seine Entlassung nahm. Auf diese Reibungen bezieht sich denn auch der Schluß des oben angeführten Briefes, in welchem der Herzog über Schwierigkeiten in der Regierung Klage führt. Auch mit der Wahl Lützow's zum Vertreter in Paris war Friedrich Franz eigentlich nicht einverstanden und hatte darüber an den Erbprinzen geschrieben:

„Was Lützow's Sendung anbelangt, so habe ich nur insofern nichts dagegen, als Du findest, daß er der einzige ist, der Dich ablösen kann. Dieses muß ich Deiner Beurtheilung überlassen und Dich dafür responsabel machen, daß aus seiner Mission uns Vortheil und kein Schaden erwächst, da er hinreichend am französischen Hofe als antifranzösisch und gänzlich preußisch gesinnt bekannt sein wird. In allen Fällen kannst Du meines Bedünkens vor Erledigung der Angelegenheit nicht wieder kommen, da Bosset gar nicht der Mann ist, der allein dableiben kann."

Am 25. April traf Lützow in Paris ein, und der Erbprinz setzte nunmehr seine Abreise auf den 1. Mai an. Vor derselben hinterließ er dem Gesandten eine geheime Instruction in neun Artikeln, von welcher wir einige Punkte als besonders charakteristisch hier anführen. Nachdem Herrn von Lützow zur Pflicht gemacht war, die mecklenburgischen Ansprüche auch ferner nachdrücklich zu verfolgen, hieß es wörtlich:

„Wenn die Umstände besondere Ausgaben veranlassen sollten, so wird der Gesandte darüber einen Bericht erstatten und denselben mit denjenigen Argumenten begründen, welche die Verhältnisse ihm darbieten. Immerhin wird seiner Vorsicht so viel Vertrauen geschenkt, daß es seinem Ermessen verstellt wird, gewisse Beträge und selbst bis zur Höhe von 100 000 Frcs. zu verausgaben, wenn die Umstände ihm nicht gestatten, die vorherige Zustimmung des allerdurchlauchtigsten Herzogs einzuholen, damit er nicht in die Lage kommt, eine günstige Gelegenheit sich entschlüpfen zu lassen oder behindert ist, alles, was unserer Sache nützen kann, zu beschleunigen und zu sichern."

Es ist dies das einzige Mal, daß sich in den Acten eine Andeutung von eventueller Verwendung geheimer Geldbeträge vorfindet. In den Berichten des Erbprinzen ist niemals davon die Rede, und auch sonst läßt nichts darauf schließen, daß der Einfluß maßgebender Persönlichkeiten in Paris auf diesem Wege zu gewinnen versucht wurde. Daß das Napoleonische Beamtenthum von Corruption nicht frei war, ist hinlänglich bekannt und durch viele Thatsachen erwiesen. Ebenso gewiß ist aber auch, daß der fürstliche Unterhändler von diesem Hülfsmittel in dem vorliegenden Fall und für seine Person keinen Gebrauch gemacht hat. Uebrigens hat auch Herr von Lützow, — wie seine bis zum März 1813 reichenden Berichte darthun, — zur Verwendung der ihm ertheilten Ermächtigung eine Gelegenheit weder gehabt noch gesucht.

In dieser Instruction wurde Lützow ferner autorisirt, zur Erreichung des vorgesteckten Zieles eventuell in die Erhöhung des Contingents auf dreitausend Mann zu willigen. Außerdem wurde derselbe aber auf das Bestimmteste angewiesen, „Alles zu vermeiden und officiell zurückzuweisen, was der Selbständigkeit und dem derzeitigen Besitzstande des herzoglich Strelitzischen Hauses irgendwie nachtheilig sein würde. Auch hat er jedweden Vorschlag zu unterlassen, der den Interessen des preußischen Hofes in irgend einer Art zuwiderlaufen könnte."

„Ich habe Sorge getragen," schrieb der Prinz in seinem letzten Bericht am 30. April, „Herrn von Lützow allenthalben hier einzuführen und kann mit Wahrheit versichern, daß er sehr wohl aufgenommen worden ist. Der Fürst von Benevent war besonders gütig gegen ihn. Dem gnädigen Befehle meines theuersten Vaters zufolge habe ich den Herrn von Lützow nach Beschaffenheit der jetzigen Lage der Dinge instruirt. Auch habe ich demselben befohlenermaßen einen Credit von 60 000 Livres eröffnet.

Ich habe meine Abschiedsvisiten gemacht und werde heute Abend noch beim Fürsten von Benevent Abschied nehmen. Morgen Abend um 11 Uhr verlasse ich

Paris und hoffe nun in wenig Wochen das geliebte Vaterland wieder zu sehen. Herr von Bosset wird noch acht Tage hier bleiben, um die kaiserliche Ratification der Accessionsacte zu erwarten. Sollte sie indessen alsdann nicht da sein, so werden seine weiteren Geschäfte einen längeren Aufenthalt nicht gestatten, und wird alsdann Herr von Lützow die Auswechselung beschaffen.

Ich werde meine Rückreise über Straßburg antreten. Mein Weg führt mich über Karlsruhe, wo ich mich indessen nicht aufhalten werde, Würzburg, Bamberg, Coburg, Hildburghausen, Gotha und Weimar.

Glücklich werde ich mich schätzen, um bald persönlich die Huldigung der kindlichsten Liebe und Ehrfurcht zu Füßen legen zu können, mit welcher ich lebenslänglich verharre Meines gnädigsten Vaters unterthänigst treugehorsamster Sohn

Friedrich Ludwig."

Der Umweg über Thüringen hatte, wie es scheint, seinen besonderen Zweck. Friedrich Ludwig fühlte die Nothwendigkeit, seinen Kindern wieder eine Mutter, seinem verödeten Hause eine Herrin zu geben. Seine Aufmerksamkeit war in dieser Hinsicht auf die Prinzessin Caroline von Sachsen-Weimar gelenkt worden, und der Besuch am Weimar'schen Hofe sollte wohl zu einer näheren Bekanntschaft die Gelegenheit bieten. Einige Monate später führte ihn, wie wir weiter unten sehen werden, ein neuer politischer Anlaß, der Erfurter Fürstencongreß, nochmals nach Weimar, und diese wiederholten Besuche legten den Grund zu einer Annäherung, die dann in der am 1. Juli 1810 gefeierten Vermählung ihren glücklichen Abschluß fand.

Dieser erste Aufenthalt in Weimar war übrigens nur von kurzer Dauer. Es drängte den Prinzen nach der Heimath, namentlich zu seinen Kindern, an denen er mit großer Zärtlichkeit hing. Am 17. Mai traf er wieder in Ludwigslust ein. Seine Abwesenheit hatte sieben Monate gewährt. Sie war ihm nicht leicht geworden. Friedrich Ludwig war im Ganzen eine weiche Natur mit einem stark ausgesprochenen Sinn für das Familienleben. In dem geräuschvollen Treiben der französischen Hauptstadt verließ ihn das Heimweh nie; der Glanz des Tuilerienhofes, der Wechsel der Scenerie konnten ihn nicht entschädigen für die Trennung von den Seinigen. Und dabei lastete noch auf ihm der Gedanke an die traurige Lage seines Landes und an die peinliche Aufgabe, die ihm selbst dabei zugefallen war. Wahrlich, es mochte nicht leicht sein für einen deutschen Fürstensohn, der bis vor Jahresfrist keinen andern Willen über sich gekannt, als den des eigenen Vaters, dort, in fremdem Lande, um das Wohlwollen eines übermüthigen Despoten zu werben, bei Marschällen und Ministern zu antichambrieren, die geeigneten Augenblicke für den Vortrag seiner Angelegenheit zu erspähen und das gewissermaßen als Vergünstigung zu erbitten, was, — nach dem Tilsiter Vertrage und späteren formellen Abmachungen, — seines Vaters wohlbegründetes Recht war. Und dabei galt es, unter verbindlichen Formen, welche die Etikette des Hofes, wie auch die Art des Auftrags erforderten, die Würde des Standes nach außen und im eigenen Innern die Selbstachtung zu bewahren. Der fürstliche Unterhändler durfte sich durch abweisende Kälte nicht abschrecken, durch berechnetes Hinhalten nicht ungeduldig machen lassen. Er stand dort im Dienst des Vaterlandes; er vertrat wichtige Interessen seines Hauses, die Wohlfahrt seiner Landsleute. Der Erfolg der Mission durfte nicht durch persönliche Empfindlichkeit in

Frage gestellt werden. Wenn wir Friedrich Ludwig bestrebt sahen, die Gunst der Mächtigen zu gewinnen, wenn er sich durch die ausweichenden Antworten Napoleon's, durch die kühle Reserve Champagny's nicht abhalten ließ, sein Ziel zu verfolgen, so war das nicht der Ausdruck serviler Gesinnung, sondern des Eifers eines pflichttreuen Agenten. Dabei war seine Stellung übrigens bei Weitem nicht so peinlich, als die mancher anedren Standesgenossen, die gleich ihm mit Beschwerden und Aufträgen nach Paris gekommen waren. Mußte sich doch Prinz Wilhelm von Preußen die rücksichtsloseste Behandlung gefallen lassen, als er wegen Abminderung der unerschwinglichen Contributionen verhandelte; wurde doch später der Herzog von Oldenburg, dem man sein Land genommen, nicht einmal empfangen. Immerhin erforderte auch die Lage des Erbprinzen manches Opfer der Eigenliebe und des Standesbewußtseins. Wenn auch seine amtlichen Berichte Klagen nach dieser Richtung hin oder Ausbrüche einer begreiflichen Verstimmung nicht laut werden lassen, — theils weil er dem Herzog unnöthigen Verdruß ersparen wollte, theils auch, weil die Postbeförderung zu unsicher war, — so spricht doch das oft geäußerte, sehnliche Verlangen nach Rückkehr genugsam dafür, daß er den peinlichen Zwang seiner Lage deutlich empfand. In seinen Briefen an befreundete Personen aus späteren Jahren finden sich außerdem nachträgliche Belege dafür.

Aus der Betrachtung dieser Vorgänge, wie überhaupt der ganzen Rheinbundszeit können wir ein erhebendes Bild freilich nicht gewinnen. Auch hat die deutsche Geschichtschreibung mit ihrer Kritik nicht zurückgehalten und über die Politik der Höfe, wie über das persönliche Verhalten vieler Fürsten ein vernichtendes Urtheil gefällt. Der Rheinbund als solcher war nicht nur eine nationale Demüthigung; er wurde auch zur Pflanzstätte des Byzantinismus. Der deutsche Leser verweilt nicht gern bei jenen Blättern der Geschichte, auf denen so mancher unwürdige Act von Streberthum, Selbstsucht und Kriecherei verzeichnet steht. Allein anmaßend wäre es und unbillig, wollten wir mit pharisäischem Hochmuth auf jene Zeit herabblicken, die ruhmlos und betrübend war, aber doch opferfreudige Herzen und selbstlose Charaktere in den Reihen der deutschen Patrioten fand. Wir dürfen nicht das Maß von Selbstbewußtsein und Nationalgefühl, das zu hegen die Einheit und Machtstellung des deutschen Reichs uns berechtigt, an die Empfindungen und Handlungen einer Generation legen, welcher ein nationaler und politischer Mittelpunkt fehlte. Die damalige Zerrissenheit Deutschlands macht Manches begreiflich, was unter dem heutigen Gesichtspunkt unwürdig und tadelnswerth erscheint. Am wenigsten dürfen wir es den kleinen Fürsten und schwachen Regierungen vorhalten, wenn sie, dem Drang der Umstände nachgebend, eine Anlehnung bei derjenigen Macht suchten, die in Europa fast unbeschränkt zu gebieten schien, der die großen Cabinette huldigten, und die jeden Augenblick im Stande war, neue Bedrückungen auf ihr verarmtes Land zu wälzen. Und wo hätten sie Schutz gefunden gegen solche Gewaltacte? bei dem Zaren, der mit schwärmerischer Inbrunst seinen neuen Freund in die Arme schloß, der bereit war, mit ihm die engsten Familienbande zu knüpfen? bei dem alten Habsburger Hause, welches dies bald darauf thatsächlich ausführte? oder bei dem König von Preußen, der, obwohl seines halben Landes beraubt, dennoch

eine enge Allianz mit dem Imperator plante und unter Kalckreuth's Einfluß nahe daran war, sie abzuschließen? bei den Rheinbundskönigen, die sich an dem Schimmer ihrer Pseudo-Souveränität vergnügten, oder bei England, das Jahre hindurch vom Continent abgeschnitten war? — Der Beitritt zum Rheinbund war das Ergebniß einer Zwangslage, und da er unabweislich war, galt es, mit dem Protector wenigstens in ein erträgliches Verhältniß zu gelangen derart, daß man gegen willkürliche Uebergriffe der commandirenden Marschälle und der Administrativbeamten einigermaßen gesichert war oder doch die Möglichkeit eines Recurses in Paris offen hatte. So faßte Friedrich Franz die Lage auf, und in diesem Sinne hatte auch die Mission des Erbprinzen ein befriedigendes Resultat ergeben. Der Herzog äußerte seine Zufriedenheit wiederholt gegen seinen Sohn, wie auch gegen andere: „Mein Aeltester hat seine Sache sehr gut gemacht," sagte er in der ihm eigenen Ausdrucksweise. Auch war er jetzt mit ihm besonders herzlich, und das Verhältniß zwischen Vater und Sohn, das früher oft unter Reibungen gelitten hatte, blieb während der nächsten Jahre ungetrübt.

Inzwischen hatte der Austausch der Ratificationen in Paris am 11. Mai stattgefunden; die mecklenburgische war vom 31. März, die französische aus Bayonne vom 24. April datirt. Es schloß sich daran nun noch der Austausch der üblichen Geschenke. Französischerseits erhielt Herr von Bosset eine kostbare Dose, die mecklenburgische Canzlei eine Gratification von 10500 Francs. Die mecklenburgische Gegenleistung bestand in folgenden Geschenken: an Herrn von Champagny eine Dose mit dem Porträt des Herzogs in Brillanten im Werth von 22275 Francs, an den Chef der Canzlei des Ministeriums des Auswärtigen, Herrn de la Besnadière eine Dose zu 8000 Francs, ferner an die Ministerialcanzlei 2500 Francs. Außerdem erhielt Herr von Bosset auch vom Herzog noch eine Dose im Werth von hundert Louisd'or.

Ueber die Kosten, welche die Mission des Erbprinzen veranlaßte, enthalten die Acten nur einige allgemeine Angaben. Leider fehlen genaue Berechnungen, welche über die damaligen Preisverhältnisse von statistischem Interesse gewesen wären. Die Gesammtkosten der Reise und des Pariser Aufenthalts für den Erbprinzen und seine Begleiter betrugen in runder Summe 51000 Francs, die des Herrn von Bosset laut eingereichter Liquidation 25353 Francs. Minister von Brandenstein erhielt außerdem eine Zulage für die Dauer der Mission von zweihundert Louisd'or. Die Gesammtkosten der Mission betrugen demnach rund 80500 Francs und mit Einschluß der Geschenke 115500 Francs. Der Oberhofmeister von Lützow bezog als Gesandter in Paris neben seinem Gehalt noch eine Repräsentationszulage von zweihundert Louisd'or monatlich.

Die wenigen Monate, welche Friedrich Ludwig zwischen seiner Rückkehr und dem Antritt der nächsten Reise in der Heimath verbrachte, vergingen ihm in neuer angestrengter Arbeit. Dies Mal betraf sie die inneren Verhältnisse. Es galt, diese der veränderten staatsrechtlichen Grundlage anzupassen. Bot auch die den Rheinbundsfürsten zuerkannte Souveränität dem Protector gegenüber nicht einen Schimmer von Selbständigkeit, war auch das Bundesverhältniß der Mitglieder zu einander unklar und ungeregelt, so hatten doch mit dem Wegfall des Reichsoberhaupts die Machtbefugnisse der Territorialfürsten ihren Unterthanen

gegenüber zweifellos eine Erweiterung erfahren. Seit der Auflösung des Reichstags und des Reichskammergerichts fehlte es an einer Austrägalinstanz für die Streitigkeiten zwischen Landesherrn und Ständen. Zwar bestanden die Verträge, welche in Mecklenburg das Verhältniß zwischen Fürst und Ständen regelten, nach wie vor zu Recht, allein gegen eine Initiative des ersteren, die bestehende Verfassung zu modificiren, fehlte es an dem legalen Schutzmittel eines Recurses bei den Reichsinstanzen. Ja, selbst einer willkürlichen Ausdehnung der Hoheitsrechte oder gar einer Beseitigung der ständischen Verfassung hätte man nicht anders als durch wirkungslose Proteste begegnen können. In der That machte sich diese Tendenz sehr bald in vielen der mindermächtigen deutschen Staaten geltend, und die Entmuthigung, welche sich nach dem tiefen Fall Preußens aller Patrioten bemächtigt hatte, sowie die Einsicht, daß in diesem Zustand allgemeiner Zerfahrenheit feste Stützpunkte gewonnen werden mußten, leisteten einer anmaßenden Cabinetspolitik Vorschub.

Aber derartige, absolutistische Gelüste lagen dem Herzog Friedrich Franz fern. Er war zu rechtlich und vielleicht auch zu staatsklug, um eine Verfassung aufzuheben oder zu durchlöchern, die mit dem Lande eng verwachsen war und sich unter schweren Erschütterungen bewährt hatte. Dennoch waren gewisse Reformen, namentlich im Steuer- und Justizwesen unabweislich, und der Herzog hielt den Augenblick zu ihrer Einführung für geeignet. Vor Allem war eine schleunige Beseitigung der Finanzklemme unbedingt geboten. Die Stände des Schweriner Landestheils wurden zu einem Convocationstag geladen und dieser am 1. September 1808 in Rostock eröffnet. Freiherr von Brandenstein, welcher an die Stelle des ausgeschiedenen Grafen von Bassewitz getreten war, fungirte als erster Commissar. An den Berathungen über die herzoglichen Propositionen hatte der Erbprinz persönlichen Antheil genommen, auch Denkschriften über einzelne der beabsichtigten Reformen verfaßt. Die letzteren betrafen das Contributions- und Steuerwesen, bei welchem eine gleichmäßigere Besteuerung der Landeseinwohner zum Ausdruck kommen sollte, die Aufhebung der Leibeigenschaft, die Justizpflege, die Lehnsverfassung und die Landesklöster. Ueber die Klosterfrage hatte der Erbprinz schon in der Stille der Altonaer Verbannung ein Memoire ausgearbeitet, welches unter Belassung des bisherigen Zustandes dieser Stiftungen doch von dem stiftsfähigen Adel einen Beitrag zu den Landesabgaben aus den Klostererträgen verlangte. Ein näheres Eingehen auf die an sich schon ziemlich verwickelte Klosterfrage würde schon deshalb zu weit führen, weil dabei auf die Entstehung dieser Stiftungen zurückgegriffen werden müßte. Es mag nur kurz erwähnt sein, daß dem eingeborenen und recipirten Adel die drei Jungfrauenklöster Dobbertin, Malchow und Ribnitz nebst sehr bedeutenden Ländereien durch die Reversalen von 1572 „zur christlichen, ehrbaren Auferziehung inländischer Jungfrauen, so sich darein zu begeben Lust hätten" zugewiesen waren. Dieselben dienten seitdem zur Versorgung unverheiratheter weiblicher Mitglieder des Adels. Das Recht auf diese Art der Nutzung war seitdem vielfach bestritten, von der stiftsfähigen Ritterschaft aber stets mit Erfolg behauptet worden. Neuerdings nun war durch den Reichsdeputations-Hauptschluß von 1803 die Frage in eine neue Phase getreten. Wir haben bereits gesehen, daß Mecklenburg die

in dieser Acte ihm zugewiesene Entschädigung für den Verlust der Straßburger Canonicate als ausreichend nicht anerkannte. Es war daher im Schoß der Regierung erwogen, ob eine ganze oder partielle Einziehung der ritterschaftlichen Klöster auf Grund der völlig veränderten staatsrechtlichen Verhältnisse und an der Hand der Bestimmungen jener Acte zulässig sei. Als ein Fühler in dieser Richtung durfte das Erscheinen einer Schrift angesehen werden, welche zuerst in Regensburg herauskam, aber mit einigen Zusätzen später in der Schweriner Hofbuchdruckerei wieder aufgelegt wurde und die Berechtigung zur Einziehung der Jungfrauenklöster vertrat.

Der Verfasser dieser sehr geschickt abgefaßten Schrift stützte sich dabei auf den Wortlaut des Artikels 35 des Reichsdeputations-Hauptschlusses, welcher allerdings durch seine unklare Fassung einer verschiedenartigen Auslegung Vorschub leistete. Aus demselben war nicht mit Bestimmtheit zu ersehen, ob die Befugniß zur Einziehung aller Güter der fundirten Stifte, Abteien und Klöster sämmtlichen Landesherren in Deutschland zustehen sollte, oder nur den zu entschädigenden, und ob unter letztere auch die zu rechnen wären, welche an Stelle einer territorialen Entschädigung nur Renten erhielten. Ferner war in den Bestimmungen des Deputations-Recesses überhaupt ein Widerspruch insofern enthalten, als in einzelnen Fällen weltliche Stiftungen und wohlthätige Anstalten von der Einziehung ausgeschlossen waren, in andern wieder, — wie z. B. bei der Ueberweisung des gesammten württembergischen Kirchenguts an die Staatsverwaltung, — derartige Stiftungen doch einen Theil der Compensation bildeten.

Bei der Erläuterung dieses zweideutigen Artikels war also ein Zurückgreifen auf die pragmatische Entstehung unbedingt geboten, und diese sprach gegen die Regensburger Schrift. So war z. B. die Ueberweisung des Lippe'schen adeligen Damenstifts zu Cappel an das Haus Nassau-Dillenburg auf Grund eines Einspruchs der Fürstin zur Lippe wieder rückgängig gemacht, und die Deputation hatte in ihrem siebenten Protokoll ausdrücklich erklärt, daß die Einziehung einer solchen Stiftung unzulässig sei.

Immerhin rief das Aufwerfen der Klosterfrage eine gewisse Beunruhigung in den Kreisen der mecklenburgischen Ritterschaft hervor, und letztere veranlaßte einen Rechtsgelehrten, den Geheimen Justizrath Häberlein in Helmstedt, zu einer Gegenschrift, welche die Rechte des stiftsfähigen Adels vertheidigte. Es wurde darin sehr eingehend nachgewiesen, daß die mecklenburgischen Klöster schon einmal, im 16. Jahrhundert, den Proceß der Säcularisation durchgemacht hätten und von den Herzögen in freier Vereinbarung mit den Ständen diesen zur Nutznießung zugewiesen waren. Im Gegensatz zu vielen andern in Deutschland verstreut liegenden Stiftungen dieser Kategorie waren die mecklenburgischen Klöster Eigenthum einer weltlichen Corporation, und die privatrechtliche Natur dieses Besitzes konnte um so weniger angezweifelt werden, als der Erbvergleich (von 1755), das mecklenburgische Staatsgrundgesetz, sich hierüber ganz bestimmt aussprach. Einem Eingriff in diese Rechte stand aber der Artikel 65 des Reichsdeputations-Hauptschlusses entgegen, welcher besagte: „Fromme und milde Stiftungen sind, wie jedes Privateigenthum, zu conserviren."

Der Erbprinz fand, daß einer Einziehung der Klöster zu gewichtige Rechtsgründe entgegenstanden, aber er vertrat die Ansicht, daß bei der ungeheuren Finanzschuld, die auf dem Lande lastete, auch die Klöster zu einer einmaligen Beihülfe heranzuziehen seien. Auf dieser Basis kam denn auch später auf dem Convocationstag ein Abkommen zu stande, nach welchem die Stände 80000 Thaler aus den Klostereinkünften an die Schuldentilgungscasse ablieferten, während der Herzog auf etwaige aus dem Reichsreceß abzuleitende Ansprüche verzichtete. Auch über die andern Progressionen wurde eine befriedigende Einigung erzielt. Der Erbprinz war aber beim Schluß der Verhandlungen schon wieder außer Landes. Ein Ereigniß ungewöhnlicher Art hatte eine neue Mission, — die vierte im Verlauf von zwei Jahren — veranlaßt.

Die Nachricht von der auf Ende September verabredeten Zusammenkunft der Kaiser Napoleon und Alexander war schon längere Zeit an den deutschen Höfen verbreitet. Zugleich hatten die französischen Gesandten und Agenten deutlich zu verstehen gegeben, daß es dem Protector erwünscht sein würde, die Fürsten des Rheinbunds um sich versammelt zu sehen. Herzog Friedrich Franz war entschlossen, dieser Aufforderung nicht Folge zu leisten. Er hegte aus den Zeiten der Verbannung noch zu viel Bitterkeit und Groll gegen den übermüthigen Unterdrücker und traute sich nicht genug Selbstbeherrschung zu, um diese Empfindungen bei einer persönlichen Begegnung so weit zu verbergen, als es die Rücksicht auf seine Unterthanen gebot. Die Verträge zu halten, war er bereit, nicht aber zu einem äußern Act der Unterwürfigkeit. Ein willkommener Vorwand, dem Congreß fern zu bleiben, bot sich in den Verhandlungen mit dem Landtag. Der Erbprinz sollte seinen Vater in Erfurt vertreten. Er besaß nicht nur eine geschmeidigere Natur, sondern war durch seinen Pariser Aufenthalt mit Napoleon und seinem Hofstaat persönlich bekannt. Außerdem aber bot die Zusammenkunft der beiden Kaiser vielleicht doch Gelegenheit, den Zar Alexander zur Unterstützung der mecklenburgischen Wünsche zu veranlassen, und hierzu war auch wieder Niemand geeigneter als Friedrich Ludwig, der mit seinem kaiserlichen Schwager auf vertrautem Fuße stand. Für den Fall, daß es in dieser Hinsicht zu schriftlichen Abmachungen kommen könne, war er mit einer weitgehenden Vollmacht versehen. Diesem Document ist in den Acten der Vermerk hinzugefügt, daß von demselben kein Gebrauch gemacht wurde. In der That hatte die Mission des Erbprinzen nach dieser Seite hin keinen Erfolg. Zwar ließ er es, wie wir sehen werden, an Versuchen nicht fehlen, die Aufmerksamkeit der beiden Kaiser und ihrer Minister auf die mecklenburgischen Angelegenheiten zu lenken; allein schon nach den ersten Schritten erkannte er, daß trotz der freundlichen Aufnahme Ort und Zeit für politische Geschäfte untergeordneter Art nicht geeignet waren. So sehr er beflissen war, der Sache seines Hauses und seines Landes zu dienen, so besaß Friedrich Ludwig doch zu viel Selbstachtung und Würde, um in den Ton niederer Schmeichelei und Augendienerei zu verfallen, in welchem sich in Erfurt leider so viele seiner Standesgenossen überboten. War er gleich im Hinblick auf die Nothlage seines Landes verpflichtet, das Wohlwollen der beiden mächtigsten Herrscher sich zu erhalten, so bewahrte er doch bei dieser Begegnung das freimüthige, offene Wesen und die bescheidene, aber

würdige Zurückhaltung, die ihm in Paris und Petersburg die Achtung und Zuneigung einflußreicher Personen gewonnen hatte. In diesem Benehmen mußte ihn die Wahrnehmung bestärken, daß es sich in Erfurt überhaupt nicht um einen politischen Congreß, sondern um eine Heerschau handelte, um ein glänzendes Schauspiel, in welchem nur zwei Personen als Acteurs, alle andern als Statisten auftraten und das lediglich zur Verherrlichung des Einen, Gewaltigen veranstaltet war. Was zwischen den beiden Kaisern verhandelt wurde, blieb selbst ihrer nächsten Umgebung ein Geheimniß. Von den deutschen Angelegenheiten war kaum die Rede. Wohl mochte mancher von den Rheinbunds-Fürsten Wünsche und Anliegen auf dem Herzen haben, aber die kühle, abweisende Haltung des Protectors drängte sie von den Lippen zurück, und auch mit seinen Ministern konnte nichts von Belang verhandelt werden.

Am 21. September verließ der Erbprinz Ludwigslust und traf am Abend des 23. in Weimar ein. Er hatte seinen achtjährigen Sohn, den Prinzen Paul mitgenommen, um ihn den dortigen Verwandten, — die Erbgroßherzogin Marie Paulowna war eine Schwester der so früh dahingeschiedenen Helene, — namentlich aber dem Kaiser Alexander vorzustellen, welcher dies gewünscht zu haben scheint. Trotz der anstrengenden Fahrt, — denn man reiste Tag und Nacht, — kam der kleine Prinz wohl und vergnügt in Weimar an, wie sein Vater noch am selben Tage nach Hause meldete. Die mecklenburgischen Gäste bewohnten auf Wunsch des Kaisers Alexander einen Theil derjenigen Zimmer, die für ihn im herzoglichen Schloß bereit gehalten wurden. Der Zar wollte die Seinigen recht nahe bei sich haben. Seine Ankunft in Weimar sollte am 25. erfolgen. Sein Bruder Großfürst Constantin reiste ihm vorauf. Das Gefolge des Kaisers war sehr zahlreich. Außer dem Minister des Auswärtigen, Grafen Romanzoff, und dem in Paris accreditirten Grafen Tolstoi, begleiteten ihn die Fürsten Wolkonski, Trubetzkoi, Gagarin, Galitzin, die Grafen Uwaroff und Schuwaloff, sowie noch mehrere Generale, Staatsräthe und Adjutanten.

Den Herzog von Sachsen-Weimar fand der Erbprinz am 23. nicht mehr anwesend. Er war am Morgen nach Eisenach gefahren, um die Vorbereitungen zum Empfang des Kaisers Napoleon zu treffen, der, von Mainz kommend, am 25. dort erwartet wurde. Seine Ankunft verzögerte sich aber um einen Tag. Napoleon hatte die Personen seines Gefolges mit besonderer Sorgfalt gewählt. Er wollte von den bedeutendsten Heerführern, namentlich von solchen Marschällen begleitet sein, die, wie Berthier, Soult, Davoust, Lannes, Mortier und Oudinot, in Deutschland bekannt waren, daneben aber auch von den Trägern altaristokratischer Namen, wie Talleyrand, Montesquiou, Sapieha u. s. w. Der Hofstaat unter dem Palastmarschall Duroc, dem Palastpräfecten Beausset, dem Generalintendanten des kaiserlichen Hauses, Grafen Daru, und dem der kaiserlichen Schauspiele, Grafen Rémusat, war überaus zahlreich und glänzend. Außer der maison militaire begleiteten den Kaiser noch eine Reihe von Generalen, sowie die Minister Champagny und Maret mit ihren Canzleien. Natürlich war auch der Botschafter in St. Petersburg, Caulaincourt, berufen; er reiste in der Suite des Zaren.

Die französische Theatertruppe, die aus neunzehn Personen bestand, war unter ihrem Director Dazincourt am 25. September angelangt. Ihre hervorragendsten Mitglieder waren die Schauspieler Saint-Priest, Talma, Lafond, Damas und die Damen Raucourt, Bourgoing, Duchenois, Gros und Patrat. Man gab in Erfurt fünfzehn Vorstellungen.

Das Erfurter Schauspielhaus war keineswegs auf so glänzende Aufführungen eingerichtet. Es war gerade von der Blondin'schen Seiltänzer- und Akrobatengesellschaft besetzt, die es schleunigst räumen mußte. Der geschickte Theatermaler Horny aus Weimar mußte in aller Eile den Vorhang und die Coulissen übermalen. Die Scene stellte die säulengetragene Vorhalle eines römischen Palastes vor. Eine Verwandlung auf der Bühne konnte nicht stattfinden.

Die Stadt befand sich in einer begreiflichen Aufregung, die um so größer war, als die erste Kunde von dem Eintreffen der Souveräne erst kurz zuvor, am 13. September, mit der Ankunft des kaiserlichen Palastpräfecten, Baron Canonville, dorthin gelangt war. Derselbe bestimmte das Gouvernementsgebäude zur Residenz des Imperators und verschiedene Privathäuser zu Wohnungen für die Souveräne und Würdenträger, indem er dabei auf den Hauswänden mit Kreide die Bezeichnung „maison de l'empéreur" anbringen ließ. Für den Kaiser von Rußland war das Triebel'sche Haus auf dem Anger gewählt. Alle diese Wohnungen wurden nun möglichst prachtvoll hergerichtet, die Straßen gereinigt, theilweise mit neuem Pflaster versehen und mit Ehrenpforten geschmückt, die aber, kaum fertig, wieder abgebrochen werden mußten, da sich Napoleon alle Empfangsfeierlichkeiten, außer den militärischen, verbat. König Jerôme sandte sein silbernes Tafelservice und verschiedene Galakutschen, von denen eine achtspännige, prächtig vergoldete und mit echt silbernen Beschlägen versehene, später von den beiden Kaisern zu ihren Ausfahrten benutzt wurde.

Die zur Uebernahme des Ehrendienstes einrückenden Truppen waren ein Regiment Kaiserlicher Garden, das leichte Infanterie-Regiment Nr. 17, das sich bei Arcole ausgezeichnet hatte, das sechste Kürassier-, das erste Husarenregiment und eine Batterie. Stadt und Umgegend waren von Soldaten überfüllt.

Als Conferenzsaal war ein großes Zimmer im Gouvernement bestimmt und hergerichtet worden, dessen Fenster auf ein in der Nebenstraße liegendes, dem Herzog von Weimar gehöriges Gebäude gingen. Um die Geheimhaltung der Sitzungen zu sichern, wurden die Fenster dieses Gebäudes, nachdem die Erlaubniß von Weimar eingeholt war, zugemauert. Später aber hielt man einen anderen Raum für geeigneter, und nun mußte die Vermauerung wiederum an den Fenstern des diesem Raum gegenüberliegenden Hauses vorgenommen werden. Die Conferenzen wurden meist nach dem Theater abgehalten, welches bis zehn Uhr währte. Man gab u. A. „Mithridates", „Cinna", „Oedipus", „Die Horatier", „Phädra" und den besonders glänzend ausgestatteten „Mahomet".

Die Tage von Erfurt sind schon häufig von Augenzeugen beschrieben worden. Neuerdings haben die Memoiren Talleyrand's noch interessante Details darüber gebracht. Wir geben daher die Briefe, welche der Erbprinz aus Weimar und Erfurt an seinen Vater schrieb, nur im Auszuge und wählen daraus Dasjenige, was für den Autor und die ihm übertragene Mission besonders charakteristisch ist.

„Weimar, den 24. September 1808.

Ich bitte meinen theuersten und gnädigsten Vater um die Erlaubniß, des Zeitgewinnens wegen anjetzt täglich einige Zeilen schreiben zu dürfen. Wenngleich dadurch meine Briefe am Stil nothwendig verlieren werden, so werde ich doch das allenfalls zu Meldende mit mehr Ordnung berichten können. Heute Morgen um 11 Uhr ist der Großfürst Constantin hier angekommen. Er war sehr freundschaftlich gegen mich und sehr erfreut, meinen Sohn zu sehen. Mit Wahrheit kann ich sagen, daß der liebe, kleine Mensch sich ganz vortrefflich aufführt. Der Zusammenfluß von Fürsten in Erfurt wird außerordentlich sein; ich habe schon heute hingeschrieben, um Quartier zu bekommen. Der König von Sachsen reist morgen von Dresden nach Erfurt ab. Der Herzog von Oldenburg ist heute Abend hier eingetroffen."

Der Erbprinz führt in seinen folgenden Briefen die meisten der Fürsten auf, welche successive in Erfurt anlangten. Wir nennen davon hier im Zusammenhang die Könige von Bayern, Sachsen, Württemberg und Westphalen, den Fürst-Primas von Dalberg, die Herzöge von Sachsen-Weimar, Sachsen-Gotha[1]) und Oldenburg, die Erbprinzen von Baden, Hessen-Darmstadt, Hessen-Homburg, Hessen-Philippsthal, Mecklenburg-Strelitz, Sachsen-Koburg, die Fürsten von Dessau, Waldeck, Schwarzburg-Rudolstadt, mehrere Fürsten Reuß u. s. w.; von fürstlichen Damen waren anwesend: die Königin von Westphalen, die Erbprinzeß von Baden, die Herzogin Alexander von Württemberg, die Herzogin von Hildburghausen und die Fürstin Taxis. Der König von Preußen hatte den Prinzen Wilhelm geschickt, der vom Minister Grafen Goltz begleitet war. Oesterreich hatte keine officielle Einladung erhalten. Man war in Wien darüber sehr beunruhigt, da man nicht ohne Unrecht annahm, die franco-russischen Abmachungen würden sich gegen den Kaiserstaat richten. Kaiser Franz hatte daher aus eigener Initiative den Baron Vincent, einen erfahrenen und mit Talleyrand befreundeten Diplomaten nach Erfurt entsendet, der auch von beiden Kaisern mehrmals empfangen wurde und im Ganzen beruhigter, als er gekommen, nach Wien zurückkehrte. — —

Am 25. September schrieb der Erbprinz:

„Heute Abend gegen 8 Uhr traf der Kaiser von Rußland im besten Wohlsein hier ein. Se. Majestät waren sehr gnädig gegen mich und schienen viele Freude zu haben, meinen Sohn zu sehen.

„Ich sende morgen früh den Kammerherrn von Oertzen mit einem Briefe an Minister von Champagny nach Erfurt, um mir die Erlaubniß zu erbitten, dem Kaiser und Könige dort aufwarten zu dürfen. Der Kammerherr von Stein, welcher sich unterthänigst zu Gnaden empfiehlt, wird mich dahin begleiten."

„Weimar, den 26. September 1808. — (Geheim durch Curier.)

Ich habe heute Morgen mit dem russischen Minister des Auswärtigen, Grafen von Romanzoff, eine Unterredung gehabt und ihm ein Memoire übergeben, welches er dem Kaiser, seinem Herrn vorlegen wird. Se. Excellenz meinten, daß, wenn in Erfurt

[1]) Dieser war ein Schwager Friedrich Ludwig's. Er hatte sich 1797 mit Prinzessin Luise, ältesten Tochter Friedrich Franz' I., vermählt. Sie war 1801 an der Geburt einer Tochter gestorben, welche später Gemahlin des Herzogs Ernst von Sachsen-Coburg und Mutter des jetzt regierenden Herzogs und des Prinzen Albert, späteren Gemahls der Königin Viktoria, wurde. Im Wege dieser Descendenz ist demnach Kaiser Wilhelm II. der Urenkel des Herzogs Friedrich Franz I.

überhaupt von dergleichen Angelegenheiten die Rede sein würde, er nicht zweifele, daß der Kaiser sich gern für unsere Angelegenheiten verwenden würde. Was aber die Vergrößerung an Land und Leuten und namentlich die Beilegung der Herzogthümer Lauenburg oder Schwedisch-Pommern beträfe, so würde dieses natürlich allemal erst beim Frieden entschieden werden können.

Se. Majestät sind außerordentlich mit meinem Sohn zufrieden, was mich denn sehr glücklich macht. — Der Minister Champagny hat mir eine sehr verbindliche eigenhändige Antwort durch Herrn von Oertzen gesandt, in welcher er mich versichert, daß es keiner Erlaubniß bedürfe, nach Erfurt zu kommen, und daß der Kaiser Napoleon mich gewiß sehr gerne dorten sehen würde."

„Erfurt, den 27. September.

Um 1 Uhr Mittags ist Kaiser Alexander von Weimar abgereist. Eine Meile vor der Stadt Erfurt ist ihm der Kaiser Napoleon entgegen gekommen, und dann haben beide Monarchen den Weg zu Pferde zurückgelegt und unter dem Donner der Kanonen und unter Bedeckung von Infanterie und Kavallerie ihren Einzug gehalten. Sie sind im Quartier des russischen Kaisers abgestiegen. Nachher haben sie sich nach dem des französischen begeben, wo in Gesellschaft des Königs von Sachsen gespeist worden ist. Abends hat der Kaiser Napoleon den russischen im Wagen nach Hause gebracht, welcher späterhin noch einen Besuch bei der Fürstin von Taxis, geborenen Prinzeß von Strelitz, gemacht hat. — Der Erbprinz von Strelitz ist gestern Morgen mit dem Grafen von Schlitz in Weimar angekommen. Er schickte auch hieher, um die Erlaubniß zum Herüberkommen zu erhalten und wird vermuthlich heute Nachmittag folgen, was auch der Herzog von Oldenburg thut. Ich habe aus Mangel an Pferden erst den Abend um 7 Uhr Weimar verlassen können und bin gegen 10 Uhr hier angekommen. Ich wohne bei unserem Landsmann Baron von Stenglin, welcher so gütig gewesen ist, mich aufzunehmen, und mir aufträgt, ihn meinem gnädigsten Vater zu Gnaden zu empfehlen. Gleich bei meiner Ankunft meldete ich diese schriftlich dem Minister von Champagny und wiederholte meine Bitte, dem Kaiser Napoleon aufzuwarten. Ich erhielt sogleich ein überaus höfliches Billet, in welchem er mir versprach, mich morgen beim Kaiser zu melden und mich auf morgen Mittag zu Tische bat. Ganz spät war ich noch bei meiner Cousine von Taxis. Erfurt war diesen Abend sehr hübsch erleuchtet."

„Den 28. September.

Heute Morgen um 11 Uhr habe ich die Ehre gehabt, Sr. Majestät dem Kaiser Napoleon aufzuwarten, welcher mich außerordentlich gnädig empfing, mir sagte, daß es ihm lieb sei, mich wiederzusehen, mich nach dem Wohlsein meines gnädigsten Vaters frug, ob ich schon heute Morgen den Kaiser Alexander gesehen habe u. s. w. Ich sagte Sr. Majestät, wie mein gnädigster Vater Alles thäte, um seinen Pflichten genau nachzukommen, worauf Se. Majestät mir sagten, wie sie sich freuten, daß nunmehr Alles, was uns belästigt habe, geendigt sei.

Nachher hatte ich eine Privataudienz beim Kaiser Alexander, in welcher ich ihn wie immer als guten, alten Freund gefunden habe. Ich sagte, daß ich dem Grafen Romanzoff ein Memoire übergeben hätte, was er auch schon wußte, und bat ihn, sich für uns zu verwenden. Er erwiderte aber aufrichtig, daß anjetzt noch so viele, wichtige Punkte zu beseitigen wären, daß es schwer sein würde, etwas Bestimmtes zu versprechen. Billigerweise ist wohl auch nicht zu verlangen, daß, wenn durch diese Begünstigung andere, das Wohl des Ganzen betreffende Arrangements erschwert werden sollten, er diese unserem Privatinteresse nachsetze. Allemal bin ich der gewissen Ueberzeugung, daß man russischerseits uns gerne das Wort reden wird.

Heute Mittag hatte der französische Kaiser mich zur Tafel eingeladen. Der russische Kaiser, ich darf es sagen, distinguirte mich im Beisein Napoleon's auf eine so gütige Art, daß ich tief gerührt darüber bin. Das Diner war äußerst interessant. Es aßen

dort außerdem noch der König von Sachsen, der Großfürst Constantin und der Herzog von Weimar. Der französische Kaiser that dem russischen eine Menge Fragen über die Administration seines Reiches. Ich kann nicht umhin, hier eine Aeußerung zu bemerken, welche ihrer Bedeutung wegen mir wichtig geschienen hat. Napoleon sagte unter Anderem, daß der wirthschaftliche Aufschwung eines Landes sehr gehemmt sei, wenn der Souverän darin allzuviel Domänen habe; nur wenn dasselbe in den Händen kleiner Particuliers sich befände, könne ein Staat blühen. In dieser Aeußerung finde ich einen politischen Grund mehr, um bei uns die Vererbpachtung der Bauern zu bewerkstelligen.

Nach dem Diner des Kaisers fuhr ich zum Minister von Champagny, bei dem ich hatte essen sollen. Er war noch bei Tische. Als er erfuhr, daß ich dort sei, verließ er seine Gäste, um mir Gesellschaft zu leisten, und war von einer so ausgezeichneten Höflichkeit in Gegenwart verschiedener anderer Fürsten, daß es mich in der That embarassirte. Wenngleich ich wohl weiß, daß dieses nur des russischen Kaisers wegen geschieht, so ist es im Ganzen doch nicht ohne Nutzen. Ich suche indessen, mich so wenig wie möglich dieses zu rühmen, und mich lediglich wie es einem deutschen Fürsten zukommt zu benehmen. — — Der Graf von Champagny zeigte mir mit sichtbarer Zufriedenheit die Dose mit dem Porträt meines gnädigsten Vaters und brachte das Gespräch auf unsere inneren Verhältnisse. Er fragte, ob wir keine Schwierigkeiten mit den Ständen hätten, worauf ich erwiderte, daß die Finanz- und Militärangelegenheiten anjetzt arrangirt würden, daß das Uebrige mit einer ständischen Deputation abgemacht werden solle, daß übrigens mein Vater seine Unterthanen als Kinder behandle und die neuen Einrichtungen auf gewisse Hauptgrundsätze beschränke, welche durch die veränderte, politische Lage gegeben wären. Hierauf sagte der Minister, er habe kürzlich Nachrichten hierüber durch den Viceconsul Desbordes in Rostock erhalten und fragte, wie wir mit ihm zufrieden seien. Ich erwiderte, daß wir bisher nur Ursache gehabt hätten, ihn zu loben, erwähnte aber seiner Differenz auf dem Convocationstage. Der Minister sagte, er fände, daß Desbordes in seinen Prätensionen höchst unrecht habe; er sei nur Viceconsul, habe mit der Diplomatie nichts zu thun und sich nur um die Angelegenheiten des Handels zu kümmern. Der Minister fragte weiter, ob er ehrlich sei. Ich erwiderte: so viel ich wisse, ja; übrigens sei er in einer guten Schule gewesen. Champagny lachte und sagte: „„Deshalb gerade frage ich danach, Monseigneur. Nimmt er Geld?““ Ich wiederholte, daß ich nichts davon wüßte, daß dies übrigens, seitdem wir selbst unsere Küsten und unseren Handel bewachten, unmöglich geworden sei; daß ich glaubte, er fände unsere Maßregeln zuweilen zu strenge, daß wir aber genau das hielten, was wir versprochen hätten.

Ich habe die frohe Ueberzeugung, daß unsere Sachen gut stehen und daß die Zeit kommen wird, wo wir es angenehm empfinden werden. Den größeren Begebenheiten vorzugreifen, ist nicht immer möglich, indessen werde ich nicht aufhören zu wirken, wo es nur immer angeht. — — Minister Champagny hat mich ein für allemal zum Essen gebeten . . . Heute Abend ward Andromache gegeben.“

„Den 30. September.

Die hiesigen Verhandlungen werden sehr geheim gehalten, so daß es wohl zu gewagt wäre, Conjecturen darüber zu machen. Allemal scheint es aber gewiß, als wenn die Erhaltung des Friedens auf dem festen Lande der Hauptgegenstand derselben ist. Der seit zwei Tagen anwesende österreichische General St. Vincent hat gestern eine vierstündige Audienz bei dem französischen Kaiser gehabt. Heute war er gleichfalls bei dem russischen. Der General soll sich zufrieden geäußert haben. Man hat mir versichert, daß dem abgeschlossenen Vertrage mit dem Prinzen Wilhelm von Preußen zuwider, die Absicht bestanden haben soll, die Truppen dennoch nicht herauszuziehen, daß aber der Kaiser Alexander eine vortheilhafte Aenderung bewirkt habe, sowie auch längere Termine zur Abtragung der Contribution.

Ueber die Dauer des hiesigen Aufenthaltes ist noch nichts bestimmt; Einige reden von 10 Tagen, Andere von noch länger. Es thut mir sehr leid, daß die Hamburger Post nur zweimal die Woche geht, am Dienstag und Sonnabend. Mein Sohn empfiehlt sich mit mir Ihrer fortdauernden, väterlichen Gnade, und ich nenne mich ꝛc."

„Den 2. October.

Heute Morgen beim Lever frug der Kaiser Napoleon den Herzog von Oldenburg, ob sein Beitritt zum Rheinbunde schon geschehen sei. Die Antwort war: „„Nein."" — „„Warum denn nicht?"" — Weil Se. Majestät abgereist gewesen wären. — „„Die Sache muß hier zu Ende gebracht werden,"" sagte der Kaiser kurz.

Meine Lebensweise ist beinahe ganz die nämliche wie in Paris: des Morgens zum Lever, gegen Mittag zum russischen Kaiser, zum Essen ausgebeten und dann jeden Abend in die Tragödie. Hernach bringen wir Deutsche gewöhnlich noch ein paar Stunden bei der Fürstin von Taxis zu. Diesen Mittag aß ich beim Fürsten von Neufchâtel, welcher mich mit Freundschaft überhäufte. Ueberhaupt geht es mir sehr gut."

„Den 3. October.

Die Herzogin von Hildburghausen[1]) hat diesen Morgen eine Audienz beim französischen Kaiser gehabt, welcher ganz ausnehmend artig war. Bei dieser Gelegenheit sprach er auch vom Erbgroßherzog von Baden und äußerte, wie höchst unzufrieden er mit ihm sei. Es geht das Gerücht, daß man die Prinzessin Stephanie von ihm scheiden und sie dem ältesten Grafen Hochberg[2]) geben würde, der dann auch die Erbfolge in Baden erhalten solle. . . . . Die beiden Kaiser bringen viele Stunden des Tages zusammen zu, und man darf hoffen, daß die Beruhigung der Welt der Gegenstand ihrer Unterhaltung ist."

„Den 4. October.

Ich benutze die Abreise der Herzogin von Hildburghausen nach Strelitz für die Besorgung meiner letzten Berichte. In politischer Hinsicht wird auch der heutige sehr mager erscheinen. Man kann ja aber nicht mehr sagen, als man weiß. Alles wird sehr geheim traktirt. Indessen hat es aber den Anschein, als wenn an den Mitteln zu einem allgemeinen Frieden gearbeitet wird, wenigstens ist dies der Wunsch des russischen Kaisers. . . . . Uebermorgen ist große Jagd und Ball in Weimar, wo beide Kaiser, alle vier Könige und sämmtliche Fürsten erscheinen werden. Kaiser Napoleon hat mich als Verwandten des russischen Kaisers auf die Liste der Personen gesetzt, welche mit ihm jagen sollen, ebenfalls den Herzog von Oldenburg. Alle anderen Fürsten kommen erst zum Ball. Um der Herzogin von Weimar eine Artigkeit zu erweisen, läßt der Kaiser Napoleon übermorgen das französische Theater nach Weimar kommen.

Diesen Morgen hat mir der Marschall Soult gesagt, wie er dem Kaiser Rapport über die ausgezeichnet gute und treue Art gemacht habe, mit welcher unsere Truppen den Dienst an den Küsten versähen. Er fügte noch eine Menge höflicher Sachen für meinen gnädigsten Vater hinzu und versicherte, wie er Deutschland nicht verlassen würde, ohne Ihnen in Ludwigslust aufgewartet zu haben."

---

[1]) Sie war eine Prinzessin von Strelitz, Schwester der Königin Luise und der Fürstin Taxis.

[2]) Gemeint ist Graf Leopold Karl, ältester Sohn des Großherzogs Karl Friedrich aus dessen zweiter, morganatischer Ehe mit Freiin Karoline Geyer von Geyersberg. Die Kinder aus dieser Ehe wurden 1817 zu Markgrafen von Baden und Großherzoglichen Prinzen erhoben, und der hier genannte Leopold Karl bestieg 1830 als Großherzog den badischen Thron.

Der hier mehrmals erwähnten Fürstin von Thurn und Taxis sind wir schon früher in Paris begegnet. Aus dem gleichen Anlaß wie damals war sie auch jetzt erschienen, um die Angelegenheiten ihres Gemahls, des Generalpostmeisters zu betreiben. Sie rechnete dabei auf die Unterstützung des Kaisers Alexander, der eine große Verehrung für sie hegte. Der Kaiser brachte fast jeden Abend einige Stunden nach dem Theater bei ihr zu, ebenso Talleyrand, aus dessen Memoiren wir erfahren, daß die wichtigsten politischen Angelegenheiten in ihrer Gegenwart besprochen wurden. Der vertrauliche Fuß, auf dem der Erbprinz mit seiner Cousine stand, war ihm für seine dortige Stellung sicherlich von Nutzen.

Die Festlichkeiten in Weimar waren für den 6. October anberaumt. Da Postpferde für diesen Tag nicht mehr zu haben waren, reiste Friedrich Ludwig schon am Abend vorher dorthin und erhielt eine Wohnung beim Erbprinzen, mit welchem er durch dessen Gemahlin Maria Paulowna verschwägert war und dessen rechter Schwager er durch seine zweite Heirath zwei Jahre später noch werden sollte. Am Morgen des 6. trafen die beiden Kaiser in Weimar ein und begaben sich mit den anderen Gästen nach dem Jagdgebiet, wo ein eingestelltes Jagen auf Schwarzwild und Rothwild stattfand. Mittags war große Tafel, später Vorstellung der französischen Schauspieler im Theater, — man gab „Cäsar's Tod", — und dann ein glänzender Hofball, bei welchem „Napoleon sich besonders liebenswürdig und heiter zeigte und über eine Stunde lang mit Wieland sprach." Am nächsten Tage war großes Déjeuner auf dem Schlachtfeld von Jena. Das Zelt war auf der Stelle errichtet, wo Napoleon während der Nacht bivouakirt hatte. Nachher beritten die Kaiser mit ihrer Suite das Schlachtfeld. Hieran schloß sich noch ein großes Hasentreiben in der Ebene von Jena. Daß diese Jagdbelustigung gerade auf der Stelle veranstaltet wurde, wo zwei Jahre vorher und fast zur nämlichen Zeit (14. October) in der unseligen, blutigen Schlacht zahllose Menschenleben geopfert waren, darf mindestens für geschmacklos gehalten werden und wurde auch von vielen Betheiligten so beurtheilt. Nach der Jagd traten die Kaiser ihre Rückreise nach Erfurt an. Der Erbprinz folgte ihnen am nächsten Tage. Er hatte noch von Weimar aus und zwar „in Folge von Gesprächen mit dem Kaiser von Rußland und dem Fürsten von Benevent" den Kammerherrn von Oertzen nach Schwerin gesandt. Derselbe sollte mündlich berichten, da zum Schreiben die Zeit fehlte. Es scheint, daß diese Unterredungen die Hoffnung Friedrich Ludwigs auf irgend ein positives Resultat wieder belebt hatten, denn einige Tage später, am 10., schrieb er seinem Vater aus Erfurt: „Ich halte es garnicht für unmöglich, daß ich Ihnen bald etwas Angenehmes zu berichten haben werde, was mich sehr glücklich machen würde."

Aber diese Hoffnung sollte sich wieder zerschlagen. Wie schon weiter oben vorausgeschickt wurde, kamen deutsche Angelegenheiten zwischen den beiden Kaisern überhaupt nicht zur Sprache. Sie hatten zuviel mit ihren eigenen zu thun, und Napoleon namentlich benutzte die letzten Tage des Erfurter Aufenthalts ausschließlich dazu, Vertrauen und Zuneigung bei seinem neuen Freund zu befestigen. In jenen Tagen war es, wo er zuerst allgemeine Andeutungen über die beabsichtigte Ehescheidung fallen ließ, um bald darauf offen mit der Werbung um

die Hand einer Großfürstin hervorzutreten. Das Zusammensein der beiden Monarchen nahm einen so vertraulichen Charakter an, daß es der Umgebung auffiel, Gerüchte von einer Familienverbindung bereits die Luft durchschwirrten und es den deutschen Fürsten immer klarer zum Bewußtsein kam, wie sie nur geladen waren, um als glänzende Staffage zu dienen. Von dieser Empfindung wenigstens wurde Friedrich Ludwig beherrscht. Es war ihm lieb, daß seinem Vater die beschämende Rolle erspart blieb, die den regierenden, sogenannten „souveränen" Herren in Erfurt zugemuthet wurde. Er selbst als jüngeres Mitglied des alten Hauses, das seinen Stammbaum zu den wendischen Fürsten der vorchristlichen Zeit zurückführte, fand sich leichter damit ab, wenn er seine Verstimmung auch nicht ganz zu unterdrücken vermochte. Seine Briefe wurden kürzer; in der letzten Woche blieben sie ganz aus. Entweder hatte er nichts zu schreiben, oder er mochte das, was er sah und hörte, dem Papier nicht anvertrauen. Auch in späteren Jahren sprach er nur ungern von den Erfurter Erlebnissen.

Am 23. October traf er wieder in Ludwigslust ein. In der Rang- und Entschädigungsfrage war man um keinen Schritt weiter gerückt. Auch die nächsten Jahre, weit entfernt, die Lage des Herzogs zu verbessern, brachten nur neues Ungemach über das Land. Schill's verwegener Streifzug, der ihn über Dömitz, Wismar und Rostock nach Stralsund führte, weckte den Argwohn des Imperators. Dänische und holländische Truppen rückten in Mecklenburg ein. Wieder begann die Zeit der Kriegsdrangsale aller Art, der Plünderungen und Erpressungen. Aber die Jahre der napoleonischen Willkürherrschaft waren gezählt. Zweimal zog Friedrich Ludwig an der Spitze seiner mecklenburgischen Truppen siegreich in Frankreich ein, und der Wiener Congreß brachte dem herzoglichen Hause die Rangerhöhung, auf welche es sowohl nach der Ausdehnung seines Gebiets als in Anerkennung der geleisteten Opfer längst gerechten Anspruch hatte.

Eine Gebietsvergrößerung hat Mecklenburg auch in jener zweiten Phase deutscher Territorialveränderungen nicht erhalten. Der Herzog hatte zwar sowohl bei der Accession zur großen Alliance, als auch auf dem Wiener Congreß seine Entschädigungsansprüche geltend gemacht, allein die politische Constellation war der allein möglichen Grenzerweiterung nach Schwedisch-Pommern oder Lauenburg hin nicht günstig. Ueber beide Gebiete hatte der Rath der Großmächte bereits anderweitig verfügt. Alles was Mecklenburg-Schwerin erhielt, war ein Antheil an der französischen Kriegscontribution im Betrage von 2150000 Franken. Man wird einräumen müssen, daß dies eine sehr unzureichende Abfindung war im Verhältniß zu der Abtretung Wismars, zu den vierzig Millionen Franken, welche das französische Interregnum bis zum Sommer 1807 nachweislich dem Lande gekostet und zu den weiteren materiellen und finanziellen Opfern, welche die Durchmärsche der nächstfolgenden Jahre, der russische Feldzug und die Befreiungskämpfe dem Herzog und seinen verarmten Unterthanen aufgebürdet hatten.

Wir haben den Erbprinzen während der bewegtesten Jahre seines ereignißreichen Lebens begleitet. Wir sahen ihn bemüht, den Druck der Kriegslasten, der auf seinem Lande ruhte, zu mindern und zu diesem Zweck die Gunst der

Mächtigen zu gewinnen, daneben auch Vortheile für sein Haus zu erlangen. Die Darstellung dieser immer nur auf das eine Ziel gerichteten Thätigkeit konnte kein vollständiges Bild von dem Wesen und Charakter Friedrich Ludwig's geben. Sie mag sogar beim Leser hie und da den Eindruck hinterlassen haben, als hätten an dem eifrigen Streben nach Rangerhöhung und Gebietszuwachs auch persönlicher Ehrgeiz und Gewinnsucht wesentlichen Antheil gehabt. Eine solche Annahme wäre durchaus irrig. Friedrich Ludwig's selbstloser, uneigennütziger Charakter, sein edler, rechtlicher Sinn spricht sich in vielen seiner hinterlassenen Briefe aus, die hier anzuführen aber nicht am Platze wäre. Der vorliegende Aufsatz sollte kein Charakterbild darbieten, sondern nur neue Einzelheiten einer denkwürdigen Episode bringen. Ehe wir aber von dem Erbprinzen Abschied nehmen, lassen wir ihm noch einmal das Wort in einer Entscheidung, die historisch merkwürdig und für seine Denkart überaus bezeichnend ist. Am 18. Mai 1810 starb der zum Erben des schwedischen Thrones bestimmte, von Karl XIII. adoptirte Prinz Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg. Als es sich darum handelte, einen neuen Thronfolger zu wählen, lenkte der Fürst Malte Putbus, damals der angesehenste und begütertste Grundbesitzer in Schwedisch-Pommern, die Aufmerksamkeit auf den Erbprinzen Friedrich Ludwig, mit dem er seit einem Besuch in Doberan in freundschaftlichen Beziehungen stand. Wir erfahren dies aus einer Biographie jenes Fürsten Putbus, erschienen in einer Festschrift, die aus Anlaß des fünfzigjährigen Jubiläums des Putbuser Pädagogiums im October 1886 von dem Director Leopold Spreer veröffentlicht wurde. Darnach bot der Fürst, offenbar in Folge eines Auftrags, von Stockholm aus, dem Erbprinzen die schwedische Thronfolge an und schrieb dieserhalb nach Weimar, wo Friedrich Ludwig sich nach seiner kurz zuvor erfolgten, zweiten Vermählung befand. Die Antwort, welche er von dort am 5. Juli ertheilte, war ablehnend, aber nicht ganz bestimmt. Entschiedener sprach er sich am 19. Juli in einem Briefe aus, dessen schöne Worte den Schluß dieser Darstellung bilden mögen:

„Nach reiflicher Ueberlegung finde ich, lieber Fürst, daß ich das mir gesteckte Ziel nicht erreichen kann, wenn ich ein gewisses Anerbieten nicht entschieden ablehne. Ich begreife, daß es nicht möglich sein wird, auf den zurückzukommen, der das gute Recht hat (Gustav IV. Adolf); ich sehe, daß in Anbetracht der Verhältnisse dies auch nicht einmal zu wünschen ist; aber er hat einen Sohn (Prinz Wasa). Ich gestehe Ihnen, daß ich einen Augenblick daran gedacht habe, daß man mir erlauben könnte, die Rolle eines Vormundes für ihn zu übernehmen, aber ich sehe, dies wird unmöglich. Sein Erbe für mich und meinen Sohn anzunehmen, ist so sehr gegen meine Sinnesweise, daß nichts in der Welt mich zu diesem Schritte veranlassen würde, so lange jenes Kind lebt. Obgleich ich selbst nur ein kleiner Fürst bin, so scheint es mir doch, als dürfe ein Mann unseres Standes aus Grundsatz niemals diese Absetzbarkeit anerkennen. Ich könnte heute von derselben Vortheil haben, aber mein Sohn müßte vielleicht einst dafür die Strafe erleiden, wenn er sich ebenso behandelt sähe. Ich wünsche, daß alles, was ich ihm nach meinem Tode hinterlasse, legitim sei. So verzichte ich von Herzen auf die mir eröffnete Aussicht!“ — —

Homer als Charakterdarsteller.

Von

Herman Grimm.

I. Einleitendes.

Mir scheint, als fühle sich die Menschheit heute bedrückt durch die Masse von Historie, die sie mitzuschleppen sich selber verurtheilt. Der Kenntniß bloßer Thatsachen wird Werth beigelegt, deren Nutzen für die Erweiterung unseres geistigen Horizontes Niemand einsieht. Was mich immer wieder zu Tacitus hinzieht, ist nicht der factische Inhalt seiner Berichte, sondern seine Gabe, den einzelnen Fall auf das allgemein Menschliche zurückzuführen und seiner Darstellung eine so monumentale Fassung zu geben, daß die einzelnen Sätze wie zu inhaltreichen Inschriften werden, die lange Gedankenreihen in sich schließen. Diese Gabe war auch Ranke eigen. Auch Macchiavelli. Und so Carlyle, der als Geschichtschreiber der französischen Revolution die sich steigernden Stimmungen herausfühlte, unter deren Herrschaft Paris stand und die die Ereignisse formten. Im höchsten Grade besaß sie Emerson, so wenig er unter die Geschichtschreiber zu gehören scheint. Nur der Historiker nützt, der zugleich philosophischer Künstler ist. Der eine Anschauung des Gesammtverlaufes der Ereignisse und des Zusammenwirkens der Männer in sich trägt und ihr gemäß das Material verwendet. In Zukunft wird bei dem immer massenhafteren Zuwachs bedeutender Männer die Frage sein müssen: welcher Männer? Ich glaube derjenigen zuerst, in deren Thun die unveränderlichen Eigenschaften der menschlichen Natur am deutlichsten als die Beweggründe des Handelns zu erkennen sind. Schon heute kennen wir die Bedingungen der gewöhnlichen Durchschnittsexistenz der Massen in früheren Epochen nicht so wie die der Zeit, in der wir leben: je mehr sich in Zukunft diese Durchschnittsexistenz der Sterblichen als eine durchaus neue gestalten wird, um so weniger werden in Betreff vergänglicher Verhältnisse die früheren Jahrhunderte verständlich erscheinen. Der Herzog von St. Simon macht uns von Jahr zu Jahr zum scheinbar intimen Mitwisser dessen, was unter Ludwig XIV. geschah. Wie völlig fehlt uns das Gefühl der Luft, die damals wehte. Nie werden wir erfahren, was sich ereignete, wie St. Simon selbst es wußte. Für

Ranke hatten diese Dinge vielleicht den stärksten Reiz. Man meint, er müsse schon einmal gelebt und zwei Jahrhunderte in den Sälen und Kammern des Schlosses von Versailles auf das Gespräch der Höflinge gehört haben. Was diese Welt aber eigentlich erfüllte, enthüllt Molière. Ohne ihn wäre es eine große Maskerade von Gespenstern. Das rein Menschliche sah er allein. Das, was lebte und was nur leeren Schein bot. Das dagegen, von dem St. Simon spricht als dem ganz Paris und Versailles Bewegenden, oder die Dinge, die im Verborgenen sich abspielend, ihn als Inhaber von seiner Ansicht nach großartigen Standesprivilegien erschütterten, ist uns heute gleichgültig. Wenn Ludwig XIV. seine unehelichen Söhne in die höchsten Stellungen brachte, so war dem Herzog das dabei am anstößigsten, daß er und seine Standesgenossen in ihrer Stellung zum Throne dadurch beeinträchtigt wurden. Die Eindringlinge in die Reihe der Herzöge waren ihm als Bastarde des Königs verhaßt. Daß sie unechte Nebengeschwister der eigentlichen legitimen Nachkommen waren, stand für St. Simon erst in zweiter Linie. Uns heute fehlt das Gefühl dafür. Wir suchen nach den einfachen Bethätigungen von Haß und Freundschaft, von Verrath und Treue in seinen Schriften. Nur das Thun und Leiden der menschlich hervorragenden Männer wird in Zukunft herausgehoben werden, da wir Gestalten sehen wollen, welche lebten und wirkten. Die biographische Darstellung und Mythisirung dieser Männer wird immer weiter fortschreiten, und schließlich werden Mythus und scheinbare Wirklichkeit Eins werden. Dann werden Geschichtschreibung und Dichtung zusammenfallen. Ich habe ein Gefühl, als ob Homer in einer Zeit gelebt habe, wo die Dinge schon einmal so standen, wenn auch unter anderen Verhältnissen, so daß er, indem er lauter Geburten seiner Phantasie hinstellt und handeln läßt, zugleich exacte Geschichte schrieb. Homer's Gestalten sind die historischen Repräsentanten eines früheren, in seiner gemeinen Durchschnittsexistenz uns unbekannten Griechenthums. So auch geben die Mitspieler des Nibelungenliedes die frühere Existenz des Deutschen Volkes vor den Staufern. Die hier sich entwickelnden Charaktere und Ereignisse zeigen, wie das Volk dachte, während unsere geschriebenen lateinischen Quellen das enthalten, was die römische gebildete Geistlichkeit den Menschen absah. Daher das Dauernde in Ilias und Nibelungen. Ich glaube, daß die beginnende neue Welt ihre historischen Anschauungen immer mehr den großen Kunstwerken wird entnehmen müssen. Diejenigen Menschen und Ereignisse, deren Gewesensein nur als Ergebniß zusammengeschweißter Notizen sich ergibt, werden das Schattenhafte nie verlieren, das nach ihrem Tode sich über sie ausbreitet. Manche neuere Geschichtswerke erinnern an den Homerischen Hades. Die Gestalten schieben sich wie scharfgeschnittene Silhouetten durcheinander. Im Gefühle ihres gleichberechtigenden Nichts gilt Einer so viel wie der Andere. Sie reden, aber in einer tonlosen Sprache. Sie haben ein Bewußtsein dessen, was sie gewesen sind, sind es aber nicht mehr und sind trotzdem noch.

Die Werke unserer lebenden Historiker entsprechen dem Bedürfnisse der noch lebenden Generation. Ich glaube, die Historiker des heute beginnenden Geschlechtes der zukünftigen Weltbewohner werden den von der Menschheit zurückgelegten Weg einmal weniger gewunden darstellen. Geblendet von der scheinbaren Ver-

schiedenheit sich zudrängender Einzelnheiten, sieht man heute die Dinge greller, bewegter, verwirrter als sie waren. Wie auch unsere Maler die Ereignisse bunter schildern als sie gewesen sind. Die Jahrhunderte gingen farbloser dahin. Das Geschehene wiederholte sich in gleichgültiger Aehnlichkeit der Scenen. Wie monoton und abgethan zeigen Chodowiecki's gleichzeitige Blätter die fridericianische Zeit im Gegensatz zu Menzel's Holzschnitten, Radirungen und Bildern. Heute glitzert und schimmert das Alles. Auch die Gedanken waren einfacher, als sie heute scheinen. Sehen wir, wie stationär die grundlegenden Gedanken der römischen Kirche geblieben sind. Wie sie für die Anschauungen von nicht minder gleichgebliebenen Bevölkerungen den alten Grundton bilden. Wie einfach sich die germanischen Gedanken der Reformation ihnen immer noch gegenüberstellen. Diese beiden Elemente zu verfolgen, gewährt bereits die Kenntniß der Weltgeschichte im Großen. Die Solidarität der sittlichen Ueberzeugungen aller Menschen ist heute die uns Alle verbindende Kirche. Wir suchen leidenschaftlicher als jemals nach einem sichtbaren Ausdrucke dieser Gemeinschaft. Alle wirklich ernsten Bestrebungen der Massen kennen nur dies eine Ziel. Die Trennung der Nationen existirt hier bereits nicht mehr. Wir fühlen, daß der ethischen Weltanschauung gegenüber kein nationaler Unterschied walte. Wir Alle würden für unser Vaterland uns opfern; den Augenblick aber herbeizusehnen oder herbeizuführen, wo dies durch Krieg geschehen könne, sind wir weitentfernt. Die Versicherung, daß Friede zu halten unser Aller heiligster Wunsch sei, ist keine Lüge. „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen" durchdringt uns. Die Bewohner unseres Planeten, allesammt als Einheit gefaßt, erfüllt ein allverständliches Feingefühl, das selbst die rohesten Völker ahnen und das zu verletzen sie Scheu tragen. Die Menschen von heute erkennen jedem Einzelnen in geistigen Dingen das Recht individueller Selbstbestimmung zu. Selbst wilde menschliche Geschöpfe lassen sich zu diesem Gedanken hinleiten. Die Menschen als Totalität anerkennen sich als einem wie in den Wolken thronenden unsichtbaren Gerichtshofe unterworfen, vor dem nicht bestehen zu dürfen, sie als ein Unglück erachten, und dessen gerichtlichem Verfahren sie ihre inneren Zwistigkeiten anzupassen suchen. Mit ängstlichem Bestreben suchen sie hier ihr Recht. Wie sind die heutigen Franzosen bemüht, den Krieg gegen Deutschland, den sie vorhaben, als eine sittliche Forderung hinzustellen, deren Anerkennung sie von den anderen Völkern, ja von den Deutschen selber fordern. Ich habe das Gefühl, als sei Homer's Ziel gewesen, den Kampf der Völker vor Troja so zu fassen, als habe diese in äußerster Vergangenheit liegende Bewegung einst eine Fülle von Nationen umgriffen, deren sittliches Bewußtsein ein gemeinsames war und innerhalb deren um die führende Stellung gekämpft ward. Sie gleichen unserer Epoche darin. Nicht äußere zufällige Gewalt oder zufällige Protection göttlicher Mächte, sondern die Berechtigung, die der Charakter gewährt, geben in der Ilias die Entscheidung. Im Gegensatze zu den Helden der Nibelungen, kämpfen die Homer's ungern. Der Friede ist das Natürliche. Sie empfinden den Kampf als eine ihnen aufgelegte Last. Sie ruhen lieber. Sie verlangen nach Hause. Das friedliche Dasein winkt ihnen von ferne entzückend zu, aber die Götter peitschen sie in den Kampf. Mir scheint, als habe Homer Krieg und Frieden einander gegen-

übergestellt, wie bei Schiller Max Piccolomini sie erblickte. Wir erwarten heute einen Dichter, der der Menschheit den Dienst leiste, den Homer seinen Völkern einst geleistet hat. Im Genusse seiner Dichtung fanden die Griechen sich friedlich zusammen. Die olympischen Spiele waren die Anerkennung der goldenen Friedenstage, die selbst im Kriege nicht aufhörten. Homer hat die zur Schönheit strebende griechische Cultureinheit geschaffen, Dante die italienische, Shakespeare die der Völker germanischen Blutes, Goethe und Schiller die deutsche. Wir erwarten noch höhere Wohlthaten von Dichtern. Allen Menschen heute wäre ie froheste Botschaft, daß ein Mann erstanden sei, dessen Worte allen Völkern verständlich wären, der die heute im Kampfe ums Dasein stehenden Charaktere im Wohlklange einer neuen Sprache schilderte, wie Homer den Griechen gethan. Homer hat sicherlich das geleistet. Die friedliche Vereinigung der antiken Völker ruht auf seinen Schultern. Die Verehrung, die sie ihm gezollt haben, steht ohne weiteres Beispiel da. Weder Dante, noch Shakespeare, noch Goethe und Schiller haben so Wirkungsvolles vollbracht. Es ist, als habe vor Homer nur eine einzige trübe Jahreszeit geherrscht und er die Zeiten getrennt und zum ersten Male Frühling und Sommer werden lassen.

Von all' dem tönt uns aus seinen Versen freilich nur ein Nachklang zu. Uns kann Homer nicht sein, was er jenen Zeiten gewesen ist. Eine so große Macht aber wirkt fort, auch wenn sie ihre Hauptaufgabe erfüllt hat. In Erstaunen setzt mich als etwas Unerklärliches meine eigene Erfahrung mit Homer. Im Laufe meines Lebens habe ich von den Gebilden der Phantasie kennen gelernt, was die deutschen bildenden Künstler und Dichter und die anderer Völker hervorgebracht haben. Diese Schöpfungen, die der neuesten Zeit miteinbegriffen, haben mir in der ersten Ueberraschung des Kennenlernens oft einen Eindruck gemacht, der später nicht vorhielt, so daß bei dem Rückblicke auf all' diese durchwanderten Literaturen nur eine beschränkte Zahl von Autoren zurückgeblieben sind, die ich auch jetzt noch wieder und wieder lesen möchte. Keines von diesen Werken aber hat sich in mir festgesetzt wie Homer's Gesänge. Den eigentlichen Grund dieser von Homer ausgehenden Kraft weiß ich nicht zu nennen. Aber es scheint, daß sehr Viele sie ebenso stark empfunden haben als ich. Wollte man sammeln, was an Bekenntnissen dieser Art erhalten geblieben ist, so würde eine große Reihe von Geständnissen sich zusammenfinden. Homer überbietet an innerer Gewalt Dante, Shakespeare, Schiller, Goethe. Die Gestalten graben sich tiefer und leuchtender ein. Sie haben etwas von der Farbenmacht von Glasgemälden. Achill ist mir unmittelbarer gegenwärtig als Faust und Hamlet. Dieser Erfolg ist um so räthselhafter, als mir die Sprache Homer's nicht ins Ohr klingen kann wie Denen einst, für die er dichtete. So vielen seiner Verse fühlt sich an: das war nur für den Tag gedichtet, an dem es zuerst vom Volke gehört ward, und ein paar Jahrzehnte später schon vielleicht war es veraltet. Wie die älteste Form des König von Thule Goethe selbst in späteren Jahren veraltet klang. Da mögen alte Leute in Jonien gesagt haben: Ja, als wir jung waren, sang Homer das anders! Wer kennt die Geheimnisse einer Sprache? Die griechische, die lateinische, französische und italienische, mit denen ich aufgewachsen bin, sind mir bei aller Geläufigkeit nicht von Ferne so vertraut als die deutsche. Nur in

dieser erweckt der Klang vieler Worte die endlosen Perspectiven, als sei es eine unendliche Arbeit, ihren Sinn zu erschöpfen. Nur in ihr wird das Wort zu Geist. Und trotzdem neben unseren Deutschen Werken diese Gewalt der Phantasiegebilde eines fremden Volkes und einer Zeit, die halb außerhalb unserer geschichtlichen Anfänge liegt! Etwas Persönliches steckt in diesen Gedichten, das zumeist an Homer's so leidenschaftlich heute geleugnete Persönlichkeit glauben läßt, als an einen Mann, des eigene tiefste Gefühle in Ilias und Odyssee liegen.

II. Der zehnte Gesang der Ilias.

(Die Doloneia.)

Ich veröffentliche hier den zehnten Gesang der Ilias, mit welchem der bevorstehende zweite Band meines Buches über Homer beginnen soll. Die Doloneia hat einen gewissen Bestand für sich, und es läßt sich manche, die gesammte Ilias betreffende Betrachtung an sie anknüpfen.

Homer hatte im neunten Gesange Achill's moralische Krankheit mit so kräftigen Strichen wieder zur Mitte der Ereignisse gemacht, daß wir im zehnten Gesange mit Sicherheit die entscheidenden Thatsachen erwarten, die Achill in Zwiespalt mit sich selbst und, modern gesagt, zur Vernunft bringen werden. Es ist Alles, was kommen soll, von Homer oft genug ja schon angedeutet worden. Ein Moment wird eintreten, wo Achill die Zurückhaltung nicht mehr erträgt. Wir erwarten diese Selbstbefreiung. Sie muß hervorgehen aus gewaltigen inneren Kämpfen, denen gewaltiger äußerer Kampf vorausging.

Homer aber hat die Entwicklung zu vieler Charaktere gleichmäßig zu fördern, als daß er sich erlauben dürfte, selbst Achill hier den Vorzug zu geben. Der Dichter behält sich Freiheit vor, den Gang der Begebenheiten in breitem Flusse zu regeln. Es ist auffallend, wie Homer zuweilen, wenn er einzelnen Charakteren den Vorzug eingehenderer Behandlung zu geben geneigt erscheint, solche auswählt, die unser Interesse weniger herausfordern, ja, solche, die der Dichter nicht einmal persönlich bevorzugt. Warum? Treibt sein Gerechtigkeitsgefühl ihn an, die Persönlichkeiten recht genau zu behandeln, die eben, weil er sie nicht mochte, sich hätten beklagen können, mit unbilliger Kürze abgethan worden zu sein? Homer läßt im zehnten Gesang Achill ganz wieder zurücktreten und wendet sich Agamemnon und Menelaos zu. Gründe verschiedener Art konnten für ihn bei der dichterischen Behandlung dieser beiden Gestalten maßgebend sein: zu erkennen glaube ich, daß er Menelaos und Agamemnon technisch anders heraustreten ließ als die Uebrigen. Ich werde im Laufe meiner Betrachtungen öfter auf dies Technische zurückkommen, weil es für die Mannigfaltigkeit künstlerischer Mittel zeugt, welche Homer zu Gebote standen.

Die Bethätigung Agamemnon's an den Ereignissen, welche den Inhalt der Ilias ausmachen, wird, ich wiederhole es, von Homer eingehender motivirt als unsere heutige Theilnahme an der Persönlichkeit des Königs verlangt. Rechnen wir zusammen, was die vierundzwanzig Gesänge über ihn enthalten, so erscheint der Raum, den diese Verse einnehmen, als ein relativ großer. Die Griechen hatten größeres Interesse an diesem Charakter als wir. Auch der Agamemnon

des Aeschylos hat, selbst neben Aegisth, etwas Gleichgültiges für uns heute. Vielleicht erschien Agamemnon als die Incarnation legitimer Herrschaft den antiken Völkern wichtiger, inhaltreicher. Die Zeiten tragen solchen Gestalten ein wechselndes Interesse entgegen. In den Nibelungen wiederholt sich diese Rolle eines Königs, der nur deshalb, weil er König ist, eine bedeutende Stellung über den Anderen einnimmt. Agamemnon hat in seinem Verhältnisse zu den übrigen Fürsten des griechischen Heeres Aehnlichkeit mit dem Könige Gunther. Sie beruht nicht auf einer Abhängigkeit des Nibelungendichters von Homer, sondern auf Aehnlichkeit der in den Zeiten liegenden Anschauungen. Beider Könige kalte, egoistische Naturanlage findet in ihrem eigenthümlichen Rangverhältnisse sowohl Entschuldigung als ununterbrochenen Anreiz, neu hervorzutreten. Wo vom Ja und Nein der höchsten Gewalt die Dinge abhängen, werden die Träger dieser Macht mit einer gewissen Nothwendigkeit in der Dichtung sich überall so entfalten, wie bei Agamemnon und Gunther. Der widerwärtige Eindruck, den sie machen, war von den beiden Dichtern beabsichtigt. Sie bedurften so gearteter Charaktere für ihre Compositionen. Ohne Agamemnon's Bethätigung würde das Ganze der Ilias kein völliges Gleichgewicht besessen haben.

Nun aber ziehen wir auch Folgendes in Betracht. Der oberste Heerführer der Griechen war eine freie Hervorbringung Homer's: sobald dieser aber den König einmal geschaffen hatte und ihn seiner Natur nach eingreifen ließ, gewann Agamemnon dem Dichter selbst gegenüber eigene Stellung. Eine solche Bildung ist, wie ein Kind, das Geschöpf seines Vaters: einmal auf der Welt, tritt es bald seinen eigenen Gang durch die Ereignisse an. Der Vater vermag es nicht zu zwingen, anders zu sein als es ist. Nun sage ich, daß Homer in der Gerechtigkeit, mit der er die von ihm geschaffenen, dann aber zu freiem Kampfe mit dem Schicksale entfesselten Charaktere behandelt, die mir bekannten anderen Dichter übertrifft.

Ich stelle Homer hier nicht bloß dem Dichter der Nibelungen gegenüber, die neuesten Erzähler können hier mit ihm verglichen werden. Bei ihnen allen — es ist mir, indem ich dies ausspreche, eine lange Reihe von Werken gegenwärtig — sehen wir, wo handelnde Gesellschaften dargestellt werden, dieselbe, ich möchte sagen, allgemein menschlich-literarische Methode hervortreten. Und zwar ist an erster Stelle zu beobachten, wie sehr diejenigen, welche die Mitte der gesammten Entwicklung bilden, technisch anders behandelt werden als ihre Umgebung. Immer haben diese Hauptpersonen etwas Umrißloses, Allgemeines, Schwankendes im Vergleiche zu den Uebrigen, die, von Charakter und individuellen Besonderheiten erfüllt, viel fester und sicherer auftreten als sie, und deren Handlungsweise wir beinahe vorauswissen.

Wie erklärt sich dieser Unterschied? Da vielmehr das Entgegengesetzte zu erwarten wäre.

Einer der erfolgreichsten, nationalsten und zugleich internationalsten, erfahrungsreichsten Autoren ist Dickens. Ich greife einen seiner am durchsichtigsten componirten Romane heraus, Little Dorrit, eines seiner späteren Werke, bei denen seine Art zu arbeiten in fest ausgeprägter Weise wirkt. Die Hauptpersonen der Composition, das junge Mädchen und der junge Mann, von denen

das Interesse getragen wird, sind technisch anders behandelt als die übrigen Personen. In zum Theil sehr scharfen Silhouetten hervortretend, haben diese übrigen etwas zur Carricatur Neigendes an sich, während jene beiden, mit nur allgemeinen, ihnen die Sympathie des Lesers aber immer reichlicher zuwendenden Eigenschaften ausgestattet, zuweilen etwas beinahe Verschwommenes empfangen. Dickens wollte, daß das fast übertriebene Gefühl von Lebenswahrhaftigkeit, das die Nebenfiguren dieses Romans ausathmen, den beiden Hauptpersonen zu Gute käme, denen dadurch ein Schimmer von Realität verliehen wird, ein bloßer Schein, der nur auf diesem künstlichen Wege aber zu erreichen war. Alle jene Nebenpersonen dienen den beiden Hauptgestalten, die, ganz anders beschaffen als sie, von dem traumhaft undeutlichen Schwanken zwischen Wollen und Müssen erfüllt sind, das als etwas Unbestimmtes und fast Unbestimmbares allen höherstehenden Naturen von den Dichtern mitgegeben wird.

Bemerken wir, wie Goethe bei Wilhelm Meister und in den Wahlverwandtschaften das gleiche Verfahren beobachtet. In beiden Romanen haben die Nebenfiguren geistig und körperlich etwas durchaus Festumrissenes, fast mit niederländischem Pinsel Gemaltes, während Wilhelm und Mignon, Eduard und Ottilie wie von einem zarten Nebel überdeckt sind, der die Umrisse und Farben verschwimmen läßt, durch den Gefühle und Gedanken hindurchleuchten. Ebenso Faust und Tasso und Iphigenie. Die äußere Gestaltung umzittert sie nur. Es sind keine bemalten Terracotten wie die sie umgebenden Figuren, sondern dämmernde Erscheinungen. Wir sehen nicht, wir ahnen nur. Und so Hamlet, Cordelia, Julia, Macbeth, Don Carlos, Wallenstein: sie schwanken vor unseren Blicken und scheinen ihr letztes Geheimniß für sich zu behalten. Dieses Unabgeschlossene, Zweifelhafte der Hauptpersonen scheint dem Dichter stets eine letzte Entschließung über den Gang ihres Schicksals offen zu halten. So daß sie sich, herausbrechend aus dem eingeschlagenen Wege, dahin und dorthin wenden dürften, während jene Nebenpersonen verurtheilt sind, die einmal eingeschlagene Straße festen Schrittes zu Ende zu gehen. Ohne dieses Thema hier erschöpfen zu wollen, so daß ich eigentlich abbrechen könnte, citire ich doch noch ein prosaisches Epos, in welchem der Gegensatz besonders glänzend hervortritt: Nievo's ‚Erinnerungen eines Achtzigjährigen', einen der besten Romane des neunzehnten Jahrhunderts. Die Hauptperson, Pisana, bewegt sich in absoluter Ungebundenheit. Diese Gestalt, man könnte sie eine ins politisch Heroische übersetzte Philine nennen, ermangelt völlig der bestimmenden Umrisse, erfüllt uns aber mit penetrantem Gefühle ihrer Gegenwart, und wird dadurch, daß sie von einer Fülle charakteristisch festgezeichneter Gestalten umgeben ist, auch mit einem äußerlichen Anschein von Existenz umhüllt, den wir nirgends vermissen. Für sich betrachtet aber hat sie etwas Wesenloses.

Diese Freiheit des echten Dichters, seine Hauptfiguren, ohne die seine Dichtung inhaltslos würde, zugleich ideal verschwimmend und realistisch fest zu gestalten, einen räthselhaften Gegensatz also in ihnen zu verkörpern, wie das Leben selbst übermächtige Charaktere uns entgegenstellt, entspringt stets derselben Quelle: daß der Dichter in ihnen nicht ihm mehr oder weniger fernstehende Charaktere schildert, sondern in allgemeineren Umrissen sein eigenes ihn bedrängendes Dasein zeigt. Die gesellschaftliche Stellung dessen, dem er dieses Amt zutheilt, ihn

selbst zu repräsentiren, spielt hier keine Rolle. Gil Blas, ein Bedienter, repräsentirt die Kritik, mit der Le Sage seine eigene Zeit betrachtet, und verleiht dem Romane dadurch seine Wirksamkeit. (Voltaire hat nicht eine einzige Gestalt dieser Art hervorgebracht.) Don Quichote, obgleich von Verrücktheit besessen, ist allen ihn umgebenden Gestalten geistig überlegen und seine barocke traumhaft seltsame äußere Gestalt tritt neben dieser inneren Eigenschaft in den Hintergrund. Sogar seiner Preziosa (dem Urbilde Mignon's) hat Cervantes Etwas von diesem Wesen zu verleihen gewußt, das weder Lope noch Calderon, die nie sich selbst geben, ihren Figuren zu verleihen im Stande waren. Molière's Misanthrope hat es in hohem Grade: keine von den Schöpfungen Corneille's und Racine's besitzt es. Dante dagegen hat in seiner eignen schwankenden Gestalt ein wunderbares Bild dieser verkörperten Kritik geschaffen. Denn seiner Kritik bieten sich alle Anblicke dar; auch die höchsten Erscheinungen des Paradieses sind nur dazu da, in seinem Geiste Reflex und Erklärung zu finden. Dante geht ohne andere eigene Eigenschaften als die höchst empfindlicher Receptivität durch die Erfahrungen hindurch, denen Virgil ihn zuführt. Virgil hat seine Mission als Führer Dante's. Dante selbst will nur erleben und berichten. Das will auch Wilhelm Meister. Das will Werther. Das will Hamlet. Sie wollen sehen, fühlen, ihr Schicksal erfüllen. (Deshalb bei Wilhelm Meister kein Abschluß möglich.) Dies ist das Geheimniß Achill's bei Homer. Achill will nichts. Er weiß Alles voraus. Er geht durch die Ereignisse hindurch. Er hat in der Ilias keinen Abschluß. Daß sein Untergang bevorsteht, wissen wir. Bei Achill handelt es sich nur um den inneren Umschwung. Er will ihn erleben, weil er ihn erleben muß. Keine Rettung. Es ist der Genius des griechischen Volkes in ihm verkörpert. Er bringt Homer's innerste Empfindung zum Ausdrucke.

Wo Achill erscheint, fühlen wir, gibt er den Anstoß zu der Gedankenbewegung der Uebrigen. Aeußerlich aber fehlen ihm charakteristische Abzeichen. Er ist wie ein Gewitter, wie überströmende Stromesgewalt, wie ein Wolkenbruch, wie ein stürzender Fels. Und je mehr das Gedicht sich seinem Ende nähert, um so mehr tritt dies Elementare hervor. Er hat etwas Unbegrenztes. Nur dadurch, daß Homer ihn mit einer Fülle von scharf begrenzten Individualitäten umgibt, die auf das Kunstreichste in verschiedenen Manieren gebildet werden und immer in festen Farben und Umrissen erscheinen, wird es dem Dichter möglich, das Schrankenlose in Achill's Natur, das Schwanken zwischen Menschlichem und Göttlichem mit glaublichen scheinbaren Umrissen zu umgeben. Entweder nennt er ihn nicht und läßt ihn in unserer Erinnerung nur im Hintergrunde sich halten, oder er stellt ihn dicht vor uns hin, dann aber so machtvoll, daß die Andern verblassen, daß Achill immer aber trotzdem als einer von ihnen erscheint. Der Triumph dichterischen Könnens.

Und nun bewundern wir weiter, in welchem Wechsel Homer die Umgebung Achill's behandelt. Den niedrigsten Rang nehmen Dolon und Thersites ein, sie zugleich sind die sichtbarsten Gestalten. Stufenweise erhebt er die anderen Figuren, bis sie in Hektor, Diomedes und Patroklos Achill fast erreichen: wieviel individuell Besonderes aber mischt er auch diesen noch bei, um jeden Vergleich mit Achill vorweg aufzuheben. Ja, ich glaube, daß dieses Bestreben, Achill zur er-

habensten Figur der Dichtung zu machen, dazu beigetragen hat, daß die Wirthschaft der Götter zuweilen so grell seltsame Gestalt annehmen mußte. Von den Göttern handelt keiner, menschlich genommen, aus edlen, reinen Gedanken. Homer's Götter sind wie leidenschaftliche Kinder, die Alles als Spielzeug nehmen, um es zu liebkosen und zu zerstören. Agamemnon dagegen ist ein Mann. Ein Mann, dem die Mittel des gemeinen menschlichen Lebens geläufig und genehm sind, seine Pläne durchzuführen.

So kehre ich zu Agamemnon's Betrachtung nun zurück, wie Homer ihn technisch gestaltete. Während Achill in dem, was er thut und sagt, nur aus dem weitesten idealen Umkreise menschlichen Seelenlebens zu verstehen ist, erblicken wir in Agamemnon das Conglomerat einer Fülle einzelner realer Bethätigungen. Jedes Ereigniß seines Lebens trennt sich vom andern ab, trägt stets aber die Farbe, die Agamemnon eigen ist. Daher das Einheitliche. Da Homer ihn in einer ununterbrochenen Folge kleiner Handlungen auf der Bühne festhält, wird Agamemnon uns, so wenig er uns sympathisch ist, durchaus vertraut. Verfolgen wir seinen Charakter durch die vierundzwanzig Gesänge der Ilias, so steht uns ein festes, dichtes Gewebe vor Augen. Ueberall, wo der König auftritt, handelt er aus den gleichen Gesichtspunkten. Nie wiederholen sich diese Scenen. Immer steigern sie sich. Das letzte Auftreten zeigt ihn, wie das erste ihn erscheinen ließ: rücksichtslos, vornehm, habsüchtig. Es ist, als wolle der Dichter sagen: diesem Manne gegenüber sind die Schicksale machtlos: er bleibt derselbe. Wie kommt der Dichter dazu, eine unserem Herzen fernstehende, im edleren Sinne gleichgültige Persönlichkeit, in so specieller Arbeit durchzuführen? Lagen hier persönliche Erfahrungen besonderer Art vor? Auf solche Fragen wird es keine Antworten geben. Ich erinnere daran, mit welcher Mühe Goethe im Wilhelm Meister die Persönlichkeiten seiner Weimaraner täglichen Umgebung zu Romanfiguren umgearbeitet hat. Wir haben manche vertrauliche Stelle darüber in seinen Briefen: die eigentliche Procedur bleibt uns doch verhüllt. Und wen er vor Augen hatte, wissen wir niemals, so genau wir über die Weimaraner Verhältnisse unterrichtet sind.

Es ist, wollen wir Agamemnon's Handlungsweise im einzelnen Falle verstehen, immer auf das zunächst Vorhergehende zurückzugehen. Juristisch ist Agamemnon stets im Rechte. Der Inhalt der Ilias ist überhaupt, sobald wir von Achill absehen, wie ein verwickelter Proceß, bei dem der Dichter zugleich als Ankläger und als vertrauter Anwalt des Mithandelnden eintritt. Er weiß um die Geheimnisse der ganzen Gesellschaft.

Am Schlusse des neunten Gesanges hatte Agamemnon sich, was seine Differenz mit Achill anlangt, als übelberathen und im Unrecht stehend selbst anerkannt. Bemerken wir, wie geschäftsmäßig es dabei zuging. Achill zu versöhnen, d. h. modern gesprochen: den streikenden vornehmsten Heerführer dem Dienste wiederzugewinnen, hatte der König natürlich die ersten Schritte zu thun. Er versteht sich dazu. Bemerken wir aber sein Verfahren. Er ist bereit, zu thun, was verlangt werden kann, nicht aber mehr! Wie wenig ging er mit voller Hingebung an das, was die Lage der Dinge erforderte, vor, sondern überschätzte, erfüllt von nicht zu überwältigendem Hochmuthe, den Werth seiner freiwilligen Selbst-

erniedrigung. Er geht kaufmännisch zu Werke. Er ließ Achill einen hohen Preis für den Wiedergewinn seiner Mitarbeit gegen Ilios anbieten, glaubt damit nun aber auch das Aeußerste gethan zu haben. Um die bloße Rückgabe der Briseis, die aber nicht gleich zurückgeführt, sondern nur versprochen wurde, sowie um hohe Geschenke, die ebenfalls aber nicht gleich mitgeschickt, sondern nur angeboten wurden, konnte es sich doch da längst nicht mehr handeln. Ohne Achill war die griechische Sache verloren: Agamemnon wußte es recht gut, läßt sich aber nicht merken, als ob es dahin bereits gekommen sei. Warum war der König nicht selbst zu Achill gegangen? Warum ward den Gesandten nicht Briseis gleich mitgegeben? Nestor ahnte, Odysseus mit seinen Begleitern werde wenig ausrichten, er lief ihm nach und bat ihn, Achill recht eindringlich zuzureden. Odyß selbst aber stand so sehr unter dem Gefühle des Vergeblichen seiner Botschaft, daß er, der doch zu reden wußte, trotz Nestor's Bitte im Zelte des Achill kurz und ohne besondere Rhetorik sich seines Auftrages entledigte. In Odysseus' kahler Art, Agamemnon von der verfehlten Sendung dienstlich dann Bericht abzustatten, lag seine Kritik. Er rapportirte nur, was vorauszusehen gewesen war. Diomedes' begeisterte Rede zu den Fürsten, denen Agamemnon nichts mehr zu sagen wußte, war doch nur eine großartige Verhüllung der Alle beherrschenden Rathlosigkeit. Man erwartete nichts mehr von Agamemnon. Immer aber standen die Dinge so, daß für den nächsten Tag von der Tapferkeit und der Initiative des Königs das allgemeine Schicksal abhing, obgleich ihm öffentlich bereits Mangel an Tapferkeit zum Vorwurf gemacht worden war. Diomedes' Vorschlag, zu essen, zu trinken, zu schlafen und sich am nächsten Tage bis zum letzten Blutstropfen zu schlagen, war nichts, zu dessen Annahme es besonderer Entschließung bedurfte. Denn nichts Anderes blieb übrig.

So beginnt der zehnte Gesang der Ilias.

Alles schläft im Lager. Nur der König nicht. Die Einsamkeit beginnt mit ihm zu reden. Er reißt an seinem Haupthaar, als wolle er es Zeus zum Opfer bringen. Wie strömender Regen umrauschen ihn die Gedanken. Er glaubt das Gebrüll der Schlacht zu hören. Nach beiden Seiten wendet er die Blicke: hier die finstere Stille des griechischen Lagers, dort die unendlichen Wachtfeuer der Troer, und der Lärm, der von daher zu ihm herüberdringt. Ein neuer Gedanke kommt ihm: aus welchen Gründen ist der Feind nicht in die Stadt zurückgegangen? Will Hektor diese Nacht noch zum Angriffe schreiten? Agamemnon erhebt sich, um Nestor aufzusuchen. Nicht unmöglich auch, daß die Wachen am Graben in Schlaf versunken wären. Es mußte nach ihnen gesehen werden.

Der Dichter wendet ein besonderes Mittel an, des schlaflosen Agamemnon's innere Unruhe merklich werden zu lassen. Der König hat eine Löwenhaut übergeworfen und die Lanze ergriffen. So will er Nestor aufsuchen. Doch er zaudert wieder: er waffnet sich erst völlig. Er ist dabei, den Panzer anzulegen, als Menelaos herankommt. Auch der hatte nicht schlafen können. Menelaos spricht zuerst. Warum Agamemnon in Waffen stehe? Ob er nicht Jemanden absenden wolle, die Absichten des Feindes auszuforschen? Es müsse ein kühner Mann sein, der das übernähme!

Rath brauchten sie beide, erwidert Agamemnon. Zeus habe sich von den Griechen abgewandt: Hektor würde ohne Zeus nicht so Ungeheures verrichtet haben. Mehr sei von Hektor gethan worden, als er (Agamemnon) selbst irgendwo erlebt habe, oder als einem Helden auch nur angedichtet worden sei. Und Hektor sei doch weder einer Göttin noch eines Gottes Sohn.

Bemerken wir diese Schlußfolgerungen. Der König ist daran gewöhnt, immer zuerst nach dem Range und nach der Protektion Derer zu fragen, die bei den Ereignissen betheiligt sind. Dem Publicum Homer's also schon war diese Auffassung so natürlich, wie sie uns ist oder wie sie den Deutschen des Tacitus war, die zwischen Geburt und Verdienst unterscheiden. Auch bei den Olympiern geben Rücksichten dieser Art die Entscheidung. Wir werden beim Schluß der Ilias sehen, als Hektor's und Achill's letzter Kampf im Staatsrathe der Götter vorher besprochen und der Verlauf festgestellt wird, wie das zu Gunsten Achill's den Ausschlag gibt, daß er, als seiner Abstammung nach der Vornehmere, nicht unterliegen dürfe. Achill war von einer unsterblichen Mutter ältesten Götteradels geboren worden, Hektor nur ein Königssohn. Es wäre den Göttern ja ein Leichtes gewesen, den bloßen Kraftunterschied der beiden Helden auszugleichen, aber man durfte im Rathe der Unsterblichen nicht unbillig gegen Thetis, als hochgeborene Göttin, sein. Von diesem Gesichtspunkte aus also beurtheilt auch Agamemnon die Dinge. Er erwägt, daß die Protection des Zeus, wenn sie wirklich eingetreten war, Hektor's Kraft ins Ungemessene erhöhen konnte. Hektor hatte Thaten vollbracht, die angeborene Tapferkeit allein ihm nicht gestattet hätte, folglich, schließt Agamemnon, ein Meinungsumschwung zu Gunsten der Troer ist auf dem Olymp eingetreten. Als mächtiger Politiker sucht er die Ursachen der Verhältnisse, wo sie seinen Erfahrungen nach stets und hier in der That zu suchen waren. Statt auf das persönliche Verdienst zurückzugehen, wie die große Masse thut, sieht er, mit Menelaos im vertrauten Gespräche allein, die Ursachen der Ereignisse in Combinationen.

Die Brüder meinen, daß die Fürsten zu berufen und die Wachen am Graben zu inspiciren seien. Menelaos übernimmt, Ajax und Idomeneus herbeizuholen. Ehe er geht, bittet er um Befehl, ob er selbst, nachdem er die beiden geweckt, sofort zu Agamemnon zurückzukehren, oder sich mit den Fürsten direct zu den Wachen zu begeben habe[1]). Dies letztere ist Agamemnon's Wille. Wir bemerken die zwischen dem Könige und Menelaos waltende dienstliche Förmlichkeit.

Agamemnon entläßt den jüngeren Bruder, nicht ohne ihm noch einige allgemeine Verhaltungsmaßregeln einzuschärfen. „Rede," sagt er, „wenn du die Fürsten aufweckst, sie mit ihrem vollen Vatersnamen an! Behandle sie mit Rücksicht! Sprich nicht von oben herab! Thuen wir beide," schließt er, „das Unserige in unserer gemeinsamen, großen Bedrängniß." Damit trennen sie sich.

Agamemnon sucht Nestor's Zelt auf und tritt an sein Lager. Der uralte Held richtet sich auf dem Ellenbogen halb empor, stützt sein Haupt und fragt:

Wer geht einsam hier durch die Finsterniß
Nachts bei den Schiffen umher, wenn die Leute schlafen?
Sprich! Steh' Rede! Was gibt's? Und wessen bedarfst du?

---

[1]) Ajax' und Achill's Lagerstätten waren die äußersten des Heeres, von Troja abgewandt.

Und Agamemnon:

Nestor, Sohn des Neleus, Ruhm der Achäer!
Kennen wirst du mich doch? Den Sohn des Atreus,
Den die Götter verfolgen so lange er lebt
Und auf dessen Augen kein Schlaf herabsinkt.
Laß uns hinabgehen, ob die Wächter am Graben
Nicht vom Kampfe ermüdet in Schlummer fielen,
Denn der Feind ist nah und es könnte die Nacht ihn
Noch zum Angriffe reizen.

Nestor antwortet beschwichtigend. Auch er geht ohne Weiteres davon aus, daß Hektor nur unter besonderem Schutze des Zeus soviel gethan habe; aber er glaubt an einen zu erwartenden Umschlag auf dem Olymp. Die Götter, meint er, würden Hektor schwerlich all' das erfüllen, was er jetzt hoffe. Im Gegentheil, es werde ihm schlecht genug ergehen, wenn nur erst Achill's Herz sich den Griechen wieder zuwende. Doch wolle er jetzt mit Agamemnon gehen; es müßten die Anderen geweckt werden, die er bei Namen nennt. Auch wäre es gut, fügt er hinzu, wenn Jemand ginge, Aias und Idomeneus zu holen, deren Schiffe am weitesten entfernt seien. Zuletzt erwähnt er jetzt des Menelaos. „Mag er mir noch so lieb und verehrungswürdig sein," sagt Nestor, „und mag er übel nehmen, was ich jetzt sage: zum Vorwurf muß ich ihm machen, daß er schläft und dich allein sich abmühen läßt. Denn die Dinge stehen übel."

Eine seltsame Anklage. Noch seltsamer jedoch, was Agamemnon zur Entschuldigung seines Bruders erwidert.

„Bei anderer Gelegenheit," sagt der König, „habe ich dich selbst gebeten, Menelaos zur Rede zu stellen; manchmal aber doch, wenn er sich zurückhält, geschieht es weder aus Langsamkeit noch aus Entschlußlosigkeit, sondern weil er auf mich blickt und von mir das entscheidende Wort erwartet. Diesmal ist er früher als ich wach geworden und kam zu mir. Ich habe ihn fortgeschickt, die zu erwecken, die du nennst. Wir werden ihn mit ihnen draußen bei den Wachen finden."

„Wenn die Dinge so stehen, so wird Niemand sich ihm zu folgen weigern." Mit diesen Worten erhebt sich Nestor, und sie gehen, zunächst Odysseus aufzuwecken.

Nestor also kritisirt den Bruder des Königs. Er wirft Menelaos ein Verhalten vor, das, wie er sagt, nicht hier zum ersten Male Anstoß erregt habe, und Agamemnon widerspricht im Allgemeinen nicht, entschuldigt seinen Bruder aber für einige besondere Fälle und besonders für heute, worauf Nestor sich für befriedigt erklärt.

Was waren das für Gelegenheiten, bei denen Agamemnon selbst Nestor gebeten hatte, Menelaos zur Rede zu setzen? Und wie war die Lauigkeit und Zurückhaltung des Menelaos, die Nestor tadelnswerth fand, zur Erscheinung gekommen?

Entweder handelt es sich hier um Vorfälle, die die Ilias enthielt, ohne daß sie in unseren vierundzwanzig Gesängen heute enthalten sind, oder der Dichter weist, wie Shakespeare ja unaufhörlich thut, auf außerhalb seines Gedichtes Liegendes hin, das er eben nur andeutend zu erwähnen wünscht. Aber schon

die Ermahnung, mit der Agamemnon seinen Bruder zu höflicher Behandlung der Fürsten angehalten hatte, klang seltsam. Wie tritt Menelaos uns entgegen, wenn wir Alles zusammennehmen, was bis dahin von ihm berichtet worden war?

Erinnern wir uns, daß er in der großen Streitscene des ersten Gesanges, wo Agamemnon und Achill sich vor allem Volke entzweien, weder handelte noch auch nur genannt ward. Im zweiten Gesange, als Agamemnon die Helden beruft: Nestor, Idomeneus, die beiden Ajax, Diomedes und Odysseus, ladet er Menelaos nicht ein. Dieser aber erscheint trotzdem. „Denn", sagt der Dichter, „er wußte im Geiste, mit welcher Mühsal sein Bruder zu kämpfen habe." Will Homer damit sagen, die Brüder, unter dessen Commando das griechische Heer stand, hätten sich beide in solchem Maße verstanden, daß es für Menelaos einer besonderen Einladung gar nicht bedurft habe? Oder aber, war Menelaos absichtlich nicht entboten worden und doch gekommen? Warum? — hatte er eine zu hohe Stellung neben Agamemnon, um überhaupt vom Höchstcommandirenden entboten werden zu können wie die anderen Fürsten? Homer mußte wissen, daß er solche Fragen aufrührte; er beantwortet sie aber nicht.

In dem den Schluß des zweiten Gesanges einnehmenden Schiffskataloge wird Menelaos wiederum in auffallender Weise behandelt. Das hier gegebene Tableau der griechischen Aufstellung entspricht in seiner Reihenfolge weder den realen Machtverhältnissen noch der geographischen Lage der Landestheile, woher die Fürsten kamen, noch endlich der thatsächlichen Ordnung, welche ihre Schiffe innerhalb der Aufstellung am troischen Ufer einnahmen. Nach welchem Principe ist der Katalog denn gegeben? Er wird ein wenig verständlicher, wenn wir auf gewisse Gegensätze die Augen richten. Aias der Telamonier, Diomedes, Agamemnon, Menelaos bilden als eine beabsichtigte Einheit die Mitte des Lagers. Aber auch, was dies Centrum anlangt, ist Homer's Personalschilderung von ungleicher Ausführlichkeit. Vielleicht wird Ajax deshalb hier mit nur zwei Versen abgethan, weil der Dichter später auf ihn zurückkommen will. Bei Diomedes wiederum werden auch die Namen seiner Genossen genannt, die unter ihm dienten: die der anderen Fürsten erfahren wir sonstwo. Bei Agamemnon wird gesagt, das mehrste und beste Volk folge ihm und er sei der Tapferste. Dagegen wird hier weder erwähnt noch sonst markirt, daß er den ganzen Zug unternommen und alle Uebrigen sich ihm zur Heeresfolge verpflichtet hatten. Davon hätte doch ausgegangen werden müssen.[1]) Von Menelaos, der auf Agamemnon folgt, hören wir, er führe sechzig Schiffe, die mit ihrer Mannschaft besonders lägen. „Und er selbst," heißt es weiter, „ging umher unter ihnen, im Vertrauen auf seinen (oder auf ihren) guten Willen, und indem er sie zum Kampfe antrieb. Denn er sehnte sich danach, Helena's Entführung und ihre Seufzer zu rächen." Was will der Dichter mit diesen Details hier sagen? Es verstand sich doch von selbst, daß Menelaos, der sein Reich für sich regierte, auch mit seinen Schiffen einen eigenen Stand hatte? Warum aber lagen ihre Schiffe nicht nebeneinander? Und sehen wir in unserem zehnten Gesange die Brüder sich über ihre

[1]) Nehmen wir an, der Katalog sei später eingeschoben worden, so würde er gewiß mit pedantischer Gleichmäßigkeit verfaßt worden sein.

Stellung zu den übrigen Fürsten besprechen, so erinnern wir uns wieder der Trennung ihrer Lagerstätten. Die beiden, deren gemeinsames Interesse den Feldzug beseelte, halten sich mit ihren Schiffen und Völkern weit auseinander. Homer hat hier gewiß Besonderes im Sinne.

Das erste directe Urtheil über Menelaos empfangen wir im dritten Gesange aus dem Munde des troischen Alten Antenor, der, auf dem skäischen Thore sitzend, Menelaos und Odysseus seinen Mitbürgern beschreibt. Er hatte sie, als sie in Troja erschienen, selbst beherbergt. Menelaos hat breite Schultern. Er sprach kurz, aber inhaltreich. Er war der Jüngere! Hier konnte Antenor meinen, daß Menelaos der Jüngere neben Odysseus war, aber es konnte auch seine Jugend als entscheidendes Moment im Allgemeinen von Antenor hervorgehoben werden. Das Letztere scheint Homer im Sinne gehabt zu haben, denn nur von dieser Annahme aus fällt jetzt im zehnten Gesange das rechte Licht auf Agamemnon.

Menelaos ist nicht nur der jüngere Bruder, sondern der junge Mann, für den der Aeltere einzustehen hat, der Unerfahrene, dem Nestor von Zeit zu Zeit wohl, mit Agamemnon's Zustimmung, den Kopf zurechtsetzen durfte. Es ist der auf seine Macht und die Abkunft Helena's allzu stolze, jugendliche Schwiegersohn des Zeus, dem der ältere Bruder einschärft, beide hätten sie sich daran zu erinnern, in wie bedenklicher Lage sie seien. Menelaos ist der unbesonnene Fürst, der jedoch, wenn er nachdenkt, wohl zu würdigen weiß, daß Agamemnon ihm über sei, und der sich zurückhält, bis der ältere Bruder sich erklärt oder befohlen hat. Menelaos redet, wenn er mit Agamemnon spricht, ihn mit dem ehrfurchtsvollsten Schmeichelworte „Aetheie" an, das jüngere Brüder älteren gegenüber zu gebrauchen pflegen. Es herrscht Förmlichkeit zwischen ihnen. Und diese Abhängigkeit höherer Art, in der Menelaos sich Agamemnon gegenüber empfand, war die Ursache vielleicht, warum er mit seinen Schiffen und Mannschaften sich nicht in der Nähe des Königs gelagert hatte. Er wollte weniger beobachtet und corrigirt sein. Und im griechischen Lager kannte man dies Verhältniß wohl. Und Nestor hatte sich von Zeit zu Zeit ein Wort darüber zu sagen erlaubt. Und Agamemnon nichts dagegen gehabt. Wir empfinden nachträglich, wie der Dichter in den anfänglichen Gesängen schon die Verhältnisse im Auge hält, die im zehnten erst ihre ausreichende Erklärung finden. Und all' das läßt Homer nebenbei einfließen, wie das Leben selber die Züge, aus denen wir den Charakter eines Mannes erkennen, oft gelegentlich und nebenbei offenbar werden läßt.

Im dritten Gesange sahen wir die Vorbereitungen zur ersten Schlacht. Menelaos und Paris standen einander gegenüber, und Menelaos' Kampfbegier ward in blühenden Farben ebenso lebendig geschildert, als das Entsetzen, mit dem Paris ihm gegenüber zurückweicht. Wir hören dann von Helena's plötzlicher Sehnsucht zu Menelaos; wir sehen sie auf der Mauer stehen und die Vornehmsten unter den Griechen werden von ihr dem alten Priamos genannt und beschrieben. Agamemnon zuerst, dann Odysseus, Ajax, Idomeneus. Weder nach Diomedes aber noch nach Menelaos fragt Priamos. Sie sind eben die Jüngeren, deren Heldenthum sich später erst entwickeln wird.

Menelaos' Gebet vor dem Zweikampfe mit Hektor erflehte vom Himmel nur Strafe der Verrätherei für Paris.

Laß mich ihn strafen, der mir Böses zuerst that!
Laß mich mit diesen Händen ihn erlegen!
Daß für alle Zeiten die Menschen schaudern,
Böses dem Gastfreund zu thun, der sie freundlich aufnimmt!

Die verletzte Gastfreundschaft empört ihn. Von Helena spricht er nicht. Die officielle Auffassung des Menelaos und der Seinigen war, Helena fühle sich unglücklich in Troja, und auch ihre Seufzer müssen gerächt werden. Menelaos bleibt im dritten Gesange im Vordergrunde. Wir sahen, wie Agamemnon nach dem verrätherischen Schusse, mit dem Pandaros Menelaos verwundet, zum ersten Male in reinmenschlichem Sinne außer sich geräth. Der Schluß seiner Rede: „dann möge auch ihm die weite Erde sich aufthun", scheint rein aus dem Herzen hervorzubrechen.

Aber Agamemnon enthüllt uns zugleich doch noch andere Gründe, die ihm das Leben des Menelaos theuer machen. Nicht nur der Gedanke, ohne ihn allein ins Vaterland zurückzukehren, erschreckt ihn, sondern auch der, daß die ganze Expedition, sobald Menelaos nicht mehr da ist, eine verlorene Unternehmung sei! Ohne Beute müssen die Griechen dann wieder nach Hause! Menelaos' Leben war kostbar! Und wie sehr der Dichter diese Rücksichtnahme als eine das griechische Heer durchdringende angesehen wissen wollte, zeigte sich im fünften Gesange, wo Menelaos, vom Pfeilschusse geheilt, sich Aeneas gegenüberstellte, der als Sohn der Aphrodite im Range über allen Trojanern stehend, als der Kraftvollste unter ihnen galt. Als der junge Archilochos, Nestor's Sohn, Aeneas und Menelaos mit gehobenen Lanzen erblickt, tritt er voll Besorgniß als zweiter Kämpfer neben Menelaos, und Aeneas, mit dem unbefangenen, taktischen Ueberblicke, den die homerischen Helden in solchen Fällen stets zeigen, erkennt das Ungleiche der Partie und zieht sich zurück.

Die besondere Vorsorge, mit der Agamemnon zumal seinem Bruder nahe bleibt, trat dann zu Anfang des siebenten Gesanges hervor, wo Menelaos sich gegen Hektor, der alle griechischen Fürsten herausfordert, zum Zweikampfe anschickt. Agamemnon will das nicht dulden und bestimmt seinen Bruder, zurückzutreten. Der Umschwung bei Menelaos, der sofort gehorcht, hat hier etwas ebenso Seltsames, als die überschwengliche Begeisterung, mit der er vorher bei seinem freiwilligen Anerbieten, die Ehre des griechischen Heeres durch den Kampf mit Hektor retten zu wollen, die anderen Fürsten, welche in schweigendem Zögern dagestanden hatten, der Feigheit zieh. Wie Thersites gethan, hatte er sie ausgescholten: nicht Achäer, sondern Achäerinnen seien sie. Und dann genügte es, daß Agamemnon ihn an der Hand ergriff und in zwei Worten klar machte, mit welcher Kraft Hektor ihm überlegen sei. Der weitere Verlauf der Dinge ist noch überraschender. Agamemnon fordert seinen Bruder auf, überhaupt vom Kampfe abzulassen. Er möge sich zur Ruhe bei den Seinigen niederlassen, mit Hektor werde schon ein Anderer kämpfen. Und auch damit ist Menelaos einverstanden, und seine Diener nehmen ihm die Rüstung von den Schultern. Erst am nächsten Schlachttage sehen wir ihn wieder an Agamemnon's Seite kämpfen. Aber es wird nur sein Name genannt; kein besonderes Begegniß mit troischen Helden theilt Homer ihm zu. Er verschwindet bis zum

Beginne unseres zehnten Gesanges, wo er in der Nacht Agamemnon jetzt aufsucht und Nestor sich tadelnd über ihn ausspricht.

Deutlicher konnte Homer nicht zu verstehen geben, wie Menelaos zu den anderen Fürsten sich verhielt und sie zu ihm. Er war nachgiebig. Er stand neben seinem Bruder, ohne ihm untergeben zu sein. Um so entschiedener war Agamemnon's moralisches Uebergewicht[1]). Sein hoher Rang und seine jüngeren Jahre setzten Menelaos gleichsam außer Kritik. Daher Agamemnon's Ermahnung, höflich mit den Fürsten zu sein, doppelt angebracht, Nestor's Tadel verständlich und wiederum Agamemnon's Vertheidigung sehr geschickt, der Menelaos' ungleiches Benehmen mit der Rücksicht, die er für ihn, den älteren Bruder habe, entschuldigt.

Homer hat in Paris neben Hektor und in Menelaos neben Agamemnon zwei Urtypen brüderlichen Verhältnisses dargestellt, die das menschliche Leben bietet. In Hektor läßt der Dichter den ruhigen, das Wohl und die Ehre der Familie rein im Herzen tragenden Aelteren auftreten, dem der leichtsinnige, stets neue Verlegenheiten schaffende, aber liebenswürdige und seiner Fehler sich schämende jüngere Paris beigesellt ist. Immer wieder hofft Hektor, beim wachsenden Ernste der Verhältnisse, auf den Moment gründlicher Umänderung der ganzen Natur bei Paris. In Güte und Strenge wechselnd, hält er liebevoll unverbrüchlich an seinem Bruder fest. Innerhalb der kritisch gestimmten Bürgerschaft stehend, auf deren Urtheil auch die Frauen Einfluß haben, fühlen beide, wie sehr sie auf einander angewiesen seien. Die echten Söhne des Priamos hatten einen Kreis unechter um sich herum, aus denen sie hervorragen. Wie in Florenz von Dante's Zeiten bis zu denen Michel Angelo's saßen die alten Bürger auf den öffentlichen Plätzen und beurtheilten, was in der Stadt geschah. Hektor und Paris kannten ihre Stellung wohl, und der Leichtsinn des Jüngeren war ebenso sehr ein Vorwurf für ihn selbst als eine öffentliche Calamität. Die beiden Söhne des Atreus dagegen repräsentiren im griechischen Lager die Verbindung zweier mächtiger Fürsten, die für einander einstehen. Auch sie kennen die Wichtigkeit der öffentlichen Meinung innerhalb der Armee, blicken aber auf die verbündeten Griechen gleichmüthig herab. Sie sind höflich aus Berechnung. Kalte Habgier erfüllt sie. Sie zeigen die Sicherheit zweier Männer, die genau ermessen, was sie Jeder von ihnen ohne den Anderen wären, und die sich bewußt sind,

---

[1]) Wir kennen keinen antiken Typus des Menelaos. Daß ein solcher existirt habe, geht aus einer Stelle des Philostratus hervor, wo als Menelaos Kennzeichen das Freundliche, Gütige (τὸ ἥμερον) genannt wird. Auf etruskischen Spiegeln erscheint er bartlos neben dem bärtigen Agamemnon; auch wird er zu dem gleichfalls bartlosen Paris so in Parallele gebracht. Ich verdanke Brunn diese (und andere, hier fortgelassene) Notizen. Meine Absicht ist nicht, auf diese Dinge einzugehen. Ich erwähne sie nur, um das speciell Jugendliche des Menelaos hervorzuheben, das für seine Erscheinung durchaus zu betonen ist. Die Menelaos und Patroklos genannte berühmte Colossalgruppe muß anders bestimmt werden. — Auch in Cornelius' Darstellungen der Kämpfe vor Troja ist die falsche Auffassung übergegangen, während Cornelius wiederum, bei der Hochzeit des Peleus und der Thetis, Peleus als Jüngling darstellt. Es ist mir keine, weder antike noch moderne bildliche Illustration des Homer bekannt, die dem Inhalte der Ilias und Odyssee entspräche, wie die unbefangene Lectüre der Gedichte deren Gestalten uns zeigt. Sammlungen von antiken Bildwerken, deren Anblick unsere lernende Jugend tiefer in Homer eindringen lassen soll, sind nur geeignet, zu verwirren und falsche Anschauungen in die Phantasie zu versetzen.

daß ihr Erfolg auf ihrer Einigkeit beruhe. Homer will Menelaos auszeichnen, wendet dazu aber nur äußere Zeichen des Respectes an, von dem umgeben er ihn hinstellt und bei denen er die angeborene zweite Rolle des jüngeren neben dem älteren Bruder nie vergißt. Von rein heldenmäßigem, vollem Ruhmesglanze umlodert läßt er weder den einen noch den anderen jemals erscheinen; immer ist ein Aber dabei. Menelaos steht als Kämpfer weit hinter Agamemnon zurück. Homer betont die Inferiorität des Menelaos, fast möchte man sagen, als etwas Selbstverständliches. Nicht bloß in den bis hierher der Ilias entnommenen Stellen tritt diese Behandlung des Menelaos hervor, sondern bei allen folgenden Gelegenheiten, wo Homer ihn in die Handlung eingreifen läßt, zeigt er die gleiche Anlage des Charakters: das Unfruchtbare, das Ablassen, das Höfliche. Ich werde später das Gesammtresultat noch einmal aus dem Vollen ziehen.

Vergessen wir nun aber nicht, daß Paris, Hektor und Helena, und Menelaos und Agamemnon nicht Hauptpersonen besonderer Gedichte, sondern nur Gestalten sind, die, sobald wir Achill nennen, an Licht und Gewicht einbüßen, auch wenn sie in bei weitem sichtbareren Umrissen dastehen als Achill. Eben deshalb charakterisirt sie der Dichter so fest und eingehend, weil sie nur dazu da sind, Achill in seiner glanzvollen Unbestimmtheit als Hintergrund und Umgebung zu dienen. —

Agamemnon also ist mit Nestor zu der Lagerstätte des Odysseus gegangen. Sie treten nicht in sein Zelt ein, sondern Nestor ruft draußen, und Odysseus kommt hervor. Wieder die gleiche Frage: warum sie Nachts, wo andere Sterbliche schlafen, einsam die Schiffe durchwandeln. Bemerken wir auch, daß nur Nestor Odysseus anruft und mit ihm verhandelt: hier fühlen wir recht, wie Homer Agamemnon als vom Dunkel umhüllt zwar zugegen sein, aber nicht genauer sichtbar werden läßt, denn Odysseus sieht wohl, daß ihrer zwei zu ihm kamen, da er sie mit „ihr" anredet. Odysseus wirft sich den Schild über und folgt. Sie erreichen alle drei die Stätte, wo Diomedes ruht. Von seinen Genossen umringt, liegt dieser außerhalb des Zeltes. Nestor stößt mit dem Fuße Diomedes' Fuß an und fragt scheltend, wie man schlafen könne, während die Troer dicht vor dem griechischen Lager ständen. Diomedes springt empor. Seine erste Empfindung ist, daß es sich für ihn, den Jüngeren, nicht schicke, von Aelteren erweckt zu werden, und er beginnt mit Vorwürfen, daß Nestor selbst gekommen sei, statt Jüngere auszuschicken. „Wohl," antwortet dieser, „so gehe Du nun, um die Anderen zu holen." Wieder entspricht es der herrschenden Dunkelheit, daß Diomedes nur mit Nestor verhandelt, den er an der Stimme erkannte, und den König und Odysseus außer Acht läßt; nicht aber scheint dichterisch wahr, daß das Löwenfell, das er sich überwirft, mit einem dessen Farbe andeutenden Adjectivum versehen wird. Die Dichtung verändert hier plötzlich ihren Charakter. Denn ebenso wenig genügen mir die Worte, die zwischen Diomedes und Nestor weiter hier gewechselt werden. Nicht unpassend, sondern inhaltslos, deuten sie vielleicht auf ein anderes echtes kürzeres Gespräch, das wir nicht mehr besitzen. Höchst auffallend ist, wie ohne Uebergang die Fürsten der Achäer am Graben, bei den Wächtern des Lagers, plötzlich zusammen sind. Diese finden sie in Waffen dasitzend, immer die Blicke auf die

Ebene gewandt, ob Etwas von dem nahenden Feinde zu merken sei. Nestor führt das Wort, sie zu weiterer sorgsamer Wacht zu ermuthigen. Und dann, den Graben durchschreitend, treten die Fürsten ins Freie hinaus, wo die Leichen Derer noch liegen, die Hektor am Tage zuvor niedergeschlagen hatte. Hier sich setzend um Rath zu halten, beschließen sie, die Trojaner auszukundschaften. All' das in kurzen, kahlen Worten, als ob es der Auszug verlorener, breiterer Schilderung sei.

Diomedes übernimmt die Mission, soll aber nicht allein gehen und selbst den als Begleiter auswählen, den er für den Passenden erachte. Sofort ist Agamemnon bemüht, zu verhindern, daß die Wahl etwa auf Menelaos falle. Offen aber darf er es nicht aussprechen.

Wähle dir wen du willst, dich zu begleiten,
Aber den, der am tauglichsten dir erscheint
Und nicht wer an Geburt oder Macht voransteht!
Und so sprach er, weil ihn Besorgniß füllte,
Daß Diomedes' Wahl Menelaos träfe.

Homer begnügt sich diesmal nicht dabei, uns Agamemnon's Gedanken nur errathen zu lassen, sondern erklärt den tieferen Sinn der Rede des Königs selber. Wie rücksichtsvoll läßt er ihn seine Worte wählen, der, gewarnt durch Nestor's Kritik seines Bruders, Menelaos nicht mehr durch directen Eingriff von der Gefahr fernzuhalten wagte. Bemerken wir zugleich aber auch, wie Agamemnon, um anzudeuten, daß er Menelaos meine, ihn als an Geburt und Macht den anderen Allen zwar voranstehend bezeichnet, seine Tauglichkeit aber preisgibt.

Nun erst, wo Diomedes mit Odysseus, den er gewählt hatte, sich auf den Weg macht, beginnt das Abenteuer, das dem zehnten Gesange den Namen gegeben hat. Die Erzählung der Ausfahrt der beiden Helden ins troische Lager ist ein wunderbares Stück dichterischer Arbeit. Wir haben gesehen, wie Homer — gleich den übrigen durch die Jahrtausende ihm nachfolgenden Dichtern — es liebt, die schweigende, dunkle Nacht zu beschreiben. Wollten wir die Verse alle zusammenbringen, die von großen Dichtern an die Nacht gerichtet worden sind, so würde es scheinen, als ob alle Poesie dem Gefühl des unendlichen Geheimnisses entsprungen sei, in das die Nacht immer wieder uns hineinreißt. So lange die Welt steht, wiederholt sich ihre Tiefe, ihre Stille, ihre Einsamkeit. Immer wieder machen ihre Schleier das Sichtbare unsichtbar. Immer wieder erfüllt die vor ihr herschreitende und ihr folgende Dämmerung uns mit Erwartung. Was wären wir, wenn es niemals dunkelte? Die Nacht ist die Freundin des schaffenden Genius. Wie Diomedes und Odysseus im letzten Drittel der Nacht, denn die beiden ersten Drittel waren aufgezehrt, nun dahinschreiten, glaubt man ihre Tritte hallen zu hören. Da vernehmen sie den Flug eines Reihers, den Pallas Athene als glückverheißendes Zeichen gesandt. Sie sehen den Vogel nicht in der Finsterniß, am Flügelschlage aber erkennen sie ihn. Jeder von ihnen spricht ein Gebet zur Göttin.

Die Scene wechselt. Homer versetzt uns ins troische Lager.

Auch Hektor findet keine Ruhe. Er hat die Vornehmsten versammelt und bietet dem einen Preis, der die Lage der Griechen auskundschaften wolle. Nun lernen wir

Dolon kennen. Homer hat eine eigene Art, Leute durch ihre Stellung innerhalb der Familie zu kennzeichnen. Welcher andere Dichter wäre darauf verfallen, das alberne Selbstvertrauen eines Menschen durch folgende Züge zu schildern? —: Dolon's Vater ist Volksherold, also ein Beamter von Bedeutung. Dolon ist begütert. Dolon ist „von übler Gestalt", wie Voß übersetzt, „aber ein hurtiger Läufer". Dolon ist der einzige Sohn neben fünf Schwestern! Die ungeheuerliche Unverschämtheit, mit der dieser Kerl an Hektor das Ansinnen stellt, er wolle die Griechen ausspioniren, wenn ihm der Streitwagen des Achill sammt seinen Pferden versprochen werde, zeigt, welche Erziehung diesem einzigen Sohne des reichen Eumedes im Kreise seiner fünf Schwestern zu Theil geworden war. Homer erinnert hier an Molière, wie er bei Thersites etwas von Shakespeare hat.

Bei Hektor gewahren wir den Fortschritt wachsender Bethörung. Hektor überschätzt sich. In äußerlichen Dingen tritt das zuerst zu Tage. Ein Zug, der Achill völlig fehlt. Hektor ist der Parvenu; Achill weiß, daß urgöttliches Blut in seinen Adern fließe. Hektor's Gedanken nach sind die Griechen schon dabei, nach Hause abzufahren, und seine Sorge ist nur, sie rechtzeitig noch zu überfallen. Er verfügt mit Sicherheit über die griechische Beute. Alles sieht er schon als sein Eigenthum an. Er hat Dolon mit zum Himmel erhobenem Scepter versprochen, kein anderer Troer solle Achill's Gespann jemals lenken als er, und Dolon hat sich aufgemacht. Er hüllt sich in einen Wolfspelz, setzt einen Otterhelm auf, ergreift den Spieß und eilt dem griechischen Lager entgegen. Odysseus zuerst vernimmt seine nahenden Schritte. Mit Diomedes verbirgt er sich abseits vom Wege, und sie lassen ihn vorübergehen, um ihn bei der Verfolgung desto sicherer dem griechischen Lager zuzutreiben.

Dolon's Benehmen, nachdem sie ihn dann gestellt haben, entspricht dem, was wir schon von ihm wissen. Als „hurtiger Läufer" hat er zuerst in der Flucht sein Heil gesucht. Da fliegt Diomedes' Lanze ihm dicht über die Schulter, mit Willen so geschleudert, daß er unverletzt bliebe. Und nun das Aeußerste von Verächtlichkeit, wie Dolon weinend für sich bittet, wie Diomedes ihn tröstet, wie er dann verräth, was man zu wissen wünscht und in seiner Dummheit sogar den Preis, für den er die Fahrt unternommen. Thersites trägt, trotz der Prügel, die er bekommen hat, heroischen Schimmer Dolon gegenüber. Thersites ist frech, Dolon erbärmlich. Lächelnd bemerkt Odysseus, daß des Peliden Gespann zu lenken denn doch nicht jedes Sterblichen Sache sei. Und nun weitere Geständnisse und als Schluß der niederträchtige und von Erfolg gekrönte Versuch, Diomedes und Odysseus von den Troern ab auf Rhesos zu lenken, den eben angelangten Führer thrakischer Hülfsvölker. Rhesos' weiße Rosse beschreibt er, die goldenen Rüstungen seiner Leute und den mit edlen Metallen beschlagenen Wagen. Man fühlt, wie der beutelustige Diomedes aufhorcht, als Rhesos' Schimmel genannt werden. Hätte Dolon nicht die Thorheit begangen, von dem Gespann des Achill zu reden, so würden wir noch Hoffnung für sein Leben hegen dürfen, denn selbst Achill ließ sich öfter seine Gefangenen auslösen, statt sie umzubringen, wie sein Recht gewesen wäre. Dolon aber ist ein zu verächtlicher Kunde und seine Laufbahn findet sofortigen Abschluß. Von Diomedes wird ihm, während er Gnade erhoffend vor ihnen kniet, mit einem Hiebe das Haupt

heruntergeschlagen, und zur Lagerstätte der Thraker machen die Beiden sich nun auf den Weg. Was hier vorgeht, der Mord schlafender Männer, hat etwas Furchtbares. Wir erinnern uns der Scenen in Paris in den Nächten der Communeherrschaft, als die heldenmüthigen Priester umgebracht wurden. Dergleichen Thaten mitleidslosen Lebensraubes lagen ja im Bereiche des Selbstverständlichen für die Helden Homer's. Dennoch, die stumme, nächtliche Henkersarbeit, die die beiden an Rhesos und seinen in tiefem Schlafe um ihn liegenden Genossen vollbringen, ist über das Menschliche grausam. Der Schlaf hat etwas Heiliges. Er läßt den stärksten Mann wie zum Kinde werden. Man würde seinen Feind beschützen, wenn Jemand ihn im Schlafe antastete. Wir empfinden sofort, Diomedes und Odysseus thun Etwas, das im höheren Sinne eine Folge hat. Bemerken wir, daß diese Thraker eben erst angelangt sind, und daß Keinem von ihnen griechisches Blut an den Händen klebt. Bemerken wir auch, wie die Beiden nur deshalb morden, weil sie die Pferde davonführen wollen. Freilich darf in Abrechnung kommen, daß Hektor's thörichte Zusage an Dolon, die dieser in seiner Todesangst nicht verschwieg, Diomedes und Odysseus aufs Aeußerste reizen mußte. Auch ist in Betracht zu ziehen, daß Pallas Athene immer schützend zugegen ist und das grausige Abschlachten unter ihren Augen geschieht. Wie dem aber sei, auch Homer verurtheilt die That. Er spricht es gleich in seiner Weise aus. Odysseus, nachdem er die Pferde losgebunden und fortgeführt hat, zwischen den noch zuckenden Thrakern hindurch, die er an den Füßen gepackt bei Seite zog, damit die Thiere beim Ueberschreiten der Leichen nicht unruhig würden, thut einen Pfiff, um Diomedes zu erinnern, daß es Zeit zum Gehen sei. „Der aber bleibt zögernd stehen, bedenkend, wie er das Hündischste jetzt vollbrächte." Noch mehr will er ihrer umbringen, nachdem er den König getödtet. Oder dessen Wagen selbst will er, sammt der Rüstung, hoch in der Luft sie haltend, aus dem Kreise der Todten heraustragen. Da warnt Athene ihn selber. Diomedes erkennt die Göttin und macht sich davon. Auf Rhesos' weißen Rossen sprengen sie dahin, die Odysseus, der des Fürsten goldene Geißel vergessen hatte, mit dem Bogen schlägt. Nur einmal machen sie Halt, um Dolon's blutige Rüstung aufzunehmen, und erreichen weitereilend die griechischen Fürsten, wo sie dieselben verlassen hatten. Nestor ist der erste, der sie kommen hört und der die Rosse bewundert.

Bemerken wir den Ausdruck, das „Hündischste". Ständen wir zu Homer, wie wir heute zu Goethe stehen, so ließe sich entscheiden, ob Homer den Ausdruck, der unserm „gemein" entspricht, nicht in die Literatur seiner Tage erst eingeführt hatte. Zeus warf das Wort „hündisch" (im achten Gesange) Here entgegen, um ihr zu sagen, daß er sie für eine Bestie halte. Der bezeichnendste Gebrauch aber findet sich im siebenten Gesange der Odyssee. Odysseus entschuldigt vor Alkinoos seine Bitte um Speise und Trank. „So schwach sind wir Sterblichen," sagt er, „daß auch in den erhabendsten Seelenstimmungen die gemeinen Bedürfnisse des Magens sich geltend machen." „Hündisch" bezeichnet bei Homer die Mißachtung idealer Regungen, und es war, seinem Sinne nach, kaum möglich, das Thun des Diomedes schärfer zu brandmarken als durch dies Wort, das er ihm selber in den Mund legt. Dabei läßt er, vielleicht nicht unabsichtlich, eine Doppeldeutigkeit einfließen. Seiner Diction nach kann an unserer Stelle „das Hündischste" sich nur auf das beziehen,

was die Thraker zu erleiden hatten, es kann aber auch auf die Gesinnung gehen, aus der es vollbracht wurde. Freilich mit Zustimmung der Athene, aber diese und Here schrecken in der Ilias vor nichts zurück, und Here selber wurde ja, wie wir eben sahen, von Zeus „hündisch" gescholten. Wie die griechischen Fürsten über die That urtheilen, erfahren wir nicht. Nicht einmal, daß sie nach dem Vorgefallenen fragen. Die wunderbaren thrakischen Pferde nehmen ihre Gedanken völlig in Anspruch. Nur von ihnen ist die Rede.

Wenig Verse noch, und der Gesang schließt ab.

Es scheint fast unmöglich, daß Homer so habe abbrechen lassen. Wer freilich unternähme es, den echten Abschluß wiederherzustellen? Die Abenteuer dieser Nacht können so nicht geendet haben. Ich vermisse den Bericht der beiden Kundschafter an Agamemnon. Sodann die Bestimmung über die Vertheilung der Beute, die in erster Linie der König selbst für sich verlangen durfte. Vielleicht beanspruchte? Odysseus hatte die Pferde mit hinweggeführt: warum wurden sie Diomedes allein zu Theil, und Odysseus begnügt sich mit Dolon's Rüstung? Warum ist es das Getrappel der Pferde, an dem die griechischen Fürsten zuerst die Rückkehr der Kundschafter erkennen, und warum von den Pferden, die bewundert werden, in so auffallender Weise hier zuerst die Rede? Dies ist die Art, wie Homer die Einleitungen gestaltet, wenn er Hauptscenen vorbereitet. Warum führt Diomedes das Gespann zuletzt nicht selbst zu seiner Lagerstelle, sondern „alle Achäer" thun es? Hatte Diomedes vielleicht die Pferde ungestüm für sich verlangt, und Odysseus war edelmüthig, oder um Streit zu vermeiden, zurückgetreten? Trat Diomedes vielleicht in seiner Art brutal auf, so daß auch hierin etwas lag, das eine spätere Vergeltung erwarten ließ oder das den Beginn dieser Vergeltung schon bedeutete? Denn bemerken wir wohl: habgierig war Diomedes und auf Pferde besonders sein Sinn gerichtet, und das Verhältniß, daß er selbst zwar Rhesos tödtete, Odysseus aber die Rosse losknüpfte, ein unklares, das zu verschiedener Auffassung Gelegenheit geben konnte. Die Thatsachen werden bei Homer sehr fein abgewogen und das Ende der Doloneia ist zu sehr von ungelösten Andeutungen erfüllt, als daß wir uns bei der jetzigen Form begnügen dürften. Vergleichen wir, wie Homer den Pfeilschuß, den Diomedes im folgenden elften Gesange von Paris empfängt, vorbereitet. Deshalb motivirt er diese Verwundung so sorgfältig, weil sie für das Gefüge der Ilias von großer Bedeutung ist. Wir sehen, eine wie hohe Stellung der Dichter dem Diomedes anweist, der, so lange Achill fern bleibt, gleichsam an dessen Stelle das Element der griechischen Unbesiegbarkeit vertritt. Diomedes, wie schon früher ausgeführt ward, ist nicht Achilles' Nebenbuhler, sondern füllt seinen Platz aus. Diomedes darf deshalb nicht im elften Gesange überwunden werden, sondern, wie bei Achill selbst, nur Verrath ihn beschädigen. Homer hat Diomedes plötzlich erstehen lassen, als Achill verschwand, und läßt ihn plötzlich auch verschwinden, als Achill wieder eintritt, damit ein Vergleich seiner Leistungen mit denen des Achill und des Patroklos nicht möglich sei. Sobald dieser beiden Rückkehr in den Kampf zu erwarten ist, findet sich im Gedicht für Diomedes keine seiner Kraft würdige Verwendung mehr. Erst im dreiund-

zwanzigsten Gesange bei den festlichen Kämpfen zu Ehren des Patroklos erhebt Diomedes sich wieder und gibt den letzten Beweis seiner ungeheuren Kraft dadurch, daß er mit dem telamonischen Ajax um den Preis kämpft, der unter den Griechen ebenso unbesiegbar als er dastand. Und nun bemerken wir Homer's Feinheit: ihr Wettkampf bleibt unentschieden! Beider Aufgabe war gewesen, in vollen Waffen sich anzugreifen, und der sollte Sieger sein, der den Anderen zuerst bis aufs Blut verletzte. Was Diomedes hier thut, rechtfertigt unser Gefühl, das der Mord des Rhesos in uns erweckte: fortgerissen von der Begierde, mit allen Mitteln den Siegespreis zu gewinnen, überschreitet er die Grenze des Erlaubten. Was er thut, ist auch hier „hündisch". Aias hatte durch den Schild bis auf den Panzer gestoßen, der die Lanzenspitze aufhielt, Diomedes aber zielt mit der Spitze des glänzenden Speeres über den Rand des Schildes hinweg, immer nach Ajax' Halse, und die Griechen, besorgt um Ajax, erheben Einspruch. Sie sollen nicht weiter kämpfen, sondern sich in den Preis theilen. In dem Worte „immer" liegt der Vorwurf. Auch das gewählte Zeitwort hat hier etwas Auffallendes, denn es könnte so verstanden werden, als habe Homer sagen wollen: seltsam war, daß Diomedes immer wie zufällig über den Rand des Schildes auf den Hals des Ajas zielte. Der in *ἀιὲν ἐπ' αὐχένι κῦρε* steckende Nebensinn des Zufälligen, ich wiederhole es, verstärkt den Vorwurf. Wir sehen, wie genau Homer Alles erwägt, was Diomedes angeht. —

Daß der zehnte Gesang schon zu Anfang Beraubungen erduldet habe, ließ, wie wir sahen, die kahle Stelle vermuthen, wo Odysseus' Erweckung erzählt wird, sowie der Beginn der Fürstenberathung außerhalb des Grabens.

Von Zusatz und Auslassung überhaupt aber zu reden, ist an den Stellen der Ilias erlaubt, wo die Erzählung ins Unzusammenhängende oder in das offenbar Abgekürzte verfällt. Auch wo statt individueller Behandlung leere schematische Stellen kommen, haben wir Recht, Lücken zu vermuthen, welche handwerksmäßiger Ergänzung anheimfielen. Im Ganzen treten solche Fälle selten genug ein und zwar häufiger in der Ilias als in der Odyssee, deren harmonischer Gang fast überall seine Glätte und Reinheit bewahrt hat. Während in der Ilias freilich aber auch die nach Gestaltung ringende Kraft oft von einer Darstellung zur anderen überspringt, so daß es den falschen Anschein gewinnt, als ob nur Fragmente aneinandergefügt seien.

Ziemlich allgemein wird geglaubt, daß der zehnte Gesang in die Ilias nur eingeschoben sei. Ich halte ihn für unentbehrlich. Er enthält Dinge, die dem Gedicht nicht fehlen dürfen. Indem ich dies zu zeigen suchte, wurde ich allerdings meinem Vorsatze untreu, was Andere sagen, unberücksichtigt zu lassen. Allein es würde dann unerläßlich gewesen sein, den Schein anzunehmen, als wisse ich nichts von der Verurtheilung dieses Gesanges zum Range eines nachträglichen Einschiebsels.

Es ist auch behauptet worden, die Doloneia erinnere mehr an die Dichtungsart der Odyssee.

Die Ilias soll Homer in der Jugend, die Odyssee im Alter gedichtet haben. Jugend und Alter pflegen sich anders auszusprechen. Gewiß waltet ein der Ilias fremdes Element behaglicher Erzählung in der Odyssee. Eine

Sehnsucht nach Ruhe. Die Ilias ist erfüllt von eingefügten Bildern des aufgeregten Meeres: ohne peitschenden Wind scheint dem jugendlichen Homer die See nicht denkbar; auch der Odyssee fehlen die Stürme nicht, aber es bedarf erst vorhergehender Gewalt, sie hervorzurufen. Der natürliche Anblick für den Dichter der Fahrten des Odysseus ist die stille, ruhige Fluth, die dem in der Ferne Weilenden die Heimkehr leicht machen möge. Und nicht deshalb zieht es ihn in die Heimath zurück, damit er dann wieder zu neuen Kämpfen ausfahre, sondern er betritt den lang entbehrten Boden seiner Insel und gewinnt sein Haus wieder, um in gemeinsamem Beharren mit den Seinigen die Gegenwart auszudehnen und der Vergangenheit zu gedenken. Der Mensch wird im Alter zu einem Theil der Scholle, auf der er zu Hause ist. Er wird den fruchtbeschwerten Bäumen ähnlich, die sich auch im Winde nicht bewegen. Der landschaftliche Hintergrund, der von Homer in der Ilias mit viel stärkerer Hand gezeichnet wird, drängt sich in der Odyssee dennoch dichter in den Vordergrund. Das Abenteuer — weil Abenteuer immer erfreulich und anziehend sind — nimmt in der Odyssee mehr um seiner selbst willen einen breiteren Verlauf. In beiden Gedichten auch entwickeln sich die Persönlichkeiten anders und ihre Theilnahme an den Ereignissen ist anders geartet. In der Ilias fragen wir: Wie überwindet der Held das Schicksal? In der Odyssee: Wie weicht er ihm am sichersten aus oder überlistet er es? In der Ilias entfalten sich als das den Ausschlag Gebende die angespannten Kräfte der Seele und des Körpers; in der Odyssee zeigen sich auch bei heroischen Handlungen Zufall und Geschicklichkeit als die mitentscheidenden, vielleicht wichtigeren Factoren. Immer neue Schwierigkeiten nöthigen in der Odyssee die Mitspielenden zu äußersten Anstrengungen: die Art aber, wie die Kämpfe gegen Götter, Menschen und Elemente durchgefochten werden, hat kein inneres Wachsthum dessen zur Folge, der sie besteht. Aus den Gefahren der Ilias geht der Held stärker hervor; die Fährlichkeiten der Odyssee sind wie bloße Krankheitsanfälle, aus denen man den ehemaligen Bestand der Kräfte zu retten sucht. Aus dem Verhalten des Einzelnen innerhalb der ihn umgebenden Mühsale ziehen wir in der Odyssee keine Schlüsse zur Beurtheilung des gesammten Wesens des Odysseus. Er benimmt sich dem Cyklopen gegenüber mit fast kindischem Uebermuthe; aber wir lassen das auf sich beruhen, denn das Schiffermärchen, das Homer hier in sein Gedicht eingeflochten hat, verlangt dieses Auftreten, und Odysseus muß die Rolle übernehmen, die die Sage ihm zuertheilt. Diese märchenhaften Thorheiten werfen keinen Schatten auf ihn, und es entzückt uns, zu vernehmen, wie er diesmal mit mehr Glück als Schlauheit davon kommt. Solche Episoden sind nöthig, um den heiter gemüthlichen Ton der Odyssee zu bekräftigen. Odysseus' allgemeine Signatur in ihr bleibt die des Dulders in Gefahren. Nicht des Helden, der mit den Göttern ringt. Das Ueberraschende der Situationen und der unerwartete Ausgang, der sich zeigt, ist die Hauptsache. Keine besonders organisirte Menschennatur soll in Odysseus sich zeigen. Nichts Charakteristisches ihm ankleben. Kein Ausbruch innerer Eigenthümlichkeit hervortreten. Wie ganz anders finden wir ihn in der Ilias charakterisirt. Wie feine Züge seines Wesens überraschen uns da. Schlau und überlegt ist er auch hier, nicht aber in so idealer, kindlicher Weise als die Odyssee ihn darstellt. Wie ja auch bei den

übrigen Mitkämpfern vor Ilios, liegt in dem, was der Moment an thatkräftigen Aeußerungen seiner gewaltigen Natur entlockt, das Bestimmende für den Gang der gesammten Handlung. Stellen wir die Scenen der Ilias zusammen, in denen Odysseus Einfluß auf den Gang der Dinge hat, so ergibt sich das fest gezeichnete Bild eines Mannes von scharfem Gepräge: die Odyssee läßt ihn dagegen beinahe ohne Umrisse erscheinen. Der wehmuthvolle Zug zur Heimath, der hier seine Geschicke leitet, fehlt ihm in der Ilias. Er gehört im griechischen Lager nicht zur Partei derer, welche nach Hause wollen. Telemach's erwähnt er in einem Zusatz, der kein Verlangen nach seinem Sohne kennzeichnet. Bleiben will er, bis Ilios zerstört ist, und Beute gewinnen. Die leidende Milde der Odyssee ist Odysseus fremd in der Ilias.

Die Charakterzeichnung des Dichters der Ilias zeigt sich durchweg auch in der Doloneia. Wir haben das Bestreben Homer's bereits erkannt, den einzelnen Theilen der Ilias durch besondere Structur frischen Reiz zu verleihen. Er scheint in jedem der sich folgenden Gesänge wie von Neuem anzuheben. Von den modernen Erzählern versteht Dickens dies am besten. Viele seiner Romancapitel tragen das Ansehen fragmentarischer Stücke, die in die Reihe der übrigen nachträglich gebracht worden sind. Der zehnte Gesang der Ilias ist das älteste Beispiel der Dickens'schen Behandlung des Stoffes. Dickens componirt meist so, als hätten sich über einen Proceß, der das Interesse der gesammten englischen Gesellschaft in Anspruch nahm, große Massen von Zeugenaussagen und Erinnerungen im Publicum umgehender Geschichten erhalten, aus denen er eine Auswahl des Interessantesten so verbunden habe, daß der Leser, von Schritt zu Schritt fortgeleitet, am Schlusse des Romanes sich als im Besitze des Wissenswerthesten ansehe. All' dies Fragmentarische aber wurde künstlich in die Dinge hineingelegt. Jenes „Uebrige", von dem man meinen könnte, Dickens habe es als zu bekannt fortgelassen, existirt überhaupt nicht. Des Dichters Absicht ist, eine Anzahl von Charakteren um ein großes Interesse so zu gruppiren, daß sie sich vor unseren Augen entwickeln und dadurch den Abschluß der Ereignisse herbeiführen. Erinnern wir uns auch, was Herder 1771 an Gerstenberg über Shakespeare schreibt: „Wie die Auftritte der Natur abwechseln und ineinander wirken, so entfernt und unähnlich sie sich scheinen, so wechselt in Shakespeare Ort und Zeit und Scene und Inhalt — lauter einzelne Fragmente; ausgerissene einzelne wehende Blätter aus dem großen Buche der Vorsehung. Im Sturme der Zeiten und Begebenheiten dahin geworfen, wehen sie daher und schweben vors Auge: nichts als anscheinende Unordnung und Zerstückung und Plan der Trunkenheit — aber in der Absicht des Dichters, im Haupte des Dichters: da verschwindet Ort und Zeit und disparater Inhalt. — Ein Ganzes! Eine große lebendige Täuschung." Dasselbe gilt für Faust und Wilhelm Meister.

Der Odysseus der Ilias ist vom Dichter anders angelegt als der der Odyssee. In der Ilias gehört er zu den Personen, deren allgemeines Schicksal neben dem des Achilles uns gleichgültig ist. Unserer herzlichen Theilnahme steht der Odyß der Ilias ferner als Ajax oder Diomedes, während der der Odyssee unserem Herzen verwandt ist. Wir leiden mit ihm.

Wollte Homer dies erreichen, sollte Odysseus Hauptperson eines Gedichtes werden, so mußte Homer etwas von der scharf ausgemünzten Charakteristik aufopfern, die er Odysseus in der Ilias verleiht. Wir treten zurück, um den Odysseus der Ilias besser zu beobachten, wir treten in der Odyssee dagegen nahe an ihn heran. Auch Telemach und Penelope stehen unter diesem Gesetze. Nausikaa ist ein verschwindendes reizendes Bild, Penelope dagegen, die zweite Hauptperson, ist in nur „sanft angedeuteten Formen" die Frau selber. Sie und ihr Sohn müssen in gewissem Sinne an Sichtbarkeit einbüßen, um an menschlicher Gefühlsnähe zu gewinnen. Telemach ist ein junger Mensch, der den Rückhalt, den ihm sein Vater gewährt hätte, bitter entbehrt, den seine bürgerliche Stellung nöthigt, ihn aufzusuchen. Er sagt sich, daß die Dinge so nicht weiter gehen dürfen. Er hatte der Mutter vorgeschlagen, sich wieder zu verheirathen, damit er doch nicht sämmtlichen Freiern, die sein Hab und Gut aufzehren, sondern einem Einzigen gegenüberstehe, mit dem vielleicht ein Abkommen zu treffen sein würde. Sie stimmt dem nicht zu. Weder um Penelope's Willen allein, deren vergebliches Hoffen ihm das Herz abdrückte, noch aus bloßer kindlicher Sehnsucht, sondern zumeist deshalb macht er sich auf den Weg, weil die Rückkehr seines Vaters wirthschaftlich durchaus nothwendig ist. Telemach ist vor allen Dingen ein vernünftiger Haushalter. Dächten wir ihn in die Ilias versetzt, so würde sich für seine beschränkt friedliche Art kein passender Platz dort finden. Der letzte und bedeutendste Unterschied der dichterischen Behandlung der Gestalten in beiden Gedichten aber ist, daß in der Ilias ein unaufhaltsames Wachsthum der Charaktere stattfindet, daß diese dagegen in der Odyssee innerhalb der ihnen einmal verliehenen Form verharren. In der Odyssee schließt Odysseus ab, wie er eingesetzt hat. Telemach erscheint am Schlusse der Ereignisse nicht anders als vorher, sondern bethätigt die bei ihm eintretende männlichere Reife, in der der erste Gesang aber bereits ihn zeigte. Eine gewisse abwägende Art ist ihm eigen. Er gehorcht ohne Weiteres den Rathschlägen der Aelteren. Er ist niemals leidenschaftlich bewegt, sondern gelassen und verständig. Ein wenig wie Menelaos in der Ilias, nur ohne dessen individuelle Eigenschaften. Auch Penelope enthüllt sich am Schlusse des Gedichtes nicht als durch ihren Charakter in die Handlung eingreifend. Vorsichtig und zurückhaltend verharrt sie bis zuletzt. Nicht die Stimme des Herzens, sondern die überzeugenden Erzählungen des Odysseus liefern ihr den letzten Beweis, daß er es wirklich sei, den sie erwartet. Der Hund, der den alten Herrn wiedererkennt, erscheint fast als der einzige Träger spontanen Gefühls. In der Ilias dagegen springen immer neue Seiten der Individualität des Odysseus hervor, und erst am Schlusse des Gedichtes verleiht Homer ihm, wie den übrigen, den letzten abstempelnden Accent. Es hätte, um Odysseus als historische Gestalt erscheinen zu lassen, nichts weiter bedurft, als dessen, was die Ilias enthält. Die Odyssee bringt kaum einen einzigen realistischen Zug, der ihn als mit neuen Eigenschaften begabt darstellte. Denn seine Freude am Sohne, seine Rache an den Freiern und sein wiedergewonnenes Glück in den Armen Penelope's sind allgemein menschliche Gefühle und Thaten, die, um hervorzutreten, keine besondere Naturanlage, sondern nur die geistige Gesundheit verlangten, die Jedem eigenthümlich sein sollte.

Ilias und Odyssee zeigen verschiedene Methode der künstlerischen Behandlung also. Aehnliche Unterschiede im Auftreten von Charakteren lassen sich in Jugend- und Alterswerken Goethe's nachweisen. Faust nimmt in seinem Alter, das Goethe selbst in dem seinigen dichtete, immer mehr allgemein menschliches Wesen an, ohne uns darum ferner zu treten. Im Gegentheil, Faust's Tod ergreift uns menschlich am meisten. Werther bildet den Beginn, Wilhelm Meister den Abschluß der Goethe'schen Jugenddichtung; Hermann und Dorothea eröffnet die Arbeiten der reifen Jahre. Nun wohl: in Wilhelm Meister und Werther erleben die leitenden Persönlichkeiten von Capitel zu Capitel ein sich freier und breiter entwickelndes geistiges Wachsthum. Von diesem hängen die Ereignisse ab. In Werther, in Lotte, in Mignon bieten sich stets neue Aussichten eröffnende Umschwünge dar. In Hermann und Dorothea dagegen sind die Figuren von Anfang ab festgeformt: jede hat die Erlebnisse, die sie zu dem machten, als die wir sie im Gedichte kennen lernen, hinter sich. Darüber wird nachträglich nur berichtet. Dies Werk Goethe's ist ein Denkmal schaffenden Kunstverstandes, ein Werk von solcher Feinheit der Empfindung und Technik, daß zwischen ihm und der Odyssee nichts dazwischen zu liegen scheint. Die Ilias dagegen ist, wie Werther und Wilhelm Meister, das älteste Monument der ringenden Sehnsucht eines Dichters, das Unaussprechliche zu geben. Deshalb in diesen beiden Werken Goethe's auch nicht das sanfte Ausklingen wie in Hermann und Dorothea, diesem Gedichte, das sich in seinem Abschlusse Beethoven'schen Symphonien vergleichen läßt; in Werther und Wilhelm Meister zuletzt ein scheinbares Abbrechen: beide Romane haben ihr Ende, sobald die Figuren, die zum Mithandeln eingetreten sind, das Innerste ihres Wesens kundgegeben haben. Auf den Fortgang der Ereignisse kommt es dem Dichter nun nicht mehr an. In Ilias und Wilhelm Meister schildern Homer und Goethe Persönlichkeiten, die Goethe problematische nennt: complicirte Charaktere, bei deren folgenreichem Zusammentreffen ein geringes Mehr oder Weniger von Bedeutung ist für den Verlauf der Ereignisse. In Odyssee und Hermann und Dorothea sind die Charaktere fest und durchsichtig von Anfang an. Sie sind nicht mit dem Dichter gewachsen, sie sind nur geformt worden.

Betrachten wir die Doloneia von dieser Seite, so erscheint sie im fortschrittlichen Geiste der Ilias verfaßt. Wir erwarten nicht, was geschehe, sondern wie die Mithandelnden sich benehmen werden. Für die sich fortbildende Charakterentwicklung des Agamemnon, des Menelaos und des Diomedes ist die Doloneia von entscheidendem Werthe. Diese drei Charaktere haben innerhalb der geistigen Handlung der Ilias bedeutende Rollen inne; sie entwickeln sich stetig weiter, und es würde eine Lücke im Fortschritt empfunden werden, zöge man die Doloneia aus dem Bereiche der Ilias heraus. Sie ist nicht ein selbständig vorhandenes, zur Disposition stehendes novellenhaftes Abenteuer, das sich zufügen oder auch wieder fortlassen läßt, sondern in den Wachsthum der Ilias gehörig, zwischen ihrem neunten und elften Gesange. Allerdings liefert sie das reinste Stück bloßen „Berichtes", das die Ilias bietet, wenn wir den dreiundzwanzigsten Gesang ausnehmen. Wie durchaus anders aber verhält der Dichter sich hier als bei der Odyssee. Seine Art, durch eingestreute, handelnde Vergleiche

den heftigen Fortschritt der Erzählung zu mäßigen, entspricht durchaus der Ilias-Dichtung. Man vergleiche die Art zu erzählen, welche Goethe im Werther innehält, mit der in Hermann und Dorothea. Im Werther immer das Drängen auf einen überraschenden Effect, die zurückgehaltene Eile; in Hermann und Dorothea das niemals sich überstürzende, gemächliche Vorwärtsschreiten zu etwas Erwartetem. Diese epische Ruhe mit der Aussicht auf das Gewisse ist es, die Daudet's, Nievo's und Salvatore Farina's Dichtungen heute eigenthümlich ist, während der, den diese drei Autoren nachahmen, Dickens mit dramatischer Gewalt auf etwas Ungewisses vorwärts drängt. In den wenigen erzählenden Stücken Schiller's gewahren wir den gleichen Zug. Diese Eigenschaft verleiht auch Schiller's historischen Arbeiten die bleibende Wirkung. Auch Treitschke's Geschichtsschreibung wohnt sie inne, der Ranke's dagegen nicht. Es handelt sich hier mehr um die Natur der Autoren als um ihre Kunst. So führen alle Betrachtungen dahin, die Ilias als das Werk des jugendlichen Homer, die Odyssee als das seines Alters anzusehen.

Briefe Thomas Carlyle's an Varnhagen von Ense aus den Jahren 1837—1857.

Uebersetzt und mitgetheilt
von
Dr. **Richard Preuß.**

Die Briefe, die hier zum ersten Male der Oeffentlichkeit übergeben werden, bedürfen nur weniger Worte zum Geleit. Als Zeugnisse Carlyle'schen Geistes und Carlyle'scher Denkart sprechen sie für sich selbst.

Die Originale befinden sich unter den handschriftlichen Schätzen der königlichen Bibliothek in Berlin, in deren Besitz der ganze literarische Nachlaß Varnhagen's, Alles, was der sammelfrohe Mann während eines langen und an persönlichen Beziehungen reichen Lebens aufgehäuft hat, nach seinem 1858 erfolgten Tode übergegangen ist. Von den eigenen Briefen hat der sonst in solchen Dingen so Sorgsame leider keine Abschriften genommen; es ist zweifelhaft, ob es gelingen wird, die in England befindlichen Originale noch ans Tageslicht zu fördern, zweifelhaft sogar, ob sie überhaupt noch existiren. Versuche, sie aufzufinden, sind bisher ohne Erfolg geblieben.

Es war ein glücklicher Instinct, der Varnhagen leitete, als er im Jahre 1837 die ersten vier Bände der „Denkwürdigkeiten meines Lebens" betitelten Sammlung an Carlyle sandte. Zunächst wünschte er wohl, sie in einer englischen Zeitschrift besprochen zu sehen, und im nächsten Jahre widmete denn auch Carlyle den „Denkwürdigkeiten" sowie den früheren, auf Rahel bezüglichen Schriften Varnhagen's ein eingehendes, meisterhaft analysirendes und höchst anerkennendes Essay in der „London and Westminster Review" (1838). Aber die Anknüpfung wurde auch in der Folge für beide von Bedeutung. Mit Goethe's Tode hatte für Carlyle das Interesse an der zeitgenössischen deutschen Literatur aufgehört, und auch seine persönlichen Beziehungen zu Deutschland waren seitdem fast ganz auf zufällige und überdies seltene Begegnungen mit Deutschen, die in London lebten, beschränkt geblieben. Wohl trafen auch jetzt noch ab und zu Briefe und Sendungen, sogar Besuche aus Deutschland ein, doch waren sie, wie er an

Emerson schrieb, ohne Belang. Jene nächsten Jahre nach Goethe's Tode waren für sein äußeres und inneres Leben von entscheidender Bedeutung. Dem Stillleben im schottischen Craigenputtock folgten, mit der 1834 durchgesetzten Uebersiedelung nach London, Zeiten heißester Arbeit für die tägliche Existenz, schwersten Kampfes um eine literarische Stellung; es war die Geburtszeit der „Geschichte der französischen Revolution", jenes Werkes, das zuerst die innere Abwendung seines Verfassers von literarischer Kritik und metaphysischer Speculation zu den historischen und politisch-socialen Dingen bezeichnete und ihn mit einem Schlage in die erste Reihe der zeitgenössischen Schriftsteller versetzte. Es erschien im Sommer 1837, und die Mühen der Drucklegung sowie die bald darauf beginnenden ersten Vorlesungen vor einem größeren Kreise — sie behandelten die deutsche Literatur von ihren Anfängen bis auf die Romantiker — mögen die Antwort auf Varnhagen's Sendung bis zum Ende des Jahres verzögert haben. Sobald ihm Zeit zum Aufathmen gegönnt war, schrieb er. Und so trat der Apostel deutschen Geistes und deutscher Literatur in England wieder in directe Verbindung mit einem deutschen Schriftsteller, und zwar mit demjenigen, der, wie kein anderer, im Mittelpunkt unseres damaligen literarischen Lebens stand. Es entspann sich zwischen beiden Männern ein wenn nicht lebhafter, so doch andauernder Briefwechsel, der durch gelegentliche Sendungen von beiden Seiten rege gehalten wurde. Varnhagen sandte nach London die neu erschienenen Bände seiner „Denkwürdigkeiten" und andere deutsche Bücher, deren Carlyle bedurfte, dieser an Varnhagen seine Schriften sowie Autographen englischer Schriftsteller und public men, denn Autographen wurden mehr und mehr Varnhagen's Leidenschaft. Zu zweien Malen haben sich dann die beiden Männer gesehen, zuerst 1852, dann 1858, nicht lange vor Varnhagen's Tode, der darüber in seinen Tagebüchern berichtet hat; beide Male in Berlin, wohin den Geschichtschreiber Friedrich's des Großen das Verlangen führte, die Schauplätze seines Helden mit eigenen Augen zu sehen. So nehmen denn auch in der zweiten Hälfte dieser Briefe die Mittheilungen über seine Arbeit an „Friedrich dem Großen" den breitesten Raum ein, und gerade dies ist es, was ihnen für uns deutsche Leser noch ein ganz besonderes Interesse verleiht. Vom ersten, scheuen Auftauchen des Gedankens, sich an diesen gewaltigen Stoff zu wagen, verfolgen wir hier die ganze Arbeit, das qualvolle Ringen mit der Fremdartigkeit des Stoffes, mit dem beständigen Mangel an Büchern und Forschungsmaterial aller Art, mit den Bedenken, die ihm aus der räumlichen Entfernung von den Schauplätzen der zu schildernden Begebenheiten erwuchsen. Und wahrlich, unsere Bewunderung wird nicht geringer, wenn wir das erreichte Resultat an den Schwierigkeiten messen, die sich seiner Durchführung entgegenthürmten und die wir hier gleichsam mitzuerleben in der Lage sind.

Bei der Uebersetzung habe ich mich bemüht, den Stempel Carlyle'scher Diction so wenig wie möglich zu verwischen. Nicht immer mag, was undeutsch erscheint, im Original sehr englisch klingen; es klingt eben Carlylisch.

Es ist mir eine angenehme Pflicht, auch an dieser Stelle dem Freunde und literarischen Testamentsvollstrecker Carlyle's, dem Nestor der englischen Historiker, Herrn James Anthony Froude, meinen herzlichen Dank auszusprechen

für die liebenswürdige Bereitwilligkeit, mit der er mich zur Herausgabe dieser Briefe ermächtigt und durch die er seinen vielfachen Verdiensten um das Andenken seines großen Freundes ein neues hinzugefügt hat.

I.

5. Cheyne Row, Chelsea,
London, 31. December 1837.

Werther Herr!

Empfangen Sie nach zu langer Verzögerung meinen herzlichen Dank für Ihre freundliche und schätzenswerthe Gabe, die ich schon vor einigen Wochen bei meiner Rückkehr aus Schottland hier vorfand. Der Name Varnhagen von Ense war mir lange ehrenvoll bekannt; aus dem Buche Rahel's Gallerie hatte ich wie aus einem klaren Spiegel ein Bild erhalten von dem Manne selbst und der Welt, in der er lebte; und siehe da, nun ist das Spiegelbild leibhaftig geworden, ist auf mich zugetreten und hat mir freundschaftlich die Rechte entgegengestreckt, im Namen dessen, der uns beiden immer theuer bleiben wird! Recht von Herzen ergreife ich diese freundliche Hand und sage nur immer wieder: Willkommen und Dank!

Wenn es schicklich oder möglich wäre, Ihnen auseinanderzusetzen, durch welches Wirrsal von Schwierigkeiten, Verpflichtungen, Krankheiten ich mich hier durchkämpfen muß, würde Ihnen das lange Ausbleiben meiner Antwort nicht unentschuldbar erscheinen. Ich wollte das Buch vorher lesen. Ein ungelesenes Buch ist eine nur erst dargebotene Gabe; ich mußte es erst in mich aufnehmen, um Ihnen dann mit dem rechten Nachdruck zu sagen, daß es wirklich und in Wahrheit mein Eigenthum geworden. Erst in den letzten Tagen war Muße und Stimmung zu solchem Genusse mir gewährt. Die beiden Bände der „Denkwürdigkeiten" erwarteten mich wie ein kleines freundliches Wirthshaus, in dem ich nach langer einsamer Wanderung bei schlechtem Wetter Erholung unter Freunden finden sollte. Noch einmal sage ich Ihnen, und jetzt erst mit rechtem Nachdruck, vielen Dank.

Einsicht, Lebhaftigkeit, Originalität, der kühne feine Geist eines Mannes, der geschaut, gelitten und gehandelt und in allen Lagen sich wie ein Mann bewährt hat, leuchten in schöner Verbindung, leicht, scharf, entschieden, aus allen Theilen dieses Buches wie aus Ihren früheren Büchern hervor. Es ist heutzutage ein großes und für mich höchst seltenes Vergnügen, wenn ich finde, daß ich in allen wichtigeren Punkten mit einem Schriftsteller völlig übereinstimme; daß in vielen bedeutendsten Fällen seine Worte genau so sind, wie ich sie gesprochen zu haben wünschen könnte. Aber in der That gehen wir, da Ihre Ansicht über Goethe auch die meinige ist, so zu sagen von einem großen gemeinsamen Mittelpunkte aus und wandern freundschaftlich nach allen Richtungen zusammen. Im Uebrigen sagt mir nichts mehr zu als Ihre Schilderung von Begebenheiten und Unterhandlungen; eine Classe von Gegenständen, die beständig an Bedeutung für mich zunimmt, während vieles Andere mit jedem Jahre und Tage mehr davon verliert, und in deren Behandlung ein Mann am besten zeigen kann, was für eine Art Mann er ist.

Mit besonderem Interesse habe ich Ihren Doctor Bollmann[1]) gelesen, dessen Name mir nicht ganz neu war; ich könnte einen Band nach dem anderen lesen von solcher Autobiographie, wie Sie sie uns geben, — Sachen wie das Studentenleben in Halle, wie die Schlacht von Wagram, wie Fichte, Wolff, Chamisso, und der hohe, stilltraurige, fast magische Geist Ihrer Rahel, der wie mit Sternenlicht sie überstrahlt! Sie dürfen nicht aufhören, Sie müssen fortfahren. Auf daß wir sehen, wurden uns Augen gegeben, und eine Zunge, um deutlich zu sagen, was wir zu sehen bekamen. Das ist das Alpha und Omega alles Verstandes, den der Mensch hat. Keine Poesie, selbst die eines Goethe kaum, kommt dem treuen Bilde der Wirklichkeit gleich — hätte man Augen, es zu sehen. Ich sage mir oft, daß die höchste Art der Schriftstellerei, mögen wir sie Poesie oder sonst wie nennen, die der Bibel zum Beispiel, gar nichts mit Erdichtung zu thun hat, sondern mit Meinungen und Thatsachen. Nur immer weiter, und Glück auf den Weg!

Wenn Sie Herrn Criminaldirector Hitzig[2]) sehen, bringen Sie mich ihm, bitte, freundlichst in Erinnerung. Ihr Freund Chamisso ist auch einer, den ich liebe. Dr. Mundt wird mit mir betrauern, daß der brave Rosen[3]), sein Freund und meiner, der ich ihn hierher brachte, so plötzlich für immer abgerufen worden ist. Er ist einer, den Viele vermissen. Kennen Sie Friedrich Rückert? Wenn Sie in irgend welcher Verbindung mit ihm stehen, möchte ich Sie bitten, ihm zu sagen, daß ich ganz unerwartet im letzten Sommer mit seinem Hariri bekannt geworden bin und mich daran wochenlang wie an einem entdeckten Kleinod ergötzt habe. Ein solches Buch hatte ich seit Jahren nicht gesehen; es veranlaßte mich, wenn auch mit wenig Erfolg, Sylvestre de Sacy u. A. zu durchforschen; es bleibt mir ein besonderer Erwerb, von dem ich mich nie trennen werde. Sein chinesisches Liederbuch habe ich erst in diesen Wochen genossen. Er ist ein Mann, dessen beste Freunde weit zerstreut sein müssen in solch einer Zeit wie die unsere ist, und sich äußern sollten, sobald sie dazu Gelegenheit haben.

Ich habe ein Buch über die französische Revolution geschrieben, das vielleicht mit der Zeit nach Berlin gelangen wird. Die deutsche Literatur verbreitet sich hier und in Amerika rasch und rüstig, ohne weitere Anstrengung von meiner

---

[1]) Ueber Justus Erich Bollmann verweisen wir neben der hier gemeinten Charakteristik Varnhagen's im IV. Bande der „Denkwürdigkeiten und vermischten Schriften" auf den vortrefflichen Aufsatz von Friedrich Kapp: „Justus Erich Bollmann und die Flucht Lafayette's aus Olmütz" im XVIII. Bande der „Deutschen Rundschau", 1879.

[2]) Carlyle kannte E. Hitzig als Verfasser der Werke: „Hoffmann's Leben und Nachlaß", zwei Theile, Berlin 1823 und „Lebensabriß F. L. Zach. Werner's", Berlin 1823, denen er das biographische Material seiner Einleitung zur Uebersetzung von E. T. A. Hoffmann's Novelle „Der goldene Topf" (in der Sammlung „German Romance: Specimens of its chief Authors, with Biographical and Critical Notices. In four Volumes." Edingburgh 1827) und seines Aufsatzes „Life and writings of Werner" (1828) verdankte.

[3]) Bedeutender Orientalist und Sanskritforscher, geboren 1805 in Hannover, erhielt im Alter von zweiundzwanzig Jahren eine Berufung als Professor der orientalischen Sprachen an die neu gegründete Universität in London, eine Stellung, die er der geringen Befriedigung wegen, die sie ihm gewährte, bald niederlegte. Er starb 1837 in London, ehe er die Hauptarbeit seines Lebens, die Ausgabe des „Rigveda", vollenden konnte. Sein früher Tod erregte allgemeine Theilnahme.

Seite. Die Folgen davon werden, wie ich glaube, für die neue Generation, die jetzt zur Thätigkeit heranwächst, groß und wohlthätig sein. Deutschland[1]) wird seine große Colonie wieder erobern; wir werden mehr deutsch[1]) werden, das heißt auch zugleich mehr englisch. Der deutsche Stamm[1]) ist jetzt offenbar in der Erhebung; es scheint, als ob er bestimmt sei, den größten Theil des Erdkreises einzunehmen und einige Zeit zu beherrschen! Tapferkeit[1]), ihre charakteristische Eigenschaft nach Goethe, verdient es[2]).

Mit aufrichtiger Hochschätzung, mit Dank und herzlichen Wünschen unterzeichne ich mich in der Hoffnung, Ihnen, werther Herr, wieder einmal zu begegnen als Ihr ergebener

Thomas Carlyle.

Vielleicht schreiben Sie zuweilen nach Weimar: wenn ja, so richten Sie, bitte, ganz besondere Empfehlungen von uns, meiner Gattin und mir, an Frau von Goethe aus. Ich habe an Dr. Eckermann vor sechs Monaten ein Packet und einen Brief abgeschickt, worauf ich noch keine Antwort habe. Seine Gespräche[3]) und Ihre Bemerkungen über sie waren sehr willkommen.

II.

London, 10. März 1838.

Werther Herr!

Vor etwa zwei Monaten habe ich an Sie geschrieben, um Ihnen dankbar, wenn auch spät den Empfang Ihrer beiden Bände Denkwürdigkeiten[1]) zu bestätigen, die ich damals, wie Andere hier seitdem gethan, mit großer Befriedigung gelesen hatte.

Der Ueberbringer dieses Briefchens ist Mr. Woodhouse, ein würdiger englischer Herr, der nach Wien reist; begierig, das Beste kennen zu lernen, was es in Deutschland und unter den Deutschen gibt. Gestatten Sie mir, ihn an Sie zu empfehlen. Er ist noch ein Fremder in Deutschland[1]), verdient aber es

---

[1]) In deutscher Sprache.

[2]) Man vergleiche hiermit den Brief an Froude vom September 1870 (Thomas Carlyle. A History of his life in London 1834—1881. By James Anthony Froude. London 1884. Vol. II, p. 400): „Von äußeren Ereignissen interessirt mich, wie alle Welt, der Krieg. Nie las ich von einem so wunderbaren Kriege, und seine Erfolge werden, meine ich, heilsam, groß und hoffnungsvoll sein, mehr als Alles, was sich zu meinen Zeiten ereignet hat. Die Stadt Paris muß heute ein wunderbarer Platz sein. Ich glaube sicherlich, daß die Preußen für Deutschland behalten werden, was von Elsaß und Lothringen noch deutsch ist oder es wieder werden kann, und überdies kann die ganze Welt ihnen nicht verbieten, es zu thun, und der Himmel wird es nicht (und ich auch nicht). Allein unter den Nationen scheint Preußen noch etwas von der Kunst des Regierens zu verstehen und Feinde zu bekämpfen nach besagter Kunst. Deutschland ist von je die friedlichste, frömmste und, wenn es sein mußte, tapferste und furchtbarste der Nationen gewesen. Deutschland sollte in Europa präsidiren und wird wieder, scheint es, für fünf Jahrhunderte oder mehr mit diesem Amte betraut werden." Bald darauf schrieb Carlyle seinen berühmten Brief an die „Times", in dem er die Annexion von Elsaß und Lothringen vertheidigte.

[3]) Band I und II von Eckermann's „Gesprächen mit Goethe" waren 1836 erschienen. Varnhagen's Besprechung des Buches findet sich im VI. Bande der „Denkwürdigkeiten und Vermischten Schriften".

Brandenburgische
Landes- u. Hochschulbibliothek
Potsdam

besser kennen zu lernen. Wenn Dr. Mundt noch in Berlin ist, könnte er vielleicht mir zu Liebe hierin irgendwie behülflich sein. Auf alle Fälle empfangen Sie, bitte, durch Mr. Woodhouse meine Grüße und herzliche Versicherungen fortdauernder Hochachtung.

Seien Sie überzeugt, daß ich stets treulich bin Ihr ergebener

Thomas Carlyle.

III.

Chelsea, London, 7. November 1840.

Werther Herr!

Eine schöne Reisende aus Ihrem Lande, die uns die Ehre und das Vergnügen eines Besuchs geschenkt hat, erinnert mich daran, daß ich schreiben müßte, daß ich seit Wochen geschrieben haben müßte. Seit Wochen, oder gar Monaten, denn bei einem Blick auf Ihr letztes Briefchen entdecke ich mit Schrecken, daß fast ein halbes Jahr vergangen sein muß, seitdem es mit dem neuen Bande, den es begleitete, hier eingetroffen ist! Warum ich schmachvoller Weise so lange verzogen habe, wäre jetzt schwer zu sagen. Sicherlich war es nicht aus Mangel an Dankbarkeit; auch nicht aus dem ziemlich gewöhnlichen Grunde, daß ich das Buch noch nicht gelesen und nun nicht gewußt hätte, wie darüber sprechen.

Der neue Band der Denkwürdigkeiten[1]) wurde in den ersten Tagen nach seinem Eintreffen hier eifrigst und mit einem Vergnügen gelesen, das mir noch lebhaft gegenwärtig ist. — Ach, Sie sind ein kränklicher Mann wie ich; Sie wissen nur zu gut, deß bin ich sicher, was Aufschub heißt! Einer unserer Dichter nennt ihn den „Dieb der Zeit". Nach langen Monaten findet man eines schönen Tages plötzlich mit Erstaunen, wie viel vom Leben, und von der besten Anwendung des Lebens, er uns gestohlen hat.

Das packendste Stück in diesem fünften Bande war für mich der Wiener Congreß. Alles war gut, sehr gut; doch dies am besten. Auf die Gefahr hin, Dinge zu sagen, die in einer raschen hohlen Zeit, wie es unsere ist, vielleicht besser ungesagt blieben, muß ich meine wirkliche Bewunderung (das ist das Wort) für das Talent, das Geschick und die mannigfaltige Begabung ausdrücken, die in solch einem Aufsatz entfaltet sind. Das ist es, was wir die Kunst des Schreibens nennen — der Inbegriff und das Resultat vieler Künste und Gaben. Das große Geheimniß dafür ist, glaube ich, Einsicht — richtiges Schätzen und Verstehen, mit dem Kopf, und vornehmlich mit dem Herzen. Man gebe Einem auf, etwas zu erzählen, bald wird man wissen, was der Mann werth ist. Der Thatbestand liegt um ihn ausgebreitet, in seiner Länge, Breite, Tiefe, ein verworrenes Chaos; er bildet ihn um zu Ordnung, Folge und Sichtbarkeit — mit genau so viel Geisteskraft als er besitzt. So weit konnte er hineinblicken in das Werden, die Gestaltung, den Verlauf und den Zusammenhang der Sache; so richtig und so tief, nicht richtiger und tiefer: es ist das Maß seiner Fähigkeit — seiner Taugend[1]), und sogar, wenn Sie wollen, seiner Tugend![1])

[1]) In deutscher Sprache.

Ich habe viel Freude an solcher Art der Darstellung; ich ziehe sie fast jeder anderen Anwendung vor, die Jemand von den ihm hienieden zugemessenen geistigen Gaben machen kann. Laßt uns das Factum verstehen; laßt es uns sehen und treues Gedächtniß davon erhalten: dazu hauptsächlich hat der Mensch seinen Verstand, nebst Feder und Tinte. Im Namen der Gegenwart und der Zukunft bitte ich Sie, mit Ihren Memoiren fortzufahren.

Ihr geplanter Besuch in London hat im vorigen Jahre nicht stattgefunden. Vielleicht führen Sie ihn in einem der künftigen Jahre aus. Sie werden hier einige Leute finden, die Ihnen sehr gewogen sind; viel zu sehen und zu betrachten; viele Dinge, glaube ich, die Sie anfänglich, und einige, die Sie späterhin verletzen werden. Wir sind an zwei Millionen in dieser Stadt; eine ganze Welt von Ziegelstein, überwölbt von unserm Rauchhimmel, der manchmal als schwarzer Schnee herniederregnet; und ein Lärm, ein rastloser und betäubender Verkehrsstrom, materiell und geistig, wie ihn die Welt, kann man hoffen, früher niemals gesehen hat. Tiefe Niedergeschlagenheit ist gewöhnlich die erste Empfindung. Erst nach Monaten, und mehr noch nach Jahren, beginnt die Methode, die in solchem Wahnsinn war, sich ein wenig zu enthüllen.

Ich lese gegenwärtig wenig deutsche Bücher und weiß fast nichts von dem, was bei Ihnen vorgeht. Freilich taucht außer Ihren eigenen Schriften wenig auf, was ein Liebhaber der deutschen Literatur, wie ich das Wort in alten Jahren verstand, nicht eher meiden als suchen möchte. In diesen Tagen habe ich einen neuen Band von Heine gelesen, mit seltsam getheilten Gefühlen. Heine über Börne[1]); es ist für mich das seltsamste Gemisch von Sonnenstrahlen und brutalem Schmutz, dem ich seit langer Zeit begegnet bin. Ich erinnere mich an Börne's Buch, in dem er Goethe den grauen Staar nannte, der das allgemeine Auge Deutschlands mit Blindheit geschlagen hat. Heine scheint das Sticheln auf Goethe aufgegeben zu haben; er, Heine, ist selbst nun, scheint es, eine „Säule von Luxor" geworden, aere perennius, und ein Gott stichelt nicht auf andere Götter. Eheu! Eheu!

Wenn Sie in irgend welcher Verbindung mit Dr. Schlesier in Stuttgart stehen, wollen Sie, bitte, Gelegenheit nehmen, ihm anzuzeigen, daß ich seinen dritten Band von Gentz' Schriften erhalten und einige Anstrengungen gemacht habe, das Buch hier besprechen zu lassen, daß ich aber, da ich jetzt keine Beziehung zu diesen Dingen habe, keine geeignete Feder dafür finden konnte. Auch fürchte ich, daß Gentz' Zeit hier gewesen ist. Ich kann mich seiner als eines Verfassers populärer Flugschriften im Interesse einer gewissen Partei aus meiner frühen Kindheit her erinnern; aber die Partei ist jetzt verschwunden, ihre Ideen sind verschwunden, und Niemand wird sich jetzt an Gentz in dem alten Lichte erinnern oder ihn in einem neuen wieder erkennen. Mir selbst, muß ich gestehen, hat er bisher durchaus nicht als ein Held erscheinen wollen. Das einzige Stück seiner Schriften, das ich mit einigem Vergnügen gelesen habe, ist die historische Abhandlung, die die Vorgänge vor der Schlacht bei Jena schildert. Was Sie hier und da über ihn sagen, kann ich lesen; was

[1]) In deutscher Sprache.

irgend ein Anderer sagt, schwerlich. Eine Dame hier, die Tochter des verstorbenen Sir James Mackintosh, erinnert sich seiner von Wien her: „ein Mann mit feierlich gepudertem Haar und rother Nase" — offenbar Liebhaber guter Diners! Edidit monumentum!

Da die schöne Sophie sich freundlich erbietet, jedes Packet mitzunehmen, sende ich Ihnen eine kleine Flugschrift, die ich im vorigen Jahre veröffentlicht habe. Chartismus[1]), ob man dies Wort hört oder nicht hört, darum handelt es sich hier in England augenblicklich vor Allem.

Hat irgend Jemand einmal ein angemessenes Leben von Eurem Friedrich dem Großen geschrieben? Gibt es irgendwo ein lesbares Leben Luther's; oder auch nur eine erreichbare Ausgabe seiner Tischreden?[2]) Ich fürchte die Antwort ist „Nein" in allen diesen Fällen.

Leben Sie wohl, werther Herr; leben Sie, ich sage nicht glücklich, doch in würdiger Thätigkeit, und denken Sie an uns als an Freunde.

Sophie verspricht, uns morgen noch einmal zu besuchen. Ich weiß ihren Namen noch nicht recht; aber sie hat ein recht gemüthlich[2]) Gesicht und lachende Augen von diesem schönen deutschen Grau.

Ihr aufrichtig ergebener
T. Carlyle.

IV.

Chelsea, London, 16. Mai 1841.

Werther Herr!

Vor etwa sechs Wochen, als ich gerade aufs Land flüchten wollte, erreichte mich Ihr sehr willkommener und äußerst freundlicher Brief hier. Ein häßliches Uebel, das sie Influenza nennen, hatte mich gänzlich gelähmt, in dem kalten Frühlingswetter; die Aerzte, und noch nachdrücklicher mein eigenes Gefühl, erklärten, daß ich dieses Gift nur in der Ruhe der Felder würde abschütteln können. Immer, wenn ich eine gewisse Zeit in diesem gewaltigen, nimmer rastenden Babel zugebracht habe, erwacht in mir nicht der Wunsch nur, nein, eine Art von Leidenschaft nach äußerster Einsamkeit, wäre es auch nur eine dunkle, öde Haide, wo die Natur allein gegenwärtig ist und wohin Industrie und Lärm, kluge oder thörichte Rede, niemals gelangt sind! Ich dehnte meinen Ausflug, der zuerst nur ein Besuch in Yorkshire war, bis in den Süden von Schottland, meine Heimath, aus, wo Brüder, wo noch eine alte gute Mutter mir leben. Allen andern Personen bin ich dort jetzt nicht mehr als ein Fremder. Es ist jetzt eine traurige, feierliche, ja fast übernatürliche Stätte für mich, dieses mein Geburtsland; es entläßt mich als schweigsamen Mann von sich, denn es gibt keine Worte, um die Gedanken und die nicht zu denkenden Dinge auszusprechen, die es erweckt! Bei meiner Ankunft hier vor zehn Tagen lagen Ihre Bücher aus Berlin, eine der interessantesten Gaben, auf einem Tische schön geordnet für mich da; ich hatte während der Abwesenheit von ihrem richtigen Eintreffen gehört, und da lagen sie nun wie ein Glückwunsch zu meiner Rückkehr.

---

[1]) On Chartism. London 1839.

[2]) Dies Wort deutsch.

Sie verbieten mir, von dieser ganz außerordentlichen Gabe zu sprechen; demgemäß werde ich nichts davon sagen, soviel ich natürlicher Weise fühlen muß — außer daß Sie, bei Strafe, nie wieder von mir nach einem Buche gefragt zu werden, keine weiteren Bücher als diese für mich kaufen dürfen! Nein, das würde nichts helfen; denn ich werde Sie vielleicht noch nach vielen Büchern fragen müssen. Ich werde sie auf meine Regale stellen, wenn ich sie erst durchgelesen habe; da mögen sie denn stehen als ein besonderes Ding, das mich an viele Dinge erinnert. — Mein ganzes Leben habe ich unter einem heillosen Büchermangel gelitten und geklagt; wie denn in der That England im Allgemeinen und London selbst Sie in dieser Hinsicht in Erstaunen setzen würde: denken Sie nur, daß es in London, abgesehen von dem Unrath neuer Romane und solchen Zeuges, keine Bibliothek gibt, von der irgend Jemand ein Buch nach Hause entleihen kann.

Eine einzige Bibliothek in unserem gewaltigen Reiche, die des British Museum hier, ist dem Publicum geöffnet, um in ihr zu lesen; dort versuchte ich anfangs zu lesen, fand aber, daß ich in einem Raum mit fünfhundert Leuten nicht gut lesen konnte. Ein Deutscher, ein Franzose kann an das Bestehen eines solchen Zustandes kaum glauben: aber er ist eine beklagenswerthe Thatsache. Wir sind ein seltsames Volk, wir Engländer. Ein Volk, wie ich manchmal sage, mit mehr unvernehmlicher und weniger vernehmlicher Intelligenz als irgend ein Volk, das die Sonne bescheint. Sprechen Sie zu Einem von uns, ja zu einem Jeden von uns, und Sie werden sprachlos sein über die Beschränktheit, vielleicht auch den Cimmerischen Stumpfsinn des Wortes, das er erwidert; doch blicken Sie auf das Handeln des Mannes, auf das vereinte Handeln von achtundzwanzig Millionen solcher Männer. Nach Jahren beginnen Sie, durch ihre äußerliche Stummheit, zu sehen, wie diese Dinge ihnen möglich gewesen sind; wie sie wirklich in engster, andauernder Verbindung mit manch einer Naturkraft stehen und klarste Einsicht darin haben; wie vielleicht gerade ihre Stummheit eine Art von Kraft ist! Ueberhaupt wird meine Bewunderung für eure sprechenden Völker immer geringer. Die Franzosen sind ein sprechendes Volk und überreden viele Leute, daß sie groß sind; aber wenn sie es mit der wahrhaftigen Natur versuchen wollen, dem Ocean zum Beispiel, Canada, Algier oder Aehnlichem, dann antwortet die Natur „Nein, Messieurs, Sie sind klein!" Rußland dagegen, ist das nicht etwas Großes, noch Sprachloses? Von Petersburg bis Kamtschatka antwortet die Erde „Ja." Ich liebe die Engländer auch und alle Teutonen um ihres Schweigens willen. Wir können auch sprechen, — durch einen Shakespeare, einen Goethe, wenn die Zeit gekommen ist. So ein beständig wedelnder „Wissenschaftshund" dünkt sich ein weit begabteres Geschöpf als der große gelassene Elephant oder das edle Pferd, aber er irrt sich gar sehr!

Indessen hat der beklagenswerthe Büchermangel in London, den wir jener „äußerlichen Stupidität" der Engländer verdanken, jetzt angefangen eine Besserung des bisherigen Zustandes zu veranlassen. Damit will ich sagen, daß der freigebige Varnhagen mir keine Bücher mehr zu schicken braucht, weil alle guten Bücher, deutsche und andre, jetzt hier zu erhalten sind. Vor etwa zwei Jahren, nachdem ich einen solchen Zustand hinlänglich bejammert und manchmal sogar

verwünscht hatte, fiel mir ein: Könntest nicht Du, eben Du da, ihn verbessern? Nach vieler Verworrenheit und manchen Schwierigkeiten entstand als Resultat eine demokratische Anstalt, „Londoner Bibliothek" genannt, wo alle Leute gegen Bezahlung eines geringen jährlichen Beitrages jetzt Bücher entleihen können; etwas, das man hier Bibliothek auf Subscription nennt und das in einer Stadt wie London, wenn der Appetit erst mit dem, was ihn stillt, sich steigert, wohl mit der Zeit eine der besten vorhandenen Bibliotheken werden kann. Wir sind, wie gesagt, demokratisch oder wollen es vielmehr sein; denn bisher konnte nur die Elite des Publicums für den Plan interessirt werden. Prinz Albert, der treffliche junge Mann, ist Patron, auf sein eigenes freiwilliges Anerbieten hin; hat fünfzig Pfund Geld gegeben und verspricht „einen Vorrath deutscher Bücher". Varnhagen's sind schon da. Faustum sit!

Sie geben einen ganz melancholischen Bericht über Ihre Gesundheit, mit dem ich, ach, nur zu gut mitfühlen kann. Es scheint mir oft das einzige Elend in dieser Welt. Aber die oberen Mächte senden es; uns ist es Pflicht, unter solchem Druck zu wirken, wir können ihn nicht ändern. Vielleicht ist sogar viel Gutes darin: ich fühle das oft. — Ihre Antwort auf meine kleine Schrift „Chartismus" ist die eines edlen menschlichen Herzens, in dem alles Menschliche Widerhall findet, so fern es ihm liegen mag. Wir müssen uns durch dichte Finsterniß durcharbeiten, hier in unserem England, — zu Licht und Freiheit, wie ich sicher glaube. Adieu, werther Herr; bessere Gesundheit Ihrem Körper und keine schlechtere gesunde Brüderlichkeit der Seele! Mit freundschaftlicher Hochachtung

Ihr stets ergebener
T. Carlyle.

V.

Chelsea, London, 19. December 1842.

Werther Herr!

Seit einigen Monaten nun bin ich ein großer Sünder gewesen, indem ich Sie um eine durchaus nothwendige Erwiderung auf eine freundliche Sendung und mich um das große Vergnügen, sie mitzutheilen, betrog. Wie dies geschehen konnte, durch welche tollen Verbindungen von Krankheit, Trägheit, Arbeitsüberlastung, werden Sie, der Sie leider selbst nur zu oft ein kranker Mann sind, vielleicht nur zu gut verstehen. Genüge es denn jetzt, besser jetzt als noch später, sehr reumüthig und sehr dankbar zu melden, daß Ihre höchst willkommene Gabe, mit dem freundlichen Erinnerungsblatt darin, wohlbehalten seiner Zeit hier eingetroffen ist; daß ich die Bücher, vornehmlich Ihren eigenen Antheil daran, vor längerer Zeit mit erwünschten Ergebnissen, damals und seither, gelesen habe, — und daß ich jetzt, da Sie wieder zu Hause sind, wie ich hoffe, erfrischt und gekräftigt durch die Bäder und die sommerliche Erholung, wiederum an Ihrer Stadtthüre anklopfe, mit dankbarem Gruße.

Ihre Denkwürdigkeiten[1]) sind mir wieder, wie immer, die angenehmste Lectüre. Wahrhaftig, ich glaube, wenn ich ein absoluter Monarch wäre, würde ich unter Anderem bestimmen, daß Varnhagen von Ense ermuntert, beauftragt

[1]) Dies Wort deutsch.

und sogar gezwungen werden solle, immerfort Memoiren zu schreiben. Das ist wirklich mein Gefühl. Leider wird, je älter man wird, die Lust an Büchern immer wählerischer; es gibt jetzt sehr wenig Philosophie und fast gar keine sogenannte Poesie, die ich überhaupt lesen kann: aber ein Mann mit Augen, mit Seele und Herz, der mir aufrichtig und klar sagen kann, was er um sich herum vorgehen sah auf dieser Erde, ist und bleibt immer willkommen. Philosophie, Poesie, was in diesem oder jenem armen menschlichen Gehirne vorgeht, — wenn es nicht gerade das höchst seltene Gehirn eines Goethe oder ein ähnliches ist: das ist oft ein sehr geringes Ding; ein Ding, das man besser nicht kennen lernt. Doch was in Gottes Welt geschieht, das allein ist Etwas, was man zu wissen wünscht, wenn man's nur richtig könnte! Wahrhaftig, seit Jahren habe ich keine Schriften gelesen, die mich so erfreuen, trösten und erquicken wie diese Denkwürdigkeiten. Es ist schön, ein solches Werk so ausgeführt zu sehen. Ein historisches Gemälde der lebendigen Gegenwart; Alles mit so glücklicher Leichtigkeit, mit so harmonischer Klarheit und Ruhe hingeworfen; eine so tiefe, ich möchte sagen unbewußt schaffende Methode darin verborgen: — das Werk eines Künstlers! Nun wohl, ich will Ihnen danken und wünsche Ihnen lange das Herz und die Kraft, fortzufahren, um meinet- und der Welt willen; um dieser Zeit willen, und vielleicht noch mehr um derer willen, die da kommen werden. —

Ihr Russe Rostoptschin[1]) ist ein schrecklicher Bursche; ein Mann im Stile des Michel Angelo! Man fängt an, zu verstehen, wie das, was ich oft das „stumme Rußland" nenne, wohl eine Art von stummem Rom sein kann, eins der größten Phänomene auf der gegenwärtigen Erde, mit solchen Seelen darin, hier und da. Wir müssen Ihnen dafür danken, ich wenigstens muß es, daß Sie uns zum ersten Male eine Vorstellung vom heutigen Rußland gegeben haben. Mit Ihrer Hülfe gewann ich einen wirklichen Einblick in die wilde Dichterseele Puschkin's und mußte mir sagen: Ja, das ist ein Russe von Genie; zum ersten Male sehe ich etwas von den Russen! Wir fangen hier an, wenigstens die besseren Köpfe unter uns, eine gewisse aufrichtige Hochachtung vor Rußland mit aller seiner wirklichen und eingebildeten Barbarei zu haben; zu verstehen, daß die Russen, mögen sie auch alle Journalisten der Welt gegen sich haben, doch die Natur, die Naturgesetze und Gott den Allmächtigen zum Theil für sich haben! Sie können wilde, ungezähmte Völker erziehen und wüste Continente bezwingen, wenn sie auch keine Leitartikel schreiben können. Welcher Gegensatz zu unseren französischen Freunden! Die können mit der strictesten Logik vor allen Leuten beweisen, daß sie im Besitz des wahren Lichtes waren, sind und wahrscheinlich immer sein werden: Voilà, dies ist der Schlüssel zu allen Geheimnissen, der hier, den wir haben. Und dann soll man sie in Algier und sonstwo sehen! —

---

[1]) Feodor Graf Rostoptschin, der bekannte Generalgouverneur von Moskau zur Zeit der französischen Invasion und Urheber des großen Brandes. Varnhagen hatte ihn 1817 in Baden-Baden im Kreise des Generals von Tettenborn kennen gelernt und im IX. Bande seiner „Denkwürdigkeiten und vermischten Schriften", in dem „Baden-Baden—Brüssel—Berlin 1817" betitelten Abschnitt, eine meisterhafte Charakteristik des merkwürdigen Mannes entworfen.

Meine eigenen Studien und Bemühungen haben, bisher noch ohne jeden sichtbaren Erfolg, seit langer Zeit in der Richtung auf Oliver Cromwell und unsern großen puritanischen Bürgerkrieg gelegen, was ich so die „Apotheose des Protestantismus" nenne. Ich rechne durchaus nicht mit Bestimmtheit darauf, jemals ein Buch daraus zu machen: aber inzwischen führt es mich zu manchen Ergebnissen; auch habe ich durch all' den erstaunlichen Wust und Pedantismus zweier Jahrhunderte eine schöne Anschauung von dem flammenden Sonnenantlitz Cromwell's gewonnen, und finde es groß und göttlich genug, wenn auch unerklärlich für diese Tage. Wir haben zahlreiche Werke über ihn, zeitgenössische und spätere; alle thöricht, einige fast über alle Beschreibung thöricht. Der Mann bleibt begraben wie unter Aetna-Bergen von Wust; unerklärlich, glaube ich, für immer. Aber der Sinn dieser Vorrede war, daß ich Sie um eine Auskunft bitten muß. Ob nämlich in deutscher Sprache irgend ein verständiges und verständliches Werk über die militärischen Alterthümer zur Zeit Gustav Adolf's existirt? In unseres Cromwell's Kampfmethoden u. s. w. bleibt mir Vieles hartnäckig dunkel. Ich verstehe nur, daß es die deutsche und schwedische Methode war; die ersten Officiere unseres Bürgerkriegs, besonders große Mengen von Schotten, hatten im dreißigjährigen Kriege gedient. Oft, wenn ich in militärische Räthsel dieser Zeit starrte, habe ich gedacht: „Wenn ich doch Varnhagen hier hätte, den Krieger und Denker, um mir zu sagen, was das bedeutet!"

So entschließe ich mich, wenigstens zu fragen, ob es irgend ein deutsches Buch darüber gibt. Doch fürchte ich, es gibt keins. Wir haben ein Leben Wallenstein's von einem sehr gescheidten schottischen Soldaten, Obrist Mitchell, aber Mitchell sagt auch, er könne nicht verstehen, wie sie mit ihren Piken und Musketen oder Luntenschlössern fochten; kurz, ich finde, er weiß nicht mehr davon als ich.

Da wurde mir neulich ein Leben Jean Paul's[1]) von jenseits des atlantischen Oceans geschickt, von einer Mrs. Lee in Boston; ein unterhaltendes kleines Buch, merkwürdig auch, weil von der anderen Halbkugel kommend. Ich denke, Ihnen mit irgend einer Gelegenheit ein Exemplar zu schicken, wenn ich eins finden kann. — Bitte, schreiben Sie mir gelegentlich; ahmen Sie meine Trägheit nicht nach. Immer mit aufrichtiger Hochachtung

Ihr T. Carlyle.

VI.

Chelsea, London, 5. Februar 1843.

Werther Herr!

Vielen Dank für Ihr neues freundliches Büchergeschenk und für Ihre beiden freundlichen Briefe, deren letzter mit Asher's[2]) Bücherpacket rechtzeitig vor einigen

[1]) Life of Jean Paul Frederic Richter. Compiled from various sources. Together with his autobiography. Translated from the German. In two volumes. Boston 1842.

[2]) Der bekannte und verdienstvolle deutsche Buchhändler, der, seit 1830 in Berlin ansässig, besonders bemüht war, den Verkehr mit dem Auslande zu fördern, und sich namentlich um die Bereicherung der großen Bibliotheken Englands sehr verdient gemacht hat. Er starb 1853 auf einer Reise zu Venedig.

Abenden eintraf. Die einzige unwillkommene Nachricht, die Sie senden, ist die von Ihrer eigenen Gesundheit, von der ich wünschte, Sie hätten sie mir ein wenig angenehmer machen können! Sommerwetter im Bade und keine Erlaubniß, es anders als durch Wagenfenster zu genießen, ist eine gar traurige Sache. Und Sie sind auch in Berlin noch ein Gefangener oder doch beinahe; — aber, dem Himmel sei Dank, kein müssiger, kein mißvergnügter: auch das ist Etwas, wofür man dankbar sein muß. Wir müssen Licht und Dunkelheit hinnehmen, wie sie hienieden für uns wechseln, und von beiden den rechten Gebrauch zu machen suchen. Ich sage oft von mir, daß ich, wäre ich nie krank gewesen, nichts gelernt haben würde. Die Sterne treten hervor, wie Friedland's, wenn es ganz dunkel um uns geworden ist! — Doch hoffe ich zu hören, daß Sie mit dem Vorrücken des Sommers wieder in die Höhe kommen und Gutes unter der Sonne sehen. Fürwahr, solange Sie weiterschreiben können, unter welchen Qualen es auch sei, wie viele Adamssöhne gibt es da, die Sie bemitleiden dürfen, die nicht vielmehr Anlaß haben, Sie zu beneiden? —

Ich weiß nicht, ob ich je berichtet habe, mit welchem Vergnügen ich die kleine Skizze über den preußischen Feldmarschall Schwerin[1]) gelesen habe. Man hat Genuß daran, weil es eine „Skizze" ist, was so viele Bücher nur zu sein vorgeben: man sieht einen bestimmten Abschnitt menschlichen Lebens, wirklich gemalt, glaublich und verständlich gemacht. Die letzte Schlacht steht mir vor Augen, als wenn ich mitgekämpft hätte: es ist eine Art düsterer, stummer, tragischer Kraft für mich in dem Phänomen, wie in einem alten nordischen Mythus, — als wenn ich in die alten Reiche des Todes blickte, auf welchen das heute lebende Preußen mit Allem, was es sagen und thun kann, ruht und wächst! Diese langen Reihen schweigender Männer, die da aufgereiht stehen, mit ihren dreieckigen Hüten und steifen Zöpfen, in der schwerfälligen Rüstung; stumm dastehend wie Steinbilder, um sich mit Kanonenkugeln in Stücke sprengen zu lassen: — in solchen Dingen liegt für mich ein „unaussprechlicher Sinn" ohne Ende! — Sicherlich muß ich Ihre ferneren biographischen Pläne billigen und Ihnen zurufen: „Frisch zu![2])" Wie wahr ist doch Goethe's Wort in dem Rath, den er Ihnen gibt[3]): ich habe es hundertmal gefühlt; — in der That ist das gerade augenblicklich die große Schwierigkeit bei meinem armen Cromwell hier, daß er so tief begraben liegt; daß seine Ausdrucksweise, seine Denkart, sein Ziel, sein ganzes Kostüm und seine Umgebung den Leuten so veraltet geworden ist. Was ein englischer Puritaner im siebzehnten Jahrhundert eigentlich meinte und wofür er kämpfte, ist alles Das, frage ich mich, todt? Oder ist es nur

---

[1]) Varnhagen's „Leben des Feldmarschall Grafen von Schwerin" war in Berlin 1841 erschienen.

[2]) In deutscher Sprache.

[3]) In dem Aufsatz: „Varnhagen von Ense's Biographien", der im VI. Bande von „Ueber Kunst und Alterthum" 1827 erschien. Die Schlußworte, auf die Carlyle hier anspielt, lauten: „Möge er (Varnhagen) mit seinen biographischen Darstellungen immer weiter in das achtzehnte Jahrhundert herangehen und durch Darstellung der Individualitäten und des Zeitgeistes, mit dem sie in Wechselwirkung gestanden, Klarheit des ganzen Zustandes befördern. Klarheit nöthigt zur Einsicht, Einsicht verschafft Duldung, Duldung ist die einzige Vermittlerin eines in allen Kräften und Anlagen thätigen Friedens."

eingeschlafen (nicht zu unserem Vortheil), wie Etwas, das überhaupt niemals sterben kann? Wenn es todt ist, sollten wir es in Ruhe lassen! „Lasset die Todten ihre Todten begraben" ist in der Literatur ebenso wahr wie anderswo. Daher ja so wenig echte Geschichte und so viel Pedanterie und Pseudogeschichte, — die die Menschen, wenn sie entschlossen genug wären, wahrhaftig alle auf einmal ins Feuer werfen und für immer aus der Welt schaffen würden! —

Stuhr ist, wie Sie voraussagten, schwerfällig, doch finde ich ihn tüchtig und ernst und glaube, ich werde es lohnend finden, ihn durchzuarbeiten[1]). Das Verlangen, um die alten Zeiten Bescheid zu wissen, ist so unlöschbar; die ihm durchschnittlich gewährte Erfüllung ist am Ende so sehr gering! Stuhr steht sehr hoch über Allem, was ich so in der letzten Zeit „hoch" nennen konnte. —

Vor etwa vierzehn Tagen habe ich das Leben Richter's auf dem Wege, den Sie bezeichneten, abgeschickt. Es war hier kein anderes Exemplar leicht zu beschaffen; so sandte ich Ihnen das eine, das wir selbst gelesen hatten. Ein Life of Wallenstein von Mitchell war beigefügt, das Sie vielleicht zum Theil interessant finden werden gerade in dem, worin es verfehlt ist. Mitchell ist ein ehrenwerther Mann; aber seine Entrüstung über viel Nichtigkeit, deren er hier Zeuge sein muß, treibt ihn dann und wann in einen etwas krampfhaften Antagonismus. Er ist hier durch seine Todfeindschaft gegen das Bajonett bekannt, das er für ein reines Hirngespinnst im Kriege erklärt, für falsch, verdammenswerth, ketzerisch, fast in dem alten kirchlichen Sinne! —

Mein Autographenvorrath, den ich mit vielem Vergnügen für Sie gesammelt habe, hat viel größeren Umfang als Werth! Kaum ein Halbdutzend Leute werden Sie finden, die Sie wirklich interessiren; die übrigen sind vorübergehende Berühmtheiten, zu vielen davon habe ich, da sie außerhalb ihres eigenen Kirchspiels wahrscheinlich gänzlich unbekannt sind, einen kurzen Commentar mit Bleistift machen zu müssen geglaubt. Brauchen Sie, bitte, Ihren Gummi, wo Sie es nöthig finden: denn es ist so, wie man zu einem zuverlässigen Freunde spricht, nicht wie litera scripta. — Vielleicht werden Sie mit Ihren hellen Augen selbst aus dem Alltäglichen hie und da einen Einblick in unser englisches Dasein gewinnen: der größte Vortheil ist, daß Sie etwa neun Zehntel des Bündels verbrennen können und sollen, sobald Sie sie durchgesehen haben. Wenn die Gelegenheit sich bietet, werde ich nicht vergessen, Ihnen wieder ein paar Autographen zu sammeln: Byron, Fox, Pitt gebe ich noch nicht auf; in der That ist der erste von diesen mir schon nebst einigen anderen versprochen.

Ihre Lesart über die Austin's[2]) ist ganz und gar richtig. Mrs. Austin kam zuerst bei uns in die Mode durch ihre Uebersetzung Pückler Muskau's (wenn das die richtige Schreibung ist) und ist seitdem durch ihr sonniges, hoff-

---

[1]) Aus der im vorigen Briefe gestellten Frage geht hervor, daß von den zahlreichen Werken des Berliner Geschichtsprofessors Peter Feddersen Stuhr hier gemeint ist „Die brandenburgisch-preußische Kriegsverfassung zur Zeit Friedrich Wilhelm's des Großen Kurfürsten" (Berlin 1819).

[2]) Mrs. Sarah Taylor Austin; vornehmlich als Uebersetzerin von Niebuhr, Raumer und Ranke verdient; ihr bekanntestes Werk: „Germany from 1760 to 1814" erschien 1854. — Ihr Gemahl, John Austin, ein bedeutender Rechtsgelehrter, aus dessen Nachlaß (er starb 1859) sie „Lectures on the province of jurisprudence" herausgab. Sie starb 1867.

nungsvolles, lebhaftes Temperament und ein gut Theil weiblichen Taktes und dergleichen immer mehr in die Höhe gekommen. Ihr Mann ist, wie Sie sagen, wirklich elend, — eine Art Prometheus vinctus, doch nicht durch irgend einen Jupiter gefesselt! Der Mann ist redlich, wahrhaftig, von energischer, fast krampfhafter Arbeitsamkeit; aber von einem Egoismus, der sich leider als zu stark erwiesen, der ihn ungesund und unglücklich gemacht hat; der, wie ich zu sagen pflege, „Löcher in ihn gefressen hat". Der arme Austin, — auch ein braver Mann, doch nicht im Stande, es weiter zu bringen als zu mühsamer, vereinsamter Pedanterei! Wirklich, „soll es," wie Junker Tobias bei Shakespeare sagt, „weil du tugendhaft bist, nicht mehr Kuchen und Bier geben?"

Ich bin sehr beschäftigt und hoffe, Ihnen in einem Monat oder in zweien sagen zu können, womit (es ist ein armseliger Band, der vielleicht auf Weiteres vorbereitet). Adieu, lieber Freund: bessere Gesundheit uns beiden; unverzagtes Herz uns beiden.

Ihr stets aufrichtig ergebener
T. Carlyle.

VII.

Chelsea, London, 1. Mai 1843.

Werther Herr!

Vor etwa einem Monat wurden Ihre drei schönen Memoirenbände mir hier wohlbehalten eingehändigt und in jeder Rücksicht herzlich bewillkommnet. Ich erachte es als ein Zeichen der Gesundheit beim deutschen Publicum, trotz aller seiner Verwirrungen, daß es eine neue Lieferung solcher Schriften verlangt: überall lebt mitten unter dem lärmenden Treiben weltenweiter, literarischer und anderer Nichtigkeiten still und verborgen ein großer Wahrheitstrieb; dessen sollen wir immer eingedenk sein und ruhig darauf vertrauen.

In voriger Woche wurde Ihrem Berlin-Londoner Buchhändler hier ein neuer Band[1]) von mir, an Sie adressirt, zugestellt; in etwa vierzehn Tagen mag er erwartet werden. Ich schreibe jetzt auf dem directen Wege, um ihn anzukündigen, und schließe einige weitere Autographen bei, die ich seit der letzten Sendung erhalten habe. Wahrscheinlich ist keins derselben von irgend welchem Interesse; doch sie sind hier ohne Mühe gesammelt worden, und ich sage immer, Sie können sie schlimmsten Falles verbrennen. Von Zeit zu Zeit, wenn mir so Etwas auf meinem Wege begegnet, werde ich nicht verfehlen, es aufzuheben und über See zu schicken, zu dem Mann unter allen lebenden Männern, der am meisten Bedeutung daraus zu ziehen weiß, für sich und uns!

Seit der Beendigung jenes Buches habe ich mich bei verschiedenen imaginären Arten von Thätigkeit ausgeruht; — unter Anderem einen täglichen Versuch, Dänisch zu lesen, in der Absicht, mit der alten nordischen Welt bekannt zu werden. Müller's Sagabibliothek, hatte ich gehofft, sei deutsch geschrieben, doch leider erweist sie sich als dänisch, und ich muß diesen neuen Dialekt erst lernen, — der sich übrigens als ein fast lächerliches Gemisch von Schottisch und

[1]) Es ist „Past and Present", das während der ersten sieben Wochen des Jahres 1843 mit erstaunlicher Leichtigkeit niedergeschrieben und im April erschienen war.

gebrochenem Deutsch herausstellt, in kunstvoller Entstellung; das Ganze abgebrochen, offenbar in der Absicht, den Sprachwerkzeugen ein Minimum von Arbeit zu geben! Ich komme ohne Schwierigkeit hinein, finde aber unglücklicherweise, daß Müller nun doch kein unfehlbares Orakel ist. Auch die Nialssaga ist hier, in isländischer Sprache, und der Auszug daraus bei Müller macht mir große Lust, mir eine genauere Kenntniß von ihr und von der seltsamen alten Welt, zu der sie gehört, zu verschaffen. Wir sind im Englischen ohne rechte Hülfsmittel zur Einführung in Altscandinavien, und auch im Deutschen finde ich bisher keine wesentliche Kunde davon. Kennen Sie die Sammlung Bragur? und was ist sie werth? Hat irgendwer in deutscher Sprache ein tüchtiges Wort über dieses alte Gebiet geschrieben oder übersetzt oder irgendwie zugänglich gemacht? Geyer's Schwedische Geschichte in ihrem deutschen Gewande ist schon beim Buchhändler bestellt. Auch habe ich mit Aufmerksamkeit die deutsche Uebersetzung eines gewissen Strinnholm, eines Schweden, über die Vikingszüge gelesen, — es ist Etwas, doch nicht viel. Dies und etwa neun oder zehn Reisebeschreibungen über Island, aus deren keiner ich die geringste sichere Kenntniß auch nur der äußeren Gestalt der Insel erlangen konnte! — Wenn Sie in Ihrem Kreise vielleicht irgend einen wirklichen Kenner der scandinavischen Dinge wissen, könnten Sie ihn vielleicht bei geeigneter Gelegenheit für mich fragen: vielleicht könnte selbst ein deutscher Bücherkatalog, wenn ich einen wüßte, mich über verschiedene Dinge unterrichten.

Da war noch etwas Anderes, von so geringer Wichtigkeit wie nur möglich, worüber ich oft vergessen habe, eine kleine Anfrage an Sie zu richten. In dem Supplement zu Creuzer's Symbolik, ich glaube, von einem gewissen Mone (das sich mir als ein recht thörichtes Buch herausstellte), ist von einem alten germanischen Leichnam erzählt, der aus einem Morast ausgegraben ist, ich glaube, in der Nähe von Paderborn, wo der Leichnam, wenn nicht in irgend einem anderen Museum, nach Mone, noch liegt; ein ordentlicher Bericht über die Sache ist in gedruckten „Verhandlungen" oder dergleichen gegeben, worauf er Bezug nimmt. Wenn ich mich recht erinnere, war es im Jahre 1817. Aber ich habe Mone's Buch nicht zur Hand und, wie Sie sehen, ist die Sache mir etwas dunkel geworden. Der Sinn meiner Anfrage ist nun, daß, falls irgend ein Büchelchen darüber erschienen ist, irgend ein Bericht in den Verhandlungen einer Gesellschaft oder sonst ein zu beschaffender Artikel über diese merkwürdige Sache Auskunft gibt, Sie ihn mir bezeichnen möchten. Dieser arme, alte cheruskische Brudermensch, offenbar irgend ein greulicher Missethäter, der versenkt wurde, um im Torfmoor gegerbt und dann nach zweitausend Jahren wieder ans Tageslicht ausgegraben zu werden, das ist Etwas, das ich niemals vergessen werde. Dies ist fast Alles, was ich von Mone und seinem grauen, traurigen Buch noch in Erinnerung habe. Im Dubliner Museum, glaube ich, ist die analoge Gestalt eines alten, fast nackten Celten, der gleichfalls aus Torfmoor ausgegraben wurde; aber dieser scheint, soviel ich davon gehört, viel weniger merkwürdig zu sein als der Cherusker.

Ich sollte Sie ernstlich warnen, sich viel oder überhaupt nur Mühe mit all' diesem zu geben, doch ich fürchte, das wird nichts nützen! In Wahrheit

sind mir diese Dinge so wenig wichtig, daß Sie sich kaum zu wenig Mühe damit machen können, und wenn ich finde, daß Sie sich, wie doch zu fürchten ist, zu viel gemacht haben, — nun, dann will ich, in diesem Falle, Ihnen nie wieder zu thun geben! Wirklich soll das Ihre Strafe sein.

Heute muß ich Ihnen indessen in aller Eile Adieu sagen, in der Hoffnung, Sie in nicht zu langer Zeit, wenigstens auf Briefpapier, wieder zu begrüßen. — Der arme Schelling! Ich fürchte wirklich, Sie haben hinsichtlich seiner recht. Was uns betrifft, mit Gottes Hülfe

Dringen wir vorwärts![1])

Ihr stets ergebener
T. Carlyle.

VIII.

Chelsea, 4. December 1843.

Werther Herr!

Wollen Sie dieses neue Päckchen mit größten Theils werthlosen Autographen von mir annehmen, vielleicht vermag es Sie eine halbe Stunde lang zu unterhalten. Das Sammeln, bei sich von selbst darbietender Gelegenheit, ist mir ein wirkliches Vergnügen gewesen, in keinem Sinne eine Mühe oder Beschäftigung. Wir werden den Löwenrachen auch ferner offen halten, und wenn sich neue Beiträge darin aufgehäuft finden, werde ich sie Ihnen auch fernerhin senden.

Manche von diesen Autographen sind, glaube ich, Duplikate: aber Sie können das zweite oder das erste verbrennen, welches Sie werthloser finden, und das andere behalten. Die besten erhielt ich, wie Sie bemerken werden, von Mr. Lockhart, Sir Walter Scott's Schwiegersohne, dem Herausgeber unserer angesehensten Zeitschrift[2]), einem Mann von tüchtiger Begabung und ziemlich angesehener Stellung hier, der kürzlich mit Ihren Schriften bekannt geworden ist und sich freut, einem solchen Mann eine Gefälligkeit zu erweisen.

Es sind nun etwa drei Wochen, seit ein neues Büchergeschenk von Ihnen hier wohlbehalten eintraf, durch den emsigen Buchhändler Nutt. Vielen Dank für Ihre Freundlichkeit, die nimmer ermüdet! Es sind schöne Bände, diese von Ihnen, die Außenseite des Inhalts würdig: sie haben auf meinen Regalen einen Ehrenplatz und sollen mich, wenn ich auf sie blicke oder sie wieder durchsehe, an viele Dinge erinnern. — Auch Nyerup scheint ein ausgezeichnetes Buch in seiner Art und soll aufmerksam gelesen werden und mir eines Tages von Nutzen sein. Ich brauchte gerade solch ein Lexikon für diese nordischen Mythen. Die Sache hat für den Augenblick zurückgelegt werden müssen, aber ist durchaus nicht ganz aufgegeben, wird vielmehr gelegentlich wahrscheinlich auf lange Zeit wieder vorgenommen werden[3]). Ich empfinde es oft als einen großen Irrthum, den wir Modernen begangen haben, daß wir mit solchem Eifer jahrtausendlang nur

---

[1]) In deutscher Sprache.

[2]) Quarterly Review.

[3]) In der That trat die Frucht dieser nordischen Studien Carlyle's erst sehr viel später ans Licht; es war der Aufsatz „The early kings of Norway", der 1875, als seine letzte größere Arbeit, in Fraser's Magazine erschien.

griechische und römische Primordia studiert und in solcher tiefen, dunkeln Gleichgültigkeit gegen unsere eigenen gelebt haben. Odin scheint mir eine eben so gute Gottheit wie Zeus, die Jomsburg ist nicht so viel weniger heroisch als jede Belagerung Trojas; — die nordischen Vorstellungen von unserem Universum, die nordischen Unternehmungen in unserem Universum waren ebenso werth besungen und bearbeitet zu werden wie manche andere! Oder gründeten etwa die Griechen und Römer Universitäten für das Studium der phönicischen Sprachen und Alterthümer? In wie mancher Hinsicht liegt es doch wie ein Alpdruck auf uns armen modernen Menschen! — —

Nach langem Bedenken und verworrenem Zaudern habe ich mich endlich entschlossen, so Etwas wie ein Buch über Oliver Cromwell und die englischen Bürgerkriege und die Republik zu schreiben. Es ist das undankbarste Unternehmen, das ich jemals angestellt habe; je genauer ich hineinschaue, um so mehr verwirrt sich mir Alles; oftmals habe ich gewünscht, es wäre niemals über mich gekommen; schon hat es mir mehrere Jahre häßlicher Arbeit gestohlen. Aber bei manchen Unternehmungen müssen Jahre saurer Arbeit gleichsam wie unter die Grundlage versenkt werden. Ich sage und wiederhole es mir: St. Petersburg ist eine schöne Stadt; aber 170 000 Menschen mußten beim Trockenlegen der Newa-Sümpfe umkommen, ehe ihr Bau beginnen konnte; unter dem ersten sichtbaren Stein von Petersburg liegen 170 000 Menschenleben! Muth! — Ich darf nicht vergessen, Ihnen für den guten Stuhr zu danken; einige Strahlen militärischer Erleuchtung erhielt ich von ihm, was mehr ist, als ich von verschiedenen anspruchsvolleren Persönlichkeiten sagen kann.

Die Musca volitans[1]) ist mir nicht unbekannt; ich hatte ungefähr fünf Jahre lang und noch jetzt gelegentlich eine sehr hübsche, die ich die „Französische Revolution" nenne, da ich sie diesem Buche verdanke! Krankheit ist eine sehr verdrießliche Zugabe zu unseren Lasten. Aber auch hier müssen wir sagen: Muth, Muth! Sie haben lange unter diesem bösen Feinde zu dulden gehabt, und haben ihm doch auch einige gute Stunden abgerungen und haben immerhin manches recht tüchtige Werk für sich vorzuweisen. Festina lente, das ist die wichtige Regel. Möchte ich hören, daß es Ihnen besser ergeht; daß Sie wieder siegreich sind und meiner gedenken! Und so adieu, lieber Freund,

von Ihrem herzlich ergebenen
T. Carlyle.

IX.

5. Cheyne Row, Chelsea,
London, 20. April 1844.

Werther Herr!

Ich bin tief in Ihrer Schuld, für Bücher und sehr freundliche Sendungen; ich habe zwei Packete erhalten, die beide wohlbehalten angekommen und schuldigst bewillkommnet und genossen worden sind. Der Marschall Keith gefällt mir höchlichst, erinnert mich an den Schwerin und andere Dinge, die ich früher er-

[1]) Mouche volante, ein Augenleiden.

hielt. Wir haben nun das ganze Werk[1]) in unsere Londoner Bibliothek geschafft, und selbst unsere jungen Damen lesen es fleißig. — Von alldem hätte ich Ihnen schon vor langer Zeit Nachricht senden sollen! Leider wartete ich auf einige in Aussicht gestellte Autographen; wartete auf dies und auf jenes — da besucht mich ein junger amerikanischer Freund, eben im Begriff nach Berlin abzureisen. Durch ihn sende ich Ihnen schleunigst Bulwer's neues Buch über Schiller, das nun schon mehrere Wochen für Sie bereit steht, mit Grüßen und Entschuldigungen, — mein Brief soll folgen, wenn die Autographen endlich eintreffen. Hier sind drei, ohne Werth.

Möge es Ihnen bei diesem schönen Wetter wohl gehen; möge es uns Allen wohl gehen, und mögen wir thätig sein und gut mit einander. In großer Eile

Ihr stets aufrichtig ergebener
T. Carlyle.

Die „drei Autographen" sind im Augenblick nicht zu entdecken!

X.

Chelsea, 16. Februar 1845.

Werther Herr!

Ich bin hoch erfreut, wieder einmal von Ihnen zu hören, wieder einmal Ihre alte Freundschaftlichkeit und Vergebsamkeit zu erproben. Ich habe mich sehr schlecht betragen, — oder vielmehr zu betragen geschienen, denn die Schuld trifft nicht ganz mich, wie die Strafe mich ganz trifft. All' diese Monate habe ich, außer auf förmlichen Zwang hin, an Niemanden geschrieben. Nicht daß ich so beschäftigt gewesen wäre, um niemals eine freie Stunde zu haben, — ach, weit entfernt davon, oft genug; — aber ich war tief niedergedrückt, bin es noch, und werde es wahrscheinlich noch lange sein; tief nieder ins Chaos und ins Todtenreich; krank am Körper, krank am Herzen; mit einem Unternehmen beladen, das zu schwer für mich ist. Es ist schon lange Jahre her, seit ich die Beschäftigung mit Oliver Cromwell begann, ein Problem für alle ehrlichen Engländer; es sind vier oder fünf lange Jahre, seit ich mich sozusagen an die Aufgabe auslieferte, etwas damit zu machen: und nun erweist sie sich bei redlicher Prüfung als die unmöglichste Aufgabe von allen, die ich jemals unternahm. Die Bücher darüber würden einige Wagenladungen ausmachen, ein jedes dumm wie die Stumpfsinnigkeit selbst; die Pedanterie, der Dilettantismus, die Heuchelei, die Mißverständnisse, Plattheiten und unbegreiflichen Verwirrungen, die darin vorherrschen, — bringen mich zur Verzweiflung! Ich habe gelesen und geschrieben und verbrannt; ich habe oft nachdenklich dagesessen, hinstarrend in die Unendlichkeit der Verzweiflung. Was ich thun soll, weiß ich noch nicht. Ich habe Goethe's Aberglauben in Betreff des „Nichtumkehrens"; wenn man die Hand an den Pflug gelegt hat, ist es nicht gut zurückzuweichen, bis man die Furche durchgezogen hat, so oder so! Ach, das edle siebzehnte Jahrhundert, dem ein Gott aus jeder Fiber strahlt, durch welche Kunst soll es wohl unserem armen neunzehnten nahe gebracht werden können, das keinen Gott hat, das nicht einmal den irreleitenden

[1]) Es sind die „Biographischen Denkmale".

Anspruch aufgegeben hat, einen Gott zu haben? — Diese Dinge bannen mich in Schweigen, denn von ihnen spricht man besser nicht, und mein armes Leben liegt jetzt unter ihnen begraben.

Und doch, glaube ich, werden wir wieder zum Tageslicht auftauchen, früher oder später! Nach mancherlei Ueberlegung habe ich mich dafür entschieden, Alles zusammen zu bringen, was ich von Oliver's eigenen Schriften oder Aeußerungen noch auffinden konnte; jetzt habe ich nun seine Briefe und Reden zusammen, zum ersten Male für moderne Menschen lesbar gemacht: wenn das nun auch eine recht beschwerliche Art von Lectüre für die Meisten oder für Alle sein muß, denke ich doch ernstlich daran, es herauszugeben, da man es jetzt lesen kann; — ich würde sagen oder auf höflichere Weise andeuten: „Da, ihr unglückseligen Canaillen, lest sie! Urtheilt, ob der Mann ein „Heuchler", ein „Charlatan" und „Lügner", ob er nicht ein Held und gottbegeisterter Mann war und ihr ein Haufen grinsender „Affen am todten Meer"?"

Sie sehen, das zu sagen wird nicht leicht sein! All dies spricht indessen bei Ihnen zu meinen Gunsten, der Sie nur zu gut wissen, was dergleichen in eines Menschen Dasein bedeutet, und so bin ich in Ihren Gedanken freigesprochen und von Ihnen bedauert und freundlich angesehen wir früher.

Ihre schönen kleinen Bücher kamen mir vorige Woche wohlbehalten zu. Wenn ich sie lese, ist mir, als landete ich auf einem sonnigen, grünen Eiland nach langer Fahrt auf ödem, endlosem Eismeer, dem meine gewöhnlichen Studien in letzter Zeit glichen. Derfflinger gefällt mir ausnehmend, und ich beneide Sie um das schöne Talent, sich so hübsch durch eine weite, dunkle Wildniß durchzuschlagen, und fast Alles, was auf dem Wege sichtbar wird, zu skizzieren! Ihr Kurfürst von Brandenburg, Derfflinger's Kurfürst, war auch eine Bekanntschaft meines Oliver; dies ist ein neuer Berührungspunkt für uns. Lippe[1]) hatte ich schon gelesen, mißgönne ihm aber nicht eine zweite Lectüre, und auch die wird vielleicht nicht die letzte sein. Ich habe den Mann, seit Herder's Biographie von seiner Wittwe, immer gekannt und betrachtete ihn mit wirklicher Neugier und mit Interesse. Ein höchst zäher, origineller, unbezwinglicher, dürrer Kerl! Jene Scenen im portugiesischen Kriege, die mir alle wie ein Gemälde gegenwärtig waren, wurden mir bei dieser Gelegenheit eine ordentliche Mahnung. Ich sagte mir: „Sieh, da ist ein Mann mit einem noch schlimmeren Unternehmen als Deines; auch er im Mittelpunkt endloser menschlicher Thorheiten; sieh, wie er sie umbildet, widerlegt, auseinanderreißt, und wie er als ein Stück menschlicher Tapferkeit mitten unter ihnen steht; sieh es und schäme dich!" Vielen Dank für diese neue Gabe. Und werden Sie nicht müde, weiter zu arbeiten, mit viel oder wenig Ermuthigung, in diesem Ihrem eigentlichsten Gebiet. Ein Mann mit der Feder in der Hand, mit der Gabe klarer anschaulicher Schilderung, der ist sicherlich gut beschäftigt, wenn er würdige Thaten und Menschen schildert und verständlich macht, die ihrer Natur nach stumm waren. Ueberhaupt hat, meine ich, alle Schriftstellerei nur diesen Sinn und sonst fast gar keinen. Von Homer's

[1]) Graf Friedrich Wilhelm Ernst von Schaumburg-Lippe, portugiesischer Feldmarschall, berief 1771 Herder als Consistorialrath nach Bückeburg.

Ilias bis zu den Evangelien des neuen Testaments, — bis zu Goethe's Gedichten (wenn wir ihren wesentlichen Kern ins Auge fassen) bedeutet alle Schriftstellerei Biographie; Aeußerung heroischer Dinge, die angemessen nur in der Sprache von Göttern geäußert werden könnten, in menschlichen Worten! Fahren Sie fort, und möge Ihnen Alles glücken! Wenn auch Geschwätz aller Art das Ding, das man thut, umschwirrt und heutzutage fast kein Mensch es werth ist, überhaupt ihm zuzuhören, so kennen doch die Schweigsamkeiten unser Werk sehr wohl und eignen sich zu, was wahr davon ist, und bewahren das unzerstörbar bis in die Ewigkeit! Muth!

Ich habe Ihnen hier ein paar Autographen geschickt; sie sind fast nichts werth, sie kamen ohne Mühe und sollen wenigstens meinen guten Willen bezeugen. Wenn ich Ihnen irgendwie gefällig sein könnte, würde ich es sehr gerne sein.

Sie fragen, welche Bücher ꝛc. Sie mir wieder verschaffen können? Augenblicklich keine Bücher, aber vielleicht etwas Anderes, obgleich ich nicht sicher weiß. Die Sache ist die. Buchhändler wollen ein elendes kleines Leben Schiller's von mir wieder auflegen und brauchen ein Medaillon von Schiller, um einen Stich danach zu machen. Möglichste Aehnlichkeit; ein Autograph als Beigabe ist wohl kaum zu erwarten. Ich habe hier eine kleine Camee, die nach Danneker's Büste geschnitten ist, bei Weitem das beste Schillergesicht, das ich gesehen habe. Aber vielleicht gibt es kein solches Medaillon? Bemühen Sie sich nicht viel, ich bitte Sie. Und nun leben Sie wohl und denken Sie meiner freundschaftlich!

T. Carlyle.

XI.

Chelsea, London, 7. April 1845.

Werther Herr!

Vor etwa einer Woche erhielt ich Ihren freundlichen Brief mit dem Autograph von Schiller, welch' letzteres ich Ihnen zurücksenden werde, sobald es hier seinen Zweck erfüllt hat. Die Medaillons und das Porträt von Schiller werden für unser Vorhaben zeitig genug eintreffen; sicher werden wir durch Combination im Stande sein, eine Aehnlichkeit Schiller's herauszubekommen, wenn wir unsre Rolle nicht schlecht spielen; die Ihrige ist mit aller denkbaren Treue durchgeführt! Ich könnte bedauern, daß Sie sich so viele Mühe geben, um mir gefällig zu sein; wahrlich ganz beträchtlich zu viel Mühe! — aber ich glaube, Sie finden Vergnügen darin, und so muß ich Sie schon gewähren lassen. Heute in meiner großen Eile, von Druckern gehetzt und von papierener Streu aller Art in höchst verwirrender Unordnung umgeben, muß ich mich auf den einen kleinen Punkt beschränken, auf den Ihr Brief hinweist: die Frage des Behemoth. — Ihr großer Friedrich hat Recht mit dem, was er da geschrieben hat[1]), oder

[1]) Friedrich der Große erwähnt den „Behemoth" des Thomas Hobbes in seiner bekannten Schrift „De la littérature allemande etc." Er scheint ihn irrthümlich für identisch mit dem größeren und bekannteren „Leviathan" desselben Philosophen zu halten, den er wiederum als ein Werk des John Toland erwähnt. Also ein ganzer Rattenkönig von Mißverständnissen! Vergl. Œuvres de Frédéric le Grand (publ. p. J. D. E. Preuss) Tome VII, p. 119. Berlin 1847.

wenigstens nicht Unrecht, — wenn ich auch vermuthe, daß er nur Bücherverzeichnisse oder irgend eine Kritik aus zweiter Hand zu Rathe gezogen hat und nicht das Buch selbst, von dem er spricht. Behemoth ist der Titel einer ganz kleinen Schrift von Thomas Hobbes, dem Verfasser des Leviathan, wie Sie errathen haben: ich glaube, der dicke Leviathan wurde etwa 1650 oder bald darauf veröffentlicht, und dieser kleine Behemoth nicht vor circa 1670, wenngleich er wahrscheinlich lange vorher geschrieben war. Ich hatte ein Exemplar von ihm und las ihn zweimal vor einigen Jahren, aber augenblicklich ist er mir aus den Händen gekommen, und ich muß aus der Erinnerung sprechen. Es ist eigentlich ein historisches Essay über die vorhergegangenen Bürgerkriege, die Hobbes aus England vertrieben hatten; es vertritt eine höchst skeptische, atheistische Ansicht über den ganzen Streit, legt ihn ganz der Wuth der predigenden Priester zur Last, die, wie alle Priester und schwatzenden Frömmlinge jeder Art, die weltliche Gewalt nach Hobbes' Ansicht hätte zum Schweigen zwingen oder in einem vorgeschriebenen Stil predigen lassen sollen. Auf diese Weise, meint er, hätten die Unruhen ganz verhindert werden können; ähnliche Unruhen könnten wiederum so verhindert werden. Er spricht wenig über Cromwell; scheint ihn eher zu bewundern, als einen Mann, der die Priester bezwang, wenn auch in seiner eigenen Weise; — das bringt mich auf die Vermuthung, daß Ihr König das Buch selber niemals gesehen, sondern nach Hörensagen davon gesprochen hat. Es ist ein überaus derbes, absonderliches, eindringliches kleines Buch, von einem Mann von dem oben angedeuteten Glauben und Temperament; ich erinnere mich, daß ich daraus die Vorstellung eines Mannes gewann, der mit höchst scharfem, wenn auch ungläubigem Auge die ganze Sache mit angesehen und die Epochen und wirklichen Kernpunkte dieses großen Streites besser aufgewiesen hat, als irgend ein andrer Zeitgenosse desselben, dem ich begegnet war. Ich weiß nicht, ob dies für Herrn Preuß' Zweck und den Ihren genügen wird; aber wenn Sie eingehendere Belehrung brauchen, sagen Sie es, bitte; sie ist sehr leicht in jedem Umfange zu erlangen. Ja, ich glaube, es würde nicht schwierig sein, bei den Antiquaren ein Exemplar des Buches selbst aufzustöbern: aber kürzlich ist auch eine neue Ausgabe von Hobbes' sämmtlichen Werken veröffentlicht, in der der Behemoth gebührender Weise enthalten ist, Sir Wm. Molesworth' Hobbes-Ausgabe, die sicherlich jetzt schon in einer Ihrer öffentlichen Bibliotheken ist.

Ich sende Ihnen ein Autograph von Thomas Babington Macaulay, einem hervorragenden Politiker, Edinburgh-Reviewer, Redner und was nicht noch

---

Carlyle's Worte „Ihr großer Friedrich hat Recht u. s. w." beziehen sich offenbar darauf, daß Friedrich den „Behemoth" für eine politische Streitschrift im Gegensatz zu Erzeugnissen der schönen Literatur erklärt, die folglich nicht als Beweis für eine Blüthe der englischen Literatur in der Zeit nach dem Bürgerkriege angeführt werden könne. — Erwähnt sei hier noch, daß erst die 1889 von Ferd. Tönnies besorgte Ausgabe des „Behemoth" den authentischen Text der aus vier Dialogen bestehenden Schrift nach der Originalhandschrift gegeben hat, während alle früheren Ausgaben auf die fehlerhaften Drucke zurückgingen, die zu Hobbes' Lebzeiten gegen seinen Willen erschienen waren. (Behemoth or The long Parliament. By Thomas Hobbes. Edited for the first time from the original ms. by Ferdinand Tönnies. London 1889.) Vergl. auch „Thomas Hobbes. Zum dritten Säculargedächtniß seines Geburtsjahres (1588). Von Ferdinand Tönnies." Deutsche Rundschau, 1889, Bd. LIX, Heft 5, S. 94 ff.

unter uns zur Zeit. Das Briefchen ist an mich gerichtet: der Gegenstand ist vielleicht der Erwähnung werth. Eine alte thörichte Geschichte über Oliver Cromwell ist in Umlauf: wie der König, als er 1647 zwischen dem Heere und dem Parlament hin und her verhandelte, versprochen hatte, Oliver zum Grafen und Ritter des Hosenbandordens zu machen; wie Cromwell ihm nicht so ganz glaubte; in Erfahrung brachte, daß er einen Brief an seine Königin geschrieben, der, in ein Sattelkissen genäht, an einem bestimmten Nachmittag mit einem Courier von einem Wirthshaus in London abzugehen bestimmt war; wie Oliver und sein Schwiegersohn daraufhin an diesem bestimmten Nachmittag, als Reiter verkleidet, sich nach dem bezeichneten Wirthshaus begaben, den Courier betrunken machten, den Sattel auftrennten, den Brief fanden und da nun lasen: „Fürchte Dich nicht, liebes Herz; das Band, das ich ihm zu geben denke, ist ein hanfener Strick." Worauf ꝛc. ꝛc. Diese Geschichte, von der wir Oelbilder haben, Stiche und einen allgemeinen thörichten Glauben unter uns gang und gebe, habe ich seit lange als einen Mythus erkannt, und hatte sie, mit vielen andern dergleichen, ganz aus meinem Kopfe entfernt. Aber jetzt schreibt mir ein wohlgesinnter Mann als gewiß, daß ich dafür in Sir James Mackintosh's Papieren den Beweis finden könne, schickt mir sogar eine lange Abhandlung über den Gegenstand. Macaulay hat augenblicklich Sir James' Nachlaß in Händen: ich schicke die lange Abhandlung an Macaulay mit der Bitte, sie zu verbrennen, wenn er, wie ich sicher glaube, keinen Beweis für die Geschichte hat und haben kann. Dies ist seine Antwort[1]). — Es ist erstaunlich,

---

[1]) Der Herausgeber ist in der Lage, den Brief Macaulay's hier gleichfalls mittheilen zu können. Er lautet:

Albany, 31. März 1845.

Geehrter Herr!

Ich würde sehr glücklich sein, wenn ich Ihnen im geringsten nützen könnte. Aber ich fürchte, daß Mr. Mackintosh sein Gedächtniß getäuscht hat. Er steht unter dem Eindruck, daß der berühmte Sattelbrief in Sir Edward Harley's Hände gekommen ist und daß Sir Edward Harley ihn Sir Henry Vane gezeigt hat. Dies, meinte er, wäre in den Auszügen erwähnt, die Sir James Mackintosh aus den Welbeck-Papieren gemacht hat. Gewiß befindet sich unter diesen Auszügen ein kurzer Bericht über Sir Edward Harley's Leben von einem seiner Söhne, aber kein Wort von dem Briefe. In der That ist die Geschichte unglaubwürdig. Denn Sir Edward war ein strenger Presbyterianer, ein bitterer Feind der militärischen Heiligen und eng verbündet mit Denzil Hollis. Wenn Cromwell solch' einen Brief gefunden hätte, würde der letzte, dem er ihn gegeben hätte, Harley gewesen sein, und wenn Harley solch' einen Brief in seine Hände bekommen hätte, würde der letzte, dem er ihn gezeigt hätte, Vane gewesen sein. Aber ich bin überzeugt, daß die ganze Geschichte von dem Briefe ein bloßes Märchen ist.

Wenn Sie das geringste Verlangen haben, die Welbeck-Papiere oder irgend einen anderen Theil von Sir James Mackintosh' Sammlung durchzusehen, werde ich mich aufrichtig freuen, Sie in jeder mir möglichen Weise zu unterstützen. Mr. Mackintosh würde mir, daran zweifle ich nicht, gestatten, Ihnen jeden Band zu senden, den Sie durchzusehen Veranlassung haben könnten. Ich fürchte jedoch, daß Sie nur wenig in Bezug auf die Zeiten vor der Reformation finden würden.

Seien Sie überzeugt, sehr geehrter Herr, daß ich bin Ihr aufrichtig ergebener

T. B. Macaulay.

Zum Datum hat Carlyle folgende Bleistiftnotiz gemacht: „Das Albany' ist ein durch Thore und Statuten verschlossener Häusercomplex — und alle als Wohnungen an reiche Junggesellen hier vermiethet. Alte, ausgediente Indier, Amtspersonen und dergleichen sind dort zu finden."

welche Massen trocknen und nassen Schuttes auf dem Wege zum kleinsten Stückchen schätzbarer Wahrheit über solche Dinge liegen! Ich war vor drei Jahren in Oliver's Heimath und stellte trübe Betrachtungen an über das Wesen dessen, was wir „unsterblichen Ruhm" in dieser Welt nennen!

Man glaubt, daß Peel einen großen Erfolg damit errungen habe, daß er eine Geldbewilligung (und zwar eine sehr erhöhte) für die katholische Universität zu Maynooth in Irland durchgesetzt hat. — Mich wundert es nicht, daß Ihr König in großem Zweifel ist, ob er Parlamente in Preußen einsetzen soll. Ich würde einem weisen Manne, der die Dinge und nicht leeres Geschwätz über die Dinge liebt, rathen, hierher zu kommen und sich erst die Sache anzusehen! — Adieu, werther Herr, in Eile heute. Ihr stets aufrichtig ergebener

T. Carlyle.

XII.

Chelsea, 8. Juni 1845.

Werther Herr!

Ich bin noch entsetzlich beschäftigt ohne jede Muße: doch keine Eile kann es entschuldigen, daß ich bisher die wohlbehaltene Ankunft Ihrer gütigen Gaben zu melden versäumt habe, die in rascher Folge eintreffen und in Worten sowie in Gedanken anerkannt werden sollten.

Das kleine Packet mit den Schiller-Kostbarkeiten hatte, ohne Schaden zu nehmen, die Gefahren seiner langen Reise überstanden; es traf hier ohne große Verzögerung vor einigen Wochen ein, gerade als der Druck des Buches abgeschlossen werden sollte: noch zur Zeit. Wir bewundern sehr das neue Porträt Schiller's. Es wurde sogleich dem Verleger eingehändigt, der in allem Eifer den „besten Stecher" beauftragte — dessen Namen ich nicht weiß, auf dessen Tüchtigkeit ich sehr bestand, und der also, wie ich annehme, eben jetzt mit dem Unternehmen beschäftigt ist. Bisher habe ich nichts weiter gehört; meine Verleger wohnen weit ab, mitten in der City und ihrem Lärm, und alle meine Bewegung richtet sich jetzt nach der entgegengesetzten Seite. Aber natürlich erwarte ich eine Probe zu sehen, ehe sie veröffentlichen; wenn der Künstler seine Schuldigkeit thut, wird es von allen Seiten mit Freuden begrüßt werden. Ich möchte Ihnen und dem gütigen Fräulein von Kalb[1]) für all' Ihre Freundlichkeiten danken; aber Sie wollen nicht einmal Dank annehmen. Ich glaube, so muß Schiller wirklich ausgesehen haben; wer dies Bild verbreitet, um die anderen allmälig zu verdrängen, thut ein gutes Werk! Wir haben die kleinen Denkmünzen an der Wand aufgehängt, wo sie uns oft an Sie erinnern werden.

Ihr Leben Blücher's folgte zunächst, es soll meine nächste Muße erquicken; doch liegt es inzwischen nicht müßig, sondern wird „im Hause" mit Beifall gelesen. Herrn Lockhart[2]) habe ich das Exemplar übersendet; ich hatte ihn zu-

---

[1]) Fräulein von Kalb, seit dem Tode ihrer Mutter (1842) Hofdame in Berlin. In ihrem Besitz befand sich das Miniaturbild aus Schiller's Dresdener Zeit, von dem hier die Rede ist. Der danach angefertigte Stich schmückt die 1845 erschienene zweite Auflage von Carlyle's „Life of Friedrich Schiller".

[2]) Herausgeber der „Quarterly Review".

fällig am Abend vorher gesehen. Seine Gesundheit ist nicht und war auch nicht so kümmerlich, wie Ihre Nachricht gemeldet hatte: ein Mann von heftigen Stimmungen, von empfindlichen Nerven; er klagt etwas, erholt sich aber wieder — ein zäher, elastischer Mann. Es ist ein seltsames Element für einen Menschen, diese unsere Stadt, und die Stimme dessen, was man darin „Literatur" nennt, geräth mehr und mehr in die Kategorie des Kauderwälsch, wenn man es ein wenig ernst in dieser Welt nimmt! Wenn nicht etwas Besseres gemeint wäre als Alles, was gesagt wird, dann wäre es wirklich ein armselig Ding! „Verachtung, ja Nichtachtung!"[1]) das ist in der That dafür das Richtige.

Mein armes Buch über Cromwell wird sich, wenn die Geschicke es erlauben, allmälig aus den Abgründen emporringen. Es ist sehr schwerfällig, nach Allem, was ich dafür thun konnte; aber es ist authentisch, unanfechtbar, und ernste Leute können mit Geduld darin für sich die Umrisse eines Mannes von sehr großartiger und jetzt abhanden gekommener Art herausbuchstabiren! Was ist sonst der Zweck des Schreibens? Großes stummes Handeln zu erklären und zu befördern, das ist der einzige wahre Zweck des Sprechens und Singens und Schriftstellerns! Das oder ungefähr das. — Möge es Ihnen gut ergehen, werther Herr. Mit vielem Dank und bestem Gruß

Ihr stets aufrichtig ergebener
T. Carlyle.

XIII.

Chelsea, 13. Juni 1845.

Werther Herr!

Heute Morgen erschien der Buchhändler mit einer Probe des Schiller-Stiches und dem beiliegenden Autograph, mit dem er nun fertig ist. Der Stich schien erträglich zu sein, doch werden Sie selbst bald Gelegenheit haben zu urtheilen. Was das Autograph betrifft, so beeile ich mich, da ich seinen Werth kenne, es zurückzusenden, und bilde mir ein, da ich es überlege, daß eine sofortige Beförderung durch die Post vielleicht der sicherste Weg ist: indessen will ich es noch überlegen; auf alle Fälle versiegele ich es sofort unter Ihrer Adresse, damit es für jedwede Beförderung bereit und gewissermaßen mir aus den Händen sei. Das Wetter ist hier heiß geworden wie die Sahara; das Gedränge meiner verworrenen Arbeit rollt betäubender als je daher und muß in diesem Getümmel der Getümmel verrichtet werden, als wenn ein Mensch sich hinsetzen und seine zerstreuten Gedanken im Innern einer Kesselpauke sammeln sollte! Es wird allmälig vorübergehen.

Ihr stets aufrichtig ergebener
T. Carlyle.

In großer Eile — mit sicherer Gelegenheit, durch Herrn Plattnauer. Heute, Sonnabend, 28. Juni 1845. T. C.

[1]) Diese Worte deutsch.

(Schluß im nächsten Heft.)

Ambrische Lyrik.

Alinda Bonacci-Brunamonti.

Von

Franz Xaver Kraus.

Als ich Karl Hillebrand im Jahre 1877 — zum ersten und zum letzten Male — in Florenz besuchte, that er den damals mich befremdenden Ausspruch: es sei das heutige Italien so unendlich uninteressant. Er hatte im Grunde einigermaßen Recht. Vorüber sind die Zeiten der nationalen Größen ersten Ranges, und jenes Geschlecht, das noch zu den hohen Persönlichkeiten eines Manzoni, Rosmini, Gioberti hinaufgesehen, ist bis auf Wenige ins Grab gebettet. In Italien wie in Deutschland ging die literarische Blüthe der politischen Erhebung voraus; in beiden Ländern stehen wir vor der seltsamen und beängstigenden Thatsache, daß die erkämpften Siege, daß die Gewährung jahrhundertalter Wünsche eines großen Volkes auf keinem Gebiete der Kunst ein monumentales Werk ersten Ranges hervorgerufen haben. Der Idealismus, der allein solche Werke zu schaffen im Stande ist, sah sich nach 1870 in beiden Ländern von Parteibestrebungen und Kämpfen zurückgedrängt, denen ideale Interessen meist völlig fremd waren. Die schaffende Kraft der Völker hat sich, wie man das nennt, dem „Realen" zugewandt, die poetische Gestaltungskraft hat sich verzehrt, die Reflexion tödtet die Phantasie unserer Jugend, und wir sind dem Epigonenthum um so rascher anheimgefallen, je dreister und trauriger die Eroberungen des Radicalismus auf allen Gebieten des Wissens und des Wollens gewesen sind.

Die italienische Dichtung der Gegenwart konnte sich dem Zuge der Zeit und dem allgemeinen Gesetze der Entwicklung selbstverständlich nicht entziehen. Es erklärt sich daraus einigermaßen die fast völlige Vernachlässigung, welche ihr diesseits der Alpen zu Theil wird. Kaum, daß man in Deutschland von Carducci mehr als den Namen kennt. Aber wenn der Bolognesische Professor zweifellos heute den Principat unter den Dichtern seiner Heimath behauptet, so haben die Musen das übrige Italien doch nicht so völlig verlassen, als vielfach geglaubt wird. Manch' duftende Blume wächst und gedeiht auch noch heute in jenem ältesten Garten der Kunst, und es war sicher ein großes Verdienst

Paul Heyse's, den Deutschen die Kenntniß dieser Poesie in seinen „Italienischen Dichtern seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts" erschlossen und uns durch sein wunderbares Formtalent eine getreue Vorstellung von dem Wollen und Können dieser Poeten gegeben zu haben.

Aber es ist doch auch nur eine Auswahl, welche Heyse geboten, und er hat gerade diejenige dichterische Kraft nicht berücksichtigt, welche unter den jetzt lebenden vielfach als die hervorragendste bezeichnet wird. Das ist z. B. die Meinung Gubernatis' in Bezug auf die merkwürdige Frau, welche den Gegenstand dieses Aufsatzes bildet, und die er geradezu „la plus illustre des femmes écrivains de l'Italie" nennt[1]). Aehnlich urtheilte Antonio Stoppani unvergeßlichen Andenkens, der nicht nur ein großer Naturforscher war, sondern auch ein feines ästhetisches Urtheil besaß, wie seine Crusca-Rede über die Schönheit der italienischen Sprache beweist. Es wird sich also wohl lohnen, wenn man auch diesseits der Alpen von dieser Dichterin Kenntniß nimmt, und diese Kenntniß zu vermitteln ist die Absicht, in der ich heute die Leser der „Deutschen Rundschau" um geneigtes Gehör ersuche[2]).

I.

Maria Alinda Bonacci-Brunamonti wurde 1842 in Perugia geboren, wo ihr Vater, Gratiliano Bonacci, aus Recanati gebürtig, als Professor der schönen Literatur am Collegio della Sapienza wirkte. Bonacci war Verfasser eines Werkes über Aesthetik, das seiner Zeit den Beifall Giordani's und anderer Kritiker gefunden und dessen in neuester Zeit Augusto Conti in seinem Buche „Il Bello nel Vero" gleichfalls vortheilhaft gedacht hat. Er hat auch akademische Reden veröffentlicht, deren idealer Schwung ihm u. A. eine ehrende Zuschrift Seitens Antonio Rosmini's zuzog. Diesen Mann hatte Alinda als ersten und einzigen Lehrer. Sie selbst hat ihm in dem Gedichte „I miei primi studi" ein schönes Denkmal gesetzt. Sie erzählt da, wie der Vater sie als Kind vor Allem mit der Natur bekannt gemacht; wie er sie durch die herrlichen Umgebungen ihrer Geburtsstadt geführt und gelehrt habe, alles Schöne voll Dankbarkeit gegen den Schöpfer zu sehen, zu verstehen; wie er dann in der Studierstube sie angehalten zum Studium der Sprache und des Ausdrucks, wie er ihr frühzeitig Virgil als den großen Meister gereicht, wie er sie dann mit

---

[1]) De Gubernatis, Dictionnaire international des Ecrivains du jour. Florence 1888, IV. Art. Bonacci-Brunamonti.

[2]) In Italien haben sich seit drei Jahrzehnten zahlreiche Journale und Zeitschriften mit der Dichterin beschäftigt. Ich hebe aus dieser Literatur nur das Wichtigere hervor: Guiseppe Biadego, Dei Versi di Maria Alinda Brunamonti nata Bonacci. Verona 1876 (Abdruck aus dem „Adige", 1876, Nr. 46—50). — Cesare Berarducci, Nuovi Poeti Umbri. Assisi 1876 (Estr. dalla „Favilla"). — F. Persico, Versi di Maria Alinda Brunamonti o. D. — De Gubernatis a. a. O. und in der italienischen Ausgabe des Dizionario Biografico, S. 175 f. — Rosalia Piatti, Monografia di Maria Alinda Brunamonti. Firenze 1882. — La Nuova Antologia, Ott. 1869. Febbr. 1876. — La Rivista Europea, 1873, 1. Maggio. — L'Ateneo Veneto, 1887, Lugl. e Agosto. — La Rassegna Nazionale, 1889, 1. Maggio. — C. Fabris im „Rosmini" 1888, Nr. 11. Nützlicher als diese Aufsätze waren mir die Mittheilungen, welche ich der geistvollen Tochter der Dichterin, Fräulein Beatrice Brunamonti, verdanke.

Petrarca, der Nachtigall, „die so süß zu weinen weiß", endlich aber und vor Allem mit Dante bekannt machte. Und dann durchwanderten Vater und Tochter die Stadt mit ihren uralten Denkmälern; die Geschichte der Vergangenheit stieg vor dem sinnenden Kinde auf, und der Vater wußte ihr an den Schöpfungen der umbrischen Malerschule ohne Mühe die Empfindung für das Schöne in der Kunst beizubringen: niemals hat diese „serena luce dei cieli perugini", niemals der himmlische Friede, der auf Perugino's Bildern ruht, ihre Seele fürder loszulassen vermocht. So war die Liebe zur Natur und zur Kunst frühzeitig in ihr gepflanzt. Die treffliche Mutter ergänzte den Vater in der Sorge für das Haus und in der Hinwendung des kindlichen Herzens auf Gott. So verflossen die ersten Jahre, jenes Idyll des neuen Lebens, wie es aus frommer, gottesfürchtiger Familie sich für den jungen Erdenpilger aufbaut. Das Auge des jungen Mädchens schweifte aus seinem Fenster über den frischen grünen Wiesengrund hinaus über jene ganze wunderbare Welt, die Perugia zu Füßen liegt. Die großen Namen, die dies kleine umbrische Land zu einem geistigen Paradiese der Menschheit gemacht, sie alle, von Francesco d'Assisi herab bis auf Raffael, wurden von selbst die Gespielen ihrer Jugend: wohin der junge Geist sich wandte, überall her kehrte er erfüllt mit dem Dufte der Poesie in die stille Kammer zurück, aus der bald die ersten Proben ihres eigenen Vermögens hervordringen sollten. Mit neun Jahren machte Alinda ihre ersten Verse, mit zwölfen dichtete sie eine Reihe von religiösen Gesängen, aus denen, als sie vierzehn Jahre alt war, die Familie eine Anzahl drucken ließ[1]). Der Vater war der Erste, diese übrigens vom Publicum beifällig aufgenommenen Gedichte für unreif zu erklären. Er hatte nie die Absicht, aus seiner Tochter eine Dichterin zu machen; sie selbst fühlte sich in unwiderstehlichem Drange zu diesem Berufe getrieben. Bonacci nahm ihre ersten Versuche mit Nachsicht auf, um sie nicht zu entmuthigen, dann aber zwang er sie zu energischem Studium der Sprache, der Literatur, der großen Vorbilder. Er lehrte sie auch in der Dichtung Maß und Wahrheit beobachten, wie denn jener energische Wahrheitsdrang, der sie auszeichnet, sicher auf die Einwirkung des Vaters zurückzuführen ist — auf seine immer wiederholte Lehre „von dem großen Meere der Wahrheit, das keinen Hafen kennt": „che il mare del vero non conosce porto, ch' eterna è l'arte e il viver nostro è corto"[2]).

Man hatte, als die ersten Gedichte gedruckt wurden, mehrfach bezweifelt, ob sie echt, d. h. ob sie wirklich die Schöpfungen eines zwölf- bis vierzehnjährigen Mädchens sein könnten. Bald aber legten sich diese Zweifel und machten jener Bewunderung Platz, wie sie Bartoli, damals Professor an der Universität Perugia, in seiner Besprechung dieser jugendlichen Versuche aussprach[3]). Es konnte nicht fehlen, daß die kleine Dichterin sich durch diesen Beifall mächtig ermuthigt fand. Indessen trat nun vorübergehend eine Störung in ihrer Entwicklung ein. Der Vater zog mit der Familie nach Foligno. Das junge Mädchen wurde bald von tiefem Heimweh ergriffen und versank in einen Zustand krankhafter

---

[1]) Canti. Perugia, tipografia Vagnini, per G. Ricci, 1856.

[2]) Nuovi Canti p. 269.

[3]) F. Bartoli im Giornale Scientifico-letterario di Perugia, Dispensa III, 1856. Vergl. auch das „Crepuscolo" von Mailand, 1. März 1857.

Schwermuth. Man suchte Alinda's Geist durch Musik zu erheitern; sie selbst begann die griechische Sprache zu erlernen, in der sie keinen Lehrmeister in Foligno fand, es aber bald so weit brachte, daß sie den Homer lesen konnte. Auch im Zeichnen versuchte sie sich, gleichfalls ohne Lehrmeister, so daß sie die technischen Schwierigkeiten nicht zu überwinden vermochte; doch hat man in ihren Zeichnungen Frische und Kraft der Empfindung und lebendige Phantasie gefunden. Im Jahre 1860 verzichtete Bonacci auf sein öffentliches Lehramt und zog mit den Seinigen in seine Vaterstadt Recanati. Sie trafen dort ein am Vorabende der Schlacht von Castelfidardo. Man hörte den Kanonendonner, man sah in der Nacht das Feuer auf der Linie von Loretto; des andern Tages stieg die piemontesische Cavallerie in die Thäler von Potenza und des Musone herab; Nachts kamen die Flüchtlinge der päpstlichen Zouavenarmee in die Stadt und wurden da Kriegsgefangene. Man kann sich denken, welchen Eindruck all' diese Dinge auf die nun zur Jungfrau Erwachsene machten. Ein unendlicher Enthusiasmus hatte sich Aller bemächtigt; als der Tag kam, wo man für die Annexion votirte, wurde Alinda von dem Sindaco aufgefordert, ihr Votum abzugeben: sie war in der That das einzige Mädchen in Italien, welches an die Urne trat und für den Anschluß der Marken an Victor Emanuel's Reich seine Stimme abgab. Aus dieser Zeit stammen ihre patriotisch-politischen Gedichte; man sang in den Casernen ihren „Hymnus des Freiwilligen"; ernster war der Gesang über die „weltliche Herrschaft der Päpste". Im Jahre 1868 vermählte sich Alinda mit dem Professor der Rechte an der Universität Perugia, Pietro Brunamonti, der einer der besten Schüler ihres Vaters gewesen war. Die Sorgen der Haushaltung tödteten die Poesie nicht: gerade dieser Zeit gehören manche ihrer besten Lieder an, wie die „Conforti e speranze", „Il mistero della morte", „Le Illusioni", „A un canarino dormente" u. a. m., welche, mit einer Auswahl der frühesten Jugendgedichte vereinigt, im Jahr 1875 in Florenz, in der bekannten Le Monnier'schen Classikersammlung erschienen, sich des Beifalls der berufensten Kritiker, wie Mamiani's, Tommaséo's, Maffei's, de Sanctis', Conti's, Zanella's, erfreuten und den Ruf der Dichterin eigentlich fest begründeten. Die Rückkehr nach dem geliebten Perugia trug das Ihrige dazu bei, ihren Geist zu beglücken und zu beruhigen und die schweren Anfechtungen der Melancholie zu beseitigen, denen die Jungfrau lange Zeit ausgesetzt war. Vater und Mutter starben ihr in jener Zeit; tiefes Weh brachte ihr der Tod ihres einzigen Söhnchens, das fünf Jahre alt ihr geraubt wurde: aber sie konnte sich an dem ungetrübten Glück ihrer Ehe aufrichten, der außer jenem Knaben eine jetzt blühende Tochter entsprungen war, und sie konnte, unterstützt von ihrem edlen Gatten, ihren Geist neuer wissenschaftlicher Thätigkeit zuwenden. Manche Jahre hindurch standen die Naturwissenschafter hier im Vordergrunde, zu denen sie sich durch ihre alte und treue Freude an der Natur, aber auch durch die Bekanntschaft mit einem so anregenden und herrlichen Manne wie Stoppani mächtig hingezogen fühlen mußte. Dieser Periode entstammen jene Gedichte, in welchen sie Naturereignisse schildert; ich

[1]) Versi di Maria Alisanda Brunamonti nata Bonacci. Firenze. Successori Le Monnier. 1875. 18°.

möchte sie die „physikalischen" nennen. In den letzten Jahren hat sie sich wieder mehr und mehr dem Studium der Kunstgeschichte zugewandt. Die „Nuovi Canti", welche im Jahre 1887 erschienen, geben ihre neuesten Gedichte und bieten dem Leser zugleich ein gutes, von Rudolf Strauch gestochenes Bildniß der Verfasserin [1]).

II.

Die frühesten Lieder Alinda Bonacci's sind durchaus religiöser Natur: Marienlieder vor Allem, welche an die franciscanische Poesie des Mittelalters erinnern, und deren heißer Ton die kalte Empfindung des Nordens und die ganze moderne Vorstellungswelt eigenthümlich, fremdartig berühren muß. Die Madonna ist dem jungen Mädchen das Höchste — nächst Gott — in seinen Gedanken; das Wesen, auf dem des Ewigen süßestes und liebreichstes Lächeln ruht, das unzählige Mal in lieblicher Vision sich der kindlichen Seele vom höchsten Firmament herab zuneigt, bald umspielt von leichten Wolken, bald gehüllt in den Duft von Jasmin und Rosen, wie Engelhände sie in die Winde werfen.

Dieser Mariencult hat einen entschieden localen Charakter. Bald ist es die Madonna del Riparo (vor Porta Romana bei Foligno), bald die berühmte Liebe Frau von Loretto, welche die Andacht der Jungfrau anzieht. Und dieses früheste Stadium ist ohne Zweifel der nächsten Umgebung des Kindes und wohl in erster Linie dem Einfluß der Mutter zu verdanken. Je mehr die Einwirkung des Vaters sich geltend macht, desto entschiedener sehen wir diese ekstatisch-religiösen Gefühlsergüsse zurücktreten. Mehr und mehr sinkt das Auge des zur Jungfrau sich entfaltenden Mädchens von den unerreichbaren Höhen des Jenseits zu den lieblichen Dingen dieser Erdenwelt nieder, um mit vollen Zügen aus der Herrlichkeit jener Natur zu trinken, in der sich uns Gottes Größe und Güte zunächst offenbart. Nun wird das Vorwalten des Naturgefühls das Charakteristicum ihrer Poesie. Der junge Geist „berauscht sich in der heiligen Liebe zur Natur", eine neue Ekstase bemächtigt sich seiner; wie hinweggerissen bringt Alinda ganze Stunden in der stillen Betrachtung der Natur und ihrer wundervollen Harmonie zu. Dazu hatte der Vater sie angeleitet:

„Il mio diletto genitor per mano
Lungo i campi traemi, o sull altura
D'un verde clivo, innanzi alla serena
Letizia del tramonto,
Perchè la mente tenerella e pura
S' inebriasse al santo
Amor della natura.
Ivi dapprima il core
Ni palpitò per il desio del canto;
Estatica, rapita ivi lung' ore
Passai quasi in attesa
Che dalle selve scosse
Al fremito de' venti,

---

[1]) Nuovi Canti di Maria Alinda Brunamonti, nata Bonacci. Città di Castello, S. Lapi Ed. 1887. 8°. In dem Bande sind übrigens auch sieben Gedichte der älteren Le Monnier'schen Sammlung wieder zum Abdruck gelangt.

Dagli augelli, dal ciel, dalle silenti
Stelle piovesse nella mente mia
La divina recondita armonia."

Die einfachsten und elementarsten Erscheinungen dieser Natur lernt sie nun mit liebevollem Auge beobachten, um ihre Geheimnisse fragen, in ihrer Schönheit bewundern. Und diese ganze Natur ward ihr zum Bilde dessen, was in der Menschen Seele lebt und vorgeht: ein Spiegel unsrer selbst mit all' unsern Leiden und Freuden. Himmel und Erde werden besungen. Zwischen beiden auf den Wogen des Meeres geschaukelt, wiegt sie sich in dem großen, seligen Gefühl, das zwischen Zeit und Ewigkeit schwimmt und unsagbaren Ahnungen sich hingibt (NC. 175). Wie denn das Meer — il libero mare —, der freie große Ocean mit seinem entzückenden Schweigen, der ewige Spiegel des fernen Himmels ihr eine neue große Offenbarung wird (Versi p. 18). Sehnsüchtig dringt ihr Gedanke bis auf den Meeresboden hin, um die stillen Wunder des sich hier entfaltenden Lebens und das Spiel der Seethiere und Perlen in den azurnen Wogen zu beobachten. Dieses Meeres Unendlichkeit und das unaufhörliche Auf- und Niedergehen seiner Wellen wird ihr ein Bild der unruhigen, unermeßlichen Arbeit des menschlichen Geistes, der nie rastenden Liebe zur Wissenschaft:

„oh, come è bello
L'irrequieto amor della scienza!"

Stolz empfindet sie, daß dieser unwiderstehliche Drang nach Wahrheit den höchsten Adelsbrief der Menschheit bildet —

„à noi soltanto
Vita e letizia è il vero!"

Die furchtbaren Naturerscheinungen, welche zu uns Allen reden, können ihre Wirkung auf die junge Dichterin nicht verfehlen. Gewitter und Erdbeben erschüttern sie mächtig, und eines der letzten Gedichte besingt das schreckliche Ereigniß von Ischia (9. Sept. 1883), das wir Alle noch in trauriger Erinnerung haben und das seither dies schöne Eiland zum Gegenstand des Schreckens gemacht: diese Insel, der Himmel und Meer geschmeichelt:

„Si perfida e bella! dal cielo e dal mare
Blandita, sorrisa, conchiglia tirrena " (NC 37.)

Aber mit größerer Liebe noch geht die Dichterin den täglichen und lieblichen Erscheinungen der Natur nach. In den Feldblumen sieht sie das Bild der einfachen Frau, im süßen Frieden ihres Hauses (Versi 69); die Vögel werden ihre trautesten Freunde, die ihr Lied gegen die ihnen in Italien überall drohende Nachstellung zu schützen sucht (NC. 135—139); sie sind ihr die Lieblinge der Natur, lebendige Hymnen, die geflügelte Freude und Freiheit:

„O prediletti della Natura, o puro
Fior delle cose! Inni viventi; alata
Letizia e libertà." (NC 141.)

Von ihnen lernt sie heitere Gleichgültigkeit gegen das Urtheil der Menschen und die kleinlichen Leidenschaften dieser Welt. Der Flug der befiederten Sänger lehrt sie den Flug des Dichters hin über alle Jahrhunderte, das schönste Gut, das ihm zu Theil geworden.

Zu den besten Liedern dieser Art zählt das an ihren Kanarienvogel (Versi p. 295. NC. 173), der sie bei der Arbeit umfliegt und auf ihren Büchern und Zeitungen sitzend zu singen scheint:

„All das Zeug zu meinen Füßen
Wiegt nicht einen meiner süßen
Schalkhaft muntern Triller auf —
Più vale un sol de' trilli miei
Di queste ciance che mi stanno al piede."

Sommer und Winter, Frühling und Herbst sind natürlich Lieblingsthemata in ihrer Betrachtung. Der Frühling ist auch ihr der liebste dieser Jahresgötter, und sie findet mit dem Gärtner, daß der Herbst nur zu oft, wie das Alter die Verheißungen der Jugend, so die des Lenzes nicht gehalten hat — „eran più belle — Primavera gentil, le tue promesse" (Versi 50). Und wieder ein anderes Mal berauscht sie der Zauber einer Sommernacht also, daß sie alles Andere darüber vergißt und in den Wunsch ausbricht, in solch' einer Johannisnacht sterben zu dürfen (NC. 129. 132. 143); wie denn der wehmüthige Grundton ihrer Stimmung immer und immer hervorbricht; so „wenn die Blumen fallen, wenn die Vögel ziehen" (NC. 90); wenn die Geheimnisse der Natur sie an die noch tieferen Geheimnisse der menschlichen Seele mahnen (Versi p. 55); wenn Kommen und Verschwinden des Regenbogens sie an die Vergänglichkeit aller menschlichen Freuden mahnt, oder der Anblick der Sterne die geheime Sehnsucht nach dem unbekannten Jenseits in ihr hervorruft (Versi 138). Selbst der Regen hat für sie seine Poesie (NC. 168f.): dankbar trinken ihn, nach langem, ödem Winterschlaf, die vertrockneten Wiesen; die Blumen öffnen ihm ihre Kronen; ungeduldig bricht die Rose ihm auf, und die Erde bekleidet sich wieder mit dem süßen Grün der Hoffnung.

„Nur wenige Rosen hat der Herr
Auf diesem Erdengrunde ausgestreut,
Und flüchtig sind die rothen Rosen
Von Sonnenauf- und Niedergang:
Doch ewig kleidet unsere heimischen Berge
Der Hoffnung still bescheid'nes Grün."

Diese Treue gegen die Natur (NC. 170) hat die Dichterin nie verlassen; ihre landschaftlichen Schilderungen erhalten aber einen besonderen Reiz durch den fast überall hervortretenden Localton derselben. Italiens Berge (NC. 1), die landschaftlichen Schönheiten Umbriens (NC. 29), vom Apennin herab bis zu dem Meere (NC. 78), die traulichen Tage der Villeggiatura an den Ufern des vielbesungenen Clitumnus sind häufige Gegenstände ihres Gesanges, und mehr und mehr sehen wir mit zunehmenden Jahren das Stadtkind von den Reizen des Landlebens ergriffen, das dem Auf- und Niederwogen des Herzens Ruhe gebietet und seinen unvergleichlichen Frieden in die müde Seele eingießt.

Zu den schönsten Schöpfungen dieser Richtung zähle ich die Schilderung des stillen Waldthals im October (NC. 148) und namentlich das Erwachen am Morgen auf dem Lande (Versi p. 291):

„Erwache, schönes Mädchen, schnell,
Es grüßt Dein Fenster schon das Tageslicht,
Es küßt Dein Fenster schon der Morgenstern
Und der Berge frischer, belebender Hauch!
Schon sitzt auf Deiner Fensterbank
Aus weiter Ferne hergezogen
Die muntere Schwalbe, und in vollen Strömen zieht
Das Herz erfreuend und berauschend
Des Diptam Blüthenduft Dir in die Kammer“ [1]).

Die Empfindung für die Schönheit in der Natur bahnt den Weg zur Empfindung der Schönheit in der Kunst. Wie im Leben eines jeden Culturvolkes, so ist auch in der Entwickelung des Einzelnen jene stets das Vorausgehende und Bedingende. So führte folgerechte Reife auch unsere Dichterin zum Kunstgefühle hinüber. Und zwar zu früher Stunde: wir haben gesehen, wie der Vater schon das Kind mit den Schöpfungen der Umbrier bekannt zu machen suchte, und sie kann bekennen, daß, nach den Freuden der Natur, ihre erste Liebe Maria war, so, wie sie ihr in der vaterländischen Schule von Perugia, in jungfräulicher Schönheit, heiter, alles Niedrige aus der Seele tilgend entgegentritt:

„. . . nella patria scuola,
La tua bellezza virginea, serena,
Che dalla mente ogni viltà ne invola.“ (NC. 265.)

Dann kommt Perugino mit seiner süßen Träumerei, dem seligen Lächeln seiner schönen Madonnenköpfe, die die Dichterin zu Thränen rühren und sie die Seligkeit jener Zeiten preisen läßt, wo die Kunst Italiens den Gedanken der Menschheit zu Gott emporhob und sich stark genug zeigte, das Wirken des unendlichen Geistes in ihrer Weise nachzuahmen. Aber auch andere Künstler haben Theil an ihrer poetischen Bewunderung: das dritte Centenarium des großen Architekten Perugio's, Galaezzo Alessi's, gibt ihr Anlaß zu dem prächtigen Hymnus auf die Baudenkmäler ihrer Vaterstadt (Versi p. 285), und die Bekanntschaft, welche sie in Florenz mit den Werken und der Person Giovanni Dupré's macht, flößt ihr die „Ricordi di Firenze“ und den Lobgesang auf jenen Künstler ein (Versi p. 208), der unter den Bildhauern des heutigen Italiens sicher die edelste und anziehendste Erscheinung gewesen ist; dessen todten Abel Tausende von Reisenden im Palazzo Pitti bewundern, während nur Wenige die ergreifenden Werke des Meisters in dem Neuen Camposanto zu Siena kennen gelernt haben. Und von diesen einzelnen Koryphäen der Kunstwelt erhebt sich der Blick der Dichterin zu weiterer Umschau: schon die „Ricordi di Firenze“, dann der „Inno alla Bellezza“ suchen die Entwickelung des ästhetischen Gefühls in den verschiedenen Schulen

---

[1]) „E la finestra tua, vaga zitella,
La saluta la luce mattutina,
La bacia per amor la prima stella,
La bacia l'aura fresca montanina,
Ci si viene a posar la rondinella,
La vispa rondinella pellegrina,
E del fiorito dittamo l'odore
Viene là dentro a rallegrarti il core.
Svegliati, bella mia . . . .“

Italiens zusammenzufassen und die Ideale der vergangenen Jahrhunderte der Gegenwart in Erinnerung zu bringen.

Aber das Schöne lebt nicht bloß in den Schöpfungen eines Perugino und Raffael; es lebt vor Allem in den Resten des Alterthums, und es spricht zu uns auch aus den bescheidensten Erzeugnissen antiker Kunst. Die Dichterin kann darum auch von der Poesie der Ruinen nicht unberührt bleiben. Wenn irgendwo, so sprechen in Perugia die Steine laut. Die mächtigen Mauerwerke, die Todtenkammern der Etrusker verfehlen ihren eigenthümlichen Eindruck nicht, und, ihrem melancholischen Zuge entsprechend, findet die Dichterin von Allem, was da an Pflanzen in unseren Gärten und Wäldern sprießt, nichts sympathischer,

„Als jene Sträucher und Cypressen,
Die aus zerfallenden Ruinen
Dem Tode lächeln,
Deren Blätter den Thau
Unserer Thränen trinken. —"

Heiterere Gedanken mit ernsten gemischt bringt ihr der Anblick einer ihr während eines Gastmahls von dem Grafen Giovanni Cozza geschenkten etruskischen Tasse (NC. 12); schöner noch finde ich das Gedicht auf die kleine etruskische Amphore und das mit ihr spielende Kind (NC. 124), in dessen Händen das zierliche Krüglein, mit frischen Veilchen gefüllt, wieder neues Leben gewinnt:

„Jugendschönheit, Veilchenduft
Lassen sie vergessen
Ihre Todten, ihre Götter!
Sie weiß nicht, will nicht wissen,
Daß vom Schicksal
Blumen und Kindern
Ein Tag nur geschenkt ist,
Einer nur!" (NC. 126.)

Es ist gesagt worden, daß die Dichterin sich nach ihrer Verheirathung unter dem Einflusse ihr befreundeter Kreise mehr und mehr dem Studium der Naturwissenschaften hingab. Aus dieser Zeit stammen die „physikalischen Dichtungen": Die Gesänge auf das Nordlicht, das am 4. Februar 1872 in Perugia von Portasole aus beobachtet wurde; auf das transatlantische Kabel (NC. 65), auf die Phosphorescenz des Meeres (NC. 102); die ihrem Gatten (1875) gewidmeten Gesänge „La Terra", von denen der berufenste Beurtheiler, Antonio Stoppani, äußerte: „diese drei Gesänge sind bis jetzt einzig in ihrer Art: man kann sie als eine poetische Abhandlung über die Geologie und physikalische Geographie bezeichnen, in welcher die Principien dieser Wissenschaft mit wunderbarer Leichtigkeit, in ausgesuchter Schönheit der Form und Pracht der Bilder vorgelegt sind." Indessen kann man sich darüber nicht täuschen, daß in diesen „physikalischen" Gedichten das trockene Raisonnement häufig über die poetische Gestaltungskraft die Oberhand gewinnt; keiner dieser Gesänge dürfte das poetische Colorit gewonnen haben, das wir in ihrem vollendetsten, der Naturbeschreibung gewidmeten Lied, dem „Hymnus an das Licht" (Inno allo Luce, Versi 99) bewundern.

„O Licht, o Licht,
Des erwachenden Kindes erste Freude,
Des Sterbenden
Letztes Verlangen!“

Am nächsten kommen diesem Hymnus die „Stelle nere“, welche Antonio Stoppani gewidmet sind (NC. 45 f.), und in denen jene erloschenen Sonnen besungen werden, die umrollt von ihren schwarzen Planeten in ewiger Nacht ihren Kreislauf im Universum vollziehen, deren Leben und Ringen die Dichterin erforschen möchte, bis zu dem Augenblick, wo jene, die Himmel und die Erde beherrschende Macht, „jener große und schauerliche Gott, den wir den Tod nennen“, auch ihrer Meister wurde (NC. 49).

Von der Natur hat sich die Dichterin zu den Menschen und ihrem Leben und Treiben gewandt. Keine der modernen Dichterinnen Italiens hat, wie Mamiani in der Vorrede zu den Gesängen der Mancini-Oliva bemerkt, es verabsäumt, sich zum Organ der patriotischen Begeisterung zu machen. Auch Alinda Bonacci ward von dem Taumel der italienischen Freiheits- und Einheitsbewegung ergriffen, und die Lieder, welche dieser Stimmung entsprangen, trugen verhältnißmäßig am raschesten dazu bei, ihren Namen in Italien bekannt und beliebt zu machen. Sie besang den Krieg von 1859 (Versi 251), den Frieden von Villafranca (ebenda 256), das italienische Einheitsfest vom Jahre 1863 (ebenda 274), die Agonie Polens (1863, ebenda 267), in neuester Zeit noch in ihrem „Dogali“ die Opfer der italienischen Colonialpolitik in Afrika (NC. 250). So schwunghaft die in diesen politischen Ergüssen vorgetragenen Gedanken erscheinen, so fühlt man doch bald heraus, daß die poetische Empfindung hier bedeutend geringer ist als in den lyrischen Gedichten. Der Duft echter Poesie macht hier dem rhetorischen conventionellen Pathos nur zu oft Platz, und das gilt selbst einigermaßen von demjenigen dieser Gedichte, welches man im Uebrigen am bedeutendsten gefunden hat, und welches sich gegen die weltliche Herrschaft der Päpste wendet („Il principato civile dei Pontefici“, Versi 261). Wer sich der Greuel erinnert, welche die päpstlichen Schweizertruppen bei der Wiedereinnahme von Perugia am 20. Juni 1859 begingen, wird den bittern und leidenschaftlichen Ton dieses Gesanges begreifen, „der aus tiefster Seele aufsteigt, Angesichts dessen, was diejenigen aus Gottes Braut gemacht haben, denen an weltlicher Herrschaft mehr als an dem süßen Joch des Evangeliums gelegen war“ (Versi 261). Gleichwohl bleibt ein „politisch Lied“ in meinen Augen fast immer „ein garstig Lied“; auch bei aller Sympathie für die italienische Einheit kann ich mich weder der Bewunderung der in ihrem Dienste angewendeten Mittel noch der Gutheißung der Methode anschließen, mit welcher dem zerfallenden Kirchenstaate der Todesstoß gegeben wurde. . . .

Aber lassen wir die leidige Politik, und kehren wir (nach dieser Abschweifung, welche die Dichterin dem legitimistischen Freunde verzeihen wird), zu den Gegenständen zurück, in welchen sich die subjective Lyrik der Brunamonti am schönsten bewährt. Leben und Treiben dieser Welt hat sie von jeher sich am liebsten nur von ferne, aus der Stille des Landlebens, angesehen: da baut sie sich in der Einsamkeit ihr Nest, da besingt sie ihren Genossen, den einsamen Sperling („Ad

un passero solitario" Versi 153), dessen Leben gleich dem ihrigen der Liebe und dem Gesang gewidmet ist — denn beiden legte der Herr

„Zu singen und zu lieben in die Brust." (Versi 156.)

Da feiert sie schon als dreizehnjähriges Mädchen die geheimen Wonnen der Contemplation (Versi 365); da entsteht ihr köstliches Lied von dem kranken Mädchen, das ihre eigene Seelengeschichte erzählt:

„Müde bin ich, in der Blüthe
Meiner Jahre fühl' ich die Kraft mir sinken,
Fühl' ich, wie das Leben dem Herzen entweicht;
Fühl' im Busen den Boten des Grabes
Und doch
Wie der Vogel, zum Tode getroffen
Sing ich — zum letzten Mal." (Versi 213.)

Wer kennt sie nicht, solche Todesstimmungen und jenes Verlangen nach dem Tode, das zu keiner Zeit uns tiefer ergreift, als in jenem Uebergange vom Knaben zum Jüngling, vom Mädchen zur Jungfrau, wo die mächtige Veränderung, welche in unserem physischen Organismus vor sich geht, auch auf Geist und Gemüth wirkt, wo uns neue Horizonte aufgehen, und mit ihnen eine neue, ungekannte Sehnsucht das junge Herz anfaßt und das Unendliche in uns zu zittern beginnt. Alinda Bonacci ist damals so wenig wie wir Andern daran gestorben; aber es blieb ihr, auch nachdem Körper und Geist geheilt waren, der Todesgedanke ein treuer Gefährte. Alles Leben ist und bleibt ihr aus dem Schmerz geboren, wie dem Dunkel der Nacht die Sonne, wie dem Frühling der Sommer mit seinem Blüthenduste entsteigt (Versi p. 48), und das Sinken des schönsten Herbsttages wird ihr zum erschütternden Sinnbild unseres Sterbens (Versi 123). All' diese Todesgedanken faßt sie dann wieder zusammen in dem schwermüthigen Liede, das Augusto Conti gewidmet ist („Il Mistero della Morte", Versi p. 16). Schon sieht sie da

„Einsam den Weg des Lebens,
Immer einsamer,
Und immer reicher an geliebten Gräbern
Die Stadt der Todten."

Vater und Mutter sieht sie dahinscheiden, und beiden zollt sie den Tribut ihrer poetischen Trauer (NC. 259. 262); aber heftiger bäumt sich der Schmerz in ihr auf, wo sie den Hingang ihres fünfjährigen Söhnchens Fausto beklagt:

„Wenn nach der Alten Sitte
Die Todesurne
All' das umschließen sollte,
Was Dir theuer war
In diesem kurzen Frühling Deines Lebens:
Sie nähme
In ihren stillen Frieden
Zuerst der Mutter müde Seele in sich auf." (NC. 293.)

Es ist schon darauf hingewiesen worden, wie Alinda Brunamonti der Freundschaft bedeutender Männer nicht entbehrt hat. Das erste Band dieser Art war die Beziehung zu Andrea Maffei. Die Gesänge, die sie mit diesem gewechselt,

und der Nachruf, den sie dem edlen Mailänder gewidmet, zählen sicher zum Besten, was die neuere italienische Dichtung aufzuweisen hat: Maffei's Verse sagen unübertrefflich schön, was Jeder empfinden wird, der die Dichterin in ihrem lieblichen Perugia aufgesucht und liebgewonnen hat; noch aus mehr als einem Grunde sind sie mir aus der Seele gesprochen:

„Wie rasch, geraubt, entschwanden mir die Stunden,
Die ich mit Dir, mit Deinem treuen Gatten,
Die in Perugia ich verbringen durfte,
Im Tempel aller Freude, aller Kunst:
Sie sind dahin, ein weher Druck befällt
Mein krankes Herz, denk' ich an jene Leere
Des eignen Hauses: einsam kehr' ich heim,
Und einsam, einsam dringt
Der Strahl der Morgenröthe in das leere Heim.
Wie selten,
Ach wie selten, daß ein theurer Freund
Die Stille dieser Mauern unterbricht,
Daß eine liebe Menschenstimme kommt
Die Trauer meiner Seele zu zerstreu'n.
. . . . . .
Ach,
Mir ward
All das genommen, was ich Dir
Geschenkt vom Himmel seh'! . . . .
Dir öffnet sich die Zukunft lachend, schön,
Mir schließt sie eine dunkle Wolke ab,
Die unbeweglich, drohend auf mir liegt.
So leb' ich hin, allein, nur den Erinnerungen
Vergangener Tage: und ich seufze
Nach jenem Friedenshafen, wo der müde
Erschöpfte Leib die Ruhe finden soll."

Lange nach Maffei ist Antonio Stoppani Alinda Bonacci's Freund geworden. Ihm, dem großen Geologen der Lombardei, sind, wie bemerkt, die „Stelle nere" gewidmet, und seiner Anregung verdankt die Dichterin zum Theil ihre Hinwendung zu dem naturwissenschaftlichen Studium. Aber Stoppani war, wie schon gesagt, nicht bloß ein großer Naturforscher. Sein heller lichter Geist umfaßte eine Fülle der verschiedensten Kenntnisse: Theologe, Philosoph, Aesthetiker, übte er in der Unterhaltung einen Zauber, den sein heiterer Humor und sein einfach, herrliches Wesen unwiderstehlich machte. Ich spreche hier nicht weiter von ihm; zu frisch noch ist die Wunde, die sein früher Tod uns, seinen Freunden allen, geschlagen, und andererseits habe ich die Absicht, den Lesern der „Deutschen Rundschau" das Bild dieses bedeutenden Mannes einmal ausführlicher darzulegen. Es wird, denke ich, eine solche Biographie ein Stück jener Acta Martyrum der Jetztzeit bilden, die ich einstens zu schreiben gedenke. Ihm, Antonio Stoppani, verdanke ich auch die Freundschaft mit der Dichterin, die uns heute beschäftigt, und in gemeinsamem Schmerz denken wir des edlen und hohen Geistes, der uns zusammengeführt hat.

Endlich hat Alinda Bonacci sich auch in Uebersetzungen versucht. Das Bändchen der „Versi" von 1875 bietet Stücke aus Lamartine's Harmonien;

Leopardi's Hymnus an den Mond, aus dem Griechischen, einige der sogenannten Orpheischen Hymnen, gleichfalls aus dem Griechischen, das erste Buch von Virgil's Georgica aus dem Lateinischen übertragen. Alle diese Versionen verdienen das Lob, welches ihnen die italienische Kritik gespendet; namentlich aber ist die Dichterin ganz in den Geist der Virgil'schen Gesänge eingedrungen, die ihrer Liebe zum Landleben, ihrer Freude an der Natur in so hohem Grade entsprachen. Man kann nur wünschen, daß sie diese Uebersetzung des großen Römers zu Ende führe.

In formeller Beziehung hat sich die Dichterin hier und da eine Freiheit in der Behandlung der Sprache gestattet, welche Tadel gefunden. Unverkennbar aber ist der Fortschritt, welcher sich gegenüber den früheren Dichtungen gerade in dieser Rücksicht bei den späteren zeigt. Die Metra, deren sich Alinda Bonacci bedient, sind sehr verschieden und wechseln natürlich je nach Maßgabe des Inhalts und des Charakters der einzelnen Gedichte. Am gewandtesten erscheint mir die Poetin in der Handhabung der Hendekasyllaben und in der freien Canzona, in der namentlich ihre lieblichen Naturschilderungen großentheils gedichtet sind.

Fragen wir nach dem Verhältniß, in welchem Alinda Bonacci zu der italienischen Dichtung der Vergangenheit wie der Gegenwart steht, so muß vor Allem auf die Lehrmeister hingewiesen werden, denen sie ihre Schule verdankt und die auf die Ausgestaltung ihrer Ideen, ihrer Sprache, ihres Verses, den nachhaltigsten Einfluß geübt haben. Es sind deren im Grunde nur drei oder vier. Denn ausländische Einflüsse lassen sich bei ihr nicht aufweisen, die Bekanntschaft mit Lamartine, u. a. auch mit Byron, fällt wohl in eine Zeit, wo sich ihre dichterische Individualität schon herausgestellt hatte. Man hat eine Einwirkung von Heine angenommen; ich glaube dem widersprechen zu müssen, da die Dichterin der deutschen Sprache nicht mächtig ist. Ein einzelnes Citat aus Heine, wie es in ihrer letzten Schrift uns begegnet, dürfte nicht hinreichen, einen tiefergreifenden Einfluß zu statuiren. Um so entschiedener wirkten die nationalen Vorbilder, auf welche sie der Vater von früh an hingewiesen hatte. In einem gewissen Sinne steht an der Spitze derselben Virgil, der in Italien, schon wegen seiner Beziehung zu Dante, nie aufgehört hat, ein gewissermaßen vaterländischer Dichter zu sein; ihn hatte sie frühzeitig in der herrlichen Ursprache lesen gelernt, die jedem gebildeten Ohre Musik, und die für alle romanischen Völker die hohe Schule der Versbildung geblieben ist: „il consueto Virgilio", den die Dichterin gewohnt ist, unter den Schatten der Alleen zu lesen (NC. 148). Aber der Mantuaner tritt hinsichtlich des Inhalts seiner Dichtung bald zurück hinter dem Homer des Mittelalters. „Figli di Dante" nennt sie sich und ihresgleichen (Versi 63); selige Erholung war es ihr und zugleich süßestes Studium, die himmlischen Gesänge Alighieri's zu vernehmen (ebenda 150), ihn feiert sie in dem an Tassi gerichteten „Traume Dante's" („Sogno di Dante", ebenda 136); nicht bloß die „Divina Commedia", auch seine „dolci Canzoni" sind ihre ständige Lectüre, und mit Entzücken wiederholt sie das weltberühmte: „Amor che nella mente mi ragiona" als das Motto ihrer eigenen Lieder (NC. 119).

„Zu neuer Jugend ward die Kunst geboren
Als Dante wiederkehrt vom Paradiese." (NC. 265.)

Unter den Trecentisten wurde weiter Petrarca fleißig gelesen, und auch sein Einfluß ist nicht zu verkennen. Viel größer aber ist unter den Modernen die Einwirkung desjenigen Dichters, mit welchem die Beziehungen des elterlichen Hauses Alinda in eigenthümlicher Weise verknüpfte, und der bei aller Verschiedenheit der gesammten Weltanschauung ihr doch ein Spiritus familiaris geworden war, Giacomo Leopardi's, des Landsmanns ihres Vaters, den ihre „Speranze e conforti" feiern (Versi 60 f.) und dessen trauriger Ausgang sie aufs Heftigste bewegte.

„Tiefe, unermeßliche Nacht
Hat sich auf ihn herabgesenkt;
Und seinem Blick erscheint
Ein schauerlich Geheimniß diese Welt.
Gewiß ist nur der Schmerz, gewiß das Fatum,
Das uns zum Tode führt, gewiß das Nichts.
Das ist der letzte Aufschrei seiner Brust,
Verbittert flucht der Sterbende der Macht,
Der blinden Macht, die unser Sein regiert.
So schwand der stolze Geist
Vom Schauplatz dieser Welt, und lang und traurig
Verhallt das Echo seines Wehgesangs." (Versi 61.)

Kein Zweifel, daß diese großen Vorbilder für Alinda Bonacci erfolgreiche Lehrmeister gewesen sind. Aber ihre Dichtung ist keine Nachahmung, keine Wiederholung derselben. Der subjective Charakter derselben läßt sich nicht abstreiten; allen Einwirkungen gegenüber, welche Natur, Alterthum, Kunst, die Poeten der Vorzeit auf sie ausüben, offenbart sich doch eine selbständige poetische Physiognomie. Der Subjectivismus kann als der eigentliche Charakter ihrer Lyrik bezeichnet werden, im Gegensatz z. B. zu dem großartigen Objectivismus, der uns in Manzoni's religiösen Hymnen entgegentritt. Stärke und Schwäche einer Individualität liegen auch hier unmittelbar nebeneinander.

III.

Seit den letzten Jahren hat sich Alinda Bonacci-Brunamonti mehr und mehr der Prosa und der Beschäftigung mit der heimischen Kunst und Literatur zugewandt, und zu wiederholten Malen ist sie, so 1890 bei dem Beatrice-Fest in Florenz, so in diesem Sommer 1891 bei dem Domfest in Orvieto, ersucht worden, als Festrednerin aufzutreten. Die Lyrik lebt meist einen kurzen Lenz, wie Jugend und Liebe: Wenigen ist es gegeben, sich bis ins Alter hinein den warmen, sonnigen Frühling im Herzen zu bewahren. Von Schriften der angedeuteten Richtung liegen mir drei vor: eine über Pietro Perugino und die umbrische Kunst[1]); eine zweite über Beatrice Portinari und das Ideal der Weiblichkeit in der Liebespoesie Italiens[2]), und endlich die eben ausgegebene Rede auf das sechste Centenarium des Domes zu Orvieto[3]).

---

[1]) Pietro Perugino e l'Arte Umbra (Estratto dalla „Rivista Contemporanea". S. l. e. a.

[2]) Beatrice Portinari e l'Idealità della Donna nei Canti d'amore in Italia. Discorso inaugurale di Alinda Bonacci-Brunamonti per l'esposizione nazionale dei Lavori femminili à Firenze 1° maggio 1890. Firenze 1891.

[3]) Per il sesto Centenario dalla Fondazione del Duomo di Orvieto. Discorso di Alinda Bonacci-Brunamonti, Accademica d'onore di S. Luca (Accademia „La Nuova Fenice"). Orvieto 1891.

Der Aufsatz über Perugino gibt ein nahezu abgerundetes Bild der Entwicklung der italienischen Kunst von Giotto bis auf Raffael, insbesondere aber der umbrischen Schule. Crowe und Cavalcaselle's verdienstvolle Darstellung dieser Schule findet sich in einzelnen Punkten hier ergänzt. Indem ich diese Blätter lese, sehe ich mich im Geiste in die Pinakothek von Perugia zurückversetzt, wo ich Stunden lang mit der Dichterin weilte und mich an dem feinen Verständniß erfreute, das sie den Schöpfungen ihrer heimischen Schule entgegenbrachte, an der Einsicht, mit der sie über die Lebensbedingungen, den Charakter und die allmälige Entfaltung dieser Schule urtheilte, an der geistvollen Analyse, die sie namentlich den Werken ihrer Bonfigli, Fiorenzo di Lorenzo, des eigentlichen Begründers der peruginer Schule, vor Allem Perugino's selber widmete. Der Aufsatz will namentlich Perugino's und Pinturicchio's Bedeutung und Größe vertheidigen und verweilt, außer diesen, mit Vorliebe bei Spagna, dem Maler des spoletanischen Thales und dem Urheber jener herrlichen Madonna von Rocca di Spoleto, die mir immer wie die Verkörperung von Dante's „Beatrice si bella e ridente" (Parad. XIV 79) erscheint. Umbriens Stellung in der Kunstgeschichte mit Würde und doch in aller Bescheidenheit zu vertheidigen und wiederherzustellen, das war, einer den Glanz der Schule etwas herabdrückenden, modernsten Kritik gegenüber, der Zweck dieses Essays. Mit ihm berührt sich in der Tendenz die in Orvieto gehaltene Rede. Die Stadt zählt in einem gewissen Sinne noch zu Umbrien, und die Kathedrale derselben bildet das stolzeste Denkmal seiner Architektur. Aber die Façade des Orvietaner Domes erhebt noch höhern Anspruch. Einfachheit und Klarheit der Conception verbindend mit dem blendendsten Reichthum, den das Zusammenwirken der Plastik und der musivischen Malerei zu erzeugen im Stande ist, stellt diese Façade sicher das Vollendetste dar, was, in dieser Richtung, die mittelalterliche Kunst Italiens aufzuweisen hat, und man begreift, daß Canova Napoleon diesen Dom als das schönste Bauwerk der Welt bezeichnet haben soll. Manches hätte sich hier noch sagen lassen, wäre die Verfasserin mit der deutschen kunstgeschichtlichen Literatur bekannt gewesen. Ihr Vortrag ist gewissermaßen mehr ein Hymnus in Prosa, als eine wissenschaftliche Abhandlung, und er gipfelt mit Recht in der bezeichnenden Thatsache, daß die Gegenwart den Ausbau und die Vollendung von kirchlichen Bauwerken ausgeführt hat, welche Jahrhunderte lang als ein Torso dastanden und keine Aussicht zu haben schienen, das Interesse späterer Geschlechter wieder auf sich zu ziehen. Wird man der Verfasserin Unrecht geben wollen, wenn sie in dieser Thatsache eine Bürgschaft für die Erhaltung oder vielmehr die Wiederbelebung des Idealismus erblickt, den eine oberflächliche Betrachtung als in Italien völlig begraben erachten muß?

Ich denke nicht so optimistisch wie Signora Brunamonti: aber ich muß zugeben, daß auch eine andere Erscheinung damit zusammenzustimmen scheint. Das ist die energische und erfolgreiche Wiederaufnahme der dantesken Studien. In den beiden Jahrhunderten des Verfalles hatte das Studium des großen Nationaldichters sich mehr und mehr verloren: man erkennt das an der Seltenheit der Ausgaben, die dem geringen Bedürfniß des Publicums entsprachen: dann, in den Jahrzehnten, wo sich das „Risorgimento" der Halbinsel anbahnt, erhebt sich dieses Studium; es mehren sich die Ausgaben und Commentatoren; Alles,

was Italien an literarischen und politischen Größen hat — die Tommaseo, Gioberti, Rosmini, Gino Capponi, Caetani — knüpft an Dante an, und diese Bewegung, statt nach 1870 abzulassen, treibt gerade in den letzten Jahren ihre reichsten Blüthen. Eine neue Dante-Gesellschaft in Florenz hat sich gebildet, neue Zeitschriften widmen sich ausschließlich dem Studium Dante's, jeder Tag bringt eine neue Publication über ihn, die Beschäftigung mit ihm hat endlich einen streng wissenschaftlichen Charakter angenommen. Daß unsere Dichterin von dieser Bewegung sich nicht ausgeschlossen hat, haben wir bereits gesehen: zu der Dante-Literatur trägt sie ein Schärflein bei in der schönen Rede über Beatrice.

Ich gedenke, ein anderes Mal die Leser dieser Zeitschrift mit Dante's Beatrice zu beschäftigen und ihnen vorzulegen, was die neueste Forschung über die Frage sagt, ob dieselbe ein wirkliches Wesen oder eine reine Schöpfung der Phantasie, ob sie die Tochter Portinari's und die Gattin Bardi's gewesen. Heute sei dieser Controverse nur im Vorübergehen gedacht. Die Verfasserin des in Rede stehenden Vortrages folgt, gestützt auf das Zeugniß Pietro di Dante's, der Ueberlieferung, indem sie an dem historischen Charakter Madonna Bice's und an der Angabe über Portinari als ihren Vater festhält. Aber diese Dinge sind hier nur Nebensache. Ihr ist es darum zu thun, die Idealgestalt des Weibes in der italienischen Poesie zu verfolgen, und da hat sie meines Erachtens vielleicht die glänzendste Probe ihres Geistes geliefert. Ihre Betrachtung geht aus von der Römerin, im Besondern von der Verkörperung des römischen Frauenideals in der strengen Vestalin, die in der Vorstellung der Zeit mit der Größe und Ewigkeit des Reiches aufs Engste verbunden war — dum Capitolium scandet cum tacita virgine Pontifex.

Aber in dieser römischen Jungfrau ist nichts Reizvolles und Anziehendes. Signora Alinda nennt ihr Wesen „orientalischen Alabaster"; die Statuen der Vestalinnen, welche vor wenigen Jahren auf dem Forum Romanum ausgegraben wurden, lassen uns ihren Ernst bewundern und ihre Nähe fliehen. Roms christliche Zeiten, die Aera der Katakomben, bildete diesen Typus zu dem der milden, keuschen Martyrerin um. Aber erst die germanische Vorstellung gab dem Weibe, in Verbindung mit dem Christenthume, seine wahre Stellung unter den Culturvölkern: sie wandelte in allen Sprachen des Abendlandes die mulier zur domina um; sie schuf die „Dama" der mittelalterlichen Troubadoure, die ihren Altar und ihren Weihrauch hatte. Von der Provence verbreitete sich dieser Frauencult nach Italien, wo bereits vor Dante in verschiedenen Provinzen sich eine entsprechende Literatur bildete und vor Allen Arnaldo Daniello, Guido und Cino zu der Beatrice Dante's hinüberleiten. Die historische Beatrice war das Bild, welches Dante als Knabe schon in sich aufnahm; aber, wie nach der Sage der Alten, jene Conchylie die Strahlen der Morgensonne in sich aufnahm, um sie in der Tiefe des Oceans zu Perlen umzuschaffen, so hat der Dichter das ihm gewordene Bild seiner „Donna di cortesia" aus den Tiefen seines von wilden Stürmen gepeitschten und viel geprüften Herzens heraus verklärt, aus der Substanz seiner Intelligenz, aus seinem Alles umfassenden Wissen, aus dem Born seiner unversiegbaren Liebe genährt, ergänzt und zum himmlischen Ideal erhoben. Von dem leiblichen Aussehen der geschichtlichen Beatrice haben wir keine eigent-

liche Schilderung; ihre geistige Physiognomie konnte Niemand besser treffen, als Fra Angelico in der zarten, fast unkörperlichen, weißen Madonna in der Verkündigung, die man in S. Marco di Firenze, sobald man die große Klostertreppe emporgestiegen ist, vor sich sieht. In der „Commedia“ erscheint Beatrice in doppelter Gestalt: einmal als wirkliches Weib, wie sie Virgil die in keuscher Brust einst verhaltene Liebe gesteht, und wie sie Dante seine Untreue vorhält. Dann aber als Symbol: bekanntlich sehr verschieden gedeutet, von unsrer Dichterin aufgefaßt als die plötzliche, ewige Vision aller Wahrheit, als die universale Wissenschaft, die wir im Himmel und nur im Himmel besitzen können — „il bello occhio che tutto vede“ — während ihr Virgil die irdische Wissenschaft, die Weisheit ist, die und wie sie sich auf Erden auf dem Wege mühsamer Untersuchung gewinnen läßt — „il savio gentil che tutto seppe“. Ihr Lächeln beseligt den Dichter und erfüllt die Himmel, und mit ihrem süßen und unvergleichlichen „Sorriso“ schließt die „Divina Commedia“.

Bei Petrarca sehen wir das weibliche Idealwesen bereits eine Stufe tiefer. Seine Laura, durch die Wälder der Valchiusa irrend, in die klaren, frischen Fluthen des Gießbachs niedertauchend oder einen Regen von Blumen in ihrem Schoße auffangend, ist mehr eine theokritische Nymphe, als ein dantesker Engel. Der Weg Petrarca's geht nicht aufwärts, sondern abwärts; schweigend, müde geht der Dichter dem Ende entgegen. „Dante's wahres Leben beginnt an dem Grabe der Geliebten; Petrarca's Leben schließt mit demselben ab.“

Petrarca hatte Nachahmer in Menge, Dante nicht. Das Cinquecento brachte in den lieblichen Stanzen Polizian's eine Palingenesie Catull's und Virgil's; dem sechzehnten Jahrhundert fehlte die Wahrheit des Gefühls, das sich in der erkünstelten Einfachheit der Arcadia erst recht verlor. Von den Neuern hat nur Manzoni in seiner Ermengarda ein den nordischen Typen verwandtes Idealweib geschaffen, während Leopardi's kindliche Geliebten, Silvia und Nerina, eine eigene Species darstellen, von deren melancholischer Bewunderung er zu Aspasia zurücksank. Dagegen hat sich in dem italienischen Volkslied, namentlich in Toscana, die „Donna angelicata“ erhalten. So in dem schönen Liede, das in der Herrin den reinen, keuschen Morgenstern, die artige Lilie, die Blume des Paradieses besingt, den zarten, frischen, schönen Engel, der vor dem Blick des Liebenden die Augen senkt, einer Göttin gleich.

Die Vorraffaelische bildende Kunst hatte die in Beatrice verkörperte Auffassung des Weibes mit Vorliebe gebildet: die Verfasserin führt als Belege die Engeltypen eines Mino von Fiesole, eines Agostino Ducci, eines Luca della Robbia an; aus der neuesten Zeit weist sie auf den Frauentypus Dupré's hin. Die italienische Kunst hätte sich hier eingehender behandeln lassen, und das ganze Thema wäre einer sehr fruchtbaren Erweiterung fähig gewesen, wenn das deutsche Ideal herangezogen und in Poesie und Kunst aufgewiesen worden wäre.

IV.

Alinda Brunamonti's Persönlichkeit stimmt vollkommen überein mit dem Eindrucke, welchen man aus ihrer schriftstellerischen Physiognomie gewinnt. Sie ist von mittlerm Wuchse, von ansehnlicher Erscheinung; eine herzgewinnende Einfachheit und Anspruchslosigkeit des Wesens bringt die Geister rasch zusammen, während der außergewöhnliche Glanz ihrer großen, blitzenden Augen das innere Feuer und das erhöhte geistige Leben verräth. Man fühlt ihr gegenüber die „nimmer rastende Flamme der Intelligenz, die am Worte sich entzündet" — („. . . del nostro intelletto inquieta fiamma che al ver s'alluma", Versi 65), das „unsterbliche, göttliche Feuer des Gedankens" („. . . la divina fiamma del pensier nostro immortalmente viva"; Inno della Luce, Versi 102), die starke Betonung des intellectuellen Lebens, die uns überall bei der Dichterin entgegentritt. Und man erräth aus ihrem Blicke das Geheimniß ihres Wesens, die stille, verhaltene Melancholie, die ihr aus der Schule des Schmerzes geblieben ist, die sie in der Natur des Menschen durchaus begründet findet, und die in ihrer Dichtung nur durchbricht, weil ein inneres Bedürfniß nach Theilnahme und Liebe — recht weiblich — sie dazu zwingt.

Nur vorübergehend hat diese Schwermuth einen ungesunden Charakter angenommen; ich wage nicht zu entscheiden, welch' innern Antheil die zwanzigjährige Dichterin verurtheilt war an dem Schmerze jener „povera donzella" zu nehmen, deren unglückliche Liebe sie besingt (Versi 140):

„Mein Kind, die Liebe ist ein Rosenstrauch,
Deß Blüthe wenige Tage nur umspannt:
Ein wilder Dornbusch ist's den Rest des Jahres,
Ein stachlich und gefährliches Geheg.
Flicht einen Zweig Dir in das Haar hinein:
Die Rosen fallen und es bleibt der Dorn."

Jener Zeit krankhaften Träumens und Hinsiechens gehören auch die „Ore lugubri" an (Versi 301), die „Trauerstunden", die von den verlornen Freuden des jungen Mädchens sprechen und von den „unruhigen Hoffnungen des Lebens", die zu Nichts geworden, von der Aussicht auf glänzende Gefilde, über die langsam ein schwerer, schwarzer Nebel sich gelagert hat (Versi 303).

Diese trüben Anwandlungen zogen vorüber. Alinda Brunamonti hat die gläubige Gesinnung ihrer Kindheit bewahrt (vgl. Versi 355—362. 373—380. 202. 217), sie hat in ihr, in Dante und in der Lesung der h. Schrift, die ihr der Vater frühzeitig gereicht, das Gegengewicht gegen den Pessimismus ihres Lieblingsdichters Leopardi gefunden. Sie hat in ihren reifen Dichtungen diese zehrende Krankheit des heutigen Geschlechtes scharf und entschieden abgelehnt — diese Verfassung der glaubenslosen Seele, in der

„Todtbringender Zweifel sich erhebt und die bittere
Wollust des Spottes und der Ekel am Leben,
Der Haß
Gegen den Tag, den uns Gott geschenkt." (Versi 63.)

Bezeichnend in dieser Hinsicht ist der „schreckliche Traum", den sie uns in den Nuovi Canti, p. 98 schildert. Gott, so träumt ihr eines Nachts, ist todt; todt

in dem Herzen der Menschheit, die nun von einem Abgrund zum andern stürzt. Ein furchtbares Alp legt sich auf ihre fiebernde Brust, bis

„. . . Ein schallender Kuß sie weckt:
Mein Kind schaut' mir ins Aug' und lacht mit seinen Aeuglein,
Mit seinem Mund mir zu! O frohes Wiedersehn —
Ich sah, ich las an seiner reinen Stirn
Daß Gott noch lebt." (Versi 104.)

Und so löst sich diese Schwermuth nach und nach in das sehnsuchtsvolle Verlangen des müden Pilgers, den die Musik einer andern, bessern Welt zu sich herüberzieht:

„Ach, er vergißt
Der Müh'n des Weges, wenn im Abendwind
Der fernen Harfe
Himmlischer Klang sein Ohr berührt." (Versi 66.)

Dieser stille, sehnsüchtige Zug im Wesen unserer Dichterin ist wiederum echt umbrisch. Auch Andere haben schon darauf hingewiesen, wie aus ihren Liedern allenthalben die Madonnen- und Engelsköpfchen der alten heimathlichen Schule, die süßen, träumerischen Gesichter Perugino's herausgucken. Dies treue Festhalten an der Heimath, dies stete Zurückstreben zu den Bergen, die ihre Wiege umstanden, zu der gewohnten herrlichen Luft des alten Perugia (NC. 273), das ist, nächst dem durchaus subjectiven Zug ihrer Dichtung, das entscheidende Charakteristicum der letztern. Alle echte Poesie wächst aus dem heimischen Boden auf: Manzoni's „Promessi sposi" wie Walter Scott's Romane verdanken ihm das Geheimniß ihrer Wirkung, und irre ich mich nicht, so ist auch an Signora Brunamonti's Werk dieser nationale, perugineske Ton weitaus das Beste. Sie versetzt uns ganz in den Ideenkreis und die Vorstellungsweise jener in dem still umschlossenen Umbrien einst blühenden Kunst, die freilich sich in ihrer Bedeutung kaum über den Charakter einer Localschule erhebt, aus der aber doch immerhin Raffael hervorgegangen ist. Eine ewig heitere Ruhe ohne Leidenschaft liegt über dieser entzückenden Landschaft, und der Abglanz derselben tritt uns, wie in den Gebilden der alten Maler Perugia's, so in den einfachen Liedern dieser Tochter des Landes entgegen. Man fühlt sich in jene Stimmung versetzt, die mich jedesmal überkommt, wenn ich vor Perugia's Meisterwerke, dem großen Kreuzigungsbilde in S. Maddalena dei Pazzi in Florenz, stehe. Einige hundert Schritte davon liegt S. Marco, wo Fra Angelico in seiner mächtigsten Schöpfung dasselbe Thema behandelt hat. Da sieht man eine auserlesene Schar von Heiligen, vor Allem die Vertreter und Stifter der großen Orden um den Kreuzesstamm versammelt: man sieht, wie das Mysterium des Kreuzes auf diese einzelnen Repräsentanten der Menschheit wirkt, wie es in Benedictus, in Francesco d'Assisi, in Dominicus, in Thomas von Aquino zündet: schon liest man von der Stirn der Begnadigten die hohen Werke, zu denen dies welterschütternde Ereigniß sie anfacht. Auf Perugino's Fresco gewahren wir nur wenige Zeugen der Kreuzigung: der Hintergrund malt uns Umbriens Herrlichkeit, und von diesem Hintergrund heben sich die Gestalten Maria's, Magdalena's, Johannis ab, so still in sich beschlossen, wie die Landschaft hinter ihnen; bei keiner dieser heiligen Figuren kommt uns der Gedanke, daß sie sich nun auf-

macht und hinausgeht in die Welt, um zu verkündigen, was sie gesehen, und um diese Welt mit sanfter Gewalt zu den Füßen des Gekreuzigten zu zwingen. Nein, sie stehen da, versunken in den Anblick des welterlösenden Ereignisses, aber auch versunken in die wunderbare Natur, die sie umgibt; es ist, als ob jede von ihnen das Wort jenes Römers wiederholte: „sta miles, hic optime manebimus“. Solch' selige Gelassenheit, solch' süße Traumversunkenheit liegt über Umbrien ausgebreitet: über den Thälern und Bergen, wie sie Perugia beherrscht, über den Gebilden seiner Maler und über den Liedern seiner Dichter, von Francesco d'Assisi's frühesten Jüngern herab bis zu der neuesten Sängerin der paradiesischen Landschaft; so schreibt diese Landschaft ihre eigene Geschichte — denn Kunst und Literatur bedeuten für die Menschheit, was die Selbstbiographie für das Individuum darstellt[1]).

---

[1]) „Literature is to man in some sort what autobiography is to the individual.“ Dieser Ausspruch Newman's ist richtig, man muß ihn aber erweitern, indem man die Kunst der Literatur als gleichwerthige Offenbarung des inneren Lebens der Nationen zur Seite stellt.

Die Schwesternpflege der Kranken.

Ein Stück moderner Culturarbeit der Frau.

Von

Professor Dr. **Franz König**,

Director der chirurgischen Klinik in Göttingen.

Unter den mannigfachen gesellschaftlichen Fragen unserer Zeit, welche der Lösung harren, ist gewiß die Frauenfrage eine der wichtigsten. Stellen wir uns auf den Culturstandpunkt, welcher heute gilt, und nicht auf den utopischen unserer socialdemokratischen Mitbürger, so wird der Satz wohl keinen Widerspruch erfahren, welchen wir aufstellen: Der Beruf der Frau ist der der Gattin und Mutter, der treuen Genossin des Mannes, welche für sein und der Kinder leibliches Wohl Sorge trägt, und während sie den Gatten in seinen Berufspflichten durch treue Theilnahme unterstützt, für die geistige Entwicklung der Nachkommen Sorge trägt.

Aber es gehören Zwei dazu, um diesen Weg zu betreten, und zum Nachtheile der Frau muß hinzugefügt werden, daß es nicht in ihre Hand gegeben ist, dem Gebrauch entsprechend, die Initiative bei der Wahl dieses Berufes zu ergreifen, daß es der Mann ist, welcher die Wahl trifft, und daß eine gewisse Anzahl von Frauen ungewählt bleibt. Wir haben uns hier nicht die Aufgabe gestellt, zu ergründen, wie viele Frauen außer Stande sind, dieses natürlichste, am meisten physiologische Lebensziel zu erreichen, wie viele also, sei es, daß sie mit Glücksgütern ausgestattet und in der Lage sind, ein unthätiges Leben zu führen, sei es, daß sie, ohne Vermögen, auf nutzbringende Beschäftigung angewiesen, sich einen anderen Beruf suchen müssen. Auch nach den Ursachen, warum so zahlreiche weibliche Wesen „übrig bleiben", wollen wir nicht forschen; wir nehmen einfach die Thatsache als erwiesen an, daß die Zahl der Frauen, welche keine Gattinnen, keine Mütter werden, eine sehr große ist, und daß also die Mehrzahl derselben, weil sie nicht mit Glücksgütern ausgestattet sind, das Recht an die Gesellschaft hat, für sie einen beständigen und ihre Existenz sichernden Beruf zu schaffen.

Man hat in der letzten Zeit vielfache Versuche gemacht, auf theoretischem Wege diese Frage von allgemeinen Gesichtspunkten aus zu lösen. Bald versuchte man die physiologischen Unterschiede, welche die Natur mit unabänderlicher Härte geschaffen hat, einfach zu vergessen, und die Frau dem Manne in der Wahl ihres Berufes, in ihrer Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft gleichzustellen.

Wir können solchen Versuch, weil er unphysiologisch ist, weil er „gegen die Natur" geht, nicht billigen; aber ebenso wenig sind wir der Meinung, daß die Gegner der „Emancipation der Frau" bis jetzt glücklich gewesen sind in der Construction der „Zukunftsfrau". Der Leser braucht jedoch, wenn wir dieses ver-

werfende Urtheil der bis jetzt versuchten, generalisirenden Lösung der Frage aussprechen, nicht zu befürchten, daß wir selbst den mißglückten Versuchen „einen neuen", vielleicht nicht glücklicheren hinzufügen wollen. Wir haben uns im Gegentheil das Ziel gesteckt, ein kleines Stück moderner Frauenarbeit zu besprechen, welches in den letzten Jahrzehnten sich mehr und mehr ausgebreitet, mehr und mehr Frauenhände und Köpfe beschäftigt hat, weil die Frau in der Richtung dieser Arbeit dem Manne weit überlegen ist, wir meinen die „Krankenpflege". Dabei sehen wir ab von der gewiß auch nicht zu unterschätzenden Arbeit, welche „unsere Frauen" als Mitglieder der verschiedenen, der Pflege von Kranken und Schwachen dienender Vereine leisten. So nutzbringend solche Arbeit sein mag, dem Zwecke der Beschäftigung der Frauen, welche wir im Auge haben, dient sie nicht direct. Wird sie doch geleistet im Wesentlichen als Nebenarbeit von Frauen, welche ihren natürlichen Beruf erreicht haben, und von der Classe der nicht in die Ehe Getretenen, welche Besitz haben, und insofern hat sie also nicht den Charakter der „nutzbringenden Beschäftigung". Wir wollen uns hier nur befassen mit der Frau als berufsmäßigen Pflegerin der Kranken, und zwar zumal mit der, welche sich zur Ausübung dieses Berufes einer zu diesem Zwecke gegründeten Gesellschaft von Frauen anschließt, mit der Krankenschwester.

Mag man über religiöse Gesellschaften denken wie man will, die Thatsache kann man nicht hinwegleugnen, daß dieselben für die moderne Culturentwicklung historisch die größte Bedeutung gehabt haben; denn wie die Klosterschule für die moderne Schule, so sind die der Krankenpflege gewidmeten Orden für unsere heutige Bildungsstufe der Krankenpflege von dem größten Einfluß gewesen. Man wird daher ohne Weiteres zugeben müssen, daß unsere heutige weibliche Krankenpflege auf den Schultern der alten, von den Klöstern ausgeübten Sorge für Kranke und Sieche beruht, und da, wo die heutige Krankenschwester ihr schweres Amt treu verwaltet, da hat sie, wenn auch nicht ganz von den Motiven ihrer früheren Klosterschwestern geleitet, den hingebenden, uneigennützigen Sinn auch in ihren Beruf mit hinübergenommen, mag sie nun einer confessionellen Gesellschaft angehören oder mag sie confessionslos und ohne religiöse Nebenabsichten ihres Amtes walten.

Es liegt in der Natur der Sache, daß nicht jede Frau Beruf zu dieser Arbeit haben kann, und wir halten es für keinen Vorwurf, dies auszusprechen. Zum Glück gibt es ja doch auch heute bereits eine Anzahl anderer Beschäftigungen, in welchen sich die Frau mit anderen Gaben als die sind, welche die Schwester braucht, nützlich machen kann. Gar Manche glaubt aber wohl den Beruf in sich zu fühlen, ohne den Anforderungen, welche der Krankendienst an sie stellt, gerecht werden zu können; sie sieht vielleicht nur die wirklichen oder scheinbaren Lichtseiten, ohne die Schattenseiten zu kennen und ohne sich zu prüfen, ob sie die nöthige Kraft habe, sich selbst zu vergessen und nur für Andere zu leben und zu denken. So ist es denn gewiß eine dankbare Aufgabe für einen Menschen, welcher selbst sein Leben dem Dienste der Kranken geweiht hat, ein Bild zu entwerfen von dem, was die moderne Krankenpflege von dem weiblichen Antheil an dieser Arbeit erwartet und erwarten muß. Bei einer vieljährigen Thätigkeit im Dienste des Krankenhauses habe ich es stets als eine meiner ersten Pflichten betrachtet, die Arbeit des Pflegepersonals bei den mir anvertrauten Kranken zu überwachen. Ich muß sagen, daß ich dieser Aufgabe erst mit Liebe und Freudigkeit gerecht geworden bin, seit sich gebildete Frauen der geistigen und körperlichen Pflege meiner Schutzbefohlenen angenommen haben, und ich scheue mich nicht auszusprechen, daß an dem von Tag zu Tag besseren Zustand unserer Krankenanstalten, an dem besseren geistigen und körperlichen Verhalten unserer Kranken, an der Genesung eines weit größeren Procentsatzes derselben gewiß nicht zum kleinsten Theile die treue, selbstlose Arbeit unserer pflegenden Frauen Schuld ist.

Ich werde in Folgendem zu ergründen versuchen, durch welche geistigen und körperlichen Eigenschaften der Krankenschwestern diese Vorzüge unserer modernen Anstalten bedingt werden.

Wenn ich auch hier ausdrücklich hervorheben will, daß ich eine ganze Anzahl von Schwestern, welche Hervorragendes leisteten, kennen gelernt habe, ohne daß dieselben den Anforderungen, welche wir in Beziehung auf körperliche Gesundheit und Kraft stellen müssen, Genüge geleistet hätten, so muß man doch im Allgemeinen daran festhalten, daß nur gesunde und kräftige Menschen sich der Krankenpflege widmen sollten. Denn der Beruf an sich verlangt beides. Ein regelmäßiger Dienst während der Tagesstunden, vielfach auch noch verbunden mit mancherlei nächtlichen Belästigungen, erfordert, wenn er auf die Dauer vertragen werden soll, einen gesunden Körper. Aber auch ein kräftiger Körper ist wünschenswerth. Nicht etwa, als ob wir wünschten, was wir an dieser Stelle gegenüber von anderer Seite gestellten Forderungen ein für alle Mal hervorheben, daß die pflegende Schwester all' die körperlichen Leistungen des Krankendienstes, als da sind: Kranke heben und tragen u. dgl. m. in der Regel ausüben soll. Aber sie muß solche Leistungen unter allen Umständen verstehen und besser ausführen können als ihre Untergebenen. Sie muß auch den groben Dienst beherrschen in der Art, wie wir solches von jedem Arzt, zumal von dem im Krankenhaus beschäftigten, verlangen. Die Frage der Kraft und Gesundheit bringt uns aber sofort auf eine andere: auf die nach dem Alter, in welchem die Arbeit der Krankenpflege begonnen werden soll. Wir wollen keineswegs behaupten, daß große Jugend, daß das achtzehnte bis zwanzigste Jahr unbedingt für den Dienst der Schwestern unbrauchbar sei; aber wir sind im Allgemeinen auf Grund von Erfahrung der Ansicht, daß allzu jugendliches Alter sich mit den Anforderungen, welche man an die Schwester stellen muß, nicht vereinigen läßt. Das erste Feuer, der schwärmerische zur Romantik geneigte Sinn der frühesten Jugend muß vorüber sein, die Schwester muß bereits bei ihrem Eintritt in den Dienst einen gewissen Ernst haben, sie muß im Stande sein, sich auch im eigentlichen Sinne des Wortes als Schwester zu fühlen. Manche Derer, welche früh und mit einer gewissen Begeisterung in den Schwesterdienst eintraten, kannten denselben überhaupt nur aus Romanen, und zumal aus Kriegsromanen: von den Schwestern, welche die Heldinnen des Romanes werden und deren Schwesternschaft nur von kurzer Dauer ist, um recht bald dem Brautstande zu weichen. Es braucht wohl nicht gesagt zu werden, daß diese jugendlichen Schwärmerinnen sehr bald den bittersten Enttäuschungen anheimfallen. Denn die Wirklichkeit bietet wohl neben den ernsten auch freudige, erheiternde und nicht minder erhebende Eindrücke, aber die Romantik tritt doch im Großen und Ganzen durchaus in den Hintergrund, und die Ernüchterung folgte, wenn das als Lohn für die treue Pflege erwartete Ziel nicht erreicht wurde. Wenn wir somit den Eintritt derartiger jugendlicher Schwestern in den Dienst schon um ihrer selbst willen bedauern müssen, so kommt für die Sache dazu, daß solche Novizen der Krankenpflege dem Stande erheblich schaden, indem sie das Hauptprincip durchbrechen. Obwohl wir nun nicht leugnen wollen, daß zuweilen auch ältere Schwestern zu einer Erkenntniß in dieser Richtung nicht kommen, so ist doch unzweifelhaft die Gefahr bei Jüngeren stets viel größer. Wir würden daher der Meinung sein, daß keine Frau vor dem fünfundzwanzigsten Lebensjahre in ein Schwesternhaus eintreten sollte.

Bei den körperlichen Eigenschaften möchten wir noch Eines besonders hervorheben. Es ist sehr wünschenswerth, daß die Krankenschwester das hat, was man eine „leichte Hand" nennt. Alle Bewegungen mit den Händen kräftig, stetig und ruhig zu machen, das sind Eigenschaften, welche im Leben vielfach entscheidend sind und den Menschen zur Meisterschaft bei gewissen Leistungen bringen; sie spielen bei vielen Handfertigkeiten, bei jeder Kunst eine große Rolle. Der Kranke kennt sie von seinem Chirurgen, von seiner Pflegerin. Wir haben oben bereits darauf hingewiesen, was wir von der Leistungsfähigkeit und von dem Können der Schwester in körperlicher Beziehung verlangen, und daß wir unsere Anforderungen in dieser Richtung nicht etwa niedrig stellen. Wir können also hier nicht mißverstanden werden, wenn wir trotzdem die geistige, die moralische Wirksamkeit derselben als die bedeutungsvollste allem Anderen voraus-

stellen. Nur wer es seit Jahren mitgemacht hat, wie sehr ein Krankenhaus, welches wesentlich Menschen der unteren Gesellschaftsclassen aufzunehmen hat, unter der Pflege geworbenen Personals der Verrohung und oft noch Schlimmerem anheimfiel, wird das völlig verstehen, was ich mit dem Voransetzen dieser Einwirkung der Schwester auf ihre Schutzbefohlenen sagen will. Es ist unglaublich, wie bald sich in einem Krankensaale auch geistig rohe Menschen der Uebermacht, welche das Bewußtsein guter Sitte, das Gefühl von Menschenliebe und Menschlichkeit, wie es die geistige Bildung der Schwester verleiht, ohne Weiteres fügen, und das um so eher, wenn die Menschenliebe in der That sich bewährt, wenn sie es versteht, sich unbewußt in die Sorgen und in die Freuden der ihrem Schutze Anbefohlenen hineinzudenken; wenn sie den Hülflosen hilft ihren Verkehr mit den heimischen Lieben zu ermöglichen, wenn sie mit den Freudigen alle frohen Ereignisse geistig theilt und wenn sie die Tieftraurigen durch tröstenden Zuspruch aufrichtet. Ob dieses geistige Zusammenleben auf dem Wege der religiösen Betrachtung geschieht oder auf dem Wege rein menschlichen, vom Geiste des Christenthums durchdrungenen Denkens, das scheint uns für die Sache nicht bedeutungsvoll, und ist gewiß je nach dem Lande und den Leuten in verschiedenem Maße wünschenswerth. — Dagegen halten wir überall bei unserer gemischten Bevölkerung ein starkes Hervortreten confessioneller Bestrebungen für nicht geeignet, uns die Schwester zu einer solchen zu machen, welche allen Schutzbefohlenen ihre Wohlthaten in gleichem Maße zu Theil werden läßt. Es würde der von uns vertretenen Sache schaden, wenn ich hier in eine vergleichende Würdigung unserer verschiedenen confessionellen und nicht confessionellen Schwesternhäuser eintreten wollte. Wenn im streng katholischen Lande die Schwester katholischer Confession mehr am Platze ist, so bin ich im Ganzen der Meinung, daß die confessionslose, christliche Schwester im protestantischen Krankenhause sich leichter bewegen wird. Aber ich habe sowohl katholische Schwestern als auch Diakonissinnen und confessionslose Schwestern in vollkommen ebenbürtiger Weise das von mir gewünschte Ziel erstreben und erreichen sehen.

Verlange ich so, daß die Schwester sich als der geistige und moralische Mittelpunkt der ihr zugetheilten Krankenabtheilungen verhalten soll, so soll sie selbstverständlich nicht minder für die körperliche Pflege derselben denkend und handelnd eintreten. Ich wünsche nicht, wie schon betont, daß die Schwester alle die grobe Arbeit des Krankendienstes verrichten soll. Nicht etwa als ob ich die Meinung vertrete, daß sie zu gut für dieselbe sei; sie muß jede Arbeit verstehen und besser verstehen als ihre Gehülfen, und muß jeder Zeit bereit sein mit einzugreifen; aber sie würde ihre Kräfte an Dingen, welche von Anderen geleistet werden können, zersplittern und dann nicht im Stande sein, das zu leisten, was wir wollen, wenn sie sich in der Regel auf alle die Handleistungen einlassen wollte, welche am Krankenbette nöthig sind. Wohl aber soll sie stets denken, wie sie dem Kranken das Dasein behaglich machen, sein Dasein erleichtern kann; sie verbessert sein schlechtes Lager, rückt die Kissen zurecht, sorgt, daß zu rechter Zeit Speise und Arznei gereicht werde. Für ganz besonders behaglich wirkend habe ich die körperliche Pflegeausübung auch in Beziehung auf gerechte Vertheilung von Speise und Trank gefunden. Die Schwester hat einen Speiseschrank für Frühstück und Vesper und vertheilt von da aus ihre Gaben, Jedem das, was ihm gehört. Auch bei der Vertheilung der Speisen am Mittag und Abend wirkt sie mit. Doch es würde zu weit führen, und ist auch hier nicht meine Aufgabe, mich einzulassen in die Schilderung der einzelnen Arbeiten, welche ihr in wirthschaftlicher Beziehung erwachsen. Ich habe bis dahin nur von den allgemeinen Ansprüchen, welche ich an die Leistungen der Schwester stelle, gesprochen. Es liegt mir aber als Chirurg besonders nahe, die Bedeutung weiblicher Hülfe zu erörtern für die Behandlung von Verletzten, sei es, daß es sich um zufällige Verletzungen, sei es, daß es sich um chirurgische Operationen handele.

Jeder, der die Zeit der großen Kriege miterlebt hat, die Zeit, welche eigentlich unsere modernen Schwesterninstitute groß gezogen hat, der wird sich noch erinnern, daß

fast alle Bestrebungen freiwilliger Krankenpflege, männlicher wie weiblicher, in jener Zeit auf die Verwundeten gerichtet waren. Wie oft hat es mich schmerzlich berührt, wenn solche ihre Dienste anbietenden Samariter und Samariterinnen sofort die Bemerkung hinzufügten, daß sie nur für die Verwundetenpflege verwendet sein wollten, während die Zahl der Kranken, welche der Hülfe bedurften, weit größer war als die der Verwundeten. Selbstverständlich war solche Vorbedingung bei Schwestern, welche einem Hause angehörten, ausgeschlossen; allein eine gewisse Vorliebe für diese Richtung der Pflege bestand in der Regel doch auch bei dem Hause wie bei seinen Gliedern. Für den Krieg wird das so bleiben; es wird für die meisten Helfer, ärztliche wie Hülfspersonal der Krankenpflege, mehr Reiz darin liegen, dem zu helfen, den man als das directeste Opfer der Schlacht ansieht, dem Verwundeten, als dem, welcher nur indirect den Begleitern jedes Krieges, den Seuchen zum Opfer fällt. Unter allen Umständen soll die Schwester wenigstens die Anforderungen kennen, welche der Arzt bei Operationen, welche er bei der Pflege Verwundeter an sie stellt. Nicht Alle finden dann auf die Dauer ihre Freude am blutigen Handwerk; manche entsagen ihm freiwillig, und Andere wieder eignen sich schlecht für den äußeren Dienst, während sie für die Pflege von innerlich Kranken große Begabung haben.

Die chirurgische Kunst ist im Laufe der letzten Jahrzehnte eine außerordentlich complicirte geworden, seit wir gelernt haben, durch bestimmte Verfahren Verwundete und Operirte in den sicheren Hafen der Genesung zu führen, während eine solche glückliche Fahrt vor Zeiten als eine vom Zufall getriebene bezeichnet werden mußte. Mit diesem Fortschritte ist aber die Verantwortung, welche auf den ausführenden Künstlern ruht, ganz erheblich gewachsen. Und diese Verantwortung, welche dem Kranken gegenüber direct der Arzt trägt, lastet in Wahrheit zum großen Theil mit auf dem Hülfspersonal, und da, wo überhaupt Schwesternhülfe ist, in der Regel auf der helfenden Schwester. Ich will dies an einem Beispiel verdeutlichen. Der Arzt macht eine eingreifende Operation, wir wollen annehmen eine Eröffnung des Schädels und Bloßlegung des Gehirnes (Trepanation). Diese Operation ist eine ganz ungefährliche, wenn sie von absolut reinen Menschen mit absolut reinen Instrumenten gemacht, und wenn sie mit dem gleichen Näheapparat genäht und mit absolut reinen Verbandstoffen verbunden wird. Durch keine der an die Wunde kommenden Dinge dürfen Keime, welche Eiterung resp. Wundinfection machen, in sie hineingetragen werden. Der Arzt beherrscht direct aber nur seinen Körper und seine Instrumente; Alles, was ihm gereicht wird von directen und indirecten Verbandmitteln, reicht ihm der Assistent, reicht und bereitet eventuell die Schwester vor. Werden durch ein gereichtes Stück Infectionskeime in die Wunde getragen, so ist Krankheit, eventuell der Tod die Folge. Und dies Alles, was maßgebend ist bei der Operation, wiederholt sich bei jedem Verband.

Nur die Schwester ist daher heute im Kreise der Verwundetenpflege brauchbar, welche sich nicht damit beruhigt, daß bei eintretenden Störungen im Wundverlauf der Name des Arztes für die Störung verantwortlich ist und ihre etwaigen Sünden deckt. Sie muß ein volles Verantwortlichkeitsgefühl bei ihrem Handeln haben. Sie kann bei keiner Krankenpflege so viel wie hier direct nützen und so viel direct schaden.

Es muß das gesagt werden, weil allerorts der Brauch sich mehr und mehr ausbildet, der weiblichen Pflege den Hauptantheil bei Operation und Verband zu überlassen. Daß dies so allgemein geschieht, das ist aber nicht zufällig, sondern es liegt unserer Ansicht nach daran, daß die Frau in dem, was sie hier leisten soll, dem Mann überlegen ist. Ich habe stets gefunden, daß die erste Regel, welche man heute jedem Menschen, der Wunden anfaßt, an das Herz legen muß, die Regel, daß er dies nur mit — in chirurgischem Sinne verstanden — reinen Händen thun soll, viel eher begriffen wird von der Schwester als von dem männlichen Personal. Die Frau ist schon durch viele ihrer Beschäftigungen darauf gewiesen, ihre Hände im Zustande äußerster Reinlichkeit zu erhalten, sie ist daher auch in dieser Richtung gelehriger und verständnißvoller. Sie eignet sich aber in der Regel auch in Folge ihrer Vorbildung

in Handarbeiten, im Waschen von feinen Stoffen und im nachherigen Behandeln solcher, ganz hervorragend zur Verarbeitung von und zur Beaufsichtigung der Arbeit an Verbandmaterial, zum Verarbeiten derselben (Sterilisiren, Imprägniren mit Desinficienten) für den Verband, zur Sorge für Unterbindungsfäden und Nähapparate. Damit wird sie in die nach der des Operateurs selbst und des ihn unterstützenden Assistenten verantwortlichste Stellung hineingedrängt. Aber nicht minder geeignet ist sie, wenn sie, wie das ja bei der Frau so häufig sich trifft, neben der sterilen, keimfreien eine weiche, zum Verband verletzter, schmerzender Gliedmaßen geeignete Hand besitzt. Durch diese ist sie in der That nicht nur die mit der Verbandbereitung verantwortungsvoll hinter der Bühne, sondern auch die direct helfend und heilend eingreifende Persönlichkeit neben und mit dem Arzt. Aber wenn sie das sein will, dann muß sie auch gelernt haben, sich wie der Arzt über gewisse conventionelle Rücksichten hinauszusetzen, welche mit vollem Recht im gewöhnlichen Verkehrsleben die Sitte gezogen hat. Wie der Arzt als Mann seine Hülfe Mann und Weib angedeihen läßt, so darf sich auch die Schwester dieser Aufgabe nicht entziehen. Wir halten es für ein grundfalsches Princip mancher Schwesterngesellschaft, und somit auch als ein grundfalsches und nicht zu rechtfertigendes Verlangen der Schwester, wenn sie bei manchen oder gar bei allen Verbandleistungen an Personen männlichen Geschlechts ihre Hülfe verweigert. Arzt und Schwester sind bei der Arbeit geschlechtlos, und ich habe nicht gefunden, daß auch nur einmal bei der Beherzigung dieses Satzes die gute Sitte oder der unbefangene Verkehr gestört worden wäre. Es entstehen weit eher und mehr Verlegenheiten, zumal wenn junge Aerzte zugegen sind für den Fall, daß die Schwester plötzlich den Dienst versagt; oder für den Fall, daß unter bestimmten Voraussetzungen ganz bestimmte Vorkehrungen getroffen werden, um eben im Sinne dieses falschen Princips der Schwester den weiteren Dienst zu ermöglichen. Je unbefangener die Hülfe geleistet wird, desto unbefangener und rücksichtsvoller benehmen sich die Helfer bei dahin gehörigen chirurgischen Handleistungen.

Ich habe versucht, in den vorstehenden Zeilen ein Bild zu entwerfen von der Thätigkeit, welche der Frau bevorsteht, wenn sie den ernsten und schweren Beruf der Krankenpflege ergreift. Das Bild ist nicht erfunden, sondern es ist nach dem Leben entworfen. Vielleicht ist der Schatten hie und da stark aufgetragen, aber überall scheint das Licht zwischen den Schatten hindurch, es ist die Freudigkeit an der Arbeit, an einer Arbeit, welche Schmerzen heilt und mildert, welche Trost bringt, da wo Heilung und Milderung von Schmerz und Krankheit menschlichem Können versagt ist.

Ich kann nicht schließen ohne ein Wort für die Schwester, welche treu im Dienste der Menschheit invalid geworden ist, sei es durch Krankheit, sei es durch früh kommendes Alter. Kein Beruf ist in dieser Richtung so wenig berücksichtigt, und keiner verdient doch mehr es zu sein. Das Schwesternhaus sorgt, so weit es kann, aber die Mittel sind in der Regel beschränkt. Wir meinen, der Staat hat bei der von Tag zu Tag sich mehrenden Bedeutung der Schwesternpflege für das körperliche und geistige Wohlbefinden unserer Kranken die Pflicht, sich der Schwestern anzunehmen, ihnen eine gesicherte Existenz bei eintretender Invalidität und Altersschwäche zu bieten.

Wir hoffen, daß die Zeit nicht fern sei, in welcher dies geschieht!

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte März.

Die durch den preußischen Volksschul-Gesetzentwurf hervorgerufene Bewegung dauert fort. Wie die weit überwiegende Mehrzahl der Professoren an den deutschen Universitäten — bezeichnender Weise bleiben nur die katholischen Facultäten in den an das Parlament gerichteten Protesten unvertreten — mit Entschiedenheit gegen den Entwurf Front gemacht hat, gebührt auch den Städtetagen, die in jüngster Zeit gehalten wurden, das Verdienst, auf die ernsthaften Gefahren hingewiesen zu haben, von denen unser Volksschulwesen bedroht ist. Gerade weil die preußischen Communen niemals Opfer scheuten, um das Volksschulwesen allen Anforderungen der Zeit gemäß zu gestalten, lag es ihnen ob, gegen die Preisgebung von Rechten der Staatsgewalt Verwahrung einzulegen, die sie selbst stets willig anerkannt haben. Charakteristisch ist, wie in allen anderen Ländern das preußische Volksschulwesen als mustergültig angesehen wird, so daß dort das Wort, nach dem der preußische Schulmeister unsere großen Schlachten gewonnen hat, heute noch Geltung besitzt. Welche Achtung die deutschen Lehreinrichtungen im Auslande genießen, zeigte sich auch bei den französischen Parlamentsdebatten über die Einrichtung von Universitäten, eine Reform, auf die das neu gebildete Ministerium großes Gewicht legt.

Wie sehr auch Frankreich an Ministerkrisen gewöhnt ist, hat die Lösung einer solchen doch selten so geraumer Zeit bedurft und dann durch ihre Eigenartigkeit überrascht wie die jüngste. Ehe die Krisis selbst zum Ausbruche kam, waren die Feinde des Cabinets Freycinet-Constans überzeugt, daß dieses alle Bürgschaften für eine längere Dauer böte. Die Besiegung des Boulangismus, die Durchführung der großen Zollreform, vor Allem aber die Anbahnung des französisch-russischen Zukunftsbündnisses, das bei der Kronstadter Flottenzusammenkunft festere Gestalt gewann, mußten als unanfechtbare Rechtstitel gegenüber einer Kammermehrheit erscheinen, deren französisch-russischer Patriotismus nicht minder über jeden Zweifel erhaben war, als sie bei ihren extrem schutzzöllnerischen Bestrebungen in Maximal- und Minimaltarif — letzterer führt im Hinblick auf seine hohen Zollsätze den Namen wie lucus a non lucendo — die Gipfelpunkte aller schutzzöllnerischen Weisheit erblickt. Der Conseilpräsident und Kriegsminister de Freycinet, sowie der Minister des Inneren, Constans, galten als die nicht wankenden Stützen des früheren Cabinets, der Eine, weil er durch seine organisatorischen Reformen das französische Heer auf der erforderlichen Höhe erhalten sollte, der Andere, weil ihm mit Recht zumeist das Verdienst zugeschrieben wurde, durch sein entschlossenes Vorgehen dem Boulangismus ein jähes Ende bereitet zu haben. So lag die Wirksamkeit des Ministers des Inneren, Constans, überwiegend in der Vergangenheit, während der Kriegsminister de Freycinet auch für die Zukunft um so unentbehrlicher erschien, als er in Rußlands maßgebenden Kreisen persona gratissima ist. Eingeweihte französische Parlamentarier deuteten denn auch seit einiger Zeit an, daß

zwischen den beiden Staatsmännern ein latenter Gegensatz vorhanden sei, der sich früher oder später in unverhüllter Form äußern müsse; ja, Einige gingen so weit, hervorzuheben, daß der Präsident der Republik, Carnot, selbst an Herrn Constans nur mäßiges Gefallen finde.

Diese Vorgänge und Stimmungsbilder gewähren den Maßstab für die Beurtheilung der jüngsten französischen Ministerkrisis, deren Lösung nicht mehr so überraschend ist, wenn erwogen wird, daß es eben vor Allem darauf ankam, den Minister des Inneren zu beseitigen. Trat doch zu allem Uebrigen noch hinzu, daß Herr Constans, mit der Vorbereitung und Leitung der nächsten allgemeinen Wahlen für die Deputirtenkammer betraut, an Macht und Einfluß noch gewonnen hätte, unter Umständen sogar ein gefährlicher Nebenbuhler für den Chef der Executivgewalt selbst geworden wäre. Vergebens wiesen die Anhänger des früheren Ministers des Inneren in ihren Organen darauf hin, daß der Präsident der Republik es nur Herrn Constans zu verdanken habe, wenn er im Elyséepalaste ruhig schlafen könne, da ohne das entschiedene Zugreifen des Ministers des Inneren der Boulangismus seiner Zeit nicht unterdrückt worden wäre. Ein solcher Appell an die Dankbarkeit mußte jedoch spurlos verhallen, da Carnot und Freycinet gerade diese Energie für eine Gefährdung ihres eigenen Einflusses betrachten konnten. Mag daher der Präsident der Republik immerhin versichern lassen, daß er keinen unmittelbaren Druck bei der Neugestaltung des Cabinets Loubet-Freycinet ausgeübt habe, so beweist doch der ganze Verlauf der Ministerkrisis, in welcher Richtung sich die Wünsche Carnot's bewegten, der sich auf ein gefährliches Spiel eingelassen haben würde, falls er offenkundig und unmittelbar an der feindseligen Action gegen den früheren Minister des Inneren theilgenommen hätte.

Thatsache ist, daß das neue Cabinet im Wesentlichen denselben Charakter aufweist wie das frühere, so daß sich schwer absehen läßt, wozu es aller dieser Bemühungen bedurfte, um ein solches Ergebniß herbeizuführen. Charakteristisch ist das Verhalten der französischen Deputirtenkammer, die doch sonst auf ihre Prärogative, Ministerien zu stürzen, stolz genug ist. Kehrte dasselbe Cabinet nur unter anderem Namen und nach Beseitigung einer seiner festesten Säulen zurück, so lag die Annahme nahe, daß ihm ein recht schlechter Empfang bereitet werden würde. Gerade das Umgekehrte sollte jedoch geschehen; ja, die am 3. März in der Deputirtenkammer und im Senate verlesene ministerielle Erklärung führte in der ersteren zu einem mit großer Stimmenmehrheit angenommenen Vertrauensvotum, über dessen Tragweite man sich jedoch sehr leicht täuschen könnte, falls man darin die Gewähr fände, daß das Ministerium Loubet-Freycinet nunmehr auf geraume Zeit gegen parlamentarische Zwischen- und Wechselfälle gefeit sei. Auch der Umstand, daß der neue Conseilpräsident, Senator Loubet, der in einem früheren Cabinet eine untergeordnete Stellung einnahm, zum Präsidenten der Republik ebenso wie seine Gattin zu derjenigen des Herrn Carnot sehr nahe freundschaftliche Beziehungen unterhält, stellt eine weitere Gefahr dar. Braucht doch nur an den Amtsvorgänger des gegenwärtigen Chefs der Executivgewalt, an Jules Grévy, erinnert zu werden, um zu zeigen, wie bedenklich die Vermischung persönlicher Interessen mit der Leitung der Politik werden kann. Sicherlich sind in der nächsten Umgebung Carnot's, der ein Ehrenmann vom Scheitel bis zur Sohle ist, Vorgänge unmöglich, wie sie dem Schwiegersohne des früheren Präsidenten der Republik, Herrn Wilson, zur Last gelegt wurden. Vielmehr liegt die Gefahr auf einem anderen Gebiete, da Herrn Carnot vorgeworfen wird, daß ihm nahe stehende Persönlichkeiten in der viel umstrittenen clericalen Frage nicht diejenige Zurückhaltung beobachten, die für sie im Hinblick auf die Stellung des Staatschefs geboten wäre.

Da diese Frage neben der Abwehr der anarchistischen Anschläge allem Anscheine nach den Angelpunkt der inneren Politik Frankreichs bilden wird, erscheint es geboten, gewisse Zusammenhänge zu beleuchten. Der Sturz des nunmehr durch ein Cabinet Loubet-Freycinet abgelösten Ministeriums Freycinet-Constans erfolgte, weil des letzteren Verhalten in kirchenpolitischer Hinsicht nicht die Billigung der Kammermehrheit fand. Diese war allerdings bunt genug aus der Rechten, den früheren Boulangisten, den Radicalen zusammen-

gesetzt. Die Ersteren waren mit dem anticlericalen Gesetzentwurfe über die geistlichen Genossenschaften, die Letzteren damit unzufrieden, daß die Regierung den auf die Trennung der Kirche vom Staate bezüglichen Projecten nicht zustimmen wollte. So durfte man denn darauf gespannt sein, welche Stellung das neue Ministerium gegenüber dieser Frage einnehmen würde. Rundweg versichert es nun in der am 3. März verlesenen ministeriellen Erklärung, daß es nicht die Mission zu haben glaube, die Trennung der Kirche vom Staate vorzubereiten, da es in der Kammer und wohl auch im Lande keine Mehrheit gebe, um diese Trennung durchzuführen. Dagegen erachtet das neue Cabinet für seine Pflicht, die Concordatsgesetzgebung mit fester Hand aufrecht zu erhalten. In dieser Hinsicht wird zugleich betont, daß, wenn das Concordat den Dienern der katholischen Kirche eine besondere Stellung und bestimmte Rechte sichere, es auch ihnen auf allen Stufen der Hierarchie strenge Verpflichtungen auferlege, indem sie nicht nur gleich allen Bürgern den Landesgesetzen Gehorsam schulden, sondern auch gehalten wären, sich auf ihre Amtsthätigkeit zu beschränken, auf alle Parteistreitigkeiten und Kämpfe zu verzichten. Nun liegen aber gerade aus jüngster Zeit aus Anlaß des Beginnes der Fastenpredigten in den Pariser Kirchen Meldungen vor, aus denen erhellt, wie wenig der französische Clerus bereit ist, Frieden zu halten. Bezeichnend ist unter Anderem, daß in der Kirche Saint-Roch einer der beliebtesten Fastenprediger, der Dominicaner-Pater Ollivier, nachdem er sich ausdrücklich dagegen verwahrt hatte, Politik zu treiben, der republikanischen Regierung ihr angebliches Sündenregister vorhielt, indem er sie beschuldigte, nach wie vor die Formel: Le cléricalisme, voilà l'ennemi zur Richtschnur ihres Verhaltens zu nehmen.

Ist der auf das Verhältniß zwischen Kirche und Staat bezügliche Theil der ministeriellen Erklärung nicht ganz frei von Zweideutigkeit, so verdient der Passus volle Anerkennung, in dem das Cabinet Loubet-Freycinet betont, daß seine Politik behufs Vertheidigung der Gesammtheit der republikanischen Einrichtungen neben dem Heeresgesetze das Schulgesetz als die Quelle aller Entwicklung des nationalen Sinnes und die Grundgewähr aller Gewissensfreiheit in die vorderste Reihe stelle. Von den Beamten und allen Staatsdienern, in deren Händen ein Theil der öffentlichen Gewalt liegt, soll gefordert werden, daß sie nicht nur ihre Berufspflicht erfüllen, sondern auch den Interessen des republikanischen Staates aufrichtig dienen.

Die Republikaner haben auch alle Ursache, den clericalen Bestrebungen gegenüber auf der Hut zu sein. Insbesondere dürfen sie sich durch die unlängst gemeldete Bildung einer neuen parlamentarischen Gruppe, der constitutionellen Rechten, nicht einschläfern lassen. Ebenso wenig wie der Papst und Cardinal Lavigerie zur Friedfertigkeit mahnen, weil sie sich zur Republik bekehrt haben, ist diese constitutionelle Rechte gewillt, auf alle monarchistischen Anwandlungen zu verzichten; vielmehr kommt es ihren Mitgliedern offenkundig nur darauf an, sich aus taktischen Rücksichten gewissermaßen in das feindliche Lager einzuführen, um dann im geeigneten Augenblicke den Vorstoß zu versuchen. Wenn daher in der ministeriellen Erklärung angekündigt wird, daß das neue Cabinet sich bemühen werde, durch einen weitherzigen Geist der Mäßigung und Duldsamkeit immer mehr das Gefühl zu verbreiten, die Republik sei für Alle eine Bürgschaft der Sicherheit und Freiheit, so wird das Ministerium Loubet gut daran thun, nicht allzu vertrauensselig zu sein. Dies gilt ebenso wohl in Hinsicht auf das übrigens bisher nur recht dürftige Häuflein der constitutionellen Rechten, der neuen republikanischen Spielart, der die Rolle des Wolfes im Schafskleide vorschweben könnte, wie im Hinblick auf die römische Curie, die ganz besondere Interessen verfolgen muß, wenn sie im ausgesprochenen Gegensatze zu den französischen Cardinal-Erzbischöfen und der überwiegenden Mehrheit des katholischen Clerus für die republikanischen Einrichtungen Propaganda macht. Der Papst ist jedoch in der ministeriellen Erklärung, mit der das neue französische Ministerium sich einführte, ebenso wenig genannt wie die russische Regierung, während ursprünglich verlautete, daß auf den diplomatischen Erfolg, der in der Kronstadter Flottenzusammenkunft seinen charakteristischen Ausdruck

erhielt, mit besonderem Nachdrucke hingewiesen werden sollte. Das Wort: habent sua fata libelli gilt aber auch von ministeriellen Erklärungen. Noch im letzten Augenblicke wurde jener Passus, der unter den früheren Verhältnissen der französischen Eigenliebe geschmeichelt hätte, beseitigt, weil anderen Falls zu befürchten stand, daß die soeben erst mit Mühe beendete Krisis von Neuem angefacht würde. Weist doch der Kampf um die Regierungsgewalt, der mit der Berufung Loubet's als Conseilpräsident seinen vorläufigen Abschluß erhielt, neben dem früheren Minister des Inneren noch einen anderen Besiegten auf: Herrn Clémenceau, den radicalen Parteiführer.

Wie oft auch Clémenceau in der vordersten Reihe Derjenigen stand, denen der Sturz eines Cabinets geglückt war, wurde doch immer von maßgebender Seite davon Abstand genommen, dem constitutionellen Brauche gemäß ihn mit der Neubildung des Ministeriums zu betrauen. Der radicale Chef weiß sehr wohl, daß seit der Kronstadter Flottenzusammenkunft noch mehr als früher seine Aussichten geschwunden sind, da es am Petersburger Hofe verstimmen müßte, wenn die französische Regierung in das radicale Fahrwasser einlenkte. Als nun im Verlaufe der jüngsten Ministerkrisis in zuverlässiger Weise verlautete, daß die russische Diplomatie geschäftig sei, die Lösung dieser Krisis in ihrem Sinne zu beeinflussen, beeilte sich das Organ Clémenceau's, eine solche Einmischung einer fremden Macht in die innere Politik Frankreichs mit aller Entschiedenheit zurückzuweisen. Es war daher nur ein Gebot der Klugheit, in der ministeriellen Erklärung jede Anspielung zu vermeiden, die von den Radicalen hätte benutzt werden können, jenen Trumpf auszuspielen. Ganz abgesehen davon, daß außer den Radicalen auch andere Gruppen der Deputirtenkammer sich empfindlich gezeigt hätten, zumal da Herr Constans über einen zahlreichen Anhang verfügt, würden derartige parlamentarische Erörterungen in Rußland, woselbst man sich nachgerade daran gewöhnt hat, die Franzosen am Gängelbande führen zu wollen, haben verstimmen müssen. So hat denn die jüngste französische Ministerkrisis auch das Ergebniß gezeitigt, daß, ach wie bald nach der Kronstadter Flottenzusammenkunft die Jubelgesänge, in denen dieses Ereigniß gefeiert wurde, verhallt sind.

Obgleich es müßig erscheinen könnte, die Frage zu erörtern, welches Schicksal dem neuen französischen Ministerium in absehbarer Zukunft wohl beschieden sei, empfiehlt es sich doch, einige Gesichtspunkte hervorzuheben. Zunächst muß darauf hingewiesen werden, daß dem Cabinet Loubet-Freycinet trotz des ihm von der Deputirtenkammer ertheilten Vertrauensvotums von der weit überwiegenden Mehrzahl der französischen Blätter keineswegs ein günstiges Horoskop gestellt wird, wie denn auch die Majorität, der das Ministerium dieses Vertrauensvotum zu verdanken hatte, Alles eher denn einheitlich zusammengesetzt war, so daß von einer geschlossenen Regierungsmehrheit nicht die Rede sein kann. Vielmehr zeigte sich gerade bei diesem Anlasse, daß innerhalb der republikanischen Partei eine tiefe Spaltung erfolgt ist, während doch das Ministerium dauernd sich nur auf eine feste republikanische Majorität zu stützen vermöchte, zumal die Schaukelpolitik, bei der bald auf die Zustimmung eines Theils der Rechten, bald auf diejenige der Radicalen gezählt wird, wie früher auch jetzt versagen müßte. Sollte nun der Präsident der Republik, Carnot, die Hoffnung hegen, daß das gegenwärtige Cabinet bis zu den nächsten allgemeinen Wahlen für die Deputirtenkammer, die im Jahre 1893 bevorstehen, sich behaupten könnte? Als sehr wahrscheinlich darf angenommen werden, daß Herr Carnot im Hinblick auf diese Wahlen den Posten des Ministers des Inneren weit lieber von seinem persönlichen Freunde, dem gegenwärtigen Conseilpräsidenten Loubet, bekleidet sieht als von Herrn Constans. Sind doch die nächsten Abgeordnetenwahlen auch für die im Jahre 1894 bevorstehende Ernennung des Präsidenten der Republik bedeutsam. Am 3. December 1887 durch den Congreß in Versailles zum Chef der Executivgewalt gewählt, wird Herr Carnot allem Anscheine nach seine Candidatur von Neuem stellen und deshalb bei Zeiten daran denken müssen, daß die aus Senat und Deputirtenkammer zusammengesetzte Nationalversammlung, die nach der Verfassung berufen sein wird, in Versailles die Neuwahl zu vollziehen, eine ihm günstige Mehrheit aufweise. Sicherlich werden in dieser Zwischenzeit

im republikanischen Feldlager selbst der nunmehr „depossedirte" Minister des Inneren, Constans, und der zu politischen Tantalusqualen verdammte radicale Parteiführer Clémenceau, der das ersehnte Ministerportefeuille stets von Neuem entweichen sieht, nach Kräften bemüht sein, ihren Widersachern ein Paroli zu biegen.

Vor Allem darf der Entwicklung der clericalen Frage in Frankreich mit Interesse entgegengesehen werden. Die Thatsache, daß die Clericalen im Einverständnisse mit der Parteileitung als Nachfolger des verstorbenen Führers, des Bischofs von Angers, Freppel, wiederum einen elsässischen „Patrioten" und streitbaren Prälaten, den Rector der katholischen Universität von Paris, Msgr. Hulst, zum Deputirten gewählt haben, beweist deutlich genug, daß die Versöhnungspolitik des Cardinals Lavigerie in nächster Zeit kaum verwirklicht werden wird. Wie sein Vorgänger Freppel wird auch Msgr. Hulst dafür Sorge tragen, daß der Staatsgewalt keinerlei ernsthafte Zugeständnisse gemacht werden. Im Hinblick gerade auf diese Wahl muß betont werden, wie verfehlt es wäre, der römischen Curie irgend welchen Einfluß auf die innere Politik einzuräumen, nachdem ihre Sympathien für die französische Republik sich in so eigenthümlicher Weise geäußert haben; mag dies immerhin aus taktischen Erwägungen geschehen sein. Skeptiker heben allerdings hervor, wie selbst in dem katholischen Frankreich der Einfluß des Papstes zurückgedrängt sei, so daß seine Intervention durch wirkliche Zugeständnisse um so theurer erkauft wäre, als sie sich, wie das Beispiel der französischen Cardinal-Erzbischöfe gezeigt hat, für die praktische Politik völlig unfruchtbar erweise.

Wie in Frankreich die Ministerkrisis in jüngster Zeit die übrigen Fragen der inneren Politik in den Hintergrund drängte, hat auch in Griechenland unter eigenartigen Verhältnissen sich ein Regierungswechsel vollzogen, bei dem die persönliche Intervention des Königs Georg in bedeutsamer Weise sich äußerte. Bereits seit geraumer Zeit bestanden zwischen dem Könige und dem bisherigen leitenden Minister Delyannis auf finanziellem Gebiete ernsthafte Meinungsverschiedenheiten, die um so mehr ins Gewicht fallen mußten, als der griechische Staatscredit bedroht erschien. So erblickte der König schließlich keinen anderen Ausweg als die Demission des bisherigen Ministerpräsidenten; die politische Lage wurde jedoch dadurch verwickelt, daß Delyannis, im Vertrauen auf die parlamentarische Mehrheit, in dem von ihm unverzüglich einberufenen Ministerrathe einen Beschluß herbeiführte, in dem abgelehnt wurde, auf die Intervention des Königs einzugehen. Dieser verfügte dann aber selbst die Entlassung des Cabinets und berief Trikupis, um ihn mit der Neubildung des Ministeriums zu betrauen. Zugleich waren alle militärischen Vorsichtsmaßregeln getroffen, um einen Putsch im Keime zu ersticken, so daß einige Versuche, die Ruhe zu stören, sehr rasch vereitelt wurden. Trikupis lehnte den ihm vom Könige ertheilten Auftrag ab, während Delyannis die Aufregung auch in der Weise geschürt hatte, daß er sich von seiner parlamentarischen Mehrheit in der Kammer ein Vertrauensvotum gewähren ließ, ohne daß jedoch dadurch der König in seinem Entschlusse wankend geworden wäre; vielmehr betraute er nun mit der Leitung der neuen Regierung den politisch mehr farblosen Constantopulos, der zunächst mit dem Portefeuille des Inneren auch dasjenige der Finanzen übernahm. Für das letztere, dessen Wichtigkeit gerade unter den obwaltenden Verhältnissen ohne Weiteres einleuchtet, wurde dann aber Deimezis berufen, der als Präsident des Rechnungshofes besonderes Vertrauen genoß. Daß nicht Trikupis, sondern Constantopulos an die Spitze des Ministeriums trat, empfahl sich aus constitutionellen Rücksichten, da der neue Cabinetschef früher zu derselben Partei wie Delyannis gehörte. In Bezug auf die unmittelbare Berufung von Trikupis würden die Anhänger des bisherigen Ministeriums nicht verhehlt haben, an die im Jahre 1875 gehaltene Thronrede zu erinnern, in welcher König Georg, dem Drucke der Parteiführer weichend, ausdrücklich erklären mußte, daß er seine Ministerien stets aus den Reihen der Kammermehrheit wählen würde. Die Entlassung Delyannis' kann immerhin einen Wechsel zum Besseren bedeuten, insbesondere in Hinsicht auf

die griechische Finanzverwaltung, deren Regelung vor Allem die Einführung des Tabaksmonopols dienen soll.

Auch darf hier daran erinnert werden, wie Delyannis es war, der im Jahre 1885, von der Hoffnung auf einen allgemeinen Krieg auf der Balkanhalbinsel geleitet, aus Anlaß der ostrumelischen Verwicklung die Rüstungen mit größtem Eifer betrieb. Damals leistete nur Frankreich den Griechen diplomatischen Beistand, während die friedlichen Bestrebungen Großbritanniens, das im Januar 1886 von der griechischen Regierung die Abrüstung verlangte, durch die übrigen Mächte, auch durch Rußland unterstützt wurden. Delyannis weigerte sich aber damals so hartnäckig, den Forderungen der Mächte zu entsprechen, daß diese sich veranlaßt sahen, eine Flottendemonstration in der Sudabai bei Kreta herbeizuführen, eine Kundgebung, an die sich dann noch am 6. Mai 1886 ein Ultimatum schloß. Da Delyannis auch dieses ablehnte, verließen die Gesandten der Mächte, mit Ausnahme des französischen, die griechische Hauptstadt, nachdem über die Häfen der griechischen Ostküste die Blokade verhängt worden war. Erst nach diesen energischen Maßregeln trat Delyannis zurück, worauf Trikupis die Leitung der Regierung übernahm und unverzüglich die Abrüstung anordnete, die das Land ohne jeden Nutzen etwa hundert Millionen gekostet hatte. Diese Vorgänge beweisen, daß Delyannis es niemals verstanden hat, die allgemeine Politik den finanziellen Verhältnissen des Landes anzupassen.

Trotzdem wäre es bedenklich, die Bedeutung der jüngsten Krisis in Griechenland zu unterschätzen. Sollten sich etwa die parlamentarischen Verhältnisse derartig zuspitzen, daß eine Auflösung der Kammer und Neuwahlen nothwendig wären, so erscheint die Gefahr nicht ausgeschlossen, daß der unlängst beseitigte Ministerpräsident als Sieger aus diesem Kampfe hervorginge. Der König würde dann, wie mit Recht hervorgehoben wird, in eine völlig unhaltbare Lage gerathen; ja, es wird sogar von wohl unterrichteter Seite auf die Möglichkeit hingewiesen, daß ihm nichts übrig bliebe als den Verfassungskampf zu eröffnen. Allerdings könnte es geschehen, daß Constantopulos durch finanzielle Reformen dem neu gebildeten Geschäftsministerium einen gewissen Bestand sichert. Auch würde Trikupis, der nicht in der Lage war, unmittelbar nach Delyannis an die Spitze der Regierung zu treten, Constantopulos wohl ablösen können. Hierzu kommt dann noch, daß die Partei des früheren Ministerpräsidenten in der Weise eine Umbildung erfahren könnte, daß der Führer selbst zurücktritt, da der persönliche Gegensatz zwischen ihm und dem Könige allem Anscheine nach einen Ausgleich nicht zuläßt.

Spielten die finanziellen Schwierigkeiten des griechischen Budgets bei der jüngsten Ministerkrisis mittelbar eine entscheidende Rolle, so kommen diese auch bei der Beurtheilung der partiellen Krisis in Spanien, die einen Wechsel in der Leitung des Marineressorts nothwendig machte, in Betracht. Wird aber hervorgehoben, daß die für Schiffsbauten gewährten Credite nicht in angemessener Weise verwendet worden sein sollen, so darf eingewendet werden, daß Admiral Montojo sich allzu kurze Zeit an der Spitze der Marineverwaltung befand, als daß er für gewisse Mißstände verantwortlich gemacht werden könnte. Andererseits wird darauf hingewiesen, daß das Ministerium Canovas del Castillo durch Ersparnisse auf allen Gebieten der Staatsverwaltung eine Besserung der Finanzen herbeiführen muß. Am ernsten Willen fehlt es dem gegenwärtigen Conseilpräsidenten jedenfalls nicht, wie denn auch sein makelloser Charakter selbst im Lager der politischen Gegner stets volle Anerkennung gefunden hat.

Literarische Rundschau.

Zur Geschichte der letzten Jahre des altpreußischen Staates.

Die Cabinetsregierung in Preußen und Johann Wilhelm Lombard. Von Herman Hüffer. Leipzig, Duncker & Humblot. 1891.

Als im Herbst 1806 so plötzlich und niederschmetternd das Unglück über Preußen hereinbrach, suchte die erbitterte öffentliche Meinung, wie sie stets mit Vorliebe thut, einzelnen Personen die ganze Schuld aufzubürden. Nicht so sehr die überlebten Institutionen des Heeres und des Staates, die Unterlassungssünden von Jahrzehnten, als vielmehr der üble Einfluß einiger weniger Rathgeber des Königs sollte die Katastrophe veranlaßt haben. Der Minister Haugwitz, der Gesandte Marquis Luchesini, der Cabinetsrath Lombard wurden als Franzosenfreunde, als blinde Bewunderer Napoleon's oder gar als bestochene Verräther gebrandmarkt. Nicht zum wenigsten haben die Männer, denen später die Wiederaufrichtung des Staates verdankt wurde, Hardenberg und Stein, durch ihre scharfen Angriffe das ungünstige Urtheil über Haugwitz und Lombard verbreitet und bekräftigt. Fast unausrottbar hat sich diese einseitige Auffassung in der populären Geschichtsliteratur festgesetzt. Und doch ist bereits seit Jahren von der historischen Forschung eine maßvollere, gerechtere Beurtheilung angebahnt und begründet worden. Daß Hardenberg's Memoiren auf den Grafen Haugwitz ein falsches, gefärbtes Licht werfen, daß Haugwitz mehrfach entschiedener als Hardenberg und mit besserer politischer Einsicht gegen Frankreich Front gemacht hat, dies hat unter Anderem der treffliche Aufsatz von Bailleu in dieser Zeitschrift dargethan (1879, Bd. XX, S. 268 ff.: „Haugwitz und Hardenberg"). Ebenda (S. 275) ist Luchesini eingeführt worden als der „scharfsinnigste und gewandteste Vertreter, den Preußen zu jener Zeit im Auslande zählte".

Das vorliegende Werk aus der Feder eines Historikers, dessen anziehende Darstellungsweise den Lesern der „Deutschen Rundschau" wohlbekannt ist, hat sich die Aufgabe gestellt, auf Grund der nachgelassenen Papiere der Gattin Lombard's, sowie auf Grund der Acten des Berliner Staatsarchivs ein Lebensbild und eine Charakterzeichnung des dritten jener vielgeschmähten Männer, des Cabinetsraths Lombard, zu entwerfen. Mit dem Namen Lombard's, dessen Einfluß auf den König sehr überschätzt worden ist, hat man sich gewöhnt, alle Verderbtheit der preußischen Zustände vor 1806 zu verbinden. Hüffer erkennt die wirklichen Fehler und Mängel Lombard's vollkommen an, wenn auch vielleicht hin und wieder der Ton um ein Geringes zu milde erscheinen dürfte.

Aus der Berliner französischen Colonie stammend, der unbemittelte Sohn eines Haarkünstlers, war Lombard schon mit jungen Jahren im Cabinet Friedrich's des Großen beschäftigt worden. Er hatte sich dann dem Könige Friedrich Wilhelm II.,

besonders aber seinem Nachfolger, Friedrich Wilhelm III., werth und fast unentbehrlich gemacht durch seine gefällige leichte Schreibart, durch persönliche Liebenswürdigkeit und verständnißvolles Eingehen auf die Anschauungen des Königs. Das Talent Lombard's war weit mehr ein literarisches als ein politisches; gewandt und schnell im schriftlichen Ausdruck seiner Gedanken, verstand er es ausgezeichnet, in schwungvollen, schönklingenden Sätzen die politischen Ansichten Friedrich Wilhelm's III. wiederzugeben, der selbst ungemein schwerfällig die Rede und die Feder handhabte. Ein Unglück fürwahr, daß in der schwersten Krisis des preußischen Staates dem schwankenden unentschlossenen Könige statt eines energischen Staatsmannes ein Schönredner und Literat zur Seite stand. Nicht daß Lombard den König geleitet hätte, im Gegentheil, auch Hüffer kommt, ähnlich wie Baillen und Max Lehmann, zu dem Resultat, daß vornehmlich Friedrich Wilhelm III. persönlich die Schwäche und Thatlosigkeit der preußischen Politik zuzuschreiben ist; nur zeitweise, wenn das, auch bei diesem Hohenzollern stark ausgebildete Gefühl der Herrscherwürde verletzt schien, raffte sich Friedrich Wilhelm zu einem schnellen, kräftigen Entschluß auf. Im October 1806 äußerte Lombard zu Friedrich Gentz: „Kennen Sie den König? Meine Rechtfertigung liegt ganz und gar in dieser Frage. Ich hätte Sie an meinem Platze sehen mögen. Was hätten Sie gethan, einen Herrscher zum Kriege zu bewegen, der schon den Gedanken daran verabscheut?" — Sicherlich mochte es sehr schwer fallen, den König zum Aufgeben seiner Neutralitätspolitik zu vermögen; aber mit den Worten an Gentz kann Lombard's vorangegangenes Verhalten doch keineswegs gerechtfertigt werden. Denn zu jenem, wie er sagt, vergeblichen Unternehmen, den König von der Nothwendigkeit des Krieges zu überzeugen, dazu hat der Cabinetsrath niemals einen ernstlichen Versuch gemacht. Selbst eine zaghafte, friedliebende Natur, hat er den politischen Anschauungen seines Gebieters sich ganz und gar angepaßt, und die bei Friedrich Wilhelm schon vorhandene Neigung, jedem kräftigen Widerstand gegen Napoleon zu entsagen, noch durch seine Reden verstärkt und befestigt. Dadurch hat Lombard den König in der Meinungsverschiedenheit mit den energischeren Ministern festgehalten und unterstützt, und insofern trifft ihn in der That an der mattherzigen preußischen Politik doch noch eine nicht geringe Verschuldung. Die politischen Denkschriften Lombard's lassen die klare Einsicht, die kühle Berechnung, das thatkräftige Wollen des Staatsmannes ganz vermissen; auch hier mischt sich das weiche Gefühl und die weibliche Schwäche des Verfassers störend ein; der Stil erscheint häufig schwülstig, überschwänglich, phrasenhaft, voll von dem sentimentalen Pathos jener literarischen Epoche. In den diplomatischen Unterhandlungen bewies der Cabinetsrath oft genug eine tactlose Haltung und eine unvorsichtige, fast unbegreifliche Vertrauensseligkeit.

Gewiß, daran kann kein Zweifel sein, Lombard war nimmermehr der Mann, dessen Preußen in dieser sturmbewegten Zeit bedurfte. Aber mit vollem Recht und mit überzeugenden Beweisen nimmt ihn Hüffer in Schutz gegen einige der schlimmsten Vorwürfe, die man seinem Charakter gemacht hat. Ein Verräther, ein bestochener Zuträger der Franzosen ist Lombard sicherlich nicht gewesen, und ebenso verfehlt sind die Angriffe gegen sein Privatleben. Wenn Stein in seiner herben, verletzenden Sprache Lombard als einen „Wüstling", als „entnervten Roué", als „moralisch und physisch gelähmt und abgestumpft" bezeichnet hat, so bieten dem gegenüber die von Hüffer veröffentlichten Briefe an Frau und Kinder, die Aeußerungen des Königs und anderer Zeitgenossen ein völlig anderes Bild: Lombard erscheint als ein treuer, zärtlicher, liebevoller Gatte und Vater, als ein sittlich geachteter Freund und Genosse; seine sorgsam erzogenen Söhne waren 1813 die ersten Berliner Freiwilligen, die dem Rufe des Königs Folge leisteten; sie haben die Schuld des Vaters auf dem Schlachtfelde gesühnt und, was diesem nicht mehr vergönnt gewesen, die Befreiung des Vaterlandes gesehen und mit gefördert.

Doch das Buch von Hüffer stellt sich dar nicht bloß als eine Biographie Lombard's, es ist zu einer Geschichte der preußischen Politik von 1792—1810 erweitert. Um für die Schilderung Lombard's den breiten Rahmen und den tiefen Hintergrund

zu gewinnen, mit dem die Wirksamkeit des Einzelnen erst recht verständlich wird, hat Hüffer der Lebensgeschichte Lombard's die Geschichte derjenigen Institution hinzugefügt, an welche der Name Lombard's sich eng anknüpft, die Geschichte des preußischen Cabinets. Der Name „Cabinetsregierung" paßt — Hüffer hebt dies treffend hervor — streng genommen nur auf das erste Jahrzehnt Friedrich Wilhelm's III., d. h. also auf die Zeit, in der Lombard, der bekannteste aller preußischen Cabinetsräthe, thätig ist. In einem ausführlichen Rückblick auf die frühere Zeit, auf die Zeit seit Entstehung des Cabinets in dem zweiten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts, bespricht Hüffer die Stellung dieser eigenartigen preußischen Behörde unter Friedrich Wilhelm I., Friedrich dem Großen und unter den zwei folgenden Königen. Es bietet sich ihm das Ergebniß: Unter Friedrich Wilhelm I. und Friedrich dem Großen gab es eine Regierung aus dem Cabinet, unter Friedrich Wilhelm III. und theilweise auch unter seinem Vater eine Regierung des Cabinets. Jene beiden Könige entschieden ganz selbständig; die größte politische sowohl wie die kleinste private Angelegenheit wurde von ihnen persönlich, nicht von den Ministern entschieden. Das Cabinet diente nur als ein Werkzeug, um den Willen des Monarchen in schriftliche Form zu fassen und ihn so dem Minister oder direct dem Privatmann zu übermitteln. Hingegen bei einem unselbständigen, Rath und Anlehnung suchenden Fürsten wie Friedrich Wilhelm III., konnten die ihm vertrauten, täglich in seiner Umgebung arbeitenden und mit ihm conferirenden Cabinetsräthe einen Einfluß auf die königlichen Entschließungen gewinnen, der den Einfluß der Minister weit überragte. So kam es, daß die Cabinetsräthe, Beamte ohne Verantwortlichkeit und, im Grunde genommen, subalterne Beamte, thatsächlich, wenn auch nicht rechtlich, an der Regierung bestimmend theilnahmen, in ausgedehnterem Maße theilnahmen als die verantwortlichen, aber dem Könige ferner stehenden Staatsminister. Dies ein Zustand, der sehr leicht zu einer Willkürherrschaft führen konnte; doch ist es dazu in Preußen glücklicherweise nicht gekommen. Die damaligen Cabinetsräthe waren, wiewohl keine kraftvollen Politiker, so doch sämmtlich ehrenhafte Männer. Hüffer legt dar, daß selbst in der Blüthezeit des Cabinets von einer Mißwirthschaft und von einem Willkürregiment in Preußen keine Rede sein könne; insbesondere Beyme, der liberale Leiter der inneren Politik, hat mehrfach zu segensreichen Reformen den Anstoß gegeben.

Wenn Stein und Hardenberg so überaus scharf diese Cabinetsregierung bekämpft haben, so muß von ihren Vorwürfen doch manches in Abzug gebracht werden. Es ist eine historische Erfahrung, daß eine jede, gegen das Alte anstürmende neue Richtung zuerst extrem, übertreibend auftritt, den bisherigen Zustand im Eifer des Angriffes allzu sehr herabsetzend. In Hardenberg's Polemik mischte sich ein gut Theil persönlicher Gereiztheit gegen seine Nebenbuhler; bei der Opposition Stein's ist die leidenschaftliche, rücksichtslose Art des Reichsfreiherrn mit in Anschlag zu bringen. Auch gegenüber einem Manne wie Stein kann die historische Kritik, bei aller Anerkennung seiner Größe und seiner außerordentlichen Verdienste, doch nicht ganz schweigen; anerkennenswerth ist der Freimuth, mit dem Hüffer auf so manches Bedenkliche in Stein's schroffem Auftreten hinzuweisen gewagt hat: so bei den zwei berühmten Denkschriften Stein's im April und September 1806, bei dem unseligen Hader der preußischen Staatsmänner, durch den die kostbarste Zeit und die besten Kräfte 1806 nutzlos vergeudet wurden, dann bei dem ersten Ausscheiden des Ministers aus dem preußischen Staatsdienst im Januar 1807, ein Conflict, für dessen Beurtheilung Hüffer eine dem Könige günstigere Auffassung geltend macht.

Mit besonderer Liebe schildert Hüffer die Reformen seit 1807, indem er darlegt, wie aus den veralteten Formen des achtzehnten Jahrhunderts das moderne Staatswesen sich herauswickelt, und wie „die unsicher begrenzten Amtsbefugnisse der Cabinetsräthe in die Hände verantwortlicher Staatsminister übergehen". Als eine willkommene Ergänzung des Bildes wird die Entwicklung des umgestalteten Cabinets bis zur Gegenwart weiter geführt, bis zu der heutigen Scheidung in ein kaiserliches Civil-, Militär- und Marinecabinet, über die Hüffer mancherlei neue Aufklärung zu bieten vermag.

Kurz hingewiesen sei auch auf eine ebenso gelungene wie erwünschte literarische Untersuchung: Die große politische Literatur, die nach dem Sturz Preußens aufsproßte, die gehässig und scandalsüchtig alle Gebrechen des Staates und des Heeres ans Licht zu zerren suchte, diese oft abstoßende, aber doch historisch nicht unwichtige Publicistik ist von Hüffer zum ersten Male einer scharfsinnigen, umfassenden Durchforschung unterzogen worden.

Reich an neuen historischen Ergebnissen, ladet das Hüffer'sche Werk besonders auch durch die gefällige Form der Darstellung zu näherem Studium ein.

Albert Naudé.

Das Stammbuch von August von Goethe.

In den Mittheilungen des Herrn Dr. Vulpius: „Ueber das Stammbuch von August von Goethe" (Deutsche Rundschau, 1891, Bd. LXVIII, S. 244) heißt es: „Die Großmutter selbst hat es verstanden, durch einen der sinnigsten Einträge das Stammbuch zu schmücken (S. 164):

Tritten des Wanderers über den Schnee sei ähnlich Dein Leben,
Es bezeichne die Spur, aber beflecke sie nicht."

Da hieraus, dem Wortlaute nach, leicht der irrthümliche Schluß gezogen werden könnte, das Distichon stamme von Frau Rath selbst, sei daran erinnert, daß Carl Ludwig von Knebel der Verfasser ist. Es steht mit sehr geringer Veränderung in seinem literarischen Nachlaß, Band I, S. 95 unter: „Lebensblüthen in Distichen", und heißt dort:

„Tritten des Wand'rers über den Schnee sei ähnlich mein Leben,
Es bezeichne die Spur, aber beflecke sie nicht."

Seine Entstehung verdankt es einem heiteren Beisammensein Goethe's, Knebel's und einiger anderer Jenenser Freunde im Hause des botanischen Gartens zu Jena. Während eine lebhafte Unterhaltung die Geister völlig in Anspruch genommen hatte, war draußen der erste Schnee gefallen. Plötzlich bemerkte Goethe das überraschend veränderte Bild, und von dessen Schönheit mächtig ergriffen, schlug er vor, Jeder solle ein Gedicht darauf machen.

Knebel trat an das Fenster, blickte eine Zeit lang sinnend hinaus über den Garten, das Thal, zu den Bergen — überall dieselbe blendend weiße, weiche Hülle von frisch gefallenem Schnee. Er nahm ein Blatt Papier zur Hand und schrieb das erwähnte Distichon nieder, und Goethe, der Andere so gern anerkannte, war so entzückt davon, daß er ausrief: „Knebel, für dieses Distichon gäb' ich einen Band meiner Werke hin!"

Die Enkelin Knebel's, der wir das Obige verdanken, schreibt uns dazu: „Diese kleine Episode aus dem Leben meines Großvaters habe ich in meiner Jugend oft und immer genau in derselben Weise erzählen hören, sowohl von meinem Vater als auch besonders anschaulich und lebendig von dem verstorbenen Dr. Theophilus Bayer in Jena, der als Hauslehrer des jüngsten Sohnes K. L. v. Knebel's Jahre lang in dessen Hause lebte und bis zu seinem Tode ein Freund der Familie blieb. Ich kann deshalb für die Wahrheit des Mitgetheilten einstehen."

vv. **Christoph Columbus.** Von Sophus Ruge. Mit Columbus' Bildniß und einer Karte. Dresden, Ehlermann, 1892. (Führende Geister. Eine Sammlung von Biographien. Herausgegeben von Dr. A. Bettelheim, IV. Bd.)

Unter den vielen unsere Zeiten bewegenden Fragen gehört die Columbusfrage zwar nicht gerade zu den brennendsten, aber jedenfalls zu den schwierigsten. So merkwürdig es klingt, so wahr ist es, daß über Geburtsort, Herkunft, Lebensgang 2c. des Entdeckers der neuen Welt noch immer große Unklarheit besteht. Verschiedene Forscher streiten erbittert über alle diese Punkte und wissen jeder ihre Ansichten mit so vielen Argumenten zu unterstützen, daß es dem Laien schließlich schwer genug werden mag, seinen Weg durch diese Controversen zu finden. Eine große bändereiche Litteratur ist bereits als Frucht dieser Fehden entstanden. Das Jahr 1892 bringt die vierhundertjährige Wiederkehr des Tages, an welchem der kühne Seefahrer zum ersten Male die neue Welt berührte. Dieser Umstand hat die Columbusforschung gegenwärtig besonders angeregt. In Italien und Spanien sind neue große Urkundenwerke in Vorbereitung, in der ganzen übrigen gebildeten Welt werden populäre Darstellungen des welthistorischen Ereignisses geplant. Das hier vorliegende, von einem vortrefflichen Kenner geschriebene Buch dürfte aber von wenigen der zusammenfassenden Schriften über diesen Gegenstand erreicht werden. Es bringt in knapper angenehmer Darstellung dem Leser den gesammten Stand der historischen Forschung vor Augen. Ohne auf schwierige gelehrte Untersuchungen einzugehen, resumirt es kurz ihre wesentlichen Ergebnisse. Da es mit Benützung der vollständigen Literatur abgefaßt ist, bringt es auch dem Geographen und Historiker ziemlich viel Neues. Es läßt sich daher erwarten, daß die kleine Schrift nicht nur im laufenden Jahre viele und dankbare Leser finden wird.

ow. **Die vormals kurhessische Armeedivision im Sommer 1866.** Auf Grund des vorhandenen actenmäßigen Materials sowie der eigenen Erlebnisse, dargestellt von Julius von Schmidt, Generallieutenant z. D. Kassel, Max Brunnemann, 1892.

„Alios ad proelium ire videas, Chattos ad bellum." Tacitus: Germania.

General v. Schmidt hat, indem er den Untergang der vormals kurhessischen Armeedivision schrieb, — denn das war das Ende ihrer Geschichte im Jahre 1866, — sich an eine schwere Aufgabe gewagt; schwer als ehemals kurhessischer Officier, welcher nicht kriegerisch ruhmvolle Thaten zu verherrlichen, vielmehr zu berichten hatte, wie eine leidige Politik den hessischen Löwen gerade in dem Augenblick großer weltgeschichtlicher Ereignisse lähmte. Wir glauben weniger, daß, wie das Vorwort sagt, „die Arbeit aus dem persönlichen Bedürfniß des Verfassers entstanden ist, sich selbst volle Klarheit über die damaligen Vorgänge zu verschaffen", als vielmehr, daß von Schmidt bestrebt war, — diese Worte finden wir kurz vorher an derselben Stelle, — zu zeigen, daß „nicht die Truppe die Schuld trägt, wenn ein anerkannt braves Contingent mit einer alten, ruhm- und ehrenreichen Geschichte so klanglos enden konnte. Den, unseres Erachtens gelungenen Versuch des Verfassers, die Haltung der kurhessischen Truppen vor aller Welt zu rechtfertigen, begrüßen wir schon um deswegen lebhaft, weil es nicht an Stimmen gefehlt hat, welche, wie u. A. Edouard Simon in seinem „Kaiser Wilhelm und sein Reich" (Seite 189), den Truppen geradezu ehrenrührige Gesinnungen vorzuwerfen sich erkühnten. Die Schrift umfaßt zwei Hauptabschnitte: Erstens, der 16. Juni in Kassel, und der Marsch der Kasseler Garnison unter Generalmajor v. Schenk zu Schweinsberg von Kassel nach Hanau; zweitens, unter dem Commando des Generalmajors v. Loßberg. Die in Rede stehende literarische Arbeit basirt auf dem Kriegstagebuch der ehemals kurhessischen Armeedivision und auf zum Theil bis jetzt noch nicht bekannt gewordenen politischen Documenten. Der an die Spitze dieser Zeilen gesetzte Ausspruch des Tacitus, von den militärischen Tugenden der Germanen sprechend, zeichnet in besonderer Weise die Katten aus, und es ist diesem mitteldeutschen Stamme im Laufe der Jahrhunderte gelungen, seinen Schild unbefleckt zu bewahren, um endlich — die einen nennen es göttliches Geschick, die anderen weltgeschichtliche Logik — ruhmlos unterzugehen. Diesmal, so zeigt uns das Buch, mußten die Katten unvorbereitet für die Schlacht, geschweige denn für einen Feldzug, den Stammsitzen in fluchtähnlicher Weise den Rücken kehren. Die Vorgänge in Kassel im Laufe des 16. Juni 1866 liefern auf der anderen Seite freilich wieder für den guten militärischen Geist vollgültigen Beweis; denn in Stunden verrichteten damals die Truppen Arbeiten, für welche bei einer heutigen Mobilmachung Tage vorgesehen sind, ohne indes kriegsbereit werden zu können. Der zweite Abschnitt beginnt mit den Tagen in Hanau, dem Vereinigungspunkte des Kontingentes und dem Anfange bitterer Enttäuschungen. Die Gefangennahme des Kurfürsten in Wilhelmshöhe raubt der unglücklichen Truppe den Kriegsherrn, welche nunmehr nach Bundesbeschluß dem Prinzen Alexander von Hessen, Commandirenden des VIII. deutschen Bundes-Armeecorps, unterstellt wird. Von jetzt an treten die diplomatischen Verhandlungen des Generalmajors v. Loßberg mit dem Prinzen Alexander, dem Bundestage und später, als die Truppen in Mainz eingerückt waren, mit dem Gouverneur dieser Festung in den Vordergrund, um ihren endlichen Abschluß in den Unterhandlungen mit Preußen zu finden. Trotzdem man bestrebt war, von den Kurhessen im Felde wie in der Festung Mainz ernste, kriegerische Leistungen zu verlangen, legte man nichts desto weniger der von der Truppe erstrebten Mobilmachung die größten Schwierigkeiten in den Weg. Wir können es nur bedauern, daß v. Schmidt — schwer ist es ihm gewiß geworden — gezwungen war, bei der Darstellung der letzten Zeit seines vaterländischen Contingents, welches im härtesten Sinne des Wortes herrenlos war, sich

politischen Erwägungen in einem Grade hinzugeben, wie es bei einer militärischen Schrift unter gewöhnlichen Verhältnissen nicht der Fall sein sollte. Hier wurde es deshalb nothwendig, weil die Politik leider die bestimmene Rolle übernommen hatte. Wir haben selbst im Jahre 1866 als Soldat unter den hessischen Fahnen in Reih' und Glied gestanden, und können uns am Schlusse der Besprechung einer Schrift, welche grelles Licht auf bisher theilweise verborgene Vorgänge in jener Zeit wirft, nicht enthalten, dem persönlichen Gefühle, in welchem wir uns mit vielen ehemaligen Kameraden Eins wissen, Ausdruck zu verleihen: daß wir die Hannoveraner um ihr Langensalza beneideten! — Wir unterließen es, auf den Inhalt der Schrift näher einzugehen, weil wir nicht die Lectüre derselben ersetzen, sondern vielmehr die Anregung dazu geben wollten.

ρ. **Das Hohenzollern-Museum** in Berlin. Von Paul Lindenberg. Berlin, W., Verlag von Dr. E. Mertens & Co., 1892.

Wir wüßten unter den jüngeren Schriftstellern, welche Berlin zum Gegenstand ihres Studiums und ihrer Darstellung gewählt haben, kaum einen Zweiten, der sich dieser Aufgabe mit solcher Liebe gewidmet, so sehr einen Lebensberuf daraus gemacht hätte, wie Paul Lindenberg. Zu sagen, daß er Berlin kennt, wäre noch nicht viel, obwohl es bei der unaufhörlichen Weiterentwicklung dieser Stadt auch eine nie rastende Thätigkeit voraussetzt, wenn man ihr folgen will. Allein diese Beschäftigung erhöht sich für unsern Autor in dem Sinne, daß er sie mit allen guten Eigenschaften des geborenen Berliners durchdringt, daß sein Herz, sein Bürgerstolz und sein Patriotismus bei der Sache sind. Wenn diese Wärme des Empfindens jeder seiner Schilderungen eine freundliche Temperatur verleiht, so fehlt ihm nicht das Verständniß für die derberen Seiten des Berliner Charakters und die dunkleren Züge des Berliner Lebens, noch auch das Fundament eines ganz soliden historischen Wissens. Es erfreuen sich daher seine (bei Reclam, in dessen Universal-Bibliothek erschienenen) acht Bändchen, die unter dem Titel „Berlin" das ganze Gebiet unsrer Stadt mit ihren Umgebungen eingehend behandeln, einer großen Beliebtheit; sie haben nicht wenig dazu beigetragen, die genauere Kenntniß von Berlins Vergangenheit in weite Kreise zu tragen und sind in ihrer leichten, gefälligen und treuen Wiedergabe der Gegenwart gewiß manchem Fremden nützlich und angenehm geworden. Als ein Führer solcher Art wird auch das vorliegende, besonders reich und geschmackvoll ausgestattete Werkchen seine vortrefflichen Dienste leisten; der Mittagszauber des alterthümlichen Schlößchens mit seinem stillen Garten an der Spree, seinen Schätzen der Erinnerung, aufgehäuft in feierlichen Sälen, wird auf diesen Seiten lebendig: sie wandeln an uns vorüber, die fürstlichen Gestalten der Hohenzollern, und treten, indem wir durch diese Räume von Jahrhundert zu Jahrhundert schreiten, in ihrer menschlichen Erscheinung an uns heran, in den Dingen des täglichen Gebrauchs und der gewohnten Umgebung, die für jede von ihnen charakteristisch waren. Von schweren Kämpfen, heldenmüthig bestanden und glorreich durchgeführt, erzählen sie; von großen Schicksalen, standhaft ertragen und rühmlich überwunden. Dieß Alles, geschickt und übersichtlich aneinandergereiht, wird man in Lindenberg's Beschreibung finden, welche durch eine Reihe vorzüglicher Heliogravüren an unmittelbarer Anschaulichkeit noch gewinnt.

ρ. **Deutscher Literatur-Kalender** auf das Jahr 1892. Herausgegeben von Joseph Kürschner. Vierzehnter Jahrgang. Mit einem Portrait. Stuttgart, Jos. Kürschner's Selbstverlag.

In Tausenden von Arbeitszimmern, auf den Schreibtischen aller Derer, die mit der deutschen Literatur irgendwie zu thun haben, von Schriftstellern, Buchhändlern, Redactionen und nicht am wenigsten von Behörden wird um diese Zeit der neue Jahrgang von Kürschner's Literatur-Kalender seinen Platz gefunden haben. Mit Spannung erwartet, bringt er jedesmal eine Verbesserung oder Erweiterung und nicht selten eine Ueberraschung, wie gegenwärtig das niedliche „Taschenbuch", mit Kalendarium, Tabellen und Nachweisen aller Art, aus denen wir z. B. erfahren, daß von den deutschen Städten in Berlin die meisten Schriftsteller leben, nämlich 1521, dann kommt Wien mit 1166, München mit 409, Leipzig mit 302 — die Vororte nicht einmal mitgerechnet. Der Kalender selbst ist von 59 Seiten in der ersten Abtheilung auf 87 und von 1103 Seiten in der zweiten auf 1434, also zusammen um 359 Seiten gewachsen; denn nicht nur hat die Zahl der Schriftsteller beiderlei Geschlechts abermals so sehr zugenommen, daß ihr Adressenverzeichniß jetzt 1262 Seiten füllt gegen 1038 im Vorjahr (und im Nachtrag noch 29 gegen 6), wir erhalten diesmal auch als sehr erwünschte Zugabe die deutschen Verleger auf 67 Seiten, und zwar mit allerlei für die Schriftsteller nützlichen Anmerkungen über die Richtung des Verlags, die Zusendung von Manuscripten u. s. w. Ganz besonders interessant ist am Schlusse des gewichtigen, aber dennoch sehr handlichen Bandes, die Statistik der Literatur-Kalenderangaben: hier erst überblicken wir, welch' ein ungeheures Material zu bewältigen war. Sind doch allein dreißig Tausend Postsendungen nöthig gewesen, nur um es zu beschaffen! Arbeit und Mühe genug hat die Herstellung des Werkes gekostet, und sie werden naturgemäß von Jahr zu Jahr noch zunehmen; aber von Jahr zu Jahr ist der Literatur-Kalender auch reicher, vollständiger, praktischer geworden, und dafür danken wir dem unermüdlichen Herausgeber.

γ. **Allotria.** Von Friedrich Theodor Vischer. Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp. 1892.

Friedrich Vischer's Sohn Robert, Professor an dem Polytechnicum zu Aachen, hat unter dem Beirath von Professor Richard Weltrich zu München eine Sammlung von Kleinigkeiten aus der Feder F. Vischer's veranstaltet, welche bisher an verschiedenen, oft recht schwer zugäng-

lichen Orten zerstreut und darum nahezu verschollen waren, welche aber doch theils an sich werthvoll, theils zur Charakteristik des großen Schriftstellers von Bedeutung sind. Wir heißen deshalb die ganze Sammlung von Herzen willkommen und zweifeln nicht, daß die deutsche Lesewelt dasselbe thun wird. Da sind zunächst, als erste Abtheilung, ein paar Novellen aus dem Jahre 1830—1831, welche in ihrer Mischung von Gemüth, Humor und Philosophie einen eigenthümlichen Jean Paul'schen Reiz besitzen, der durch das von unserer Sensationsliteratur so ganz abweichende idyllische Gepräge noch erhöht wird (Freuden und Leiden des Scribenten Felix Wagner; Cordelia). Darauf folgen, als zweite Abtheilung, Gedichte, voran die 1867 ohne Namen erschienenen Epigramme aus Baden-Baden, welche das in der berühmten Bäderstadt damals noch sich breitmachende französische Demimonde-Wesen und den Fluch der Spielhölle zum Gegenstand einer oft wahrhaft juvenalischen Satire machen. Weiterhin erhalten wir in dieser Abtheilung allerlei Späne und Schnitzel, welche aber von dem Alles durchleuchtenden Geist Vischer's ihre Bedeutung empfangen (der deutsche Bundestag, 1859; der Herzog von Kukumberland, 1878; nach Dorpat, 1887; in ein Album für Ischia, 1883; die Deutschen, 1883 u. s. w.). An letzter Stelle der Gedichte stehen die Gesänge Schartenmayer's, welche Fr. Vischer in den studentischen Kreisen Tübingens so überaus volksthümlich gemacht haben, daß man ihn selbst nur „den Schartenmayer" nannte. Vornehmlich heben wir hervor die Hinrichtung des Trommlers Datpheus und des „Helfers" (Diaconus) Brehm, dann das komische Epos vom deutschen Kriege 1870—71, welches neben dem Lied: „König Wilhelm saß ganz heiter" und dem Füsilier Kutschke ohne Zweifel unter den humoristischen Erzeugnissen der Kriegspoesie von 1870 die größte Volksthümlichkeit, wenigstens im Süden, erlangt hat. In einer dritten Abtheilung werden uns drei dramatische Stücke geboten: 1. der 1885 entstandene „einfachere Schluß der Tragödie Faust," in welchem Vischer, dem Goethe „sicher droben auf dem Parnaß stand", es eben deshalb wagen zu dürfen glaubte, das dem Lachen preiszugeben, was auch an dem Größten sterblich ist: 2. das herzige schwäbische Lustspiel „Nicht Ia" (1884); endlich 3. das Festspiel zur Uhlandfeier des Jahres 1887. Der Titel der ganzen Sammlung stammt aus einem Gedichte Fr. Vischers, in welchem er den Erzeugnissen seiner gelehrten Arbeit mit gemüthvollem Scherze die Eingebungen der Muse als „Allotria" gegenüberstellt. Daß er aber eben beides gewesen ist, ein tiefer Denker und Ergründer des Schönen und daneben ein selbst von der Muse reich Begnadeter, das ruft uns auch diese Sammlung aufs Neue ins dankbare Gedächtniß.

κγβ. **Les grands écrivains français.** — Bernardin de Saint-Pierre. Par Arvède Barine. Paris, Hachette. 1891.

Bernardin de Saint-Pierre ist unter den französischen Autoren einer der einflußreichsten gewesen. Ganze Dichterschulen haben die Naturschilderung von ihm gelernt, und, mögen die Erwachsenen ihn jetzt liegen lassen, die Jugend erwärmt sich noch immer an „Paul et Virginie". Das vorliegende Buch hebt die Bedeutung Bernardin's sehr geschickt hervor. Keine allgemeinen Phrasen; an sorgfältig gewählten Beispielen zeigt der Verfasser Betrachtungsweise, Gedankenflug und Stil des seltsamen Phantasten. Beleuchtet wird all das vermittelst der vergleichenden Methode, die Taine zuerst anwandte. Die typische Schilderung eines Seesturmes bei Fénelon wird neben die naturalistische, aber noch einfache Zeichnung Saint-Pierre's gestellt, dieser dann die bunte Malerei Loti's entgegengesetzt; lesen wir die drei Proben, „so können wir den Weg messen, welchen die beschreibende Literatur seit zwei Jahrhunderten durchlaufen hat." Aber nicht nur mit Vorgängern und Nachfolgern, auch mit seinem Zeitgenossen und Freunde Rousseau wird der große Landschaftspoet verglichen. Das Resultat ist: Rousseau gibt mehr die Gefühle wider, welche eine Gegend im Menschenherzen aufregt, Saint-Pierre mehr die Konturen der Berge und Flächen. Uebrigens ist das Verhältniß beider Männer hochinteressant. Sie waren beide reizbar und schwärmerisch, wie Naturenthusiasten und Naturbeschreibern zukommt; infolge dessen früh menschenscheu und allein mit der Natur. Zwei Köpfe, wimmelnd von tollen Launen und tolleren Projecten. Nur daß Saint-Pierre mit den seinigen Ernst macht. Während Rousseau über den Naturzustand des Menschen und die ideale Republik schreibt, will sein Gesinnungsgenosse eine solche gründen — am Kaspisee. „Gäbe es einen Ort auf Erden, in schönem Klima gelegen, wo man Ehrlichkeit, Reichthum und Gesellschaft zusammenfände infolge der Sicherheit des Eigenthums: der Ort wäre bald bevölkert. Diese glückliche Gegend liegt am Ostufer des Kaspischen Meeres; aber die Tartaren, die sie bewohnen, haben eine Wüste daraus gemacht." Und auf solche Chimäre hin reist dieser Politiker von Wolkenkuckucksheim, ohne Geld und ohne Empfehlungen, bis Moskau, um dort allerdings seinen Plan aufzugeben. Dieses ist nur eine Episode aus einem episodenreichen Dasein. Man wird die Biographie mit größtem Interesse lesen, zumal der Verfasser meisterhaft verstanden hat, die schriftstellerischen Leistungen Saint-Pierre's aus den Lebensereignissen hervorwachsen zu lassen, und diese Leistungen selber nach ihrem historischen wie nach ihrem actuellen Werth kundig und ausgiebig zu würdigen.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 10. März zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Aschrott. — Die Behandlung der verwahrlosten und verbrecherischen Jugend und Vorschläge zur Reform von Dr. P. F. Aschrott, Amtsrichter in Berlin. Berlin 1892. Verlag von Otto Liebmann.

Basch. — Wirthschaftliche Weltlage. Börse und Geldmarkt. Von Julius Basch, Redacteur. Dritte Auflage. Berlin. Verlag von K. L. Prager. 1892.

Berg. — Der Naturalismus. Zur Psychologie der modernen Kunst. Von Leo Berg. München. Verlag der Münchener Handelsdruckerei & Verlagsanstalt M. Poessl. 1892.

Blümner. — Der bildliche Ausdruck in den Reden des Fürsten Bismarck. Von Hugo Blümner, Prof. der klass. Philologie an der Universität Zürich. Leipzig. Verlag von S. Hirzel. 1891.

Brehm's Thierleben. Allgemeine Kunde des Thierreichs. Mit 1800 Abbildungen im Text, 9 Karten und 180 Tafeln in Farbendruck und Holzschnitt. Dritte, gänzlich neu bearbeitete Auflage. Von Prof. Dr. Pechuel-Loesche. Sechster Band: Die Vögel. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut. 1892.

Broglie. — Le Présent et l'Avenir du Catholicisme en France par M. l'Abbé de Broglie. Paris. Librairie Plon: E. Plon, Nourrit & Cie. 1892.

Bunge. — Camoëns. Ein Dichterleben. Roman in Versen von Rudolf Bunge. Leipzig. Verlag von Abel & Müller.

Cherbuliez. — L'Art et la Nature. Par Victor Cherbuliez, de l'Académie Française. Paris. Librairie Hachette & Cie. 1892.

Collection of British Authors. Tauchnitz-Edition. Vol. 2739: The Light of Asia by Sir Edwin Arnold. In one Volume. — Vol. 2753—2754: Memoir of the Life of Laurence Oliphant and of Alice Oliphant, his Wife. By Margaret Oliphant W. Oliphant. In two Volumes. — Vol. 2717: My official Wife. By Col. Richard Henry Savage. In one Volume. — Vol. 2776: The idle Thoughts of an idle Fellow. By Jerome K. Jerome. In one Volume. — Vol. 2777—2779: Darkness and Dawn by F. W. Farrar. In three Volumes. — Vol. 2781: Santa Barbara etc. By Ouida. In one Volume. — Vol. 2789: A Widower indeed. By Rhoda Broughton and Elizabeth Bisland. In one Volume. — Vol. 2793: Over the Teacups. By Oliver Wendell Holmes. In one Volume. — Vol. 2800—2801: Tess of the d'Urbervilles. By Thomas Hardy. In two Volumes. — Vol. 2803: Love-Letters of a wordly Woman. By Mrs. W. K. Clifford. In one Volume. Leipzig. Bernhard Tauchnitz. 1891/92.

Davout in Hamburg. Ein Beitrag zur Geschichte der Jahre 1813—1814. Von einem Freunde historischer Wahrheit. Deutsche Ausgabe. Mülheim (Ruhr). Verlag von Max Röder (Carl Ziegenhirt Nachf.). 1892.

Didon. — Indissolubilité et Divorce. Conférences de Saint-Philippe du Roule avec Préface et Epilogue. Par le P. Didon de l'Ordre de Saint-Dominique. Nouvelle Edition. Paris. Librairie Plon: E. Plon, Nourrit & Cie. 1892.

Drucker. — Ueber Verbrecher und Vertheidiger. Vortrag von Dr. Leopold Drucker, Hof- und Gerichts-Advocat in Wien. Wien 1892. Manz'sche k. u. k. Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhandlung.

Émile de Laveleye. Bruges, 5. Avril 1822. Doyon, 2. Janvier 1892. Avec Portrait. Bruxelles. Librairie Européenne C. Muquardt. 1892.

Erbe. — Randbemerkungen zu Dr. Wustmann's Allerhand Sprachdummheiten. Untersuchungen über wichtige Gegenstände der deutschen Sprachlehre von Professor Karl Erbe, d. Z. Vorsitzender des deutschen Sprachvereins in Stuttgart. Stuttgart. Verlag von Adolf Bonz & Comp. 1892.

Freising. — Leitfaden für den Tanz-Unterricht. Verbunden mit einer Anleitung zur Ausbildung des Körpers auf Grundlage der französischen Tanzschule und der vom Verfasser begründeten ästhetischen Gymnastik für Tanzlehrer, Schuldirektoren, Vorsteher von Erziehungs-Anstalten und Freunde der Tanzkunst von A. Freising, Kgl. Universitäts-Tanzlehrer. Berlin 1892. Druck und Verlag von Otto Dreyer.

Friedberg. — Andreas Hofer. Ein historisches Trauerspiel in 5 Aufzügen von Franz von Friedberg. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag. 1892.

Furchheim. — Bibliografia di Pompei, Ercolano e Stabia. Compilata da Friedrich Furchheim, Libraio. Seconda Edizione riveduta e notevolmente aumentata. Napoli. F. Furchheim, Libraio-Editore. 1891.

Gasteiger. — Die Zillerthaler Protestanten und ihre Ausweisung aus Tirol. Eine Episode aus der vaterländischen Geschichte aktenmässig dargestellt von Dr. Gustav Gasteiger. (Aus dem Nachlasse herausgegeben von Anton Edlinger.) Mit dem Bilde des Verfassers. Meran 1892. F. W. Elmenreich's Verlag.

Gerlach. — Goethe als Socialpolitiker. Ein Beitrag zur Beurtheilung der socialen Frage von Professor Dr. Gerlach. Dessau-Leipzig. Rich. Kahle's Verlag (Herm. Oesterwitz). 1892.

Grimm. — Der deutsche Protestantismus und die Ideale unseres Volks am Anfang und Ausgang unseres Jahrhunderts. Ein Vortrag von Dr. Eduard Grimm, Archidiakonus in Weimar. Berlin 1892. Hermann Walther (Walther & Apolant's Verlagsbuchhandlung).

Grünhagen. — Schlesien unter Friedrich dem Grossen von Dr. C. Grünhagen, Kgl. Geh. Archivrath und Professor an der Universität Breslau. Zweiter Band: 1756—1786. Breslau. Verlag von Wilhelm Koebner. 1892.

Hanslick. — Aus dem Tagebuch eines Musikers. (Die „Moderne Oper" VI. Theil.) Kritiken und Schilderungen von Eduard Hanslick. Berlin. Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 1892.

Hipler. — Der Ruin des Volksgewissens. Von Wendel Hipler. Leipzig. Verlag von Carl Jacobsen. 1892.

Kautzsch. — Die Heilige Schrift des Alten Testaments in Verbindung mit Professor Baethgen in Greifswald u. A. übersetzt und herausgegeben von E. Kautzsch, Professor der Theologie in Halle. Subscriptions-Ausgabe in Halbbänden. Erster Halbband. Freiburg i. B. 1892. Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Keiter. — Heinrich Heine. Sein Leben, sein Charakter und seine Werke dargestellt von Heinrich Keiter. (Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland. Dritte Vereinsschrift für 1891.) Köln 1891. Commissionsverlag und Druck von J. P. Bachem.

Lassar. — Die gesundheitsschädliche Tragweite der Prostitution. Eine social-medicinische Betrachtung von Dr. Oscar Lassar. Berlin 1892. Verlag von August Hirschwald.

Lieder eines Semiten. Hamburg. Verlag von A. Goldschmidt. 1892.

Manuela. — Rudolf von der Wart. Trauerspiel in fünf Aufzügen von M. Manuela. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag. 1892.

Marina. — Romania e Germania ovvero il Mondo Germanico secondo le Relazioni di Tacito e nei suoi veri Caratteri, Rapporti e Influenza sul Mondo Romano. Studio del Prof. Dr. Guiseppe Marina. Trieste. Libreria F. H. Schimpff, Editrice. 1892.

Meyer's Kleines Konversations-Lexikon. Fünfte, gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. 66 Lieferungen oder 2 Bände mit mehr als 100 Beilagen, Karten und Bildertafeln in Holzschnitt, Kupferstich und Chromodruck. I. Band. 1. Heft. Leipzig und Wien. Verlag des Bibliographischen Instituts. 1892.

Odinga. — Ueber die Einflüsse der Romantik auf Heinrich Heine. Ein Vortrag von Dr. Theodor Odinga, Privatdozent am Eidgenössischen Polytechnikum. Leipzig. Verlag von Gustav Fock. 1891.

Oriani. — La Lotta Politica in Italia. Origini della Lotta Attuale (476—1887). Di Alfredo Oriani. 1892. L. Roux e C. Editori. Torino-Roma.

Pastor. — Donatello. Eine evolutionistische Untersuchung auf kunsthistorischem Gebiet. Von Willy Pastor. Gießen. Verlag von E. Trenckmann. 1892.

Polenz. — Die Versuchung. Eine Studie von Wilhelm von Polenz. Dresden und Leipzig. Verlag von Heinrich Minden.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Rudolf Schwartz** in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Prinzessin Leiladin.

Ein Märchen

von

Marie von Ebner-Eschenbach.

Es war einmal eine wunderschöne Prinzessin. Sie hieß Leiladin und hatte die weißeste Haut, die rosenfarbigsten Wangen und eine Fülle lichtblonder Haare, fein und weich wie Seide. Bis zu den Fersen wallten sie ihr nieder und umhüllten sie gleich einem goldenen Mantel. Sieben Friseure zogen immer hinter ihr her, um ihr prachtvolles Gelock in Ordnung zu halten. Sie kämmten es mit Kämmen aus der veilchenduftenden Schale der Königsschildkröte und bürsteten es mit kleinen in Edelsteine gefaßten Besen aus den Borsten des Edelschweines, das alle hundert Jahre einmal am Cap der Träume geboren wird. Und wenn eines der Haare der Prinzessin beim Frisiren ausging, wurden allen sieben Friseuren die Köpfe abgeschlagen.

Die Prinzessin aß und trank und schlief, sie lachte und lächelte hold, machte nette Gedichte, schrieb nette Briefe, sang und tanzte sehr zierlich; sie verstand sich vortrefflich darauf, die Gesandten fremder Höfe zu empfangen und den Vorsitz im Kronrathe zu führen.

Von ihrer Schönheit, ihrer Wohlerzogenheit, von ihren Talenten und Tugenden wußte die halbe Welt, von einer Eigenthümlichkeit, die sie hatte, nur der Leibmedicinalrath, der Präsident des obersten Kronrathes und der alte getreue Hofnarr, sonst Niemand. Am wenigsten sie selbst, denn es wurde als Staatsgeheimniß betrachtet: Die Prinzessin war nämlich inwendig aus Pappendeckel.

Der Präsident und der Leibmedicinalrath freuten sich darüber und sagten: „Dieser Pappendeckelhaftigkeit verdankt sie ihren bewunderungswürdigen, der exceptionellen Stellung, die sie einnimmt, so außerordentlich angemessenen Gleichmuth.“ Der Hofnarr jedoch schüttelte den Kopf: „Wo aber,“ fragte er, „bleibt das Temperament, das ich meines Theils höher schätze als irgend etwas Hohes?“

Die Zeit kam heran, in welcher die Kronräthe die Prinzessin aufmerksam machten, daß es nun für sie schicklich wäre, sich zu verheirathen. Sie nahm das zur Kenntniß und erwiderte:

„Meine Kronräthe wissen, daß ich immer Alles thue, was sich schickt. So verheirathen wir mich denn."

Bewerber um die Hand einer schönen, reichen Prinzessin braucht man nicht lange zu suchen. Dutzendweise zogen sie heran und bemühten sich, Jeder in seiner Art, das goldgefiederte Vöglein zu locken, mit dessen Besitz derjenige eines Krönleins verbunden war. Die Herren überboten einander in der glorreichen Ausübung ritterlicher Künste oder suchten durch geistige Vorzüge zu bezaubern. Wer Verstand hatte, entfaltete ihn wie der Pfau sein Rad; wer Gemüth hatte, erschloß dessen Tiefen und ließ ihre Unermeßlichkeit ahnen.

Manche Woche schon dauerte das Wettbewerben, und keiner von den Freiern durfte sich der geringsten Bevorzugung rühmen. Die Kronräthe begannen die Geduld zu verlieren: „Entschließe Dich, erwähle Einen und gieb den Uebrigen den Laufpaß," beschworen sie ihre Gebieterin. Aber diese antwortete:

„Was würden die verabschiedeten Herren von meiner Wohlerzogenheit denken? Man soll gegen alle seine Gäste gleich liebenswürdig sein. Ich mag nicht einer Person zu Gefallen für unhöflich gehalten werden von einer ganzen Gesellschaft."

Der Präsident und der Leibmedicinalrath gestanden einander, daß sich in dieser Aeußerung eine Eitelkeit kundgebe, deren sie die Prinzessin unfähig gehalten hätten. Da lachte der Hofnarr sie aus und sagte:

„Wozu habt Ihr Euern Verstand, wenn Ihr nicht unter Anderem auch wißt, daß Pappendeckelhaftigkeit und Eitelkeit unzertrennlich sind?"

Endlich entschlossen sich die Räthe, die Wahl selbst zu treffen. Sie sollte auf Denjenigen fallen, der die Prinzessin am uneigennützigsten liebte, und die Würdenträger griffen, um darüber ins Reine zu kommen, zu einem altbewährten Mittel. Sie luden die Freier zu einer vertraulichen Sitzung ein, und der Redner sprach zu ihnen:

„Es ist ein Nebensächliches, was wir Euch zu eröffnen haben, Hohe und Edle, und wird wirkungslos an Euch abprallen, und dennoch geziemt sich's, daß wir es Euch mittheilen. Wisset denn, unser, die Archive unermüdlich durchforschender Rechtsgelehrter ist auf einen Paragraphen im Gesetz gestoßen, der unsere Prinzessin ihres Reiches und ihrer Reichthümer verlustig macht, sobald sie sich vermählt. In diesem Falle soll die Hochzeit mit königlichem Gepränge ausgerichtet, die Neuvermählte bis an die Grenze gebracht und dort entlassen werden auf Nimmerwiederkehr, und ohne anderes Heirathsgut als ihre Bettlade, ein Kissen und eine Decke."

Die Gesichter sämmtlicher Bewerber verlängerten sich sehr während dieser Rede, nur das eines jungen Helden, eines hübschen, blondhaarigen Burschen mit schwärmerischen Augen und kräftigen Fäusten wurde immer runder und strahlte vor stiller Hoffnungsfreudigkeit wie der helle Vollmond.

Eine finstere Wolke glitt darüber hin, so oft einer der anderen Freier das Wort ergriff. Dieser wollte sich als der wahrste Freund der Prinzessin aufspielen und rieth: „Sie lasse das Heirathen sein und regiere nach dem Muster anderer großer unvermählt gebliebener Herrscherinnen."

„Schlechte Gesetze soll man aufheben," erklärte Jener; ein Dritter meinte: „Oder umgehen," und ein Vierter wußte schon, wie das zu machen sei.

Da sprang der junge Held auf und rief: „Das Gesetz soll unangetastet bleiben, es ist weise und liebevoll; es sorgt dafür, daß die himmlische Prinzessin nur von Einem heimgeführt wird, dem sie, dem ihr eigenes, holdes, hohes Selbst als Inbegriff aller Erdengüter gilt. Daß sie doch mir zu Theil würde! Ich schenkte Euch gern die Mitgift, die Euer Paragraph ihr auswirft. Behaltet Euer Bett, Eure Decke, Euer Kissen. Mein Schild soll ihr Bett sein, mein Mantel ihre Decke, mein Arm ihr Kissen, bis ich ihr die Welt erobere und zu Füßen lege, was gewiß geschieht, denn der Glücklichste unter der Sonne muß auch unüberwindlich sein."

Als die Freier ihn so reden hörten, dachten sie: „Der verdirbt uns den Markt," und erklärten in heller Empörung, um Absurditäten anzuhören, wären sie hier nicht versammelt, wurden aber bald überschrien. Die Räthe hatten sich auf den Balcon begeben, schwenkten ihre Taschentücher und riefen: „Heil! dreimal Heil! Es lebe der Bräutigam!"

Grenzenloser Jubel erschallte, die Thüren öffneten sich vor den hereinströmenden Hofleuten, Bürgern, Soldaten, Männern aus dem Volke. Eine brausende Verwirrung herrschte, bis es gelang, den allgemeinen Enthusiasmus auf den richtigen Gegenstand zu lenken.

Am verwirrtesten war der Held selbst und gerieth in Entrüstung, als er hörte, daß man ihn auf die Probe gestellt und ein bischen an der Nase herumgeführt hatte. Doch sah er sich auf diese Art zu einem so schönen und herrlichen Ziel gebracht, daß sein Ingrimm nicht lange anhielt, sondern im Gluthmeer des Glückes, das in seiner Seele wogte, zerschmolz wie ein Stückchen Blei in einem Hochofen.

Auch Leiladin, die Schöne, strahlte vor Vergnügen. Die uneigennützige Liebe, die ihr der Held bewiesen hatte, schmeichelte ihr außerordentlich und versetzte sie in rosige Laune. Sie ließ über tausend ihrer Photographien unter die Leute vertheilen, die sich glückwünschend nahten, Geschenke brachten oder (auch das kam vor) solche zu erhalten wünschten. Sie trieb Verschwendung mit ihrem huldreichsten Lächeln und bezauberte die leer ausgegangenen Freier durch verstohlene Blicke aller Gattungen: sentimentale, herausfordernde, verständnißinnige und — was weiß ich! — Jeder der Herren bildete sich schon nach wenig Stunden ein: „Mich liebt sie, mich. Der vierschrötige Held wurde ihr nur von ihren Räthen aufgehalst. Ich habe im Grunde nicht nöthig, jede Hoffnung aufzugeben."

So befanden sich denn Alle in Festesstimmung — mit Ausnahme des Narren. Der erschien beim Galadiner ganz verweint; die Schellen an seiner Kappe waren mit schwarzem Trauerflor überzogen; er ächzte und stöhnte, als er sich auf seinen gewöhnlichen Platz, einem Kissen zu Füßen der Prinzessin, niederließ. Sie ahnte sogleich etwas für sie Schmeichelhaftes, nämlich: „Der arme alte Knecht ist in mich verliebt und unglücklich über meine Verheirathung."

„Was ist dem Narren?" fragte sie.

„Laß Deine Räthe peitschen," sprach er.

„Warum?"

„Sie haben sich geirrt und den Unrechten erwischt. Einen Feuerbrand für mein Wachspüppchen! Mein Wachspüppchen soll einen Schneemann haben, weg von meinem Wachspüppchen mit dem brennenden Span! Deine Räthe verdienen die Peitsche! Laß die Räthe peitschen!" rief er so lange, bis er selbst gepeitscht wurde.

Die Prinzessin hatte Eile, sich ihrem von Seligkeit und Bewunderung trunkenen Bräutigam im besten Lichte zu zeigen, als Regentin inmitten des Kronrathes, als Musikerin, Reiterin, Tänzerin. Plötzlich fiel ihr ein, daß sie noch keine Probe ihrer Belesenheit gegeben hatte, und sie beschloß, das Versäumte nachzuholen.

Eines Morgens traf er sie, bereits köstlich gekleidet, im Garten, lief ihr fröhlich entgegen und sprach: „So früh schon draußen? und schon so schön frisirt! Sie müssen ja aufgestanden sein, ehe noch der Tag gegraut."

„Gegraut?" versetzte sie, „Heinrich, mir graut's vor Dir. Goethe, Sie wissen."

Beim Frühstück, als sie ihm einen Teller voll Bretzeln präsentirte, geschah's mit der Aufforderung:

„Greift nur hinein ins volle Menschenleben . . . Vorspiel zu Faust. Sie wissen." Als sie aus ihrer Theetasse den letzten Schluck gethan, widmete sie ihm den Nachruf:

„Der ist besorgt und aufgehoben . . . Schiller. Sie wissen."

Ganz verblüfft sah der Held sie an, und sie freute sich dessen, denn Verblüfftheit ist ja die moderne Form der Bewunderung und blieb den ganzen Tag über der verkörperte Citatenschatz.

Sie spazierten unter hohen Bäumen; ein Vöglein fiel aus dem Neste gerade vor sie hin. Der Held hob es auf, zeigte es der Prinzessin und sagte: „Es ist todt; gestorben . . ."

„Auch Pratoklus ist gestorben. Homer, Sie wissen," unterbrach sie ihn.

„Zu Ihren Füßen," fuhr er fort; und sie schnitt ihm wieder das Wort ab: „Zu Ihren süßen Füßen, Heine, Sie wissen."

Ungeduld wollte ihn erfassen — ein Blick auf ihre sieghafte Schönheit entwaffnete ihn. Eine wahre Lichtgestalt, schritt sie neben ihm hin in ihrem weißen, purpurumsäumten Gewande, die jungfräulich schlanke Gestalt, von den schimmernden Wellen der unvergleichlichen Haare, welches die Friseure eben wieder geordnet hatten, umflossen.

Er betrachtete sie mit innigster Bewunderung und sagte bewegt: „Prinzessin, ich habe schon viele Prinzessinnen gesehen, eine so herrliche wie Sie sind, aber noch nie!"

Sie senkte beschämt die Augen, dieses allerdings etwas matte Lob erschien ihr empörend unzulänglich: „Il y a fagots et fagots. Molière. Sie wissen, hoffe ich," entgegnete sie, und ihn überkam ein unerträglich maßleidiges Gefühl:

„Ja wohl, ich weiß," rief er aus. „Es ist in der Haude- und Spenerschen Buchhandlung zu Berlin erschienen und kostet sechs Mark fünfzig. O Leiladin, theure Holdheit, sagen Sie ‚Mäh' — aber es komme aus Ihrem eigenen Kopfe!"

Da war sie beleidigt, wie die Pappendeckelnen beleidigt sind, bis auf den Kleister, und als der verliebte Held sah, daß sie den reizenden Mund verzog und daß ihre Stirn sich umdüsterte, ergriff ihn ein heftiger Schmerz. Die ganze Nacht hielt bittere Reue ihn wach; sein Benehmen gegen seine angebetete Braut erschien ihm roh, und er hatte keinen heißeren Wunsch, als das begangene Unrecht gut zu machen.

Am nächsten Tage bat er um Verzeihung mit der Demuth und Inbrunst eines Kindes, und die Prinzessin hatte ein zierliches, aber sehr sparsames Lächeln und ermahnte ihn:

„Beleidigen Sie mich nur nie wieder."

Sie waren auf einen Altan des Palastes getreten und sahen auf den Marktplatz hinunter. Ueber denselben bewegte sich schweigend und langsam eine dichte Menschenmenge, die einem kleinen traurigen Zuge das Geleite gab. Er bestand aus sieben Männern in den verschiedensten Lebensaltern; ein flaumbärtiger Jüngling eröffnete, ein Greis in weißen Haaren schloß ihn. Die sieben waren baarhäuptig und baarfüßig, trugen Armesünderhemden und Stricke um die Hälse geknüpft. Hinter ihnen schritten der Scharfrichter und seine Gesellen, neben ihnen die geharnischte, sehr betrübt dreinschauende Scharwache.

Ganz zuletzt kam der Narr.

Er balancirte auf den Spitzen der Daumen und der Zeigefinger seiner hoch erhobenen Hände ein Schränkchen aus Kristall, in dem auf blauseidenem Kissen eine goldene, edelsteinbesetzte Spule lag. Sie war umwunden mit etwas Feinem, Köstlichem, das sich vom Balcon aus nicht genau unterscheiden ließ, das aber glänzte wie Sonnenlicht. Ein Fähnlein mit der Inschrift: „Corpus delicti", war auf dem Kästchen befestigt.

„Was bedeutet dieser Aufzug? Wer sind diese Menschen?" fragte der Held, und die Prinzessin antwortete:

„Es sind meine Friseure, die man zum Blocke führt."

„Zum Blocke? Was haben sie gethan?"

„Das Aergste, was Friseure thun können. Sie haben mir ein Haar ausgerissen."

„Eines, alle zusammen?"

„Doch nicht. Nur Einer wird es gethan haben."

„Nur Einer, und Sieben müssen sterben?"

Die Prinzessin zuckte die Achseln: „So gebietet ein neues Gesetz."

„Ein wahnwitziges Gesetz . . ."

„Entschuldigen Sie, ein vernünftiges Gesetz. Es bezweckt, daß jeder der Friseure sich nicht nur selbst in Acht nimmt, mich ja nicht zu rupfen, sondern auch sehr Acht gibt, daß die Anderen es nicht thun. Und dann, wie vereinfacht es den sonst oft labyrinthisch verschlungenen Rechtsweg. Kein langes Forschen nach dem eigentlichen Thäter. Kein Verhör, keine Zeugenvernehmung, keine Indicienbeweise, nichts. Links das Corpus delicti, rechts der Block. Punktum."

Der Held lächelte wehmüthig. „O Prinzessin," sprach er, „Ihnen dürfte nicht einmal der Heiland der Antimitleids-Apostel vorwerfen, daß Sie ‚verchristelt' sind!"

Sie hatte keine Ahnung von dem, was er damit meinte, denn sie wußte nichts von moderner Moral, sondern war der naivste Pappendeckel der Welt.

„Was doch die Erziehung macht!“ dachte der Held. „Die der Prinzessin scheint den Plan verfolgt zu haben, gegen jedes der gesunden Menschennatur angeborene gute Gefühl Dämme aufzurichten. Ich aber will sie niederreißen, einen nach dem andern.“

Er sprang vor, lehnte sich über die Brüstung des Balcons und rief hinunter: „Halt, im Namen der Prinzessin, Halt!“

Der Zug stand still, und der Verstand Leiladins gleichfalls, ob der Vermessenheit ihres Bräutigams. Dieser ließ jenem aber nicht Zeit, sich wieder in Bewegung zu setzen; er beschwor die Räthe, den Hofstaat und sogar die abgewiesenen, aber noch hoffenden Freier, ihm bitten zu helfen um Begnadigung für die Friseure. Seine Wärme, die Innigkeit, mit welcher er flehte, riß Viele hin. Sie unterbrachen ihn oft mit lauten Aeußerungen ihres Beifalls, während er zu der Prinzessin sprach:

„Sehen Sie empor; der Himmel umdüstert sich, der Sturm beginnt zu heulen; bald wird diese wundernette Stadt und ihre blühende Umgebung von grauen Regenvorhängen verhüllt, alle ihre Farbenpracht ausgelöscht sein, und graue Eintönigkeit uns anstarren aus leeren Augenhöhlen. Es dürfte sich scheußlich machen. Und trotzdem werden wir der unfreundlich trüben Welt hie und da noch einen Lichtschimmer und einige Annehmlichkeit abzugewinnen wissen, und mit Liebe und Treue an ihr hangen. So auch unsere Friseure an ihrer, weiß der Teufel, keineswegs erquicklichen Existenz. Sie sterben ungern, man sieht's; sie theilen den, vielleicht irrthümlichen, aber weit verbreiteten Glauben, daß Athmen ein Glück und das Leben ein hohes Gut ist. Nehmen Sie es ihnen nicht; lassen Sie die Bedauernswürdigen noch eine Zeit lang ihre irdische Mühsal genießen.“

„Mühsal genießen?“ rief einer der Freier spöttisch. Es war der Patzigste von Allen, der Fürst aus Leimsiedeland, und mit seinem schwarzbraunen Gesicht und dem üblen Geruch, den er verbreitete, dem Helden äußerst zuwider. Der nahm von seinem Einwand nicht mehr Notiz, als wenn ein Frosch gequakt hätte, und fuhr fort, die Prinzessin anzuflehen:

„Junge Herrscherin! In Ihrer Macht steht es, den heutigen Tag zu dem ruhm- und segensreichsten Ihrer bisherigen Regierung zu machen. Versäumen Sie die Gelegenheit nicht. Begnadigen Sie diese Unglücklichen und heben Sie sogar das Gesetz für immer auf, das den Haarkünstlerberuf an Ihrem Hofe zu einem so entsetzlich gefährlichen macht.“

„Wohin denken Sie?“ antwortete die Prinzessin, und saß im Geiste bereits auf den Hinterfüßen. „Ein Gesetz aufheben — das gehört sich nicht.“

„Kürzlich erst,“ mischte der Herr von Leimsiedeland sich ein, „meinte er das selbst und eiferte gegen die Aufhebung eines Gesetzes. Jetzt ist er Feuer und Flamme für eine diesfallsige solche.“

Der Held gerieth in Zorn über dieses albern bösartige Gerede im Geschäftsstil und war sehr bereit, es nach Heldenart zu widerlegen:

„Leimsieder!“ rief er aus, „ich werde Ihnen feuern und flammen!“ und stürzte auf ihn zu, und würde ihn übel zugerichtet haben, wenn die Kronräthe ihn nicht durch ihre geschickte Dazwischenkunft daran verhindert hätten.

Doch thaten sie's und — thaten noch mehr. Der Gedanke des Helden war ihnen zu Kopfe gestiegen und begeisterte sie, wie wenn sie selbst ihn gehabt hätten. Die klugen Staatsmänner ergriffen auch gleich das richtige Mittel, um ihn zur Ausführung zu bringen. Sie warfen sich der Prinzessin zu Füßen und brachen in frenetische Jubelrufe aus. Der Gnadenact, den auszuüben ihr nicht einfiel, wurde als bereits vollzogen angenommen, und die Räthe und der ganze Hofstaat erhoben einen Lobgesang auf das Genie, die Hochherzigkeit, den Edelmuth der Prinzessin, ernannten sie zur größten und ruhmreichsten Fürstin, die je einen Thron geschmückt und beschlossen, ihr sofort ein Standbild zu errichten, gegen welches die Jupiterstatue des Phidias, von der damals einiges Aufhebens gemacht wurde, sich als unbedeutende Dilettantenarbeit herausstellen solle.

Das war die Sprache, in der man der Prinzessin kommen mußte! Wohlgefällig lauschte sie ihren Klängen wie einer angenehmen Musik und sagte zu dem Herrn vom Leimsiedeland: „Ja, so ist es und nicht anders, ich kann nur handeln, wie meine königliche Langmuth es mir gebietet und schenke hiermit sieben Friseuren das Leben.“ Sie hatte diese Worte laut gesprochen, und ihre Umgebung intonirte neue Hymnen zu ihrem Preise; die Verurtheilten aber und ihre Angehörigen blieben stumm. Wenn man das Unerhörte noch so deutlich hört, ohne Weiteres glauben kann man's nicht. Es dauerte eine Weile, bevor die Verurtheilten, deren Fesseln eiligst gelöst wurden, begriffen, daß sie begnadigt waren. Dann äußerte sich ihre Freude in ergreifender Weise.

Der junge Bursche schrie plötzlich so laut und wonnig auf, daß man meinte, zehntausend Nachtigallen schlagen zu hören und rief fortwährend den Namen seiner Geliebten. Sie stand vor ihm und starrte ihn regungslos und glückstrahlend an. Auf einmal riß er sie an sich, hob sie in die Höhe, stellte sie wieder hin und jauchzte: „Tanzen wir!“ und sie tanzten, tanzten die Wonne aus, die ihnen sonst die Brust gesprengt hätte.

Ein paar alte Eheleute waren einander ans Herz gesunken, der Mann hielt seine Frau fest umschlungen mit beiden Armen. Als er diese öffnete, glitt sie an ihm zu Boden, todt, überwältigt von der Größe ihres Glückes.

Mitten auf dem Markte hatte sich die Mutter eines kürzlich hingerichteten Friseurs auf beide Kniee niedergelassen. Ihrer Sinne nicht mehr recht mächtig, glaubte sie, als rings um sie her lauter Jubel erschallte, er könne nur der Rückkehr ihres Sohnes gelten, der nun heimkommen werde, ihr wieder geschenkt sei durch die Huld der allgepriesenen allmächtigen Herrscherin. Da kniete sie denn hin, sah völlig verzückt zu der schönen Wunderthäterin empor und — dankte, dankte ihr.

Sobald die Friseure sich nur ein bischen von ihrer Gemüthsbewegung erholt hatten, versammelten sie sich um den Narren, öffneten das Kristallschränkchen, wickelten das lange, goldene Haar von der Spule ab und flochten daraus ein mit einer Königskrone gekröntes L. Ein Juwelier brachte das kostbarste Medaillon, ein Anderer die schwerste Kette aus seiner Werkstatt herbei. Das L

wurde in das Medaillon gelegt, dieses an die Kette befestigt, und das Ganze dem Bräutigam der Prinzessin in feierlicher Weise überreicht.

Und Leiladin die Schöne begriff alsbald, wem man eigentlich schmeicheln wollte mit dieser Decoration, und ertheilte ihrem Zukünftigen die Erlaubniß, dieselbe annehmen und tragen zu dürfen.

Sodann ließ sie sich von ihm zur Erfrischung in den Park führen, und der Held war heiterer als er noch je gewesen, seitdem er der meist beneidete Mann im Reiche geworden.

„Sie haben mir nicht gesagt," begann die Prinzessin, „ob mein heutiger Anzug Ihnen gefällt. Wie steht mir diese Farbe? Sie heißt Wiesenthau. Meine Chemiker haben sie auf meinen Befehl erfunden. Auch die Zeichnung zur Stickerei ist von mir. Man behauptet, sie sei genial. Finden Sie das auch?"

„Meiner Treu, ja," erwiderte er. „Ihre ganze Toilette ist und sitzt Ihnen wunderbar. Ich aber wünschte, Sie wären weniger prächtig angethan, und ich dürfte Sie einladen zu einem Tänzchen im Freien, capitallustig, wie das des jungen Friseurs mit seiner Geliebten."

Die Prinzessin verzog ihre duftenden Erdbeerlippen und sprach: „In meiner Gegenwart sagt man nicht ‚Geliebte', sondern ‚Frau' oder ‚Braut', und dann muß ich gestehen — Sie machen sich nicht viel aus meinen Haaren!"

„Woraus?" Er suchte einen Zusammenhang zwischen seiner Rede und dem Schlußsatz derjenigen seiner Braut, sah jedoch die Vergeblichkeit dieses Bemühens ein und versicherte ihr nur, jedes ihrer Haare sei ihm theuer; er danke aber der gütigen Vorsehung, die ihn der Aufgabe, sie zu zählen, überhoben, denn damit wäre er nie fertig geworden.

Sie waren an seinem Lieblingsplatz angelangt und setzten sich auf eine Marmorbank am Waldesrande, neben der eine klare Quelle aus dem Felsen hervorsprudelte und als munteres Bächlein im reinlichen Kiesbette zwischen moosüberwachsenen Steinblöcken zu Thale rauschte. Am Horizont thürmten sich die Wolken immer dräuender und hatten die Form eines ungeheuren Fächers angenommen.

Ein feuriger Blitz durchzuckte plötzlich das Dunkel, und bald darauf ertönte das majestätische, lang nachhallende Rollen des Donners.

„Das ist doch herrlich!" sprach der Held, und die Prinzessin rief aus:

„Ach, entzückend!"

Wenn sie „entzückend" rief, bekam er regelmäßig eine Gänsehaut, denn es klang leer und oberflächlich und kalt zum Erfrieren.

Er kreuzte die Arme über der Brust, rückte von ihr weg bis ans äußerste Ende der Bank und sagte leider recht bärbeißig: „Sie haben heute ein gutes Werk gethan. Ich war von der Wirkung, die es hervorbrachte, gerührt; mir sind die Thränen in die Augen getreten, und ich sah mit Erstaunen, daß die Ihren trocken blieben."

„Fangen Sie wieder an, agressiv zu werden?" fragte sie. „Weinen verdirbt die Augen; wäre es Ihnen vielleicht recht, wenn ich meine schönen Augen verderben würde?"

„Deshalb also?“ sprach er laut und zu sich selbst im Stillen: „auch die Fähigkeit zu weinen haben sie ihr wegerzogen.“

„Sie selbst sagen, daß ich ein gutes Werk gethan, und gleich darauf wundern Sie sich, daß ich nicht geweint habe. Worüber denn? Viel eher sollte ich mich freuen und lachen.“

„Lachen?“ Er wurde immer nachdenklicher; ihm fiel ein, daß er sie noch nie so recht hingegeben und aus vollem Herzen hatte lachen gehört . . . Nein, stets nur mit Herablassung, karg und stoßweise, als ob sie fürchte, sich etwas zu vergeben, oder höchstens um ihre allerliebsten blanken Zähne zu zeigen.

„Ach,“ setzte er nach einer unerquicklichen Pause mit gesteigerter Bärbeißigkeit hinzu, „wenn Sie nur lachen könnten! Aber Sie lachen nicht, Sie weinen nicht, Sie fühlen nicht Mitleid noch Mitfreude, Sie haben wahrscheinlich gar kein Herz.“

„Ich?“ beinahe hätte sie unartig aufgeschrien. Eine förmliche Revolution entstand in ihrem faserigen Innern. Die beleidigte Eitelkeit wand sich und zischte wie eine gereizte Schlange.

Zum ersten Male im Leben vom kräftigen Flügel der Wahrheit gestreift, empfand sie diese Berührung als widersinnig rohe Ungerechtigkeit. „Kein Herz? Woher kämen denn die hehren Gesinnungen, die mich unermeßlich hoch über jeden mir Nahenden stellen, mag er dem niederen Volke oder dem hohen Adel angehören, wenn nicht aus meinem großen Herzen?“ Sie gerieth in Zorn und förderte boshafte Sticheleien und ausschweifende Selbstverherrlichungen zu Tage.

„Sie hat auch keinen Verstand,“ dachte der Held. „Natürlich, woher denn Verstand nehmen, wenn man kein Herz hat? Und ihr ewiges Selbstlob ist eine große Schamlosigkeit. Ich bin ein unglücklicher Mensch; ich habe mich in ein Bild ohne Gnaden, in eine seelenlose Hülle verliebt!“

In leidenschaftlichem Schmerze warf er sich auf die Erde nieder, tobte und schluchzte, und die Prinzessin trat mit tadelnder Gebärde von ihm hinweg:

„Ihr Benehmen mißfällt mir sehr,“ sagte sie; „wie habe ich mich geirrt, da ich Sie für wohlerzogen und für eine vornehme Natur gehalten.“

„Vornehm!“ dieses Wort brachte ihn völlig zum Rasen. „Daß ich den verfluchten Ausdruck doch nicht mehr hören noch lesen müßte! Mag er nun stammen, woher er will, mag er im Buche der Bücher in der ehrenvollsten Bedeutung angewendet stehen, der Mißbrauch, der mit ihm getrieben wird, hat ihn in die Reihe der Dinge versetzt, die einem zum Hals herauswachsen. Schon das vermaledeite ‚vor‘ statt des einzig erlaubten, unter uns Menschen, Lebens- und Leidensgenossen einzig berechtigten ‚mit‘. Vornehm“ — er biß die Zähne zusammen und trommelte mit der Faust auf den Boden, „dabei denke ich mir eine Sparbüchse mit dickem Bauch und eingekniffenem Munde; inwendig ist sie luftleer und zieht in sich hinein, was sie erwischen kann. Und die Meinung, die es von sich hat, das gefräßige Ding! Wie es herabsieht auf Bessere, ihm in jedem Betracht haushoch Ueberlegene. — O pfui! Geschmacklos!“

Dieses Mal verstand die Prinzessin ihn gar nicht, und man muß gestehen, daß es in dem Falle noch Anderen, und besonders jedem Sprachforscher, so ergangen wäre. Indignirt und rathlos blickte sie um sich und erblickte ihren

Hofstaat, der in der Ferne auftauchte. Sogleich machte der zürnende Ausdruck ihres Gesichtes einem freundlichen Platz. Sie eilte ihren Herren und Damen entgegen, wandte im Vorwärtsschreiten den Kopf zurück und sprach mit dem holdesten Lächeln:

„Ich speise heute allein. Adieu, mein Held."

Der sprang auf und sah ihr finster nach. Eine Zeit lang verharrte er in düsterem Sinnen, dann ging er raschen Schrittes dem Palaste zu.

Er hatte einen Entschluß gefaßt.

Im Gefolge eines der Freier, eines indischen Prinzen, befand sich dessen Leibspiritist, Herr von Gelsensprung, der die ziemlich eintönigen Abendunterhaltungen im Schlosse schon öfters durch Proben seiner Zaubermacht belebt hatte.

Zu diesem begab sich unser Held.

Er fand ihn an seinem chemischen Herde stehend, über eine Retorte gebeugt, die er beim Erscheinen des Besuchers eilends mit einem seidenen Taschentuche bedeckte. Ohne lange Einleitung brachte der Held sein Anliegen folgendermaßen vor:

„Herr von Gelsensprung, Sie ergötzten uns neulich sehr. Sie ließen im verdunkelten Zimmer Casserollen herumfliegen; eine davon traf mich an der Stirn und hat mir, sehen Sie, einen blauen Fleck geschlagen. Diese Kunst, und noch manche andere, welche Sie uns zum Besten gaben, schien mir ziemlich zwecklos. Könnten Sie nicht einmal eine Kunst machen, die einen Zweck hätte, einen vortrefflichen?"

„Es gibt keine Zwecke, es gibt nur Gesetze," erwiderte Herr von Gelsensprung. „Aber womit kann ich dienen?"

„— Mit einem Herzen. Ja! . . . Meine Braut hat nämlich kein Herz. Ich befürchtete das schon lange; nach und nach ist es mir zur Gewißheit geworden. O Herr von Gelsensprung, Sie sind ein Wundermann, thun Sie ein Wunder, verschaffen Sie meiner Braut ein Herz!"

Der Zauberer schlug die Hände zusammen und rief: „Ugh! . . . Dear me, o dear! dear! Ein Herz wünschen Sie? . . . Wie sich das fügt! Welch' ein Gesetz offenbart sich mir? Sollte ich Etwas entdeckt haben — ein zweckmäßiges Gesetz, einen Zweck im Gesetze! . . . Ei, Ei! Ih! Ih!"

Er hüpfte ganz gespenstisch im Zimmer umher, schleuderte seine spinnenartigen Arme und Beine von sich und fing sie wieder auf — wuchs auf einmal bis zur Decke empor, kroch durch den Thürspalt zum Zimmer hinaus und durch ein Mausloch wieder herein und rieb sich dabei sehr geschwind, und ohne einen Augenblick auszusetzen, die gewaltige Adlernase mit beiden Zeigefingern.

„Machen Sie keine Dummheiten, zur Sache!" fuhr der Held, dem diese Callot'schen Manieren zuwider waren, ihn an.

„Zur Sache, ja," sprach Herr von Gelsensprung, setzte sich ruhig und sittsam hin und legte die Hände auf die Knie.

„J'ai votre affaire. Dort, sehen Sie, ein Herz, mit dem ich, mein Seel', nicht weiß, was anfangen. Es ist mir neulich bei einer großartigen Citirung — ich vergaß meine Aermel aufzustreifen — am Ellenbogen hängen geblieben."

„Wenn es nur gut ist," sagte der Held beunruhigt. „Ich habe keine große Meinung von den Herzen, die einem am Ellenbogen hängen bleiben."

„Exquisit ist es! Prima Sorte. Ich füttere und tränke es seit acht Tagen mit den edelsten Empfindungen, und es schluckt sie, wie nur die adäquateste Nahrung geschluckt wird."

„Wohlan denn. Ich lege also die Hand darauf, es ist mein."

„Zuerst," versetzte Herr von Gelsensprung, „muß es das Eigenthum der Prinzessin werden, in deren hohles Innere ich's hineinzaubern will."

„Schmerzlos," hoffe ich.

„Ja wohl, im Schlafe. Ob es jedoch gedeiht, das hängt von zwei Bedingungen ab: Geheimniß und Sympathie."

„Was heißt das?"

„Daß Sie, obwohl Sie ein Held sind, wie Ehren-Simson, Siegfried und so weiter, nicht schwatzen dürfen. Ein einziges Wort zu irgend wem über unser Experiment, und es fällt ins Wasser."

„Ich werde schweigen. Und was ist's mit der Sympathie?"

„Das könnten Sie sich an den Fingern abzählen," erwiderte Herr von Gelsensprung, unwirsch über das viele Fragen. „Ich setze einen guten Herzenskeim ein. Findet er absolut keine Nahrung, geht er zu Grunde innerhalb weniger Tage; findet er nur die geringste, ihm entsprechend sympathische, wird er leben und prosperiren."

„Er wird sie finden!" rief der Held voll Begeisterung und Zuversicht. „Lassen Sie uns nicht länger säumen. Meine angebetete Prinzessin dürfte sich jetzt in ihr Boudoir zurückgezogen haben, zum Nachmittagsschläfchen, und — im Schlafe, sagten Sie . . . O Olympos! . . . das wäre der richtige Augenblick — Mensch, Apotheker, Hampel, Magier,

Die große Stunde naht,
Greifen Sie nach Ihrem Apparat."

Dieser hübsche Vers ist der einzige geblieben, den der Held im Laufe eines ruhmreichen Lebens gemacht hat, und er setzte in Prosa hinzu: „Es wird zwar jetzt Niemand vorgelassen, aber für mich als Bräutigam und für meine Begleitung muß eine Ausnahme gemacht werden."

„O Lieber, wie naiv Sie sind! Wenn man mit mir eintritt, geschieht das nicht in so umständlicher Weise," sprach Herr von Gelsensprung. „Ich mache uns unsichtbar, da ersparen wir das Antichambriren."

Er zog drei Nachtmützen aus seinem Wäscheschranke, setzte eine dem Helden, die andere der Retorte und die dritte sich selbst auf, und sie eilten durch diese einfache Vorrichtung, vor allen indiscreten Blicken geschützt, über Treppen und Gänge. Sie eilten an traumseligen Wachtposten, kosenden Liebespärchen, in wichtige Besprechungen vertieften Räthen vorbei, unbemerkt bis an die Pforten der prinzeßlichen Gemächer. Vor der Thür des Zimmers, in dem sechs besonders ausdauernde Hofdamen immerwährenden Dienst hatten, fuhr der Held plötzlich zusammen, wie wenn eine Hornis ihn gestochen hätte.

„Herr von Gelsensprung," rief er; „mir kommt ein Scrupel, Herr von Gelsensprung!"

„Vor Allem," bemerkte dieser, „reden Sie nicht so laut, denn ich habe nur unsere Schritte und nicht unsere Stimmen unhörbar gemacht; dann nehmen Sie zur Kenntniß, daß Ihr Scrupel jedenfalls zu spät kommt. Es ist höchste Zeit, das Herz einzusetzen; es schwillt und glüht bedrohlich, könnte seine vorläufige Behausung sprengen, entweichen und, herren- und conduitelos herumvagirend, viel Unglück anrichten."

„Die Sache Derer, die es trifft," sprach der Held mit der ihm zustehenden Rücksichtslosigkeit. „Was mich quält, ist mein Scrupel. O, Herr von Gelsensprung, wenn die Prinzessin doch schon ein Herz hätte! . . . ein noch unentwickeltes, noch nicht zur Sprache gekommenes, aber vorhandenes — und Sie zauberten ihr noch eines ein . . . Was dann?"

„Was? — können Sie nicht zählen? Eins und eins sind eben zwei."

„Entsetzlich!"

„Warum? das kommt oft vor. Der Hexenmeister grinste abscheulich: „Eines für Sie, eines für den Herrn von Leimsiedeland."

„Ungeheuer!" schrie der Held und wollte ihn erwürgen, erwischte ihn aber nicht gleich, weil er ja unsichtbar war. Im nächsten Augenblick besann er sich, schluckte seinen Zorn hinunter und sagte nach einiger Ueberlegung: „Geschehe denn, was mag; vorwärts, vorwärts im Namen aller guten Geister!"

Sie gingen durch das Gemach, in welchem die sechs Hofdamen kerzensteif und lautlos saßen, den Schlaf der Gebieterin bewachend, geraden Weges ins Boudoir.

Die Prinzessin hatte dasselbe in die täuschend nachgeahmte blaue Grotte verwandeln lassen, und beim Betreten dieses magischen Raumes verlegte die Bewunderung sowohl dem Helden wie Herrn von Gelsensprung den Athem. Ganz natürlich. Den Anblick der blauen Grotte hat schon mancher Italienreisende — wer aber hat den der Prinzessin Leiladin in der blauen Grotte gehabt?

Sie lag auf einer weich ausgepolsterten, mit braunem Sammt überzogenen Chaise-Longue, welche die Form eines Nachens hatte, und leise und sanft auf künstlichen Wellen schaukelte. — Zwei Seiten voll Punkte und Gedankenstriche würden nicht schildern, was der Held empfand, als er die schönheitsberauschten Augen auf dem in der Zauberbläue der Beleuchtung ersilbernden, rhythmisch abgetönten Angesichte der Geliebten ruhen ließ. Näher tretend, kniete er neben ihrem Lager nieder und wurde von der heißen Versuchung ergriffen, einen Kuß auf ihren Mund zu drücken; doch bemeisterte er sie mit heldenhafter Selbstüberwindung und — sie kam nicht wieder.

Je tiefer er sich in den Anblick seiner schlafenden Braut versenkte, je mehr nahm seine Hingerissenheit ab. Ihrem schönen Angesichte fehlte Alles, was seine Liebe hineinzugeheimnissen und zu phantasiren pflegte, wenn es sich in wachem Zustande befand. Den lieblichen Lippen entströmte ein milder, frischer Hauch, aber vergeblich wartete der Held, daß ein Ausdruck von Freude, Leid, Sehnsucht oder Trotz sie umspielen und Zeugniß geben würde von irgend welchem seelischen Vorgange. Es kam nichts und wieder nichts. Die räthselhafte Jungfrau athmete, lebte und war doch leblos.

„Die Ruhe einer Wachspuppe," sagte sich der Held. „Der Narr hat Recht gehabt, als er sie eine Wachspuppe nannte. Nicht einmal dem Schlafe vermag sie sich hinzugeben."

„Nein, nicht einmal dem Schlafe," wiederholte der Alles, und folglich auch diese Gedanken errathende Herr von Gelsensprung. „Dafür rächt er sich aber auch und plaudert aus, und zwar hier — daß nichts auszuplaudern ist. Ja, mein Lieber, der Schlaf, der Rausch, der Zorn sind gewaltige Verräther. — Nun bitte ich aber, Platz zu nehmen, Ihre melodramatische Stellung dürfte Ihnen auf die Dauer unbequem werden."

Er rückte ein Versetzstück hin, ein Tabouret, das eine abgestumpfte Tropfsteinsäule vorstellte, der Held setzte sich darauf und ergriff auf Befehl des Magiers die Hand der Prinzessin.

Ein kühler Strom quoll aus derselben in die seine über, stieg langsam durch seinen Arm ins Herz, in die Brust und in die glühende Stirn.

Herr von Gelsensprung hatte die Retorte auf ein Tischchen gestellt vor das Fenster, das durch allerlei Feinheiten der Glasschleiferkunst und der Glasmalerei so behandelt worden, daß es den Eingang zur Grotte höchst glaubwürdig nachbildete. Das Licht, das von dort her drang, schien in immer weitere Entfernung zu rücken. Ein feiner heller Klang schlug an des Helden Ohr — die Retorte war gesprungen und ihr entqualmten mächtig wallende aromatische Dünste, die im Nu den ganzen Raum erfüllten. Alles drehte sich und wirbelte durcheinander form- und schattenlos, bis plötzlich in dem Chaos eine Flamme aufleuchtete, feuriger als der Sonnenball im Mittagsglanze.

„Augen zu! wollen Sie blind werden?" rief der Magier den Helden an.

Der hatte schon die freie Hand über seine geblendeten Augen gelegt, guckte nur durch einen schmalen Spalt zwischen seinen Fingern und sah noch unermeßlich viel. Die weißen, drehenden Dünste hatten sich geballt, loderten in Purpurpracht und strömten eine rauchende, funkensprühende Atmosphäre aus. Kleine Sonnen kreisten um größere und Sternchen mit ihren Monden um die kleinen Sonnen, und eine kleine Milchstraße wurde sichtbar. Dieses winzige All schwebte nicht im Leeren, es befand sich in einem seltsamen, herzförmigen Etwas. Und nun geschah das Wunder der Wunder — der Weltfrühling brach an. — „Ich träume, ich weiß es," dachte der Held . . . „O des lieblichen Traumes! . . . Von einem werdenden Mikrokosmos, von Erwachen, Keimen, von Erblühen und Verwelken, von Kampf und von Frieden. — Gegrüßt, Du kleine, alles Glück und Leid der großen, einschließende Welt! — Gegrüßt wonniges, schmerzenreiches, geliebtes Leben!"

Nun meinte er zu fühlen, daß die Hand, die er immer noch festhielt, sich erwärmte, daß ein kräftiger Puls sich in ihr regte, und zugleich — Olympos! was war das? . . . wurde sie aus der seinen gerissen? entriß sie sich ihm selbst? . . .

Die Frage blieb vorläufig unbeantwortet, und er wiederholte sie nicht. Ein gräuliches Unbehagen ergriff ihn, der Boden unter ihm wankte, und das bischen Bewußtsein, das ihm noch geblieben war, schwand.

Als er nach kurzer Zeit zu sich kam, sah er Herrn von Gelsensprung am Fenster, das er weit geöffnet hatte, stehen. In der Linken hielt er die mitten entzwei geborstene Retorte, seine Schlafmütze und seine Schuhe, in der Rechten eine zum Fächer gefaltete Nummer der „Sphinx", mit welcher er ein letztes Rauchwölkchen zum Fenster hinaustrieb.

Der Held trat zu ihm und fragte: „Ist's gelungen?"

„Sitzt schon," sagte Herr von Gelsensprung. „Das Kunststück ist fertig. Bleiben Sie unsichtbar und erwarten Sie die Wirkung. Was mich betrifft, ich habe die Ehre." Er sprang mit beiden Füßen zugleich auf das Fensterbrett und schwang sich hinaus. Auf einem an der Mauer klebenden Schwalbennest stehend, schloß er von außen das Fenster, warf sich in einen Baumwipfel und war verschwunden.

Beklommen blieb der Held in der Fensterecke stehen. Die Prinzessin hatte schwer aufgeseufzt, sich emporgerichtet und begann heftig zu läuten.

Die Hofdamen stürzten herein. „Meine Damen," klagte die Prinzessin, und ihre Stimme klang ganz verändert, „warum verlassen Sie mich? Kommen Sie, mir ist Etwas —"

Die Damen stellten sechs Bilder der Betroffenheit dar.

„Was ist unserer unvergleichlichen, Königlichen Prinzessin?" riefen sie.

„Ich weiß es nicht," begann sie in weinerlichem Tone; „als ich einschlief, war mir nichts, und jetzt beim Erwachen ist mir Etwas."

„Da müssen wir gleich den Leibmedicinalrath rufen lassen," sprachen die Damen und wollten Alle auf einmal enteilen.

Aber die Prinzessin winselte kläglich: „Verlassen Sie mich nicht, meine einzigen Freundinnen . . . Ach, ich habe nur Sie!"

Die Hofdamen brachen in Thränen der Rührung aus, und die Prinzessin legte die Hand aufs Herz und sprach:

„Mein Herz macht sich bemerkbar. Wenn ein Organ sich bemerkbar macht, ist es krank. Ich bin herzkrank und werde sterben. O wie schade um mich! Begrabt mich unter Blumen."

Sie weinte, und die Hofdamen küßten schluchzend den Saum ihres Kleides, und sie fiel Einer nach der Anderen um den Hals.

Die jüngste der Damen, die einzige, die noch einige Individualität bewahrt hatte, riß sich los und eilte davon, um den Leibmedicinalrath zu holen.

Zufälliger Weise kam er ihr schon im Corridor entgegen, sehr behäbig, Arm in Arm mit seinem Freunde, dem Narren. Als er hörte, daß die Prinzessin über Herzweh klage, lachte er, zog ein Hörrohr aus seinem Talar, wischte es sorgfältig ab und sagte:

„Diesem Uebel werden wir gleich abhelfen; aber der Narr muß mit, denn ich werde der Patientin wahrscheinlich Zerstreuung verschreiben."

Groß war seine Verwunderung, als er zu auscultiren begann. Er horchte, staunte, horchte wieder: „Nein," rief er plötzlich, „was heutzutage die Bacillen treiben!"

Die Prinzessin mußte genau berichten, mit wem sie geredet, was sie gegessen, und besonders, ob sie nicht während ihres Mittagsschläfchens geträumt habe?

Sie antwortete, nein, geträumt habe sie nicht, aber beim Erwachen eine ihr bisher fremde abscheuliche Empfindung gehabt, und sich sogar eingebildet, daß etwas Widerwärtiges sie an der Hand halte.

„Bravo," dachte der Held, „das war ich."

„Gewiß hat der Tod mich berührt, und ich muß sterben," jammerte Leiladin. „So jung, so schön — und sterben!"

Der Narr zog ein ungeheures Taschentuch hervor, und seine holde Gebieterin lispelte:

„O mein Narr, Du hast mich auch geliebt! Weine, lieber Narr, weinet Alle, und begrabt mich unter Blumen."

„Na, na," sagte der Leibmedicinalrath, „mit dem Begraben hat's noch Zeit."

Der Narr aber rief: „Doch, mein Herzchen, wir wollen Dich unter Blumen begraben, aber lebendig sollst Du dabei bleiben. Ein Rosenfest wollen wir veranstalten, und Du wirst die Rosenkönigin sein und uns mit Deinen Dörnchen angenehm verwunden und wonnig betäuben mit Deinem Duft."

„Rosenkönigin!" dahlten die Hofdamen „Welch' ein reizend sinniger Gedanke! Heil, sechsmal Heil unserer Rosenkönigin!"

Sie bildeten eine Gruppe, führten den Freudenshawltanz aus, und die Prinzessin lächelte unter Thränen.

Der Doctor griff noch einmal nach ihrem Puls und sagte:

„Vorübergehende Erscheinung. Sie sind nicht krank, mein Töchterchen."

„Nein, kerngesund; eigentlich fehlt meinem Zuckerherzchen weniger als ihm bisher gefehlt hat," fiel der Narr ein, und wieder nahm der Leibmedicinalrath seinen Arm, und die Freunde gingen, Anstalten zum Rosenfeste zu treffen.

Von Neuem warf sich die Prinzessin in die Arme der Hofdamen und sprach: „Denkt mir eine berückende Toilette aus, ich möchte heute ganz besonders unwiderstehlich sein."

„Und den hehren Helden noch mehr bezaubern, als er ohnehin bezaubert ist?"

„Ach den!" Leiladin machte eine verächtliche Gebärde. „O meine Vertrauten, wenn Ihr wüßtet, was der ist — ein Grobian ist er — und wie er mich behandelt!"

Die Damen hatten einen Anfall der Entrüstung: „Er behandelt — er wagt es, unsere Göttliche zu behandeln!"

„Alle Augenblicke hat er Etwas an mir auszusetzen, ich kann thun, was ich will, nichts ist ihm recht, immer wird genörgelt und getadelt."

„Genörgelt, getadelt?" — Der Unwillen der Hofdamen überstieg alle Grenzen: „Der Mörder — man stelle ihn vor Gericht, man verurtheile ihn!"

„Den Laufpaß bekommt er auf alle Fälle," versetzte Leiladin. „Ein Anderer hingegen," ihr weinerliches Grollen verwandelte sich in ein affectirtes Gesäusel, „o meine Vertrauten . . . Ich weiß einen Anderen — der übt auf mich eine anziehende Kraft. Seit einer Stunde denke ich nur an ihn, sehe nur ihn. — O mein Prinz von Leimsiedeland!"

Sie wurde roth und blaß und seufzte zum Erbarmen.

Den Helden ergriff eine rasende Lust, sich dem Zorn, der in ihm brodelte, zu überlassen. Schon streckte er seine gewaltigen Arme aus, seine Fäuste griffen

ins decorirte Gebälke, und er war drauf und dran, die Grotte zu demoliren und die Prinzessin, statt unter Blumen, unter Schutt und Trümmern zu begraben, und die Hofdamen und sich dazu.

Aber Rache nehmen an Weibern, ging ihm wider die Natur, und an der guten scheiterte sein böser Wille. Die gräßliche That blieb ungethan; der Held suchte ein anderes Opfer für seine Wuth und rannte zu Herrn von Gelsensprung.

Der stand schon wieder an seinem Herde und experimentirte und verzog keine Miene, als der Eintretende ihm zurief:

„Da haben Sie eine schöne Geschichte angerichtet! . . . Ausgezeichnet haben Sie sich mit Ihrem Herzen. Ein so miserabler Muskel ist mir noch nie vorgekommen."

„Der Muskel ist gut," sprach Herr von Gelsensprung mit hoch überlegener Ruhe, „oder war gut; daß er so bleiben wird, habe ich Ihnen nicht versprochen. Sie wußten, daß er Nahrung braucht, und zwar nicht zeitweilig wie der Magen, sondern unausgesetzt, und einschrumpft bei kärglicher Kost."

„Das nennt man doch Welken vor dem Erblühen. Welch' ein klägliches Schauspiel!" grollte der Held. „Nicht ein gesundes, natürliches Gefühl in diesem frisch eingesetzten Herzen, lauter vertrackte Sentimentalität. Und der Anziehende, das ist Leimsieder, und ich bin der Widerwärtige!" Er begann von Neuem zu knirschen, und Herr von Gelsensprung verwies es ihm:

„Auf eine solche Eventualität hatten Sie sich gefaßt zu machen. Wo Herz, da Anziehung und Abstoßung, Liebe und Haß."

„Ein sauberer Haß," fiel der Held ein. „Ich sage Ihnen, vor einem ehrlichen, tüchtigen hätte ich Respect, aber der ihre ist kleinlich, hinterlistig und aus beleidigter Eitelkeit geboren."

„Hören Sie, die Sorte hält fest. Uebrigens Freundchen, von Eitelkeit schweigen Sie lieber. Warum waren denn Sie gar so überzeugt, der schönen Leiladin brauche man nur ein Herz einimpfen, damit es sogleich für Sie erglühe?"

Der Held schwieg und wanderte nach seinen Gemächern, wo er sich seinen Gedanken und seinem Schmerze überließ. Er sah mit leuchtender Klarheit ein, daß Diejenige, die er liebte, einer tiefen Neigung völlig unwürdig war; aber diese Einsicht brachte ihn zur Verzweiflung, ohne ihn zu heilen. Das alte Lied aller unglücklich Verliebten: „Wenn nicht mein, soll sie doch keines Anderen werden," sang natürlich auch er sich vor, und dabei betrachtete er von seinen Fenstern aus, wie die Festsäle im gegenüber liegenden Flügel in bengalischem Lichte erstrahlten und die Wände von oben bis unten mit Rosen verkleidet wurden. Rosen bedeckten den Boden, Rosenguirlanden umwanden die Ketten der Kronleuchter, die Lehnen und Füße des Gestühls und überzogen sogar dessen Sitze.

„Olympos!" murmelte er, „wenn sie nicht ordentlich ventiliren, nehmen wir Alle das Ende des armen Mädchens in: ‚Der Blumen Rache'. Aber um so besser!"

Mehrere Hofschneider erschienen, brachten eine Theatergarderobe mit und baten ihn, sich ein Costüm auszusuchen. Er wählte eines, in welchem er einem feurigen Dornbusch glich. Es war aus rindenartig gepreßtem Sammt und

bestand aus einem Stamme, der hinten zugeknöpft wurde und aus vier Riesenästen, in welchen er Arme und Beine steckte. An jenen waren unzählige Zweige mit noch viel unzähligeren Stacheln befestigt, und an der Spitze jedes Stachels brannte ein Glühlicht. Auf den Kopf setzte der Held eine umfangreiche Blätterkrone, unter deren Dunkel seine Augen zornfunkelnd hervorsprühten.

So betrat er den Ballsaal. Die Rosenkönigin tanzte schon mit dem als Klebrose Verkleideten von Leimsiedeland; ihre fein satinirte Hand lag in seiner klebrigen Rechten und sie machte wieder ihre koketten, um allgemeine Bewunderung buhlenden Augen. Ihr Cavalier umwob und umspann sie mit seinen langen Ranken und ließ sie gar nicht mehr los; sie hüpfte, und er hüpfte, und der Held dachte: „Hüpft nur zu! Ihr werdet bald ausgehüpft haben!"

Um ihn hatte eine große Leere sich gebildet. Durch die Hofdamen war die Kunde von seinem Sturz in die prinzeßliche Ungnade zur allgemeinen Kenntniß gekommen. Alle Welt floh ihn, er ragte gleich einem Dornbusch in der Wüste, zürnte und funkelte weiter und hielt den Griff seines Schwertes fest, das er unter dem Costüm umgeschnallt hatte.

Ungeduldig erwartete er das Ende des Tanzes, um vorzuspringen, Herrn von Leimsiedeland ritterlich zu grüßen und zum Zweikampf herauszufordern, an Ort und Stelle und auf Leben und Tod.

Schon war die Musik im Begriff, zu verstummen, schon setzten die Geiger ihre Bogen zum letzten Striche an — schon hob der Held seinen Fuß zum verhängnißvollen Schritte — da fühlte er sich an der Schulter gefaßt, und eine wohlbekannte Stimme, die des Narren, flüsterte ihm ins Ohr:

„Was braut in Dir, mein Sohn? — Mache keine Dummheit. So viel Narrheiten Du willst, aber keine Dummheit!"

„Alter Frechling," erwiderte der Held, „mit wem redest Du? . . . Ich lasse mir meine Braut nicht wegschnappen."

„Schnappen? Von Leimsiedeland braucht nicht erst zu schnappen. Sieh' nur hin! Hat unser Prinzeßchen Dich je so angeschmachtet wie Den?"

„Höll' und Teufel!" fluchte der Held.

„Und dabei sieht sie recht stumpfsinnig aus, unsere goldene Hoheit. Nichts drin, in dem hübschen Futteral."

„Futteral?" wiederholte der Held, und stutzte gewaltig über diesen Ausdruck. „Eine solche Huldgestalt, ein Futteral?"

„Gieb Deinen Segen, Kamerad, glaube mir, jubilire, daß zusammen kommt, was zusammen gehört." Er machte eine Pause, steckte den Kopf vor und blickte den Helden von unten herauf pfiffig an.

„Was meinst Du damit," fragte Der, „Du spannst mich auf die Folter, sprich!"

Der Narr zögerte: „Es verrathen heißt, Hals und Kragen riskiren."

„Ich bin da; fürchte nichts."

„Es ist ein Geheimniß."

„Sag' es dennoch."

„Sag' es! Sag' es! . . . ob denn so einem Helden gar nichts von selbst einfallen kann!"

„Du! Spiele nicht mit mir. Heraus mit der Sprache! Was gehört zusammen?“

Es blitzte so bedrohlich über sein Gesicht, daß der zu Tod erschrockene Alte herausplatzte:

„Nun doch — Pappendeckel und Leim — Leim und Pappendeckel.“

„Pappendeckel!“ — — hätte der Held bald aufgeschrien. Aber zum Glück raubte seine Bestürzung ihm die Stimme. Sie brachte überhaupt eine heilsame Wirkung hervor. — So gewaltig schüttelte er sich, wie Skanderbeg, als er die Pfeile, mit denen die Feinde ihn gespickt hatten, gegen sie zurückgeschleudert, und — der Zauber, der ihn in seinem Banne gehalten, war gelöst. Dem kürzlich noch Verliebten gingen die Augen, ging eine Welt des Verständnisses auf. Dahin waren, versunken wie in einen Abgrund, Liebe und Zorn. An ihrer Stelle machte sich eine entsetzliche Beschämung breit: „Und ich,“ stieß er heraus, „und ich habe ihr übel genommen, daß sie nicht Funken sprüht!“

Er wandte sich auf dem Absatz herum und ging in den Speisesaal, wo bereits das Souper servirt war. Unterwegs hatte er eine Visitenkarte aus seiner Brieftasche gezogen und darauf geschrieben: „p. p. c.“ Diese legte er neben den Teller der Prinzessin und dachte: „Ein pappendeckelner Abschied genügt. Dann eilte er nach seinen Zimmern, legte sein Maskenkleid ab, putzte und packte seine Waffen. Doch unterbrach er seine Beschäftigung oft, um mit der Faust gegen seine Stirn zu schlagen und auszurufen: „Esel — so lange nichts zu merken!“

Es war zwei Uhr Morgens, als er nach dem Stalle wanderte, wo er Menschen und Pferde im tiefen Schlafe versenkt fand.

Nur seine dicke Fuchsstute Lisa war wach, hatte wieder die Hälfte ihrer Streu aufgefressen und schaute übersatt und sehnsüchtig nach der Thür, als die sich öffnete. Schauer der Freude liefen ihr über das glänzende Fell beim Anblick ihres Herrn; aber sie wieherte nicht, denn sie merkte gleich, daß es sich keineswegs um einen lärmenden Aufbruch, sondern um einen stillen Abzug handle. Gegen ihre Gewohnheit ließ sie sich ruhig satteln und am Zaume aus dem Stalle führen. Sie schlichen durch den Hof, am Schlosse vorbei, durch den Park und gelangten endlich zur Umfassungsmauer, die anderthalbmal so hoch war wie die Lisa. Aber als sich der Held seinem guten Roß auf den Rücken schwang und ihm zurief: „Hinüber!“ machte es einen gewaltigen Satz und — draußen waren sie, und der Held athmete unsagbar wonnig auf und hatte so recht das Gefühl eines Genesenen.

Eine Stunde mochte er geritten sein, da hörte er hinter sich rufen:

„Hollah ho! Wart' ein wenig, Kamerad, ich geleite Dich.“ Es war der Narr, der einhergetrabt kam auf einem munteren Rößchen. Er hatte sein Ränzlein umgeschnallt, sah alt und trübselig aus, klapperte vor Kälte und hüllte sich in seinen dünnen Mantelkragen.

Eine Weile ritten sie schweigend neben einander im Nebelgrau, in der unerquicklichen Kühle. Endlich begann der Horizont sich im Osten zu lichten, der Tag brach an, und der Held warf einen letzten Blick nach der weißen, reinlichen Stadt, welcher er für immer den Rücken gekehrt hatte.

„Ob sie dort wohl schon Verlobung feiern?“ sagte er.

„Ohne Zweifel," antwortete der Narr, „sie werden sich verloben, werden heirathen und viele pappendeckelne Kinder bekommen, die wieder ihrer Zeit eine große Nachkommenschaft in die Welt setzen werden, und des Pappendeckels wird kein Ende sein. Nun, er kommt ja nicht in eine fremde Welt."

„Ach, geh'!" erwiderte der Held, und der verbitterte Alte brummte:

„Du hast Dich nicht recht umgesehen gestern im Saale. In der ganzen bunten Menge gab es nur zwei durch und durch Lebendige — Dich und mich. Alle Uebrigen waren von Pappendeckelhaftigkeit zum mindesten gestreift. Unser großer Gelehrter, der Kunst gegenüber — Pappendeckel. Die zärtliche Familienmutter, die in Affenliebe für ihr Fleisch und Blut hinschmilzt, dem Nebenmenschen gegenüber — Pappendeckel. Der sentimentale Armenvater . . ."

„Klatsche nicht!" unterbrach ihn der Held; der Narr aber nahm gleich wieder das Wort:

„Ich sag' Dir, jetzt kommt der Pappendeckel dran, der mit Händen zu greifende, mit Haut und Haar vor uns ausgebreitete lumpige Pappendeckel. Kein Anklang an etwas Unendliches mehr. Ich wette, sie putzen noch das unendlich Große und Kleine aus der positiven Wissenschaft heraus . . . Alles muß gesagt und beschrieben werden können, alles Geschilderte in der Schilderung aufgehen, Null für Null . . ."

Während er so declamirte, kamen Landleute des Weges, die mit ihren Weibern und Kindern zur Arbeit auf das Feld gingen. Ein Knäblein jauchzte beim Anblick der Schellenkappe des Narren.

„Schildere mir einmal dieses Jauchzen," sprach der Held; „aber genau, mit seinem vollen kindlichen Jubel."

„Ich kann das nicht," versetzte der Narr. „Mich haben sie aber auch hinausgeworfen. Ließen mich schon lange merken, daß sie einen modernen Narren brauchen. Ich bin der überwundene Standpunkt."

„Nicht für alle Leute," suchte sein Gefährte ihn zu beschwichtigen. Umsonst; der Tiefgekränkte seufzte schwer und entgegnete:

„Aber für die Jugend, also für die Zukunft."

„Getrost! — hinter der Zukunft gibt's noch die Unsterblichkeit."

„Was wir Sterblichen so nennen. Sei es wie es sei; ich als alter Spaßmacher muß mir ein neues Publicum suchen gehen."

„Und ich mir ein neues Glück," sagte der Held.

Einer sah den Andern an, und Jeder dachte: „Armer Narr!"

Sie ritten weiter, der in ferner Ferne, hinter dunkeln Wolkenmassen aufsteigenden Sonne zu.

Plötzlich streckte der Held seinem Reisegefährten die Hand entgegen und sprach: „Bleibe bei mir und seien wir Freunde."

Der Alte schlug wacker ein. „Wir sind's," sagte er, „und nicht erst von heute, wir sind's, seitdem es ehrliche Helden und weise Narren gibt."

Der Zusammenhang von Form und Function im Pflanzenreiche.

Von

J. Reinke.

Mit genialem Blicke hat Goethe in seiner „Metamorphose der Pflanzen" einige der wichtigsten Probleme der Pflanzenkunde mit leichtem Pinselstrich gezeichnet. Eine der allgemeinsten Aufgaben der vergleichenden Morphologie findet sich umschrieben in den Worten:

> Alle Gestalten sind ähnlich, und keine gleichet der andern;
> Und so deutet das Chor auf ein geheimes Gesetz,
> Auf ein heiliges Räthsel. —

Und den Weg, dies Räthsel zu lösen, zeigt der Meister in den nächsten Zeilen, welche das Werden der Pflanze vom keimenden Samen bis zu Blüthe und Frucht uns vor Augen stellen. Die in rhythmischem Wechsel sich abspielende Entfaltung und Zusammenziehung der um die Axe gruppirten Blattorgane erscheinen zwar Goethe als eine rein morphologische Reihe, gleichsam als ein durch Gesetz geregeltes ästhetisches Spiel der Natur — denn immer vom Standpunkte des Kunstkenners aus richtet er seinen Blick auf die Außenwelt — und doch kann auch Goethe sich nicht des Hinweises darauf enthalten, daß die letzten, innersten Blattformen der Blüthe bestimmten ökonomischen Verrichtungen zu dienen haben, nämlich der Bereitung der Nachkommenschaft, der Erhaltung der Art.

So birgt die idealistische Auffassung Goethe's auch hier schon den Keim jener mehr materialistischen Betrachtungsweise, wie sie in unserer Zeit den lebenden Wesen des Erdballes vorzugsweise entgegengebracht wird; ja, wir können sagen, dem heutigen Standpunkt der Wissenschaft entspricht es, der Andeutung Goethe's über die Function der Fruchtblätter nur in voller Consequenz zu folgen und zu fragen: welche functionelle Bedeutung kommt denn den übrigen Organen der Pflanze zu, denen gegenüber Goethe auf dem Standpunkte rein architektonischer Auffassung verharrt?

Die wissenschaftliche Richtung, welche alle, auch die unscheinbarsten Bildungen des Pflanzenkörpers nicht nur studiert, um ihre Arbeitsleistungen zu entziffern, sondern welche sich auch abmüht, den Zusammenhang zwischen diesen specifischen Körperformen der Pflanzen und den Einzelverrichtungen ihrer Lebensthätigkeit festzustellen, können wir als eine teleologische bezeichnen. Diese Richtung der Botanik geht aus von der Voraussetzung, daß die in der Gegenwart vorhandenen Formen der Pflanzen zugleich die denkbar günstigste Organisation darstellen, d. h. die zweckmäßigste Anpassung an diejenigen Functionen, deren Summe das Leben der Pflanze ausmacht. Und diese Voraussetzung wird getragen von jener anderen Voraussetzung, daß im Laufe der Millionen von Jahren, welche über der Herausbildung der heute lebenden Pflanzengeschlechter aus anderen, großentheils untergegangenen, verflossen sind, die nützlicheren Formen sich erhalten haben, während die weniger nützlichen und daher im Kampfe um das Dasein weniger concurrenzfähigen zu Grunde gegangen sind. Denn hieraus folgt, daß schließlich in der Periode der Gegenwart, die eine Art von Abschluß in der Entwicklung der organischen Natur darzustellen scheint, unter den überhaupt möglichen sich diejenigen Formen erhalten haben müssen, welche die vollkommenste Unterordung unter die Forderungen der Lebensfunctionen zum Ausdruck bringen.

Während vor nicht zu langer Zeit in der Botanik eine strenge Sonderung der morphologischen und der physiologischen Gesichtspunkte verlangt ward, hat die jetzige teleologische, oder, wie sie sich gewöhnlich nennt, biologische Betrachtung jedenfalls das Gute gewirkt, daß jene beiden Richtungen (Morphologie und Physiologie) sich mehr wechselseitig unterstützen, als es früher der Fall war; daß sie mehr in Gemeinschaft arbeiten und nicht mehr einander ignoriren, wie das sonst wohl zu geschehen pflegte.

Die Aufgabe der Wissenschaft ist es, die Fülle der Formen zu verstehen, mit denen das Pflanzenreich uns fast erdrückt; zu begreifen, wie sie alle vereinbar sind mit den unabweislichen Forderungen zur Erhaltung des Individuums und der Art, und wie sie alle wieder auf besondere Weise diesen Forderungen gerecht werden. Es kann den Wissenschaften nicht erspart bleiben, im Wechsel der Zeiten die Dinge unter specifischen, dabei immer beschränkten und einseitigen Gesichtswinkeln zu betrachten, und jede Richtung glaubt von sich, daß nur sie das Wahre zu treffen vermöge; es geht damit, wie mit dem Ringe in Lessing's Nathan. Die Wissenschaft vom Leben und von den Formen des Lebendigen ist aber im Vergleich zur Geschichte der Menschheit erst seit einer so kurzen Spanne Zeit eine wirkliche Wissenschaft zu nennen, daß wir heute noch nicht abzusehen, noch nicht zu ahnen vermögen, welche Gesichtspunkte in der Zukunft zur Herrschaft gelangen werden, welchem Wechsel noch die Betrachtungsweise zu unterliegen vermag. Denn von einem unveräußerlich festgelegten Fundamente des Erkennens, wie die Physik oder Astronomie es besitzen, kann in den sogenannten biologischen Disciplinen noch keine Rede sein. Es sind zahlreiche, eklektisch gewonnene Thatsachen von theilweise großer Wichtigkeit, welche unser Wissen in Morphologie und Physiologie ausmachen; einem Einblick in die Entstehung des Lebens sind wir darum nicht näher gekommen, als irgend eine frühere Zeit.

Es soll auf den nachstehenden Zeilen der Versuch gemacht werden, darzulegen, wie Form und Verrichtung der Pflanze einander angepaßt sind. Da aber die Lebenserscheinungen im Thierreiche und Pflanzenreiche ihren Grundlagen nach die nämlichen sind, so ist ein Vergleich der Körperform von Thier und Pflanze nicht zu umgehen. Und wenn, wie ich hoffe, es mir gelungen sein wird, zu zeigen, wie auch beim Thier die gleichen Wechselbeziehungen der Anpassung morphologisch maßgebend sind, so möchte ich noch an einem Specialfalle aus dem Pflanzenreiche den Nachweis führen, daß, wenn einmal bei Pflanzen auch in der äußeren Lebensweise Analogieen mit Thieren hervortreten, die betreffenden Organe der Pflanzen in ihrer Gestalt entsprechende Anpassungen eingehen.

I.

Die Eiche gilt uns als Symbol der höchsten physischen Stärke; wie wenig einheimische Bäume erfreut sie das Auge durch die Schönheit der Linien und die dunkle Tönung im Colorit. Aber auch mit botanischem Auge betrachtet, steht der Eichbaum auf einer Stufe hoher Vollendung hinsichtlich der Organisation, und nur das Fehlen weithin leuchtender, duftiger Blumenkronen könnte Anlaß geben, anderen Bäumen eine höhere Stellung auf der Stufenleiter des Gewächsreiches zuzuerkennen. Immerhin wollen wir in unseren Betrachtungen von der Eiche ausgehen, da es leicht ist, dasjenige, was ihr fehlt, von anderen Pflanzen ergänzend heranzuziehen.

Die Eiche entwickelte sich aus ihrem Samen, der Eichel; letztere war am Baume gereift und dann abgefallen; sie kann, wie die meisten anderen Pflanzensamen, eine längere Ruheperiode durchmachen, bevor sie unter Aufnahme von Feuchtigkeit sich weiter entwickelt. Eine solche Eichel besteht aus einer pergamentartigen Schale und dem davon umschlossenen, aus hellfarbigem Zellgewebe gebildeten Kern. Dieser Kern, welcher dem Kern einer Hasel- oder Wallnuß ganz gleichwerthig, ist — streng morphologisch genommen — nichts Geringeres als eine junge Eiche in primitivster Ausbildung der Organe, ein Bäumchen in nuce, ganz buchstäblich zu nehmen. Denn die beiden mit ebenen Grenzflächen aneinander liegenden Hälften, in welche eine Eichel wie der frische Kern einer Haselnuß (oder auch einer Erbse, einer Bohne) sich leicht zerlegen läßt, sind nichts Anderes als das erste Blattpaar des Bäumchens, zusammengehalten durch eine ganz kurze Axe[1]), deren oberer Theil den Keim darstellt, aus welchem sich später der Stamm entwickeln soll, deren unterer Theil bestimmt ist, zur Wurzel auszuwachsen.

Die Samen der Pflanzen sind meist kugelig oder eiförmig, mitunter abgeplattet oder cylindrisch verlängert; doch ist als Regel festzuhalten, daß mit wenigen Ausnahmen es Körper von relativ kleiner Oberfläche sind. Dafür ist aber das Innere von um so dichterer Substanz erfüllt; von allen Theilen der Pflanze sind die reifen, ausgetrockneten Samen am schwersten. Dies kommt daher, weil die den Samen zusammensetzenden Zellgewebe während der Zeit, wo die Frucht noch im anatomischen Zusammenhange mit der Mutterpflanze sich befand, seitens der letzteren dicht angefüllt wurden mit denjenigen organischen

[1]) Als Axen bezeichnet man in der Morphologie den Stengel und seine Verzweigungen.

Substanzen, welche das hauptsächliche chemische Baumaterial des Pflanzenkörpers wie auch des Thierkörpers bilden, nämlich mit Eiweißstoffen, Kohlenhydraten und Fetten. Diese Stoffe bilden eine Mitgift der Mutterpflanze an den Samen, und da sie in den Zellen der letzteren weit massenhafter und concentrirter angehäuft werden, als ihrem Vorkommen in den Organen ausgebildeter Pflanzenformen entspricht, so stellen sie einen ausreichenden Vorrath von Baustoffen dar, um davon später eine Anzahl gewöhnlicher Blätter, Axenglieder und Wurzeln bilden zu können.

Im trockenen Zustande verändert der reife Same sich nicht; seine Substanz ist hart, spröde, zerreiblich. Es bedarf des Zutritts von Wasser aus dem feuchten Erdboden, um die trockenen Stoffe zu durchfeuchten und zu erweichen; ohne Mitwirkung des Wassers gibt es kein Wachsthum und keine Entwicklung der Pflanzen; der sogenannte Saft besteht aus Wasser mit allerlei darin gelösten Substanzen.

Die durch Aufsaugung von Wasser ermöglichte erste Phase des Wachsthums und der Entwicklung eines Samens nennen wir seine Keimung. Bei der Eichel wird durch die sich dehnenden Gewebe die Schale gesprengt, und hervor tritt zunächst die Spitze der Wurzel, während die beiden fleischigen Keimblätter, auch Kotyledonen genannt, sich auseinanderbiegen, und zwischen ihnen das Spitzchen der Stengelaxe sichtbar wird.

Die Hauptmasse der von der Mutterpflanze überkommenen Reservestoffe war in den Kotyledonen abgelagert; aus ihnen wandern sie dann allmälig in die Spitze des Würzelchens und der Axe hinein, um hier unter rapider Neubildung von Zellgewebe zu lebhaftem Wachsthum, zur Neubildung von Seitenwurzeln und Blättern Anlaß zu geben. Denn das junge, nunmehr im Erdboden wurzelnde Bäumchen lebt zunächst von den Reservestoffen der Kotyledonen, und wenn diese ihren gesammten Inhalt abgegeben haben, so haben sie ihre Rolle ausgespielt: sie welken und fallen ab.

Inzwischen hat die Körperform des Keimpflänzchens eine völlige Veränderung erfahren im Vergleich zu der Gestalt des vom reifen Samen repräsentirten Embryo. Dort steckten Wurzel- und Stengelspitzchen verborgen zwischen den dicken, halb eiförmigen Kotyledonen, die auf einen möglichst kleinen Raum zusammengepackt waren; jetzt ist die Wurzel in den Erdboden eingedrungen und hat sich verzweigt; der junge Stamm strebt empor, und die lebhaft ergrünten Blätter breiten sich flach in der Luft aus. Würden wir jetzt die Oberfläche des Bäumchens messen, sie würde bereits relativ außerordentlich viel größer sein im Vergleich zum Gewicht seiner Trockensubstanz, wie in der Eichel, und damit haben wir im Keimungsprocesse sich eine Formänderung vollziehen sehen, welche zur typischen Körperform der höheren Gewächse mit ihrer Gliederung in Wurzeln, Axen und Blätter hinüberleitet, wie sie uns im erwachsenen, fortpflanzungsfähigen Eichbaume begegnet.

In der That ist hier die Ausdehnung der Oberfläche im Vergleich zur Masse des Baumes eine ungeheure. Nicht die papierdünnen Blätter, welche durch die Axen in gewissen Zwischenräumen gehalten werden, sind es allein, welche dies eigenartige Verhältniß zwischen Oberfläche und Masse hervorrufen, sondern es theilt sich das Wurzelsystem des Baumes in so unendlich viele feinste Fasern

und Fäserchen, daß auch hier das Verhältniß ein ähnliches wird, wie in der Laubkrone; nur daß die Blätter immer flach, die Wurzeln immer cylindrisch bleiben.

Diese Körperform, auf welche die ganze Entwicklung des Baumes hinzielt, ist nun in denkbar vollkommenster Weise seinen Ernährungsverhältnissen angepaßt, wie später eingehend gezeigt werden soll; wir können sagen, daß ihr das Princip zu Grunde liegt, eine möglichst große Oberfläche zu entwickeln bei möglichst geringem Umfange des Individuums. Wäre das letztere Ziel nicht auch in der Form des Baumes angestrebt und zum Austrag gebracht, so würden die Laubkrone und das Wurzelsystem etwa jedes die Gestalt einer einzigen großen Platte annehmen können; aber wie unzweckmäßig wäre das bei den übrigen Existenzbedingungen der Pflanze! Jeder Sturm würde die oberirdische Platte erbarmungslos zerfetzen und die unterirdische zweifellos zerreißen, so daß auch der Stamm umfallen müßte. Statt dessen sehen wir die Laubsubstanz in Tausende von kleinen Platten, die Blätter, zerschnitten, und diese um die jüngsten Axen in spiraliger Anordnung derart vertheilt, daß die ganze Laubkrone eine relativ mäßige Ausdehnung erhält und doch jede Blattfläche der Luft und dem Lichte zugewandt ist. Und im Boden sind die dort thätigen Ernährungsorgane, die haarfeinen Saugwurzeln, auf das Gleichmäßigste durch das Erdreich vertheilt und dabei so an den stärkeren und festeren Wurzelverzweigungen befestigt, daß diesen letzteren die Aufgabe zufällt, Stürmen gegenüber den Baum zu halten und vor Entwurzelung zu bewahren.

Von ganz besonderem Interesse sind aber die Mittel, über welche die Pflanze verfügt, um die eine Hälfte ihres Körpers, das Wurzelsystem, in feinster Vertheilung in den Erdboden einzusenken, die andere Hälfte, die Laubkrone, frei in Licht und Luft emporzurecken, so daß letztere überall ungehindert an den Blättern hinströmen kann. In der That kommt diese Körperform der Pflanze nur durch eine überaus merkwürdige Beziehung zwischen den Wachsthumsvorgängen und der Gravitation, der Anziehungskraft der Erde, zu Stande. Ohne dieselbe Kraft, welche den von uns erhobenen Stein zur Erde fallen läßt, welche das Pendel der Uhr in Bewegung hält und das Wasser der Ströme vom Fels zum Meere zieht, würden die Wurzeln der Pflanzen in den Erdboden nicht eindringen, würden die Axen sich nicht frei in die Luft erheben; die Pflanze würde mit all ihren Verzweigungen nur ein wirr am Boden liegendes Knäuel zu Stande bringen.

Die Gravitation ist eine Kraft, welche in der Richtung des Erdradius wirkt. Wenn wir an einem Kornfeld vorüber oder durch einen Fichtenwald gehen, so sehen wir die Tausende von Stengeln und Stämmen alle untereinander parallel und genau in der Richtung des Erdradius aufwärts wachsen, und daß auch der knorrige Stamm unserer Eiche sich nicht anders verhält, wird Jedermann einräumen. Der richtende Einfluß der Schwerkraft — denn dies ist die einzige bekannte Kraft, welche in der Richtung des Erdradius wirkt — tritt besonders klar hervor, wenn Halme und Baumstämme am schräggeneigten Abhange eines Berges hervorwachsen. Hier stehen dieselben keineswegs vertical zur Erdoberfläche, wie in der Ebene, sondern sie halten auch an den steilsten Hängen die Richtung des Erdradius inne.

In der That wird diese Richtung der Pflanzenaxen durch die Schwerkraft hervorgerufen, und noch mehr, auch die Wurzeln werden durch die Schwerkraft veranlaßt, in verticaler Richtung sich in den Erdboden hineinzubohren. Am schönsten läßt sich dies an Keimpflanzen verfolgen.

Wenn wir den Proceß der Keimung des Samens einer beliebigen Pflanze, einer Eiche, einer Bohne, einer Sonnenblume u. s. w. überwachen, so zeigt es sich, daß bei beliebiger Lage des angefeuchteten Samens auf der Erdoberfläche doch immer das Würzelchen nach unten, die Stengelaxe nach oben sich wendet; hatte man den Samen so gelegt, daß die Wurzelspitze nach oben, die Stengelspitze nach unten stand, so krümmen sich beide so lange, bis die Wurzel abwärts, der Stengel aufwärts gerichtet ist. Beide, Stengel wie Wurzel, wachsen unter Neubildung von Zellengewebe an ihren Spitzen, und diese, wie Embryonen sich verhaltenden, wachsenden Spitzen nennt man die Vegetationspunkte.

Obwohl nun das Mikroskop in der feineren Structur des Stengel- und Wurzelvegetationspunktes keinerlei Differenzen nachzuweisen vermag, aus welchen sich ihre verschiedene Stimmung gegenüber der Schwerkraft erklären ließe, so verhalten sich doch beide der vom Erdmittelpunkte ausgehenden Kraft gegenüber genau wie eine frei schwebende Magnetnadel zu einem in ihre Nähe gebrachten starken Magneten; der eine Pol der Nadel wird angezogen, der andere abgestoßen.

So ruht verborgen auch in der Keimaxe des Pflanzensamens, an welcher die beiden Kotyledonen seitlich befestigt sind, eine eigenartige Polarität gegenüber der Schwerkraft. Die Keimaxe trägt an ihren Enden zwei Pole, den Stengelvegetationspunkt und den Wurzelvegetationspunkt; der erstere wird vom Erdmittelpunkte geradlinig abgestoßen und strebt daher senkrecht emporzuwachsen, der zweite wird vom Erdmittelpunkte geradlinig angezogen und wächst diesem entgegen. So kommt es, daß an der Keimpflanze Wurzel- und Stengelaxe beide vertical stehen und die gegenseitige Verlängerung von einander bilden, daß dabei die Axe nach oben, die Wurzel nach unten wächst, und wenn man Axe oder Wurzel durch Biegung gewaltsam aus der Lothlinie rückt, daß sie alsbald durch Ausführung einer Krümmung in die Lothlinie als in ihre stabile Gleichsgewichtslage zurückkehren. Dieses Verhalten von Wurzel und Stengel zum Erdmittelpunkt unterscheidet man als den positiven und den negativen Geotropismus der Pflanze.

Daß diese Hauptrichtung der Pflanze in der That nur durch die Schwerkraft hervorgerufen sein kann[1]), wird auch noch durch einige classische Versuche bewiesen, welche im Anfange dieses Jahrhunderts von dem Engländer Andrew Knight ausgeführt wurden und danach als die Knight'schen Versuche bekannt sind.

Man stellt diese Versuche am bequemsten in der Weise an, daß man die durchfeuchteten Samen nicht auf Erde, sondern in wassergesättigter Luft unter einer kleinen Glasglocke keimen läßt: da kann man leicht beobachten, wie die Wurzelspitze nach unten, die Stengelspitze nach oben wächst, beide dem Erdradius

---

[1]) Lichtwirkungen kommen hierbei nicht in Frage; alle die aufgeführten Erscheinungen vollziehen sich ebenso gut in constanter Finsterniß wie unter dem Wechsel von Tag und Nacht.

folgend. Und zwar verhält sich die positive geotropische Wurzel dabei genau wie ein Pendel, ihre Spitze wie der Pendelknauf: nach jeder Ablenkung kehrt sie in die Lothlinie zurück.

Wenn man nun ein gewöhnliches Pendel, etwa eine kleine, an einem Faden hängende Bleikugel, am Rande einer horizontalen Scheibe befestigt, die man durch eine Kurbel in raschere oder langsamere Drehung um eine Verticalaxe zu versetzen vermag, so nimmt das Pendel, welches, so lange die Scheibe in Ruhe war, vertical herabhing, bei rascher Drehung der Scheibe eine horizontale, den Radius der Scheibe verlängernde Stellung an, so daß die Wirkung der Schwerkraft neben der durch die Umdrehung der Scheibe bewirkten Centrifugalkraft verschwindend klein und somit eliminirt wird; die straffe Spannung der Schnur beweist, daß die Kugel des Pendels vom Mittelpunkte der Scheibe eine Abstoßung erfährt, während sie bei ruhender Scheibe vom Erdmittelpunkte angezogen wird. Läßt man endlich die Scheibe mit mäßiger Geschwindigkeit rotiren, so nimmt das Pendel eine schräge, abwärts gerichtete Stellung ein, welche der Richtung der Resultante aus Schwerkraft und Centrifugalkraft entspricht.

Genau wie das Pendel verhält sich die Wurzelspitze eines am Rande der Scheibe befestigten, in einer feucht zu haltenden Glaskammer befindlichen Keimpflänzchens. Ist die Scheibe in Ruhe, so wächst der Vegetationspunkt des Würzelchens vertical nach unten; wird die Scheibe rasch gedreht, so wächst die Wurzel horizontal nach außen, genau in der Richtung des Radius, so daß ihr Vegetationspunkt vom Centrum der Scheibe abgestoßen erscheint; verlangsamt man die Drehung, so neigt sich die Stellung der Wurzel schräg nach abwärts, ganz wie das Pendel unter gleichen Umständen. Nur erfordern die Knight'schen Versuche eine mehrtägige, continuirliche Drehung der Scheibe, da die betreffenden Richtungsänderungen der Wurzel ausschließlich durch Wachsthum bewirkt werden, während dieselben beim Pendel augenblicklich durch raschere oder langsamere Drehung der Scheibe zu erzielen sind.

An jeder Keimpflanze befindet sich außer dem positiv geotropischen Vegetationspunkte der Wurzel auch der negativ geotropische Vegetationspunkt des Stengels. Dieser verhält sich zum Erdmittelpunkte wie die Wurzelspitze zum Centrum der rotirenden Scheibe, d. h. er wird von demselben abgestoßen. Wie nun gegenüber der Wurzelspitze Schwerkraft und Centrifugalkraft sich umgekehrt verhalten, — die Schwerkraft anziehend, die Centrifugalkraft abstoßend — so zeigen sie ein analoges Verhalten gegenüber der Stengelspitze: die Schwerkraft stößt den Vegetationspunkt des Stengels ab, die Centrifugalkraft zieht ihn an, und so sehen wir denn bei der am Rande der rotirenden Scheibe befestigten Keimpflanze den Stengel in der Richtung des Radius der Scheibe gegen deren Mittelpunkt hin wachsen.

Nur in aller Kürze sei noch auf folgende Variation der Versuche Knight's hingewiesen. Läßt man die Scheibe in einer Verticalebene um eine horizontale Axe rasch rotiren, so stellt sich die Keimpflanze ebenfalls in die Richtung des Radius der rotirenden Scheibe; die Wurzel wächst centrifugal nach außen, der Stengel centripetal nach innen. Läßt man eine solche Verticalscheibe aber ganz langsam rotiren, daß gar keine Centrifugalwirkung zu Stande kommt, so

ändert das Pflänzchen mit jedem Augenblick seine Lage zum Erdmittelpunkt, doch kann auf diese Weise auch keine Wirkung der Gravitation zu Stande kommen; für ein solches Pflänzchen sind Schwerkraft und Centrifugalkraft gleichzeitig eliminirt. Der Erfolg gibt sich darin zu erkennen, daß unter diesen Umständen Stengel und Wurzel in derjenigen Richtung weiter wachsen, welche sie zufällig bei Beginn des Versuches einnahmen.

Aus allen diesen Thatsachen geht zur Genüge hervor, daß nur die Schwerkraft es sein kann, welche der Wurzel und dem Stengel eines keimenden Samens die Wachsthumsrichtung vorzeichnet; daß ferner diese Kraft durch die Centrifugalkraft ersetzt werden kann, und daß somit überhaupt eine äußere physische Kraft die Pflanze zwingt, bestimmte Bahnen des Wachsthums einzuschlagen. Bemerkenswerth ist hierbei die schon betonte Polarität des primordialen Pflanzensprosses [1]), dessen Stengel- und Wurzelvegetationspunkt gegenüber der vom Endcentrum ausgehenden Schwerkraft sich verhalten wie der Nordpol und der Südpol einer beweglich aufgehängten Magnetnadel zu einem mit kräftigem Nordmagnetismus erfüllten Magnetpole. In welcher Weise hierbei der Erdmittelpunkt die Vegetationspunkte von Wurzel und Stengel afficirt, entzieht sich zur Zeit aber noch vollständig der Erkenntniß.

Wir haben bislang die Betrachtung beschränkt auf die Keimpflanzen mit ihren in gegenseitiger Verlängerung zu einander stehenden primordialen Stengeln und primordialen Wurzeln, und in der That ist die Richtung der Primordialaxe der Keimpflanze maßgebend für den späteren Habitus, z. B. eines Baumes. Denn bei der Eiche, der Rüster, der Pappel, der Fichte u. s. w. geht aus der Primordialaxe des keimenden Samens der eigentliche Stamm hervor, welcher die gesammte Laubkrone trägt, während die primordiale Wurzel als Pfahlwurzel sich vertical und tief in den Erdboden hineinbohrt und somit das ganze Wurzelsystem in denselben versenkt. Wie aber verhalten sich nun die Verzweigungen der Primordialaxe zur Gravitation? Mit dieser Frage sind wir an den merkwürdigsten Punkt der ganzen Erscheinungsreihe gelangt.

Die aufwärts wachsende Primäraxe der Keimpflanze, z. B. eines Baumes, bildet als Seitenzweige Axen zweiter Ordnung, die auch an älteren Bäumen noch als Hauptäste erkennbar sind; diese Axen zweiter Ordnung treiben Axen dritter Ordnung u. s. w. Wenn nur die Axen zweiter Ordnung in demselben Maße negativ geotropisch wären, wie die Primäraxe, so müßten sie unmittelbar nach ihrer ersten Anlage als kleiner mikroskopischer Vegetationspunkt in der Richtung der Lothlinie aufwärts wachsen, unmittelbar der Primäraxe angeschmiegt, und ein Gleiches würde zu gelten haben von den Axen dritter und höherer Ordnung. An Stelle der Baumkronen, wie wir sie kennen, würde dann nichts vorhanden sein, als ein vertical aufrechtes, eng verbundenes Bündel von Zweigen, welches durch das nachträgliche Dickenwachsthum der verschiedenen Axen zu einem einheitlichen, cylindrischen Pfahl verschmelzen würde, an welchem Blätter kaum die Möglichkeit zur Entwicklung finden könnten.

---

[1]) D. h. des Körpers der Keimpflanze, der sich aus primordialer Wurzel und primordialem Stengel zusammensetzt, an welchem seitlich die ersten Blätter sitzen.

Statt dessen sehen wir an unseren Waldbäumen die ersten Seitenzweige, d. h. die Axen zweiter Ordnung unter sehr verschiedenem Winkel zum Stamm mehr oder weniger schräg nach aufwärts wachsen: bei der Fichte und Edeltanne stehen sie fast horizontal, bei der Pyramiden-Eiche und italienischen Pappel nähern sie sich fast der Verticalen, bei der gewöhnlichen Eiche, der deutschen Pappel u. s. w. zeigen sie ein mittleres Verhalten. Untersuchen wir diese Verhältnisse näher durch das Studium ihrer Entwicklung aus der Keimpflanze, so ergibt sich Folgendes. Während die Primäraxe absolut negativ geotropisch ist, d. h. genau in der Richtung des Erdradius aufwärts strebt, so zeigen die Axen zweiter Ordnung einen geringeren Grad von Geotropismus, d. h. sie wachsen noch mehr oder weniger nach oben, jedoch niemals genau in der Lothlinie, sondern stets größere oder kleinere Divergenzwinkel mit der Primäraxe bildend; immerhin läßt sich nachweisen, daß ihr Aufwärtswachsen noch von der Schwerkraft abhängt. Dagegen besitzen die Axen dritter und höherer Ordnung in der Regel keine Spur mehr von Geotropismus; sie wachsen dahin, wo sie Platz finden; ihre Vegetationspunkte haben sich vollständig vom Einflusse des Erdmittelpunktes emancipirt. Es ist aber leicht einzusehen, daß nur bei dieser Abminderung, welche der negative Geotropismus in den Axen successiver Ordnung von einem Maximum bis auf den Nullpunkt erfährt, die Formen der Baumkronen zu Stande kommen können, welche uns in der Natur thatsächlich begegnen.

Mit den Wurzeln verhält es sich nicht anders. Man kann dies auf das prächtigste beobachten, wenn man das Wurzelsystem einer Keimpflanze in einem Glase Wasser anstatt in Erde sich entwickeln läßt. Während die Primärwurzel, im Maximum positiv geotropischer Reizbarkeit befindlich, sich genau in den Erdradius einstellt, zeigen die schräg nach abwärts wachsenden Wurzeln zweiter Ordnung nur noch geringen Geotropismus; die in jeder beliebigen Richtung aufwärts und abwärts wachsenden Wurzeln höherer Ordnung sind gar nicht mehr geotropisch. Besäßen alle Wurzeln den gleichen Geotropismus wie die Primärwurzel, das ganze Wurzelsystem eines Baumes müßte eine einzige, sich senkrecht in das Erdreich hineinbohrende Stange bilden.

Dabei läßt sich in der anatomischen Beschaffenheit der Gewebe, speciell auch der Vegetationspunkte, bei Hauptaxe und Seitenaxen, bei Hauptwurzel und Seitenwurzeln keinerlei Differenz erkennen, auf welche dies ungleiche Verhalten der Gravitation gegenüber zurückgeführt werden könnte. Im Gegentheil, man kann willkürlich hinsichtlich ihres Geotropismus aus einer Seitenaxe eine Hauptaxe machen. Wenn man von einem jüngeren Baume, z. B. einer Eiche, einer Pappel, einem Apfelbaum den sogenannten Leittrieb, d. h. die Hauptaxe abschneidet, so beginnt alsbald eine der bis dahin schräg aufwärts gewachsenen Seitenaxen, in der Regel die oberste, den starken Geotropismus der abgeschnittenen Hauptaxe anzunehmen, vertical emporzuwachsen und den Leittrieb fortzusetzen[1]).

In höchst eigenthümlicher Weise vermögen also unsere Bäume zur Erlangung ihrer typischen Körperform, durch welche eine möglichste Ausbreitung der Aeste

[1]) Aehnlich verhalten sich auch die oft aus älteren Stämmen, z. B. des Apfelbaumes, hervorbrechenden sogenannten Wasserreiser. Diese jedoch, wie auch die aus den Stengeln seitlich hervorbrechenden Wurzeln mögen hier außer Betracht bleiben.

und Blätter in der Laubkrone, eine möglichst feine Zertheilung der Saugwurzeln im Boden angestrebt wird, sich die Schwerkraft dienstbar zu machen; denn ohne deren Mitwirkung würde diese Körperform unerreichbar sein. Der starke Geotropismus der Hauptaxe und Hauptwurzel ist nothwendig, um die Krone emporzuheben, das Wurzelwerk in den Boden zu tauchen, wo es sowohl als Saugorgan wie auch als Haftorgan wirkt. Die Abschwächung und das Aufhören des Geotropismus in den Seitenaxen und Seitenwurzeln ist ebenso nothwendig, um die Ausbreitung der Verzweigungen zu ermöglichen.

So sehen wir zwei verschiedene Kräfte zusammenwirken, um die Gestalt des Eichbaumes zu bilden: eine äußere, physikalische Kraft, der auch alle anorganischen Bestandtheile des Erdkörpers unterworfen sind, die Gravitation, und eine innere, der Pflanze inhärente Eigenschaft, nämlich die verschiedenartige Stimmung, mit welcher die einzelnen Axen und Wurzeln auf die Einwirkung dieser Kraft reagiren.

Natürlich ist die Schwerkraft nicht die einzige äußere, ist der der Pflanze inhärente Geotropismus nicht die einzige innere Kraft, welche das Wachsthum der Pflanzen beeinflußt. Im Gegentheil; namentlich der sogenannten inneren Wachsthumsbedingungen und Wachsthumsursachen gibt es außerordentlich viele. Wenn wir sehen, wie in dem Maße, wie Jahr für Jahr die Krone des Eichbaums an Umfang und Gewicht zunimmt, dafür Jahr um Jahr der Stamm und die Aeste eine neue Schicht fester Holzmasse sich anlagern, welche die nothwendige Verstärkung bildet, um das Gewicht der Krone tragen zu können, so geht der Antrieb zu diesem Dickenwachsthum der Axen von inneren Ursachen aus, die auch in den Wurzeln thätig sind, indem auch diese von Jahr zu Jahr sich verstärken, weil sie sonst Gefahr liefen, durch das einseitige Uebergewicht der Krone oder durch Stürme zerrissen zu werden. Auch diese Wechselbeziehung zwischen Ausbreitung und innerer Festigung ist unerläßlich, um dem Baume die erforderliche Gestalt zu sichern.

II.

Die erforderliche Gestalt; das wäre jetzt zu begründen. Daß der Baum in seiner Gestalt das Princip zum Ausdrucke bringt, möglichst viel Oberfläche zu entwickeln, ist klar. Die teleologische Naturbetrachtung fragt aber nach dem Grunde dieser Körperform, weil sie ihre Zweckmäßigkeit voraussetzt.

In der That zeigt die Körperform des Baumes die denkbar vollkommenste Anpassung an seine Ernährungsweise; es ist, als hätten die Bedingungen der Nahrungsaufnahme seinen Wuchs gemodelt.

Zunächst kommt dabei ein negatives Moment zur Geltung. Die Gestalt des Baumes in ihrer außerordentlich reichen Gliederung ist keinerlei Hinderniß für seine Ernährung. Denn die Pflanzen brauchen ihrer Nahrung nicht nachzugehen; sie sind in der begünstigten Lage, daß ihre Nahrung überall an der Erdoberfläche verbreitet ist, sowohl im Boden, wie in der Luft, die ihre Zweige und Blätter umspült. Die Pflanzen nämlich verfügen über das Geheimniß, aus den Bestandtheilen der festen Erdrinde und der Atmosphäre diejenigen sogenannten organischen Verbindungen zu erzeugen, welche nicht nur das Baumaterial des

eigenen Körpers bilden, sondern aus denen sich auch der Leib der Thiere zusammensetzt, nämlich die Eiweißstoffe, Kohlenhydrate und Fette. Daher ist die gesammte Oberfläche der Blätter und Faserwurzeln Organ für die Nahrungsaufnahme des Baumes.

Wozu aber dann die so ausgedehnte Flächenbildung? Man sollte denken, eine weit geringere Entwicklung der Oberfläche würde genügen. Auch diese Frage läßt sich mit Sicherheit beantworten: die gewaltige Ausdehnung der Nahrung aufsaugenden Oberflächen des Pflanzenkörpers ist wiederum eine Anpassung an die außerordentlich geringe Menge, in welcher die wirklichen Nährstoffe der Pflanze im Erdboden und in der Atmosphäre verbreitet sind.

Die Kohlenhydrate und Fette sind aufgebaut aus den chemischen Elementen Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff; in den Eiweißkörpern (im weitesten Sinne genommen) ist außerdem noch Stickstoff, Schwefel und Phosphor enthalten. Diese sechs Elemente oder Grundstoffe müssen der Pflanze unter allen Umständen zu Gebote stehen, wenn sie leben und sich ernähren soll.

Keiner dieser Grundstoffe dient aber als solcher in der Natur den Pflanzen zur Nahrung, sondern sie finden sich in der Form von Verbindungen, die erst von den Pflanzen zerlegt werden müssen, um die darin enthaltenen Grundstoffe abzuscheiden und diese wieder zu den Kohlenhydraten[1]) und Eiweißkörpern zusammenzufügen. So findet sich der für den Aufbau der organischen Verbindungen geeignete Kohlenstoff lediglich als Kohlensäure in der Atmosphäre, der Wasserstoff und Sauerstoff zu Wasser verbunden im Boden, der Stickstoff, Schwefel und Phosphor als salpetersaure, schwefelsaure und phosphorsaure Salze ebenfalls im Erdboden vertheilt.

Während die übrigen Nährstoffe durch die Wurzeln absorbirt werden, dienen die Blätter ausschließlich zur Aufnahme der gasförmigen Kohlensäure. Das Gas ist aber nur in fast verschwindend geringer Menge in der Atmosphäre enthalten: nur etwa 0,05 Procent des ganzen, hauptsächlich aus Stickstoff und Sauerstoff bestehenden Luftgemenges wird von Kohlensäure gebildet; d. h. also, in zwei Kubikmetern Luft ist 1 Liter Kohlensäure enthalten. Aus dieser gasförmigen Kohlensäure soll aber ein festes Kohlenhydrat, zunächst Zucker gebildet werden, der dann den Ausgangspunkt für die Erzeugung aller übrigen, den Pflanzenkörper zusammensetzenden Verbindungen ausmacht; um dies hinlänglich zu übersehen, müssen wir die maßgebenden Gewichtsverhältnisse ins Auge fassen. In 1 Liter Kohlensäure sind $^1/_2$ Gramm Kohlenstoff enthalten; $^1/_2$ Gramm Kohlenstoff sind aber nöthig, um in Verbindung mit dem erforderlichen Wasserstoff und Sauerstoff $1^1/_4$ Gramm Zucker zu bilden.

Wir können bei einer solchen Berechnung, ohne einen allzugroßen Fehler zu begehen, die Hälfte der gesammten Production der Pflanze an neu gebildeter Substanz als Zucker in Anschlag bringen, und wenn wir einmal annehmen, daß diese Production eines Baumes im Jahre einen Doppelcentner, also 100 Kilogramm betrage, so mußten die Blätter des Baumes zur Erzeugung von 50 Kilogramm

---

[1]) Die den Kohlenhydraten analog zusammengesetzten Fette können in der nachstehenden Betrachtung unberücksichtigt bleiben.

Kohlenhydrat 40 000 Liter = 40 Kubikmeter Kohlensäure der Atmosphäre entnehmen, es mußten daher im Laufe des Sommers 80 000 Kubikmeter Luft durch die Blätter des Baumes ihres Kohlensäuregehaltes beraubt werden. Da hierfür aber die Luft in directen Contact mit den Blattzellen kommen muß, da ferner nur bei Tage eine Absorption von Kohlensäure stattfindet, so ist klar, daß eine ausgiebige unmittelbare Berührung des Zellengewebes der Pflanze mit der als Nährstoffquelle dienenden Luft nur möglich ist, wenn der Pflanzenkörper in jenen zahllosen papierdünnen Lamellen, wie die Blätter eines Baumes sie bilden, sich der Atmosphäre darbietet.

Wir erkennen somit in den Blättern der Pflanze ein Organ, welches seiner ganzen Ausbildung nach für die Function der Aufnahme der atmosphärischen Kohlensäure eingerichtet erscheint. Aber nicht nur der Luft, auch dem Lichte sollen die Blätter sich darbieten, wie schon oben hervorgehoben worden ist. Dies hängt in folgender Weise zusammen.

Die Kohlensäure besteht aus Kohlenstoff und Sauerstoff; sie muß, damit Zucker entstehe, in den Blättern zerlegt werden in ihre beiden Grundstoffe, wobei der Sauerstoff wieder ausgeschieden wird, der Kohlenstoff aber in den Zellen zurückbleibt und sich mit den Elementen des Wassers zu Zucker verbindet.

Den chemischen Proceß der Lostrennung des Sauerstoffs von einem anderen Grundstoffe nennen wir Desoxydation oder Reduction; die Zersetzung der Kohlensäure in der Pflanze ist, weil sie auf einer Abspaltung des Sauerstoffs vom Kohlenstoff beruht, ein Reductionsproceß.

Solche Reductionsprocesse werden in den wissenschaftlichen und technischen Laboratorien in größter Ausdehnung durchgeführt. Manche Metalloxyde, d. h. Verbindungen von Metallen mit Sauerstoff, erhitzt man z. B. mit Kohle, um sie zu reduciren. Besitzt die Kohle eine größere Verwandtschaft zum Sauerstoff, als das Metall, so verbindet sie sich mit dem Sauerstoff zu Kohlensäure und das Metall wird frei, ein hüttenmännisch allgemein angewandtes Verfahren. Nun gibt es aber auch Metalle, die eine größere Verwandtschaft zum Sauerstoff besitzen als der Kohlenstoff, und durch sie läßt sich dann wieder die Kohlensäure reduciren. Wenn man z. B. ein Glasröhrchen mit gasförmiger Kohlensäure anfüllt, ein kleines Stückchen Natriummetall hineinthut und leise erwärmt, so verbindet sich das Natrium mit dem Sauerstoff der Kohlensäure zu Natriumoxyd, und schwarze Kohle schlägt sich auf der inneren Wand des Glasröhrchens nieder.

Es ist selbstverständlich, daß man auch durch irgend eine andere Substanz als gerade ein Metall die Kohlensäure würde reduciren können, wofern diese Substanz nur eine größere Verwandtschaft zum Sauerstoff besitzt als die Kohle. Unter allen Umständen muß aber, wenn diese Reduction durch eine stärkere Affinitätswirkung auf Sauerstoff hervorgebracht wird, der abgespaltene Sauerstoff sich mit der reducirenden Substanz zu einer festeren Verbindung vereinigen, als die reducirte Verbindung war, und am allerwenigsten wird hierbei der Sauerstoff als freies Gas entweichen, wie das bei der Reduction der Kohlensäure in den Blättern der Pflanzen geschieht, die für jedes Volum aufgenommener Kohlensäure ein Volum Sauerstoff wieder aushauchen.

Wir haben es daher bei der Zersetzung der Kohlensäure durch die Pflanzen mit einem ganz eigenartigen Reductionsprocesse zu thun, und in der That vermag die Chemie eine Reduction der Kohlensäure, bei welcher freier Sauerstoff entweicht, den Pflanzen nicht nachzumachen.

Auf der andern Seite würden aber auch die Pflanzen außer Stande sein, die Kohlensäure auf gewöhnliche Weise, d. h. unter anderweitiger Bindung des Sauerstoffs zu zersetzen, weil es ihrem Zelleninhalte an Substanzen fehlt, welche der Kohlensäure den Sauerstoff zu entreißen vermöchten. Ja, in der Pflanze sind überhaupt keine Kräfte vorhanden für eine auf Affinitätswirkung beruhende Reduction der Kohlensäure; die Pflanze ist darum gezwungen, mit einer fremden Kraft zu arbeiten, welche die Trennung des Sauerstoffs vom Kohlenstoff bewirkt, und diese fremde Kraft ist das Sonnenlicht.

Nur im Lichte vermag die Pflanze Kohlensäure zu zersetzen, mit Einbruch der Dunkelheit gelangt dieser Proceß zum Stillstand. Aber auch nicht jeder Pflanzentheil ist dazu befähigt, sondern es beschränkt sich diese Lichtwirkung auf die von grün gefärbten Zellen absorbirte Kohlensäure; die farblosen Gewebe der Wurzel vermögen auch im Lichte keine Kohlensäure zu reduciren, keinen Sauerstoff zu entbinden. Wir sind daher zu der Annahme genöthigt, daß der so allgemein in den Laubblättern der Pflanzen verbreitete grüne Farbstoff, das Chlorophyll, diese Einwirkung des Lichtes auf die Kohlensäure vermittelt, diejenige, von der Sonne ausgestrahlte Kraft gleichsam einfängt, welche geeignet ist, die in der Kohlensäure vorhandene feste Bindung zwischen dem Kohlenstoff und dem Sauerstoff zu überwinden, wobei letzterer durch das Licht gewissermaßen abgespalten wird, so daß er aus der Pflanze zu entweichen vermag. Es ist diese Lichtwirkung auf Kohlensäure übrigens gar nicht so verschieden von der Lichtwirkung im photographischen Processe; denn wie in der Pflanze die Kohlensäure in Kohlenstoff und Sauerstoff gespalten wird, so wird beim Photographieren das farblose Chlorsilber durch das Licht in dunkles Silber und in Chlor zerlegt, welch' letzteres als Gas in die Luft entweicht.

Auf jeden Fall ist bei dieser Abhängigkeit des Processes der sogenannten Kohlensäure-Assimilation von Bedeutung, daß die grünen assimilirenden Gewebe nicht bloß darum die Gestalt dünner Platten in den Blättern annehmen, damit sie mit einem möglichst großen Luftvolum in Berührung treten, sondern auch, um ihrer Dicke nach vom Sonnenlicht durchstrahlt werden zu können. Denn nur an solchen Punkten im Innern des Gewebes, wo zugleich Chlorophyll, Kohlensäure und Licht anwesend ist, vermag Assimilation stattzufinden.

Daher sehen wir denn auch die Anordnung der Blätter an den jährigen Axen unserer Bäume dem Ziele sich anpassen, alle Blattflächen nach Möglichkeit dem Lichte zu exponiren. Die Blätter stehen bald paarweise einander gegenüber, dann aber so, daß auf einander folgende Blattpaare sich mit einander kreuzen, mithin vier Längsreihen von Blättern an der Axe stehen; bald einzeln, dann aber in zwei, in drei oder in fünf geraden Reihen an der Axe, wobei ihre Reihenfolge durch eine die Axe umkreisende Spirallinie beschrieben wird. In allen diesen Stellungen tritt die Tendenz hervor, die Blattflächen möglichst senkrecht zum einfallenden Lichte zu stellen und zugleich so, daß sie sich gegenseitig möglichst

wenig beschatten; in zahlreichen Fällen, namentlich an mehr horizontal geneigten Zweigen, kommen noch Krümmungen der Blattstiele hinzu, um eine solche Stellung herbeizuführen.

Aus diesen Darlegungen dürfte sich zur Evidenz ergeben, daß die Anordnung des grünen, assimilirenden Gewebes in dünnen, regelmäßig um die Axe vertheilten Platten, die möglichst viel Fläche der Luft und dem Lichte darbieten, für die Ernährung des Baumes das Vortheilhafteste sein muß, und diesen Anforderungen wird durch die Körperform der Waldbäume, namentlich durch die Ausgestaltung ihrer Laubkrone, auch thatsächlich entsprochen.

Wenden wir uns nun zur Aufnahme der übrigen Nährstoffe durch die Wurzeln, so begegnen wir auch hier der Thatsache, daß diese Nährstoffe, die in der sogenannten Bodenflüssigkeit, d. h. in dem das Erdreich durchtränkenden Wasser sich lösen, in ihrer Gesammtheit eine Lösung von außerordentlich geringer Concentration darstellen, indem auf 1 Liter Bodenwasser etwa 1/2 Gramm Nährsalze kommen, wovon wiederum Stickstoff- und Phosphorverbindungen, die für die Pflanze von besonderer Wichtigkeit sind, nur einen geringen Theil ausmachen. Auch diesen Nährstoffen des Erdbodens gegenüber ist daher eine möglichste Ausdehnung der absorbirenden Oberflächen von Vortheil, und diese wird durch die feine Zertheilung des Wurzelsystems gewährleistet. Die Form der Wurzeln weicht freilich ab von derjenigen der Blätter, aber diese Abweichung ist wiederum dictirt durch die eigenartigen Lebensbedingungen der Wurzeln. Als feine Platten können dieselben nicht ausgebildet werden, denn bei ihrer Entwickelung, ihrem Wachsthum müssen sie sich in das Erdreich einbohren, und dazu eignet sich nur ihre thatsächliche, pfriemenförmige Gestalt. Im Uebrigen vollzieht sich aber der Proceß der Nahrungsaufnahme durch die Wurzeln ganz analog demjenigen durch die Blätter, nur daß eine Mitwirkung des Lichtes hierbei nicht erforderlich wird.

Wenn wir somit gesehen haben, daß das in der Körperform der Pflanzen zum Ausdruck gelangende Princip einer möglichst geförderten Entwicklung der Oberfläche auf das Genaueste den aus den Ernährungsbedingungen der Gewächse sich ergebenden Anforderungen entspricht, so wird dies Princip augenblicklich verlassen, wenn es der Pflanze keinen Nutzen mehr gewährt, ebenso schnell aber von Neuem adoptirt, auch außerhalb des Kreises der Ernährungsorgane, sobald seine Anwendung für die Pflanze vortheilhaft wird.

Selbst unter bedeutendem Verlust an Körpersubstanz kann sich eine Reduction der Oberfläche einer Pflanze vollziehen, wenn dieselbe in ihrer vollen Ausdehnung periodisch nachtheilig oder auch nur überflüssig wird. Im Winter werfen unsere Bäume die Blätter ab, welche in der kalten Jahreszeit doch nicht würden functioniren können, und schränken dadurch gewaltig die Flächenentwicklung ihrer Körperform ein: dieselbe zieht sich gleichsam auf die cylindrischen Axen zurück, die erst im nächsten Frühjahr wieder grüne assimilirende Platten aus den Knospen hervortreten lassen.

Diese Knospen, welche bei unseren Holzgewächsen die Spitze jeder Axe zur Zeit der Winterruhe einnehmen, sind äußerst interessante Gebilde; in ihnen concentrirt sich ein großer Theil der Organisation der Pflanzen zu gewissen

Jahreszeiten, und in ihrer Structur tritt genau das entgegengesetzte Princip hervor, wie in der Entfaltung der Blätter während des Sommers: denn in den Knospen sind die Organe auf den kleinsten Raum gedrängt und auf das Engste zusammengepackt, so daß sie Körper von sehr kleiner Oberfläche darstellen.

Die Knospen gelangen schon während des Sommers, wenn das grüne Laub noch in voller Thätigkeit steht, zur Ausbildung. Ihre Entwicklung hebt damit an, daß der an der äußersten Spitze einer Axe gelegene Vegetationspunkt, welcher bis dahin als seitliche Ausgliederungen große grüne Laubblätter erzeugt hatte, deren Bildung aufgibt und dafür kleine, dachziegelartig dicht auf einander folgende Schuppen producirt, welche zwar die vergleichende Morphologie gleichfalls für Blätter erklärt, die aber durch ihre Kleinheit, durch die fehlende Ausbreitung und das ermangelnde Chlorophyll von den Laubblättern außerordentlich weit abweichen. Diese Schuppen allein machen aber die Knospe nicht aus; sie bilden nur die Hülle, welche bestimmt ist, die wichtigeren und edleren Theile der Knospe während der Zeit des Winterschlafs einzuschließen und gegen allerlei Unbilden zu schützen. Nach Anlegung dieser Schuppen nämlich setzt der Vegetationspunkt seine Thätigkeit fort, indem er nun wieder, und zwar noch während desselben Sommers, in unmittelbarem Anschluß an die Schuppen, kleine Laubblätter bildet und in den meisten Fällen auch Blüthen, so z. B. beim Apfelbaum, dem Kirschbaum, der Roßkastanie. Diese Laubblätter und Blüthen, obwohl in allen Theilen vollständig angelegt, bleiben doch außerordentlich klein, und dicht zusammengedrängt bilden sie den eigentlichen Inhalt der von den Schuppenblättern eingeschlossenen Winterknospe.

Eine solche Knospe ist daher gewissermaßen der Embryo einer im nächsten Frühling aussprossenden Laubaxe. Die Schuppenblätter überwölben denselben und sind oft noch durch harzartige Secrete zu einer ganz dicht schließenden Hülle verbunden, welche in diesem Zustande verharrt, bis die Frühjahrssonne den Baum aus seinem Winterschlafe weckt, und durch die in raschem Wachsthum sich ausdehnenden jungen Laubblätter, Axenglieder und Blüthen die Knospenschuppen auseinandergesprengt und schließlich abgeworfen werden. In kürzester Frist brechen grüne Laubsprosse und Blüthen aus den Knospen hervor; eine so rapide Entwicklung wäre undenkbar, wenn nicht die Anlagen der Organe bereits im vorausgegangenen Sommer gebildet worden wären und sie nur durch Streckung aller Theile zur endgültigen Größe sich auszudehnen brauchten.

So sehen wir das ganze Laubblattsystem eines Baumes in periodischem Wechsel und dem jeweiligen physiologischen Bedürfnisse entsprechend sich möglichst ausdehnen in der Vegetationsperiode des Sommers, sich auf den kleinsten Raum zusammenziehen in der Ruhepause des Winters, ein Wechsel zwischen Expansion und Contraction der Organe, wie er in der vorzugsweise die Blüthentheile berücksichtigenden Metamorphosenlehre Goethe's mit besonderem Nachdruck hervorgehoben wird.

Nachdem wir diese Betrachtung der Beziehungen zwischen Körperform und Function der Pflanze für die vegetative, d. h. der Ernährung dienende Sphäre der Pflanze durchgeführt, würde es lohnend sein, den reproductiven Apparat, d. h. die Blüthe, einer gleich ausführlichen Analyse zu unterziehen. Denn ab-

gesehen davon, daß das gleiche morphologische Princip im Wechsel zwischen Ausdehnung und Zusammenziehung auch in der Blüthe herrscht, und auch hier die Bildung großer Oberflächen nur auftritt, wo sie ökonomisch für die Pflanze von Nutzen ist, so will ich mich doch, um die Geduld des Lesers nicht auf eine zu harte Probe zu stellen, auf einige kurze Andeutungen beschränken.

Der Kelch, die äußerste Hülle der Blüthe, zeigt eine Reduction der Blattflächen gegenüber den Laubblättern, da seine Function eine ähnliche ist, wie die der Knospenschuppen: er hat den inneren, zarten Theilen der Blüthe als Schutzorgan zu dienen, so lange dieselben noch im Wachsthum begriffen sind, und erst bei deren letzter Streckung biegen sich die Kelchblätter auseinander, um die inneren Blüthentheile hervortreten zu lassen. Der nächststehende derselben, die Blumenkrone, zeigt gegenüber dem Kelche wieder eine Erweiterung der Oberfläche, weil ihre Bestimmung darin liegt, durch Zurschautragen lebhafter, vom Grün des Laubes abweichender Farben die Insecten anzulocken, sie im Interesse der betreffenden Pflanzenart selbst darauf aufmerksam zu machen, daß in diesen Blüthen Honig zu holen sei, und solche farbigen Flächen müssen ausgedehnt sein, wenn sie, wie ihr Zweck ist, in die Ferne wirken sollen. Solchen Blüthen, in denen kein Honig vorkommt, wie z. B. beim Eichbaum, der Buche, der Hasel, fehlt die Blumenkrone, weil sie überflüssig ist, ganz, und ein prägnanteres Beispiel für die Correlation zwischen Form und Verrichtung, wie hier, kann es nicht geben. Der Zusammenhang ist nämlich folgender. Ein großer Theil der Pflanzen producirt in seinen Staubgefäßen Pollen, dessen kleine Körner durch ein gummiartiges Exsudat mehr oder weniger an einander kleben. Solche Pflanzen können nur durch Mitwirkung von Insecten befruchtet werden, indem diese mit den Haaren ihres Körpers den Pollen aus den sich öffnenden Staubgefäßen gleichsam herausbürsten und auf die Narben übertragen; die Insecten wiederum besuchen aber die Blumen, um Honig aus ihren Nectarien zu saugen. Nun ergibt sich, daß die Pflanzen mit klebrigen Pollen zugleich auch Honig und weithin leuchtende Blumenkronen besitzen, beides Anlockungsmittel der Insecten, eine Anpassung an das sonst nicht zu erreichende Ziel der Befruchtung und der Production von Samen. Die andere Hälfte der Pflanzen besitzt trockenen Pollen, einen wahren Blüthenstaub, der nach Oeffnung der Staubbeutel leicht durch den Wind überall hin verbreitet wird und so die Befruchtung ausführt. Dieser Typus, wohin die Kiefer, die Eiche, die Buche, die Brennnessel, die Getreidearten und sonstigen Gräser gehören, producirt keinen Honig und besitzt keine Blumenkrone, weil beide nicht nöthig sind, weil der Insectenbesuch für ihn gleichgültig ist.

Die ungeheure Mannigfaltigkeit aber in der Form, welche die Blumenkrone in den verschiedenen Familien und Gattungen des Pflanzenreichs einnimmt, steht auch wieder im Zusammenhange mit dem Geschäfte der Fortpflanzung. Wenn der allgemeine Zweck der Blumenkrone darin besteht, die Insecten überhaupt herbeizulocken, so dient die eigenartige Gestaltung derselben im einzelnen Falle dazu, die Bewegungen der die Blüthe nach Honig durchsuchenden Insecten so zu leiten, daß vermieden wird, den Pollen auf die Narben der gleichen Blüthe zu übertragen, während die Fremdbestäubung, d. h. der Transport von Pollen einer

Blüthe auf die Narben einer anderen Blüthe, auch wiederum gerade durch die Formen der Blumenkronen erleichtert wird, da es im Interesse der Production keimfähiger Samen vortheilhaft ist, wenn die Befruchtung nicht innerhalb ein und derselben Blüthe sich vollzieht. Dies näher und im Einzelnen zu begründen, würde aber eine weitläufige Darstellung erfordern.

Auf die Blumenkrone folgen nach Innen die Staubgefäße, aus einem fadenförmigen Träger und dem meist doppelten Staubbeutel gebildet, in welchem die Pollenkörner, die männlichen, befruchtenden Keimzellen, erzeugt werden. Die Staubgefäße sind, wie auch die Goethe'sche Metamorphosenlehre ausspricht, morphologisch den Laubblättern gleichwerthig; sie zeigen aber eine sehr geringe Entwicklung der Oberfläche, weil ihre physiologische Aufgabe darin besteht, in ihrem Innern den Pollen zu bereiten, der durch Aufspringen der Hülle des Staubbeutels ans Freie gelangt.

Die letzte, innerste Formation der Blüthentheile bilden die Fruchtblätter, deren unterer Theil sich zu einem hohlen Gebilde, dem Fruchtknoten, zusammenschließt, in dessen Schoße sich die der Befruchtung harrenden Keimzellen der Samen befinden; während der obere Theil, die schon mehrfach erwähnte Narbe, ein zur Aufnahme der die Befruchtung ausübenden Pollenkörner bestimmtes Organ darstellt. Da es gilt, die Keimzellen und die nach der Befruchtung aus denselben sich entwickelnden Embryonen der Samen gegen jede Beschädigung von Außen sicherzustellen, so liegt kein Grund vor für eine Oberflächenentfaltung der Fruchtblätter; sie sind daher von geringer Größe und umhüllen die wichtigen Anlagen der Samen. Nur bei den Gewächsen, welche zu ihrer Befruchtung den im Winde daherstreichenden Pollen mit den Narben aufzufangen haben, besitzen letztere eine größere Oberfläche, die sich zu einer haarschopf- oder federbuschartigen Ausgestaltung steigern kann. Der Bau des Fruchtknotens ist meistens auch an der ausgebildeten, wenigstens der jüngeren Frucht noch erkennbar; bei der Hülse der Erbse, welche nach der Befruchtung durch Wachsthum aus dem Fruchtknoten hervorgegangen ist, wird die Wandung von dem Fruchtblatte gebildet, während die kugelrunden Erbsenkörner Samen, d. h. kleine, aus den befruchteten Eizellen hervorgegangene Embryonen künftiger Erbsenpflanzen sind, die aus zwei halbkugligen Keimblättern mit dazwischen gelegenem Stengel- und Wurzelvegetationspunkt bestehen, ganz analog der Eingangs geschilderten Eichel. In den Früchten, besonders aber in den Samen, kommt es nur an auf Anhäufung einer gewissen Masse von Substanz; darum haben dieselben häufig, wie z. B. die Erbsen, die kleinsten Oberflächen welche überhaupt möglich sind, indem sie sich der Kugelgestalt nähern.

Dennoch kann dies, in dem reifen Samen vorwiegend zum Ausdruck kommende Princip der Substanzhäufung im kleinsten Raume bei vielen Gewächsen eine Abänderung erfahren, indem dieselben dünne, flügelartig-flächenförmige oder haarartige Anhängsel entwickeln. Diese Bildungen werden durch ein in Concurrenz tretendes neues Princip hervorgerufen, welches darin besteht, daß es für die Entfaltung einer Pflanzenspecies um so vortheilhafter ist, wenn sie die Keime ihrer Nachkommenschaft, d. h. ihre Samen, über ein möglichst ausgedehntes Areal zerstreut. Daher sind die erwähnten Anhängsel Flugapparate,

wie z. B. die Haarkronen an den Früchten des Löwenzahns, welche die leichte Frucht geschickt machen, im Winde weite Strecken zu durchfliegen. Denn je weniger dicht die Samen ausgestreut werden, um so weniger treten sie im Kampfe um das Dasein mit einander in Concurrenz, da sonst ja von den Individuen einer Art die gleichen Ansprüche an Raum und Nährstoffe erhoben werden.

III.

So sehen wir bei den normalen Typen der höher organisirten Gewächse überall die Ausgestaltung des Pflanzenkörpers und seiner Theile in den Dienst von Verrichtungen gestellt, welche abzielen auf die Erhaltung des Individuums und der Art, und dieser ganz unabweisbare Zusammenhang zwischen Form und Function berechtigt zweifellos zu jener teleologischen Betrachtungsweise, wie sie die moderne Biologie auf alle morphologischen Verhältnisse der Pflanze anwendet, eine Teleologie freilich, die in der specifischen Gestaltung immer den Ausdruck einer für die Pflanze nutzbringenden Organisation erblickt, und welche himmelweit verschieden ist von jener anderen Teleologie, wonach die grundgütige Mutter Natur die Kartoffel für den Menschen, den Honig für die Biene und die grünen Blätter für die Wiederkäuer hervorgebracht hat.

Für die Discussion eines biologischen Princips ist es richtig, nicht bei einzelnen, als typisch herausgegriffenen Beispielen stehen zu bleiben, wie wir es mit den Laubhölzern gethan haben, sondern nun auch alle übrigen Pflanzentypen, zumal diejenigen, welche der Regel sich nicht zu fügen scheinen, vergleichend zu betrachten und an ihnen die Stichhaltigkeit der gewonnenen Anschauung zu prüfen. Auf eine solche vergleichende Untersuchung müssen wir an dieser Stelle freilich verzichten, sie würde uns viel zu weit führen; indessen mag doch noch wenigstens an einem Beispiele aus der Reihe der Blüthenpflanzen gezeigt werden, wie durch die Concurrenz mit anderen, eigenartige Verrichtungen erheischenden Lebensbedingungen das Princip einer möglichst großen Oberflächenentfaltung des Laubkörpers scheinbar durchbrochen, in Wirklichkeit aber nur in den Hintergrund gedrängt wird. Ich habe dabei die Familie der cactusartigen Gewächse mit ihren seltsamen Formen im Auge.

Der oberirdische Körper der Cacteen — von den Wurzeln können wir absehen, denn sie gleichen denen anderer Pflanzen — zeigt uns bald die Gestalt einer Melone, bald einer Säule, bald langer dreiseitiger Prismen, oder cylindrisch schlangenförmige, nicht selten auch flach gedrückte gegliederte Formen. Alle diese Gebilde sind aus soliden, fleischigen Zellgeweben zusammengesetzt; sie tragen den Charakter dicker Stämme zur Schau, denen die Blätter fehlen, und deren Masse daher von einer relativ kleinen Oberfläche umschlossen ist. Trotz des Fehlens grüner Laubblätter ernähren sich diese Gewächse aber durch Assimilation der atmosphärischen Kohlensäure; ihr assimilirender Apparat besteht in einer dünnen Lage chlorophyllhaltiger Zellen, welche wie eine Art Haut den im Uebrigen aus farblosem Gewebe bestehenden Körper überzieht. Wir könnten daher sagen, im Typus der Cacteen tritt uns eine Vermeidung der Oberflächenentwicklung entgegen, und die daraus sich ergebende Consequenz, daß diese Gewächse sich weniger intensiv ernähren und langsamer wachsen, ist unvermeidlich.

Diese eigenartige Organisation bringt aber wieder Vortheile mit sich, ohne welche die Cacteen an ihren natürlichen Standorten in den heißesten und namentlich dürrsten Gegenden Centralamerikas nicht würden existiren können. Denn die Laubblätter der anderen Pflanzen assimiliren nicht nur Kohlensäure, sondern sie verdampfen auch fortwährend Wasser in die Luft, das ihnen durch die Wurzeln wieder zugeführt wird, und zwar wird dieser Wasserverlust um so beträchtlicher sein, je größer die verdunstende Blattoberfläche ist. Es können daher Pflanzen mit ausgebreiteten, zarten Blättern nur in Gegenden und an Orten existiren, wo Feuchtigkeit genug vorhanden ist, um die sogenannte Transpiration zu decken, und die auf dürren Haiden, in Wüsten und Steppen vorkommenden Gewächse zeigen durchgehends eine Reduction der Blattflächen, während die chlorophyllhaltige Rinde der Axen vielfach das Beste bei der Assimilation thun muß. Die Cacteen endlich, welche eine ganz ungewöhnlich prägnante Anpassung an Standort und heimathliches Klima in ihrer Körperform zum Ausdruck bringen, geben das Princip möglichster Oberflächenentfaltung völlig Preis, ja, die melonenähnlichen Formen nähern sich sogar geometrischen Gebilden mit einem Minimum von Oberfläche; sie enthalten in ihren inneren, saftstrotzenden Geweben so viel Wasser, daß sie davon den mäßigen Transpirationsverlust während der heißen Jahreszeit zu decken vermögen.

Während die Gestalt der Cacteen sich somit außerordentlich weit von derjenigen der typischen Blüthenpflanzen entfernt, wird man unwillkürlich durch diese Gewächse an die Körperformen mancher Thiere erinnert.

Eine morphologische Vergleichung des Pflanzenkörpers, wie ihn die höheren Ordnungen des Gewächsreiches, die Blüthenträger oder Phanerogamen zum Ausdruck bringen, mit dem Körperbau der höheren Thiere, scheint auf den ersten Blick ein unfruchtbares Beginnen, weil die Differenz eine so große ist. Dennoch ist eine solche Untersuchung weniger undankbar, als man glauben möchte; im Gegentheil, sie gewährt einige überraschende Gesichtspunkte, einige bemerkenswerthe Aufschlüsse.

Ein Haifisch, ein Adler, ein Löwe auf der einen Seite; eine Tanne, eine Palme, ein Eichbaum auf der anderen — was gibt es Heterogeneres auf Erden hinsichtlich der äußeren Körperform? Mit vollem Recht erkennt die Wissenschaft in den Wirbelthieren und den Blüthenpflanzen die Endglieder der beiden, zweifellos von einer gemeinsamen Basis ausstrahlenden, großen divergirenden Aeste an, welche das Thierreich und das Pflanzenreich ausmachen, und mit Recht betont die Wissenschaft, daß der Typus des Thieres und der Pflanze um so mehr von einander abweichen, je höher sie in der Reihe stehen, während sie auf den unteren Stufen einander immer näher kommen. In der That ist es für den Fachmann höchst schwierig, von einer großen Zahl niederer Lebewesen festzustellen, ob sie zum Thierreiche oder zum Pflanzenreiche gehören; ja, man muß eigentlich gestehen, daß auf diesem Gebiete, wo beide Reihen convergirend zusammenstoßen, es überhaupt conventionell ist, zu sagen, eine bestimmte Form ist Thier oder ist Pflanze.

In der Schule lernt man allerdings Unterschiede zwischen Thier und Pflanze; dabei werden aber die Schwierigkeiten umgangen, welche durch die niederen Orga-

nismen der stricten Durchführung solcher Unterscheidungen entgegengestellt werden, und es wird die Definition lediglich auf die höheren Thiere und höheren Pflanzen bezogen. So wollen auch wir thun, und wenn im Folgenden von Thier und Pflanze die Rede ist, so sei damit nur an Wirbelthiere und Phanerogamen gedacht.

Zu den gewöhnlichen schulmäßigen Unterscheidungsmerkmalen gehört es, daß das Thier seine Organe im Innern des Körpers differenzirt, die Pflanze sie nach Außen entfaltet; daß das Thier eine Mundöffnung und eine Leibeshöhle besitzt, und daß es sich ernährt, indem es Speisen durch die Mundöffnung in die Leibeshöhle einführt; daß der Pflanze dagegen Mundöffnung und Leibeshöhle fehlen und sie ihre Nahrung mit der Körperoberfläche aufnimmt.

Auf die Untersuchung dieser altbekannten und unbestreitbaren Differenzpunkte möge sich die nachstehende Analyse beschränken.

Die Nahrung der Pflanzen ist theils gasförmig, theils ein Gemenge von fester Substanz und Flüssigkeit im Erdboden; diese Nahrung umgibt die Pflanzen, wo immer sie sich finden, so daß sie zur Erlangung derselben keine Ortsbewegungen auszuführen brauchen.

Auch die Nahrung der Thiere ist theils gasförmig, theils fest; von der ersteren, der zum Athmen dienenden Luft, gilt ein Gleiches, wie von der Pflanzennahrung; ihretwegen braucht sich das Thier nicht von der Stelle zu rühren. Ganz anders verhält es sich mit der festen Nahrung der Thiere. Schon die Pflanzenfresser finden nicht überall, was sie nöthig haben; ein Raubthier aber ist meistens zu den schnellsten und gewandtesten Bewegungen genöthigt, will es seine Beute erhaschen, und hier liegt der springende Punkt. Zur Erlangung ihrer festen Nahrung, der Eiweißstoffe, Kohlenhydrate und Fette, deren das Thier zum Unterhalt seines Lebens bedarf, und selbst zur Erlangung des Wassers muß dasselbe Ortsbewegungen der mannigfachsten Art ausführen, und zu dem Ende muß der Körper so compendiös wie möglich gebaut sein, d. h. er muß für eine gegebene Masse eine möglichst geringe Oberfläche besitzen; denn eine Zerlegung des Körpers, wie sie der Baum zeigt, würde mit der Lebensweise eines Thieres schlechterdings unvereinbar sein. Somit haben wir in dieser Verschiedenheit der Organentfaltung nach Außen und der Organbildung im Inneren nichts Anderes zu sehen als eine Anpassung an die verschiedene Art der Nahrungsfindung bei Pflanze und Thier; und wo beim Thiere eine äußere Organdifferenzirung hervortritt, da sind es Bewegungsorgane, beim Fische die Flossen, beim Vogel die Flügel, beim Säugethier die Beine, die dem gleichen Ziele dienen, wie die Lagerung der Ernährungsorgane in der Leibeshöhle, nämlich dazu, das Thier zum Aufsuchen und Ergreifen seiner Beute geschickt zu machen.

Diese Auffassung vom Grunde des verschiedenen Bauplanes bei Thier und Pflanze findet, wie mir scheint, noch eine weitere Stütze in den Processen der Nahrungsaufnahme selbst. Diese sind ihrem Princip nach bei Pflanze und Thier einander viel ähnlicher, als man gewöhnlich denkt; denn wie bei der Ernährung der Pflanze handelt es sich auch bei der Ernährung des Thieres um die Aufsaugung gasförmiger und in Flüssigkeit gelöster Nährstoffe durch Oberflächen hindurch. Mit dem Zwange zur Bewegung hängt es aber zusammen, daß die aufsaugenden Flächen des Thierkörpers nicht nach Außen, sondern nach Innen gewandt sind.

Die Speisen, welche ein Thier verzehrt, können wir ernährungsphysiologisch dem Erdboden vergleichen, in welchem eine Pflanze wurzelt. Diese Speisen werden zerkleinert durch die Mundöffnung in den Magen eingeführt, wobei unter Einwirkung des Magensaftes eine mehr oder weniger weit gehende Verflüssigung stattfindet, die sogenannte Verdauung. Dann wandert der Speisebrei durch den in vielen Windungen lang ausgezogenen Darmkanal hindurch, und hierbei findet seitens der sehr ausgedehnten, zum Aufsaugen von Flüssigkeit geeigneten, inneren Oberflächen der Darmwand eine Aufnahme der eigentlichen Nährstoffe aus dem Speisebrei in ähnlicher Auswahl statt, wie die Wurzelflächen sie im Erdboden zu treffen pflegen; was von dem Speisebrei unbrauchbar war, verläßt schließlich wieder den Körper.

Das Eigenthümliche der Nahrungsaufnahme seitens der Thiere besteht also nur darin, daß bei ihnen die absorbirenden Flächen der Innenwand eines hohlen Schlauches aufliegen, und daß die Speisemassen durch diesen Schlauch hindurchgetrieben werden, um Nährstoffe an die Saugflächen abzugeben; während die entsprechenden Saugflächen der Pflanze durch die Oberhaut der dünneren Wurzeln gebildet werden.

Analog steht es mit dem Organe des Gasaustausches, mit der Lunge. Sie ist ein hohles, aus zahllosen kleinen Kammern bestehendes Gebilde, und die Summe der Oberflächen aller dieser kleinen Kammern, der sogenannten Alveolen, dürfte die äußere Körperoberfläche des ganzen Thieres etwa um das Hundertfache übertreffen. Die Oberflächen dieser Alveolen unterhalten für den Thierkörper den Gasaustausch, wie die Blätter für den Pflanzenkörper. Sie sind in äußerst compendiöser Form in das Innere der Leibeshöhle hineingelegt; würden sie in der thatsächlichen und für die Athmung erforderlichen Ausdehnung äußerlich am Körper hervortreten, so müßten sie blattartige Anhängsel an demselben bilden, wodurch die Beweglichkeit des Thieres eine schwere Beeinträchtigung erleiden würde.

Also im Princip und in der Mechanik der Nahrungsaufnahme herrscht wesentliche Uebereinstimmung zwischen Thier und Pflanze. Die inneren Darmflächen sind von ähnlichen, geschlossenen Membranen überzogen, wie das Zellgewebe der Wurzeln; diese organischen Membranen sind aber für Flüssigkeiten so leicht durchdringbar, wie das angefeuchtete Löschpapier, welches wir in den Laboratorien zum Filtriren verwenden. Die in der Bodenflüssigkeit oder in der den Speisebrei durchtränkenden Flüssigkeit gelösten Nährstoffe können daher leicht durch das Filter der Membranen hindurch in die Lymph- und Blutgefäße der Thiere oder in die centraleren Gewebe der Pflanze hineingelangen. Somit kann auch die Mundhöhle, mit welcher das Thier seine Speisen verschlingt, keinen fundamentalen Unterschied zwischen beiden Reichen begründen, es ist das nur eine Anpassung an specielle Daseinsbedingungen. Ist doch eine Thurmuhr gewiß nicht dem Wesen nach verschieden von einer Taschenuhr, obwohl bei jener die treibende Kraft in den Gewichten, außerhalb des eigentlichen Uhrwerks liegt, bei dieser in der Feder, ganz im Innern.

Wenn wir von diesen Gesichtspunkten ausgehen in der Beurtheilung der Beziehungen zwischen Thier- und Pflanzenkörper, so gewinnen ein ganz besonderes Interesse diejenigen Gewächse, welche in der Art ihrer Ernährung von dem

typischen Verhalten abweichen und ganz oder theilweise darin den Thieren entsprechen. Es sind das Pflanzen, welche entweder von den Säften anderer Pflanzen leben, oder welche kleine Thiere, Insecten, einfangen und diese verzehren. In allen diesen Gewächsen wird insofern am Bauplan der gewöhnlichen Pflanzen festgehalten, als sie sämmtlich den Ort nicht zu ändern vermögen, um der Nahrung nachzugehen. Dagegen zeigt die Körperform sonst mancherlei Modificationen, welche mit der veränderten Lebensweise in Zusammenhang stehen. Wir wollen zunächst eins jener Beispiele der eigentlichen pflanzlichen Parasiten in Betracht ziehen.

Der Hanfwürger (Orobanche ramosa) ist ein zu den Phanerogamen gehörender Parasit, welcher den Hanf bewohnt und für dessen Culturen überaus schädlich zu werden vermag. Man sieht die ein bis drei Decimeter hohen, verzweigten Schößlinge der Pflanze in dichten Büscheln unmittelbar neben dem Stengel einer Hanfstaude aus der Erde hervorsprossen. Der Parasit trägt am unteren Ende des Stengels kurze, büschelförmig stehende Wurzeln, welche an vielen Stellen mit den längeren Wurzeln des Hanfes fest verwachsen sind. An diesen Verwachsungsstellen findet nun eine directe Aussaugung der organischen Säfte des Hanfes durch den Parasiten statt, sodaß derselbe sich ernährt wie ein pflanzenfressendes Thier. Bei dieser Sachlage braucht die Orobanche keine Kohlensäure zu assimiliren, und dem entsprechend zeigt sie eine sehr bemerkenswerthe morphologische Abweichung vom typischen Pflanzenkörper: es fehlt ihrem Stengel nämlich vollständig das System der grünen Laubblätter, derselbe trägt lediglich farblose Schuppen, Blüthen und Früchte. Da das ganze Gewächs sich auf Kosten der assimilirten Substanzen der Hanfstaude entwickelt, so wird der Organismus dieser Wirthpflanze dadurch mehr oder weniger geschwächt und erschöpft.

Ein ganz ähnlicher Parasit ist die Flachsseide, welche den Stengel der Leinpflanze umwindet und an ihm emporwächst; auch dieser Parasit entbehrt des Chlorophylls und der Laubblätter; er bohrt nur ganz kurze Saugwurzeln in das Gewebe der Wirthpflanze hinein und richtet auf Leinfeldern oft erheblichen Schaden an.

Es gibt aber auch phanerogame Parasiten, welche nicht die gesammten organischen Säfte ihren Wirthen entziehen, sondern welche, trotzdem ihr Wurzelsystem mit dem Gewebe einer anderen Pflanze verschmolzen ist, doch grüne Laubblätter tragen, wie z. B. der auf Pappeln, Apfelbäumen u. a. m. schmarotzende Mistelstrauch, bei welchem eine Reduction der Körperoberfläche nur im Wurzelsystem stattfindet, das ganz mit dem Holzkörper des Wirthes verwachsen ist. In diesem Falle kann der Parasit neben seiner dem Wirthe geraubten Nahrung natürlich auch Kohlensäure mit den Blättern zersetzen; die parasitisch erworbene Nahrung bildet daher gleichsam nur einen Zuschuß zur assimilirten.

Ganz ähnlich wie diese letzte Kategorie von Parasiten verhält sich auch die äußerst interessante Pflanzengruppe der Insectenfresser[1]. Eigentlich kann von

[1]) Wir erinnern hier an einen, schon vor Jahren in dieser Zeitschrift erschienenen Aufsatz Insectenfressende Pflanzen. Von Ferdinand Cohn. „Deutsche Rundschau", 1876, Bd. VII, S. 441 ff.

einer Gruppe von Pflanzen hier nicht wohl die Rede sein, weil, und das ist besonders merkwürdig, die Fähigkeit, Insecten zu fangen und zu verzehren, von mehreren ganz verschiedenen Pflanzengruppen und unabhängig von einander erworben sein muß, indem die insectenverzehrenden Pflanzen den verschiedensten Theilen des Systems angehören. Es sei mir gestattet, die wichtigsten hierher gehörigen Typen an Beispielen zu erläutern.

Zunächst ist allen diesen Pflanzen gemeinsam, daß sie grüne Laubblätter und Wurzeln wie andere Pflanzen besitzen, sodaß sie im Stande sind, sich auf gleiche Weise wie die übrigen grünen Gewächse zu ernähren; um so bemerkenswerther sind die ungemein mannigfaltigen und theilweise höchst complicirten Vorrichtungen, welche diese Pflanzen besitzen, um kleine lebende Thiere nicht nur einzufangen, sondern auch in ähnlicher Weise zu verdauen, wie die fleischfressenden Wirbelthiere es thun. Und zu diesem Zwecke sind die insectivoren Pflanzen ausgerüstet mit Organen, welche nur mit der Mundöffnung und Leibeshöhle oder dem Magen eines Thieres verglichen werden können, sodaß diese specielle Anpassungsform an ein ernährungsphysiologisches Ziel wie keine andere zu dem Ergebnisse drängt, daß die Formen des Pflanzenkörpers im Dienste der Functionen stehen.

In unseren besseren Warmhäusern werden überall Arten der Gattung Nepenthes cultivirt, besonders die im tropischen Asien an alten Baumstämmen der Urwälder emporklimmende N. Phyllamphora. Der Stengel ist ziemlich dicht besetzt mit großen lanzettlichen Blättern von sattgrüner Farbe, so daß es der Pflanze an Producten der Kohlenstoffassimilation nicht fehlen kann. Die auf der Unterseite der Blattspreite stark hervortretende Mittelrippe verlängert sich über die Blattspitze hinaus in einen zuletzt über zehn Centimeter langen, einen bis drei Millimeter dicken, drahtförmigen Fortsatz, der an ganz jungen Blättern in eine umgebogene Spitze endigt. An etwas älteren Blättern zeigt diese Spitze aber eine Anschwellung, von der man sich leicht überzeugt, daß sie hohl ist. Dieser sich fortentwickelnde hohle Körper wächst schließlich zu einem großen kannenförmigen Gebilde von acht bis zwölf Centimeter Länge und zwei bis drei Centimeter Dicke aus, dessen oberstes Stück sich schließlich nach Art des Deckels eines halbgeöffneten Bierkruges emporklappt. Schon vor der Oeffnung des Deckels war im Innern des hohlen Schlauches eine Füssigkeit abgesondert worden, welche in der ausgewachsenen Kanne etwa ein Drittel des Hohlraumes erfüllt. Nunmehr schwebt die Kanne am Ende der drahtförmigen Verlängerung der Blattrippe und zwar so, daß diese in die Basis der Kanne übergeht. Dabei bewirkt die Flüssigkeit im Innern eine derartige Aequilibrirung der Kanne, daß dieselbe stets eine verticale, mit der Mündung nach oben gerichtete Stellung einnimmt; die halbgeöffnete Deckelplatte über der Mündung hindert das Hineinfallen von Regentropfen in die Kanne.

Der Rand der Kannenmündung unterhalb des Deckels besteht aus einer nach innen abfallenden Böschung, welche durch Wachsausscheidung äußerst glatt ist, wie eine gebohnerte Holzfläche. Da an und unterhalb der Böschung noch andere Substanzen abgeschieden werden, welche Insecten und anderes kleines Gewürm anlocken, so kriechen diese Thierchen auf der Böschung herum, gleiten

dabei ab und fallen in die mit Flüssigkeit erfüllte Kanne hinein; in älteren Kannen findet man immer zahlreiche Reste kleiner Thiere.

Eine solche Nepenthes-Kanne ist aber nicht nur eine Falle zum Fang von Insecten, sondern es ist auch nach Form und Verrichtung ein wirklicher Magen, den die Pflanze entwickelt hat, um die gefangenen Insecten zu verdauen und die verdauten Stoffe zu assimiliren.

Die innere Wandfläche der Kanne ist nämlich nach Art der Schleimhaut des thierischen Magens ausgebildet. Sie ist bedeckt von zahlreichen kleineren Drüsen, welche das die Kanne zum Theil erfüllende wasserklare Secret aussondern. Dies Secret entspricht im Wesentlichen dem Magensaft der Thiere; es enthält wie dieser ein Ferment, welches im Stande ist, in saurer Lösung feste Eiweißstoffe zu verflüssigen. Die Ausscheidung der zugehörigen Säure geschieht im Kannensaft von Nepenthes erst, nachdem ein Thier hineingefallen ist. Dann aber beginnt auch durch Einwirkung des Saftes eine schnelle Verflüssigung der Muskeln und anderer Weichtheile des Thieres, so daß schließlich nur der unverdauliche Chitinpanzer, Beine und Flügel zurückbleiben. Die verdauten Bestandtheile werden alsbald durch die Kannenwand aufgesogen, welche somit als Aequivalent auch des Darmkanals in Thätigkeit tritt. Die absorbirten Substanzen dienen zur Ernährung der Pflanze, der es nur an Mitteln zur Ausstoßung der unverdauten Reste gebricht, so daß diese sich mit der Zeit in der Kanne anhäufen. Soweit erforderlich, findet dann immer erneute Ausscheidung von Verdauungssaft seitens der Kannenschleimhaut statt, während der Deckel die Verdünnung oder gar Auswaschung des Kannensaftes durch Regenwasser hindert.

Derselbe Typus magenartiger Verdauungskannen an den Blättern findet sich bei der mit zahlreichen Arten in Nordamerika auftretenden Gattung Sarrazenia und bei Darlingtonia californica, endlich bei dem in Australien einheimischen Cephalotus follicularis. Wenn es nun dem Systematiker auch gelingt, Nepenthes, Sarrazenia und Darlingtonia einander nahe zu rücken, so daß die Hypothese möglich erscheint, alle drei Gattungen haben sich aus einem gemeinsamen Urtypus entwickelt, so ist dies bezüglich der vierten Gattung, Cephalotus, vollständig ausgeschlossen: dieselbe gehört unbedingt in eine ganz andere Abtheilung des Systems der Blüthenpflanzen, wie Nepenthes; von einem directen gemeinsamen Ursprunge kann somit keine Rede sein. Cephalotus unterscheidet sich in den Anpassungsformen seiner Blätter hauptsächlich dadurch von Nepenthes, daß einige sich als gewöhnliche, flache Laubblätter, andere hingegen als vollkommene Deckelkrüge entwickeln, die in jeder Hinsicht den von der Spitze der Laubblätter herabhängenden Verdauungskannen von Nepenthes entsprechen. Wir werden somit zu der Annahme gedrängt, daß im Laufe der Entwicklung derjenigen Pflanzenformen, welche heute den Erdball bedecken, die Bildung der magenartig organisirten, zum Fangen und Verzehren von Insecten eingerichteten Kannenblätter mindestens zweimal, an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten, vor sich gegangen sein muß, ein für die Beurtheilung aller möglichen biologischen Fragen äußerst wichtiger Umstand.

Unter diesem zuletzt hervorgehobenen Gesichtspunkte gewinnt es dann weiter ein besonderes Interesse, daß die anderen Typen insectivorer Pflanzen, welche

man kennt, zwar alle adaptirt sind, um kleine Fliegen und anderes Gewürm zu fangen, festzuhalten und zu verdauen, daß aber der hierbei in Thätigkeit gesetzte Apparat ein völlig anderer ist, als bei den Kannenträgern, den Nepenthes, Cephalotus u. s. w.

Ich gedenke zunächst der Venus-Fliegenfalle (Dionaea muscipula), welche in Torfsümpfen der südöstlichen Vereinigten Staaten von Amerika wild wächst. Die Pflanze haftet mit einem Büschel dünner Faserwurzeln in ihrer Unterlage; sie treibt eine dem Boden aufliegende Rosette ziemlich großer grüner Laubblätter, aus deren Mitte sich ein etwa fußhoher Blüthenschaft erhebt. Die Blätter zeigen eine scharfe Gliederung in einen unteren und einen oberen Abschnitt; der obere Abschnitt ist als insectenfressendes Organ ausgebildet. Zu jeder Seite der Mittelrippe entwickelt sich eine ungefähr halbkreisrunde Platte von etwa einem Centimeter Durchmesser, und diese Platten sind um die Mittelrippe der Axe gegen einander beweglich, so daß sie sich ausbreiten können, wobei sie sich im rechten oder stumpfen Winkel gegen einander stellen, oder sich zusammenlegen, indem ihre Ränder einander genau berühren. Da die Platten ein wenig concav sind, so schließen sie in der zusammengefalteten Stellung einen linsenförmigen Hohlraum ein. Am äußeren, bogenförmigen Rande jeder Platte steht etwa ein Dutzend langer, stachelartiger Zähne in solchen Abständen, daß bei geschlossenem Blatte die Zähne der einen Platte in die Lücken zwischen den Zähnen der anderen Platte eingreifen. Man kann sich eine ganz gute Vorstellung bilden von der geöffneten und geschlossenen Stellung der beiden Platten, wenn man beide Unterarme aneinander legt, so daß die Handwurzeln sich berühren, und dann die Handflächen möglichst ausbreitet: diese Stellung entspricht der geöffneten Stellung der Platten von Dionaea. Legt man aber die Handflächen so gegen einander, daß die Finger in einander greifen, so hat man ein Abbild des geschlossenen Zustandes der Dionaea-Blätter.

Die Bewegung der beiden Platten des Dionaea-Blattes gegen einander geht momentan und schlagweise vor sich. Berührt man die Mittelfläche einer Platte bei geöffneter Stellung mit einem feinen Stäbchen, so klappen die Platten plötzlich zusammen, so daß die Zähne des Randes in einander greifen; hatte sich eine kleine Fliege auf das Blatt gesetzt, so wurde sie zwischen den zusammenklappenden Platten gefangen.

Die Blätter von Dionaea haben also die merkwürdige, von gewöhnlichen Blättern ganz abweichende Eigenschaft, Berührung als Reiz zu empfinden und auf diesen Reiz mit einer heftigen Bewegung zu reagiren, ganz nach Art einer Falle, wie sie zum Fangen leicht beweglicher Thiere aufgestellt werden. Die Dionaea-Falle ist aber keineswegs an ihrer ganzen Oberfläche reizempfänglich, sondern sie besitzt auf der Mitte jeder Platte ein besonderes reizempfindliches Organ in Gestalt von drei kleinen Härchen. Nur wenn diese drei Härchen berührt werden, klappen die Platten zusammen, berührt man einen beliebigen anderen Theil ihrer Oberfläche, so verharren sie in Regungslosigkeit, wie die Blattspreite anderer Pflanzen. Sobald aber ein Insect sich auf die Blattfläche setzt und beim Umherkriechen eines der Härchen berührt, ist es gefangen.

Während in ihrer Eigenschaft als Fallen die Nepenthes-Kannen analog einer Wolfsgrube wirken, lassen sich die Blätter von Dionaea einem Fuchseisen vergleichen; mit ganz verschiedenen mechanischen Mitteln weiß die Natur bei beiden Pflanzen das gleiche Ziel zu erreichen.

In ausgebreitetem Zustande sind die Oberflächen der Dionaea-Platten trocken wie diejenigen anderer Blätter. Sobald sie aber um ein gefangenes Insect nach Art eines zuschnappenden Rachens sich fest zusammengeschlossen haben, verwandeln sich die das Insect berührenden Flächen in eine Magenwandung; es sind nämlich auf ihrer Oberhaut zahlreiche mikroskopisch-kleine Drüsen vorhanden, welche die Berührung mit thierischer Substanz auch ihrerseits als Reiz empfinden und nunmehr in so reichlicher Menge Magensaft entwickeln, daß das Thierchen ganz davon eingehüllt und durchtränkt wird und seine Fleischtheile sich ganz in diesem Verdauungssafte auflösen. Diese Flüssigkeit wird dann von denselben Drüsen, welche vorher das Secret abgesondert hatten, wieder aufgesogen, und zwar bis zu dem Grade, daß schließlich nur ganz trockene Reste des Insectenkörpers übrig bleiben. Zuletzt öffnen sich die Platten von Neuem; ein Windhauch kann diese Reste entfernen, und nach Verlauf einer Reihe von Tagen ist das Blatt wieder im Stande, ein neues Thier zu verzehren. Die absorbirte Verdauungsflüssigkeit gelangt aber durch den Blattstiel in andere Theile der Pflanze und wird zu deren Ernährung verwendet.

Dionaea muscipula gehört zur Familie der Droseraceen, deren Mitglieder sämmtlich mit der Fähigkeit zum Insectenfang ausgerüstet sind. Von einheimischen Angehörigen dieser Familie möge die am häufigsten vorkommende, auf Torfmooren und feuchten Haideplätzen wachsende Art, der rundblättrige Sonnenthau (Drosera rotundifolia) noch eine kurze Besprechung finden.

Die, eine bodenständige Rosette bildenden Blätter tragen am Ende eines langen Stieles eine fast kreisrunde, einem flachen Teller gleichende Spreite, welche am Rande mit längeren, in der Mitte mit ganz kurzen Haaren besetzt ist. Jedes dieser Haare, die man Tentakel genannt hat, endigt in ein kolbenförmiges Köpfchen, welches von einem hellen Flüssigkeitstropfen umgeben ist, der zum Namen „Sonnenthau" Anlaß gegeben hat.

Diese farblose, etwas klebrige Flüssigkeit ist vom Tentakelköpfchen secernirt worden und enthält ein Verdauungsferment in Lösung. Kommt nun ein kleines Insect geflogen und setzt sich auf das Blatt, so klebt es an den Tentakelköpfchen fest und wird von deren Secrete mehr oder weniger eingehüllt; dasselbe verstopft alle Poren im Körper des Thierchens und führt so seinen Tod herbei. Die Blätter von Drosera sind ebenfalls reizbar, doch in anderer Weise, wie diejenigen von Dionaea. Auf eine momentane Berührung reagiren sie gar nicht, erst ein anhaltender, wenn auch ganz schwacher Druck veranlaßt sie, eine eigenthümliche Bewegung auszuführen. Diese besteht darin, daß das Blatt sich langsam um die Stelle herum, an welcher das Insect liegt, von allen Seiten her einrollt; insbesondere krümmen sich die langen Tentakeln des Randes hierbei derartig, daß ihre Köpfchen sich dem Insectenkörper fest anlegen. Hierdurch vermag nicht nur das gesammte Secret des Blattes auf das Insect einzuwirken, sondern nach geschehener Verflüssigung der inneren Theile des Thieres wird die Flüssigkeit von eben denselben Tentakelköpfchen aufgesogen, welche sie vorher abgeschieden hatten.

Ist der Verdauungsproceß vollständig zu Ende geführt und die letzte Spur von Flüssigkeit absorbirt, so strecken die Tentakel sich langsam wieder gerade, und die Blattfläche entfaltet sich von Neuem; doch erst nach mehreren Tagen scheiden die Tentakel wieder Flüssigkeitstropfen aus, und die Blätter sind zu erneutem Insectenfange gerüstet.

Es ist interessant zu sehen, wie selbst innerhalb einer der wenigen Pflanzenfamilien, in denen überhaupt die Fähigkeit des Insectenverzehrens zur Ausbildung gelangt ist, die Anpassung an diese, dem Pflanzenreiche im Ganzen fremdartige Function verschiedenartig ausgeprägt wurde. Bei Dionaea klappt in Folge des Berührungsreizes das Blatt längs seiner Mittelrippe, wie um ein Charnier, und zwar plötzlich, zusammen; alle übrigen Theile des Blattes sind unbeweglich. Bei Drosera hingegen biegen sich alle Theile der Blattfläche in langsamer Bewegung; das nach dem Princip der Leimruthe gefangene Insect bildet stets den Mittelpunkt dieser Krümmung, mag es mitten auf der Blattspreite haften oder an den Köpfen von ein paar Randtentakeln. — Bei Dionaea sind nur die drei Härchen auf jeder Platte reizempfindlich, und zwar reagiren sie gegen die kürzeste Berührung. Bei Drosera ist das Gewebe der ganzen Blattspreite, insbesondere auch sämmtlicher Tentakeln, in gleicher Weise reizbar, es reagirt aber nur auf einen anhaltenden, wenn auch leisen Druck. Eine Art Magenhöhle um das gefangene Insect herum wird durch die eingeschlagenen Blattflächen sowohl von Dionaea, wie auch von Drosera gebildet; diese Flächen functioniren ganz nach Art der Schleimhaut des Magens, und haben sie ihre Magenfunction erfüllt, so heben sie auch die vorübergehend angenommene Magenform wieder auf, indem sie sich auseinanderbiegen, ihre Flächen glätten und wieder gewöhnlichen Laubblättern ähnlich werden.

Als letztes Beispiel mögen zwei ebenfalls einheimische Pflanzen aus der insectivoren Familie der Lentibulariaceen hier noch Erwähnung finden. Die eine derselben, das Fettkraut (Pinguicula vulgaris) findet sich auf moorigen Wiesen; es trägt eine grundständige Rosette eilanzettlicher Blätter, aus deren Mitte ein dünner Schaft hervorwächst, der an seiner Spitze eine violette, gespornte Blüthe trägt. Nur die Laubblätter kommen, wie bei allen diesen Pflanzen, in Betracht. Sie sind bedeckt mit kleinen Drüsen, die ein klebriges, Verdauungsferment enthaltendes Secret abscheiden. An diesem Secrete bleiben die Thierchen hängen, das Blatt rollt sich um sie herum ein, doch immer nur in der Richtung seiner Längslinie, wie ein Blatt Papier, das man zusammenrollt. So wird auch hier vorübergehend eine Verdauungshöhle gebildet, ganz nach Art von Drosera, und ist der Verdauungsproceß zu Ende geführt, und das gesammte, mit gelöstem Nahrungsmaterial gesättigte Secret von der Blattfläche resorbirt, so rollt diese sich wieder flach auseinander.

Die andere zu dieser Familie gehörige Gattung, der Wasserschlauch (Utricularia), dessen häufigste Art, U. vulgaris, sich in Torfgräben und Sümpfen verbreitet findet, ist eine in mehrfacher Hinsicht beachtenswerthe Pflanze. Ihr vegetativer Körper schwimmt untergetaucht im Wasser; er besteht aus einem horizontalen Stengel, der mit zahlreichen, in haarfeine Zipfel getheilten Blättern

besetzt ist. Wurzeln fehlen vollständig, daher muß der Wasserschlauch alle Nährstoffe, mit Einschluß der Kohlensäure, dem ihn umgebenden Wasser mit der Oberfläche seiner Blätter entnehmen; er ernährt sich somit wie die Algen des Meeres, die auch nur aus dem Wasser, nicht aber aus dem Boden Nährstoffe aufnehmen. Ueber die Oberfläche des Wassers erheben sich nur auf langem Schaft die großen, goldgelben Blüthen.

Dafür besitzt aber der Wasserschlauch Apparate für den Insectenfang, die auch zu seiner Benennung Anlaß gegeben haben, und diese Organe sind auf völlig andere Weise eingerichtet, wie bei dem so nahe verwandten Fettkraut. Fallen sind beide; während sie aber dort, wie beim Sonnenthau, nach dem Princip der Leimruthe eingerichtet sind, zeigen sie beim Wasserschlauch den Typus der Fischreuse, combinirt mit dem einer Mausefalle. Am Grunde der fein zertheilten Blätter findet man kleine, etwa linsengroße hohle Bläschen mit röthlicher, durchscheinender Wand, die nach Cohn und Darwin zum Fange kleiner Wasserthierchen, besonders kleiner Krebse, eingerichtet sind. Diese Blasen besitzen einen schmalen Eingang in das Innere des Hohlraumes, welcher durch eine an einer Seite freie und demnach bewegliche, ganz durchsichtige Membran geschlossen wird. Der freie Rand dieser Membranklappe legt sich von innen her gegen einen am unteren Theile des Einganges befindlichen Wulst, so daß die Klappe sich nur durch Biegung nach innen zu öffnen vermag. Da die Membran äußerst biegsam und elastisch ist, so wird sie durch eindringende Insecten leicht vorwärts geschoben; sie klappt darauf wieder zu, und die Wasserthierchen sind gefangen. Die Uebereinstimmung mit einer Fischreuse kommt aber dadurch zu Stande, daß die Mündung der Blase von einer Anzahl haarförmiger Wimpern umgeben ist, welche durch ihre mehr oder weniger trichterförmige Anordnung die Thiere zum Eingang der Blase hinführen, da sie dieselben wahrscheinlich für einen bequemen Schlupfwinkel halten, nicht ahnend, daß sie mit dem Zurückschlagen der Klappe gefangen sind. Die Insecten gehen dann nach einigen Tagen im Innern der Blase zu Grunde und fallen einem Verwesungsprocesse anheim; verdaut aber werden sie nicht, weil die verschiedenartigen Drüsenhaare, welche die Innenwand der Blase bekleiden, kein Verdauungsferment aussondern. Die Weichtheile der Thiere scheinen somit nur durch Fäulniß verflüssigt zu werden; diese Flüssigkeit wird aber nach Darwin von den Haaren der Blasenwand absorbirt und dient zur Ernährung der Pflanze. In älteren Blasen findet man oft schwärzliche Massen, welche aus humusartigen Rückständen von gefangenen Thieren bestehen. Es zeigt sich hier also der Fall, daß eine Pflanze bei der Insectennahrung mit noch einfacheren Mitteln zu arbeiten vermag, indem sie die Bildung des Verdauungsfermentes sich erspart; es mag dies aber auch darum zweckmäßig sein, weil das Wasser, in welches die Utricularia-Blätter eingetaucht sind, dasselbe leicht auswaschen dürfte[1]).

[1]) Wir können das Verhalten von Utricularia auch so auffassen, daß Bacterien, indem sie die Fäulniß der gefangenen Thiere verursachen, die Verflüssigung vor deren Muskelsubstanz u. s. w. bewirken. Ein Gleiches ist neuerdings und für den Verdauungsproceß einiger anderer insectivoren Pflanzen behauptet worden, doch liegen die Verhältnisse noch nicht klar genug, als daß hier näher darauf eingegangen werden könnte, und für den Zweck unserer Betrachtung wird nichts dadurch geändert.

Wir können unmöglich an der Frage vorübergehen, wozu denn die insectivoren Pflanzen diesen Aufwand treiben mit so complicirten und mannigfaltigen Apparaten, mit chemischen Absonderungen, wie wir sie sonst nur im Thierreiche finden, wenn sie doch Wurzeln und chlorophyllhaltige Blätter besitzen wie andere Gewächse, und darum befähigt sein müssen, die anorganischen Bestandtheile der Erdrinde zu assimiliren, wie diese. Die Zeiten sind vorüber, wo schwer verständliche Erscheinungen von der Wissenschaft für eine Laune der Natur erklärt wurden. Auch ergibt die Prüfung durch das Experiment, daß diese Pflanzen, wenn sie, bei Vermeidung von Uebertreibungen, mit Insecten gefüttert werden, in dem Maße besser gedeihen, als ungefütterte, wie Culturpflanzen in gedüngtem Boden gegenüber solchen in ungedüngtem. Und dieser letzte Vergleich dürfte zum richtigen Verständniß hinführen. Die Insectennahrung ist für die Pflanzen ein willkommener und wichtiger Zuschuß namentlich an stickstoffhaltiger Substanz, da ihr Wurzelsystem keine große Ausdehnung besitzt und die Orte ihres Vorkommens — auf Torfmoos, an alten Baumstämmen — ihnen keinen genügenden Vorrath von Bodennährstoffen gewähren. Wenn diese Pflanzen nun, um sich eine ihnen wichtige Nährstoffquelle in der Insectenwelt zu erschließen, uns mit Körperbildungen und Fähigkeiten ausgerüstet entgegentreten, wie sie sonst nicht im Pflanzenreiche, wohl aber im Thierreiche gefunden werden, so ist das eine der bemerkenswerthesten Anpassungen der Form an die Function, welche es gibt, und die zugleich zeigt, daß Complicirtheit des Apparats und Umständlichkeit des Verfahrens für die Natur keine Rolle spielen, sobald es gilt, ein bestimmtes wenn auch scheinbar untergeordnetes Ziel zu erreichen. Diese Thatsache wird zur Evidenz durch die insectivoren Pflanzen gelehrt und steht jener anderen allgemeineren gegenüber, wonach die Natur durchweg dahin trachtet, mit den einfachsten zum Ziele führenden Mitteln auszukommen.

Das Motiv zu den vorstehenden Zeilen war durch Goethe's herrliche Dichtung gegeben. Seine Zeichnung des Auf- und Abwogens der Pflanzengestaltung ist ein Bild in Umrissen; es erhält die Füllung erst durch die consequente Einführung des biologischen Gesichtspunktes in die morphologische Betrachtung Nicht bloß nach dem Wie? hat die Wissenschaft zu fragen, sondern auch nach dem Wozu? und dem Warum? Auf letztere Frage eine überzeugende Antwort zu erhalten, ist schwieriger als auf die beiden ersten, und hier gehen auch die Meinungen und Auffassungen weit auseinander; in den vorstehenden Betrachtungen wurde vermieden, diese Frage auch nur flüchtig zu berühren.

Immerhin sollte versucht werden, zu zeigen, daß das „heilige Räthsel" Goethe's für uns nicht mehr ein Räthsel in dem Umfange sein darf, wie für ihn. Allein, dringt auch die Erkenntniß in langsamer stetiger Arbeit unaufhaltsam vorwärts, in nebelhafter Ferne liegt doch noch das Ziel, an welchem es uns gestattet sein wird, uns des Räthsels ganzer Lösung zu erfreuen.

Ueber den Haushalt des Deutschen Reiches[1]).

Von

Gustav Cohn.

Wenn einem Lehrer der Staatswissenschaften die Aufgabe zugefallen ist, an diesem Tage zu reden, so steht er vor einer Fülle zudringender Gedanken, die einander den Vorrang des festlichen Augenblickes streitig machen wollen. Soll er sprechen von den großen Problemen, welche in der Gegenwart Staat und Gesellschaft durchwühlen, mit jedem Jahre größer und bedrohlicher vor uns hintretend — gleich einer Sphinx, die ins Unendliche zu wachsen scheint? Oder soll er sprechen von den glücklich vollbrachten Reformen der letzten Jahre, die nach Wegräumung mancher Hindernisse die Pfade der Gesetzgebung mit Denkmalen schmücken durften, zur Sicherstellung des Looses der arbeitenden Classen, zur gerechteren Besteuerung der besitzenden Schichten, zum wieder erleichterten Austausche der internationalen Güter? Oder soll er dem verlockenden Reize nachgeben, den eine Betrachtung über die Wandlungen des Denkens hätte, des Denkens von öffentlich-rechtlichen und socialpolitischen Dingen, über die Wandlungen der herrschenden Meinung im Laufe weniger Jahrzehnte, für welche nichts so bezeichnend ist, als die Thatsache, daß unser junger Kaiser der höchstgestellte Träger eben derselben Ueberzeugungen ist, für die vor nur zwanzig Jahren unter großer Ungunst der Tagesströmung und der Regierungen die Männer der Wissenschaft gestritten haben?

Fürwahr, es wäre verlockend, zumal dieser letzteren Gedankenreihe nachzugehen. Zu untersuchen, welche Gründe in der neuen Epoche, welche Anläße überhaupt den Umschwung der öffentlichen Ansichten bestimmen, welche Einwirkungen hiebei durch reale Kräfte, welche durch ideale Kräfte ausgeübt werden, welche Stellung der Staatswissenschaft hiebei eingeräumt ist, welche Stellung die Wissenschaft für sich fordern soll. Und dieses nicht nur im Gegensatze zu den ewigen Vorurtheilen des gesunden Menschenverstandes über das Wesen von Theorie und Praxis, sondern namentlich im Hinblick auf mancherlei Unklarheiten innerhalb der wissenschaftlichen Richtungen selber. Da es denn öfters scheinen

[1]) Rede, am 27. Januar 1892 in der Aula der Göttinger Universität gehalten.

will, als seien die Irrthümer der älteren historischen Rechtsschule in der neuesten Staatswissenschaft wieder aufgelebt und als wolle die Wissenschaft ihrem stolzen Beruf, die Führerin im öffentlichen Denken zu sein, entsagen und dem Strome der Erscheinungen folgen, statt ihn zu leiten. Denn das ist der Unterschied des historischen Seins von dem natürlichen Sein, das ist die Gefahr der bekannten naturwissenschaftlichen Analogien für die Staatswissenschaften, daß der Begriff des natürlichen Organismus derjenigen Eigenschaften bar ist, die den Charakter des menschlichen Gemeinwesens ausmachen. Nicht ein pflanzenähnliches Wachsthum, sondern ein vorwärtstreibendes Ringen, und wiederum nicht eine Welt blinder Leidenschaften, sondern eine fortschreitende Durchsetzung des Trieblebens mit aufhellenden Gedanken ist es, was dieser Charakter bedeutet. Die Staatswissenschaft aber ist entweder ohne allen Werth für die Verbesserung des Lebens, oder sie hat für die Aufhellung dieser Gedanken eine große Aufgabe zu erfüllen. Und die interesselose Wahrheit über öffentliche Angelegenheiten wird ihre letzte Zufluchtsstätte verloren haben, wenn sie nicht mehr zu hören ist in den Sälen der deutschen Universitäten.

Statt einer näheren Ausführung solcher Gedanken zu folgen, ziehe ich es vor, an einem einzelnen Gegenstande zu zeigen, worin der eigenthümliche Beruf der Wissenschaft gegenüber dem Staatsleben, worin die Differenz ihrer Erkenntniß gegenüber den thatsächlichen Vorgängen der Gesetzgebung und Verwaltung liegt.

Von dem Haushalte des Deutschen Reiches möchte ich sprechen, von seiner bisherigen Entwicklung, seiner gegenwärtigen Lage und seinen Aussichten.

Durch kriegerische Thaten ist das Reich entstanden; eine mächtige kriegerische Rüstung ist von Anfang die Bedingung seines Daseins gewesen; die Fortentwicklung derselben wird die Voraussetzung seines Fortbestandes sein. Wir wissen, daß das Reich noch für andere Zwecke da ist, daß keineswegs alle die anderen Aufgaben, die ein großes Gemeinwesen zu lösen hat, den Einzelstaaten allein vorbehalten sind. Aber gerade unter dem finanziellen Gesichtspunkte, noch mehr als unter jedem anderen, treten dieselben in den Hintergrund. Die Herstellung eines einheitlichen Rechtes ist eine mühevolle, langwierige Arbeit und ein erhabenes Werk für die geeinte Nation; aber im Haushalte verschwindet es neben vielen anderen geringfügigen Ansätzen, die ihrerseits den bescheidenen Aufwand für Ruhmesthaten des neuen Deutschland in sich bergen. Manches, dessen Einheit im Reiche längst von der Nation ersehnt war, liefert gar einen Ueberschuß für die Finanzen, wie die Verkehrsanstalten der Post und des Telegraphen. Ganz neuerdings freilich machen sich die wirthschafts- und socialpolitischen Subventionen für überseeische Schiffsverbindungen, für die Arbeiterversicherung vernehmlicher bemerkbar; jedoch auch diese sind zunächst noch ein Geringes, verglichen mit den Ansprüchen des Militärwesens.

Allein noch mehr. Nicht dieser Vorrang des militärischen Bedarfs an sich ist es, was die Aufmerksamkeit fesselt; die beständige Zunahme dieses Bedarfs ist das Problematische in dem Haushalte des Reiches. Im Jahre 1873 verlangten Reichsheer und Marine an fortdauernden Ausgaben 267 Millionen Mark, an einmaligen Ausgaben 66 Millionen; im Etatsjahr 1891—92 an fortdauernden Ausgaben 456 Millionen, an einmaligen Ausgaben 105 1/2 Millionen.

In achtzehn Jahren hat sich also der Militärbedarf nahezu verdoppelt, und es ist keinerlei Grund für die Gewißheit vorhanden, daß sich in abermals achtzehn Jahren dieser Bedarf nicht abermals verdoppeln wird.

Sogleich, indem wir diese Thatsache und ihre Gründe ins Auge fassen, muß es gestattet sein, das Wesen wissenschaftlicher Betrachtung im Unterschiede zu den Neigungen und Interessen der täglichen Gewöhnung zu betonen. Nicht der kriegerische Thatendrang der Einen, nicht die Verblendung über die Schrecknisse des Krieges, nicht jene summarische Staatsweisheit, welche über alle Schwierigkeiten des inneren Staatslebens durch kriegerische Erfolge hinwegkommen will, aber freilich ebenso wenig die andere Stimmung hält uns gebunden, welche die Wünsche des kleinen Einzeldaseins zum Maßstabe für die großen Nothwendigkeiten der Geschichte macht. Nicht mit jenen zu frohlocken oder mit diesen zu klagen, sondern die harten Thatsachen zu erkennen und ihre Anlässe zu verstehen, kalten Blutes auf das Kommende hinzudeuten, weil wir das Vergangene begreifen — das ist die Aufgabe der Wissenschaft.

In einer Staatenwelt, in der die Machtverhältnisse so neu und so umstritten sind, wie in dem heutigen Europa, — bei einer Entfaltung der Bevölkerungszunahme, welche die Völker auf unabsehbare Bahnen weiter treibt, — bei Gegensätzen der Culturhöhe, in denen es dem alten Europa, wie seit lange, so ferner noch obliegt, die von Osten herandrängenden Horden mit starkem Arm zurückzuhalten — ist für keine einzige Nation Ruhe, Selbständigkeit, Freiheit möglich ohne nationale Machtentwicklung. Nicht die großen Staaten allein, selbst die von dem Radicalismus so oft für das Gegentheil angerufene Republik der Schweizerischen Eidgenossenschaft sehen wir von dieser Nothwendigkeit ergriffen.

Die ungewöhnliche Steigerung des Tempos hängt freilich mit der psychischen Steigerung des Völkerlebens zusammen; aber zum Theil natürlich mit den großen Fortschritten der Technik. Es hat etwas Verhängnißvolles, aber auch etwas Beruhigendes, daß der Reichthum an technischen Fortschritten zugleich an Fortschritten der Zerstörungsmittel ergiebig ist, daß die productive Technik des Zeitalters ihre Kehrseite in der consumtiven Technik hat — beide von überraschender Kraft des Wachsthums.

Es liegt in dem Wesen der nationalen Machtentfaltung, daß sie auf eine dem Gegner überlegene Höhe gerichtet ist. Die kriegerische Technik der Nationen sucht also in ruhelosem Wettbewerb einander zu überbieten, und weil alle Technik praktische Gestalt erst durch ökonomische Mittel hindurch gewinnt, so ist es ein Wettstreit an technischen und ökonomischen Leistungen zusammen. Für entscheidende Bestandtheile der erhöhten Wehrkraft handelt es sich in der That nicht sowohl um neue technische als um gesteigerte ökonomische Mittel — so wenn die Friedenspräsenzstärke des deutschen Heeres von 400 000 allmälig auf 500 000 Mann gebracht worden ist.

Und hier sind wir bei dem Punkte angelangt, den ich im Auge hatte. Geben wir dem Inhalte des Begriffes der Technik den weitesten Umfang, schließen wir Alles ein, was an moralischen Potenzen als Elementen kriegerischer Tüchtigkeit hinein zu rechnen sein mag — die finanzielle Seite, die Aufgabe der Entfaltung finanzieller Kraft tritt uns in jedem Falle entgegen.

Sie ruht auf den ökonomischen Kräften der Nation; sie ruht für ein heutiges Culturvolk, mit mächtig wachsender Bevölkerung wie das Deutsche, auf der rüstigen Theilnahme an den Fortschritten der neuen Productivität, in der rationellen Landwirthschaft, in der großen Industrie, in dem Welthandel und dem Weltmarkte. Mildes Wohlwollen, schonende Nachsicht für die zurückgebliebenen Erwerbsformen in Stadt und Land seien nicht versagt; aber die Wirthschaft eines großes Volkes muß vor Allem stark sein, stark an Kräften, die auf eigenen Füßen stehen, die dazu im Stande sind, weil sie auf der Höhe des Zeitalters stehen.

Die Finanzen jedes heutigen Reiches nähren sich aus den Steuerquellen, die aus den ökonomischen Kräften der Nation entspringen. Der Lauf dieser Quellen kann ein verschiedener sein, reichlich gespeist oder kümmerlich tröpfelnd, von anhaltender Ergiebigkeit oder von periodischer Stockung. An dem Steuersystem des Britischen Reiches haben wir ein Beispiel für das eine, an dem Steuersystem des Deutschen Reiches ein Beispiel für das andere. In dem einen Falle ist das Steuersystem so eingerichtet, daß es den naturgemäß wachsenden Ansprüchen des öffentlichen Bedarfs fortdauernd Genüge leistet; in dem anderen Falle ist es alle paar Jahre am Ende seiner Weisheit angelangt und macht dann die periodisch wiederkehrenden Stadien der Stockung durch — Knappheit und Einengung des sonstigen Reichs- und Staatsbedarfs; Deficit und Schuldaufnahme; endlich ein schüchternes Bekenntniß über die Nothwendigkeit neuer Steuern mit dem Versprechen, daß es nicht wieder vorkommen soll.

Es gibt eine politische Doctrin, welche das Letztere für den Normalzustand eines freien Volkes hält. Sie ruht auf Ansichten vom Staatsbedarf und Staatsrecht, welche einstmals großen Einfluß geübt haben und zumal in den Anfängen unseres neuen Reiches mächtig waren. Für sie verwandelt sich die unwiderstehliche Zunahme des öffentlichen Bedarfs in ein ewiges Hadern mit dem Schicksal, daß ihre Theorie zu der Wirklichkeit nicht paßt; für sie fällt die Anerkennung jener Nothwendigkeit und die Verantwortlichkeit für ihre Befriedigung in den Zwiespalt auseinander zwischen einer Regierung, welche immerfort zudringlich fordert, und einer Volksvertretung, welche im Namen der Freiheit versagt.

Es gibt auch eine andere Ansicht von dem Wesen staatlicher Freiheit. Sie fällt mit dem Wesen der sittlichen Freiheit zusammen. Nach eigener Entschließung dasjenige zu thun, was man zuletzt doch thun muß. Auf Staat und Staatshaushalt übertragen, bedeutet das die bereitwillige Anerkennung der Pflichten und Lasten, welche das Gemeinwesen fordert. Nach dieser Ansicht wird die Bereitwilligkeit hierzu der Maßstab für die Reife zur Freiheit sein. In einem unfertigen Verfassungsleben pflegt dieser Standpunkt der Reife nur in erhöhten Augenblicken sich der Mehrzahl mitzutheilen, unter dem subjectiven oder objectiven Drucke drohender Vaterlandsgefahr, wenn die lange ins Unbewußte versenkte Dankbarkeit für die Segnungen des Staatslebens zu hellerem Bewußtsein aufflackert.

Unter großen Mühsalen ist es gelungen, neben mehreren vergeblichen Versuchen der Reichsregierung, das Steuersystem des Reiches fortzuentwickeln. Die Hauptgattung der Reichseinnahmen, die Zölle, bringen gegenwärtig 400 Millionen

Mark statt etwa 100 Millionen in den Anfängen des Reiches. Aber bezeichnend ist es, daß in dieser Steigerung, weitaus voran die Einnahme aus den Getreidezöllen steht (im Etatsjahr 1890—91: 115 Millionen), welche aus finanziellen Gründen überhaupt nicht entstanden sind und deren zweideutige Herkunft (in Preußen wenigstens) gut gemacht wird durch die Austheilung an die Gemeindeverbände.

Doch am meisten charakteristisch für das Finanzsystem des Reiches ist es, daß nach der glücklichen Sorglosigkeit der Anfänge, welche der finanzielle Niederschlag der militärischen Erfolge war, nach der jahrelangen Behaglichkeit des Milliardensegens, sich sehr schnell eine Schuldenlast entwickelt hat, die jetzt bereits der halben Höhe jener fünf Milliarden sich annähert, daß aus gänzlicher Schuldenfreiheit, die bis zum Jahre 1875 währte, für das Etatsjahr 1891—92 eine Zinslast von 54½ Millionen entstanden ist.

Es hilft nichts, daß man diese Schulden äußerlich rechtfertigt durch die Unterscheidung „einmaliger" Ausgaben und neuerdings gar durch das Oxymoron „einmaliger, ordentlicher" Ausgaben neben „einmaligen, außerordentlichen" Ausgaben. Trotz der Namen, sind es in der Sache jährlich wiederkehrende Ausgaben, immer wieder für Zwecke der Wehrhaftigkeit, ob für die Marine oder für das Landheer, ob für neue Gewehre oder für neue Festungen.

Aber sind diese Schulden ein Uebel?

Ich werde bei dem heutigen Anlaß darauf verzichten müssen, die Erörterung über das alte Thema „Steuern oder Staatsschulden" zu erneuern; ich will nur auf eine Wirkung dieser Finanzlage deuten, die uns nach manchen neuesten Erfahrungen leider sehr nahe liegt.

Das Finanzwesen des Reiches ist enge mit dem Finanzwesen der Einzelstaaten verwachsen, wie wiederum die communalen Finanzen enge mit den staatlichen zusammenhängen. Im Reiche ist dies seit der Verfassung des Norddeutschen Bundes durch die Matricularbeiträge in so wirksamer Form geschehen, daß der Reichshaushalt niemals ein Gefühl der Bedrückung oder der Erleichterung haben kann, welches sich nicht alsbald den Haushaltungen der Einzelstaaten mittheilt. Dieses macht sich aber desto mehr geltend, weil die große Masse der Fortbildungsfähigkeit im Steuerwesen bei denjenigen Steuerformen liegt, die dem Reiche, nicht den Einzelstaaten zur Verfügung stehen.

Weil nun ferner die Einzelstaaten für ihre eigenen Aufgaben dieselbe Nothwendigkeit fortschreitenden Bedarfs empfinden, die ja (wir dürfen es uns nicht verhehlen) mit jeder fortschreitenden Cultur verbunden ist, so haben wir namentlich in Preußen neuerdings erleben müssen, daß für die wachsenden Bedürfnisse überhaupt keine andere Quelle fließen wollte, als eine solche, die, gleichsam zur Ueberraschung der Finanzmänner selber, sich als goldhaltig erwies. Ich denke hier an das Staatseisenbahnsystem. Vor einem Jahrzehnt in die Hand genommen mit ganz anderen Absichten als denen eines finanziellen Ueberschusses, ja unter ausdrücklicher Ablehnung solcher Hoffnungen und Zwecke, hat es von Jahr zu Jahr wachsende Erträge geliefert, die (nach Verzinsung des Capitals) zuletzt über 100 Millionen jährlich hinausgingen, — Erträge, die man zum Theil aus Erwägungen der Angemessenheit, zum Theil aus realistischen Erwägungen, ja

unter dem Drucke der Nothdurft festgehalten hat. Jetzt aber ist ein starker Rückgang dieser Ueberschüsse eingetreten, der seinerseits eine Art von Stockung in der Erfüllung einer Reihe wichtiger Aufgaben unseres Staatswesens hervorruft. Nicht nur daß das Staatsbahnsystem vielleicht bisher schon zu einseitig finanziell bewirthschaftet worden ist unter dem Drucke der allgemeinen Finanzlage, nicht nur daß nothwendige Reformen der Technik und Oekonomik des Staatsbahnwesens hinausgeschoben worden sind; jetzt muß bei abnehmenden Erträgen und wachsenden Anforderungen hier wie in dem übrigen Staatshaushalt vollends gespart werden, weil für dringende Bedürfnisse keine Mittel verfügbar sind.

Dieser Zustand chronischer Blutarmuth ist es nun freilich, welcher einer verbreiteten Staatsansicht als die wahre Bürgschaft guter Staatswirthschaft erscheint. Für sie liegt in dem Vorhandensein ausreichender Staatseinnahmen ein beständiger Reiz zur Verschwendung, in der Knappheit die Bedingung der Sparsamkeit.

Ich kann diese Auffassung nicht theilen.

Zunächst ist es eine verbreitete Erfahrung des alltäglichen Lebens, daß Leute, welche gewohnt sind, mit großen Mitteln zu wirthschaften, oft weit größere Virtuosen in der Sparsamkeit sind als die andern. Die von jener Ansicht behauptete Versuchung zur Verschwendung, die im Vorhandensein ausreichender Einkünfte liegt, ruht daher auf einer unzureichenden psychologischen Prämisse. Ferner ist es, noch viel weniger als eines großen Privathaushaltes, eines großen Staats- und Reichshaushaltes würdig, in dieser kümmerlichen Weise sich durch einen endlosen Widerspruch zwischen Wollen und Nichtkönnen hindurchzuschleppen.

Es bedarf hier durchgreifender Steuerreformen.

Reformen des bestehenden Steuersystems können auf verschiedenartige Zwecke gerichtet sein. Eine Reform wie diejenige, welche die preußische Gesetzgebung des verflossenen Jahres eingeleitet hat und welche wir jetzt eben aus dem Buchstaben des Gesetzes in das Leben überzuleiten beschäftigt sind, die Verbesserung der bisherigen Einkommensteuer und Gewerbesteuer, will (nach der ausdrücklichen Erklärung von amtlicher Stelle) keine vermehrten Einnahmen herbeiführen, sondern eine gerechtere Vertheilung der alten Last auf die Schultern der Einzelnen und der Classen bewirken. Durch schärfere Methoden der Einkommensermittelung, durch eine etwas ernsthaftere Zusammensetzung der Veranlagungsbehörden will man der Wahrheit der steuerpflichtigen Thatsachen sich in höherem Grade nähern; durch eine neue Scala der Steuerstufen will man mildere Nachsicht üben mit der mäßigen Steuerkraft, will dafür nach oben hin an die stärkeren Steuerkräfte eine etwas größere Zumuthung stellen.

Es ist dies nur ein Beispiel, es ist dies namentlich nur eine Etappe auf dem langen, durch die Jahrhunderte reichenden Marsche, welchen die Idee der Gerechtigkeit zurückzulegen hat, um einer fortschreitenden Verwirklichung in der Austheilung der öffentlichen Lasten entgegenzugehen. An der Steuerexemtion der herrschenden Classen, an einer Noblesse, welche in demselben Athemzuge das Vorrecht des Waffentragens und die Befreiung von der Militärpflicht verlangt geht das alte Regime in Frankreich zu Grunde. Einen schweren Kampf führt

das hohenzollernsche Fürstenthum seit den Tagen des Großen Kurfürsten für die gleichmäßige Besteuerung des Adels und der Bauern. Und mit kühnem Fluge eilt der Geist des großen Friedrich seiner Umgebung voraus, wenn er in einer Instruction für den Präsidenten der Oberrechenkammer (zur Grundsteuereinschätzung in Westpreußen) einmal bemerkt, ein Reicher, der 5000 Thaler Einkommen hätte, könnte wohl die Hälfte davon an den Staat abgeben, weil er dennoch zu leben hätte; bei einem Geringeren aber, der 80 Thaler Einnahme hätte, wäre es schon genug, wenn er einen Thaler abgäbe, da er sonst nicht leben könnte.

Der wirkliche Gang der Gesetzgebung ist langsamer. Bis in das helle Tageslicht der Gegenwart haben sich die zähen Reste der ständischen Steuerbefreiung bei uns forterhalten. Die vorzugsweise dem Gedanken der Gerechtigkeit dienende Personalsteuer ist aus dürftigen Keimen seit Anfang des Jahrhunderts in Preußen langsam herangewachsen, aus der Kopfsteuer zur Classensteuer, aus der Classensteuer zur theilweisen Entfaltung in die Einkommensteuer, jetzt zur Einkommensteuer ganz und gar. Ihrem Inhalte nach fortschreitend eine Entlastung der unteren Classen, eine energischere Heranziehung der oberen Classen. Ihrem Ziele nach keineswegs abgeschlossen, ob auch der von Interessen befangene Blick der besitzenden Classen immer wieder der Täuschung verfällt, seinen subjectiven Horizont für den Horizont der Weltgeschichte zu halten.

Es liegt auf der Hand, daß die fortschreitende Reform der Gerechtigkeit dem anderen großen Zwecke der Steuerreform dienen kann — der Vermehrung der Einnahmen. Und wenn der Steuerbedarf in Reich, Staat, Gemeindeverbänden zunimmt, wie gegenwärtig bei uns, so ist dieser letztere Zweck angemessener Weise damit zu vereinigen. Es hat aber seine besonderen Gründe, daß die Arbeit für diesen Zweck ihre eigenen Wege geht.

In welchen der großen Staaten wir auch blicken mögen, um uns an ihrer reicheren Entwicklung, ihrem ergiebigeren Steuersystem, ihrem älteren Verfassungsleben Belehrung zu holen — allenthalben fließt die große Masse der Einkünfte nicht aus jenen Canälen der Gerechtigkeit, sondern aus den überwiegend realistischen Steuerformen, welche die Gerechtigkeit hintansetzen, um die Ergiebigkeit zu erhöhen.

Aber woher dieser Conflict? Woher diese Verschiedenheit der Steuerformen?

Der tiefste Grund liegt in den Lücken des Staatsbewußtseins und des staatlichen Pflichtgefühls. Es gibt eine Partei, deren Steuerprogramm eine einzige progressive Einkommensteuer an Stelle aller anderen Steuern fordert; allein zu diesem Programm gehört das Verlangen, daß diejenigen Staatsbürger, in deren Namen die Partei redet, von der Steuer befreit sind. Die Steuerzahlung als bewußte That der Verantwortlichkeit für den öffentlichen Bedarf ist zur Zeit noch den Empfindungen der großen Mehrzahl (auch der Gebildeten) so weit entrückt, daß alle Aussicht auf umfangreiche und zunehmende Einkünfte sich an Formen knüpft, welche diesen wirklichen Empfindungen entsprechen. Der — namentlich von den Engländern herkömmlich geübte — Realismus im Steuerwesen besteht darin, daß man Formen bevorzugt, die der menschlichen, die der staatsbürgerlichen Schwachheit nachsichtig entgegenkommen, die nicht ein deutliches Bewußtsein der zu erfüllenden Pflicht verlangen. Es ist

mehr als ein übliches Bild, von einer Narkose als Hülfsmittel der Steuerzahlung zu reden, wenn man an die vorzugsweise beliebten Gegenstände dieser Art von Steuern denkt.

Die zweckmäßige Einrichtung für die Erhebung solcher Steuern, als deren hervorragendste die Gruppe der Verbrauchssteuern genannt sein mag, bringt es mit sich, daß sie an den größten nationalen Verband sich anlehnen, der einem Volke zur Verfügung steht. In einem Staatswesen mit gebrochener Souveränität wie dem Deutschen, ist es das Reich, welches eine Anziehungskraft auf diese Veranstaltungen ausübt, die nur durch eigenthümliche historische Hemmnisse in besonderen Fällen gelähmt werden kann. Wenn wir die Eingangszölle als die hauptsächliche Einrichtung dieser Art erwähnen, so tritt uns in der Entwicklung der deutschen Einheit die bezeichnende Thatsache entgegen, daß die Gemeinsamkeit der Zollgrenze die Vorläuferin der politischen Einheit war. Aber auch die im Innern erhobenen großen Verbrauchssteuern haben dieselbe Tendenz bekundet, indem sie Hand in Hand mit den mühsamen Schritten des jungen Zollvereins auf eine Einheit der Erhebung hindrängten.

Der Grund ist einfach. Erst wenn über das Ganze des Reichsgebietes sich gemeinsame Einrichtungen dieser Art erstrecken, kehren sich die den Verkehr hemmenden Mittel der Controle nach außen statt nach innen. Je größer aber dieses freie Wirthschaftsgebiet ist, desto kleiner die Reibung, desto geringer die Kosten der Erhebung.

Die realistischen Vorzüge dieser Art von Steuern und Steuererhebung zeigen die Vereinigten Staaten von Amerika in einem merkwürdigen Contraste. Die gemeinsamen Bundeseinnahmen geben jahraus, jahrein Ueberschüsse über den Bedarf, die den Schatzsecretären der Union herkömmlich Verlegenheiten bereiten, wie den europäischen Finanzministern das Gegentheil. Aber die Steuersysteme der Einzelstaaten Amerikas, aufgebaut auf die Personalsteuer, sind verkrüppelt und unergiebig.

Das Deutsche Reich, welches statt der Nachbarschaft des Atlantischen und des Stillen Oceans sich andersartiger Nachbarn zu erfreuen hat, wird in absehbarer Zeit niemals wegen etwaiger Ueberschüsse in Verlegenheit sein. Um so mehr wird es diese Gattung von Einnahmen fortzuentwickeln haben, da sie bisher zurückgeblieben sind.

Der geniale Realist, welcher sich so große Verdienste um die Begründung des Deutschen Reiches erworben, hat in dem Maße als sein unbefangener Blick sich den wirthschafts- und finanzpolitischen Dingen zuwendete, sehr bald die Aufgabe erkannt, die große Realität des Reiches, seine militärische Rüstung, mit großen realistischen Finanzmitteln des Reiches sicherzustellen. Die Zollreform vom Jahre 1879 ist die hauptsächliche Frucht dieses Bestrebens; die bessere Hälfte derselben ist nicht die schutzzöllnerische, sondern die finanzpolitische Tendenz.

Andere und größere Reformpläne sind in den Anfängen stecken geblieben. Selbst dem ungewöhnlichen Einfluß ihres Schöpfers gelang es nicht, die Widerstände zu überwinden, welche in der Reichsvertretung, in der öffentlichen Meinung sich aufthürmten. Denn wie erleichternd auch die Steuerformen sein mögen, die man wählt, — bei neueinzuführenden Steuern erscheint die Menge der schlechten

Eigenschaften immer als die überwiegende, weil das Publicum sich für die eine Haupteigenschaft nicht verantwortlich fühlt, — für die Deckung des Staatsbedarfs.

Wir haben das merkwürdige Schauspiel erlebt, daß ein mühseliges und verwickeltes Experiment der Reichssocialgesetzgebung, das an nichts zuvor Bestehendes anknüpfte, durch die Macht eines großen Staatsmannes die Ansichten unsrer Gesellschaft gewann. Der Macht desselben Mannes ist es nicht gelungen, Finanzmaßregeln durchzusetzen, die an längst bewährte Muster anknüpfen, deren lästiger Zwang vergleichsweise ein erprobter ist.

Aber wie erst in immer wiederholten Kämpfen des Staates mit den Interessen der Gesellschaft sich die Institutionen der Steuergerechtigkeit durchsetzen, also auch die Institutionen der Steuerergiebigkeit. Das große Actenmaterial der Reichssteuermonopolien aus dem letzten Jahrzehnt ist nicht für alle Zeit begraben. Es knüpft nur an dasjenige an, was im achtzehnten Jahrhundert auch bei uns bestanden hat, aber mit der merkwürdigen Wendung, daß die Finanzmonopolien Friedrich's des Großen den Ideen der wirthschaftlichen Freiheit vor hundert Jahren zum Opfer fielen, während in Frankreich die energische Faust des ersten Napoleon sehr bald wiederherstellte, was die Revolution zerstört hatte, und so gründlich wiederherstellte, daß aus dem Tabakmonopol seit nunmehr achtzig Jahren für alle die wechselnden Regierungen ein Finanzmittel geworden ist von unvergleichlicher Ergiebigkeit und Leichtigkeit, welches jetzt selbst von den treuesten Anhängern der alten individualistischen Schule in Frankreich als unersetzlich gerühmt wird.

Napoleon hatte gar die hochgespannte Erwartung daran geknüpft, es solle die Kosten der Kriegführung decken und die Kriegsschulden entbehrlich machen. Wenn es fast ein Jahrhundert später im Deutschen Reiche auftaucht, so wird es weder angemessen sein, ebenso übertriebene Erwartungen daran zu knüpfen, noch die technischen Schwierigkeiten der neuen Einrichtung zu unterschätzen. Man wird vielmehr sich sagen müssen, daß um des zu erreichenden Zweckes willen man eine gewisse Masse von Belästigung in den Kauf zu nehmen hat, bis die Gewohnheit auch dieses Neue mit den anfänglichen Widerständen ausgesöhnt hat.

Aber freilich eine Lücke bleibt bei diesen Monopolien für die Besteuerung des Tabaks oder des Branntweins. Sie legen eine einseitige Last auf gewisse Gruppen der Bevölkerung; sie treffen die Mehrzahl der minder Steuerfähigen unverhältnißmäßig stark. Sie fordern daher zur Ausebnung andre Steuern; sie weisen auf die Fortbildung des ganzen Verbrauchssteuersystems, sie weisen namentlich auf die Entwicklung der Personalsteuern und der Erbschaftssteuern hin.

Die Staatswissenschaft hat die Pflicht, — und das habe ich Ihnen zeigen wollen — solche Aussichten zu eröffnen, weil es ihre Ueberzeugung, weil es die bittere Wahrheit ist. Sie redet nicht, um Majoritäten zu gewinnen. Ihr Beruf ist ein vornehmerer; sie wendet sich bewußt an die Minderheit derer, welche fähig sind, die Wahrheit zu hören.

Aber ist dieser Vorpostendienst der Wissenschaft einmal gethan, hat nach manchen Jahren das Volk sich allmälig daran gewöhnt, diese Wahrheiten zu hören, so wird die öffentliche Meinung herangebildet für die Aufgaben, die nun

einmal zu erfüllen sind. So haben in trüben Zeiten die deutschen Universitäten für die deutsche Einheit gearbeitet, so hat die neuere Schule der deutschen Nationalökonomie die Reichssocialreform vorbereitet.

Manchmal gelangen neue Ideen der öffentlichen Zweckmäßigkeit oder Gerechtigkeit in unscheinbarer Form zur Anerkennung, die — offen hintretend — zunächst lauten allgemeinen Widerspruch erweckten. Zu den Reichssteuerreformen, die der frühere Reichskanzler plante, gehörte auch eine Reichswehrsteuer. Sie wurde vor einem Jahrzehnt unter der verbreitetsten Mißbilligung begraben. In diesen letzten Tagen erleben wir nun, daß ein einfaches Rescript dem principiellen Kern jenes Reformplanes die Anerkennung des positiven Rechts gewährt, so daß es jetzt nur übrig bliebe, die logischen Folgerungen daraus zu ziehen.

Die Mehrheiten sind es, in deren Hand das Jahrhundert das Recht der Gesetzgebung gelegt hat. Aber allenthalben ist es in Wahrheit eine Minderheit, welche im Namen der Mehrheit dieses Recht handhabt. Je schärfer der Gedanke der Demokratie in der Verfassung eines Staatswesens ausgeprägt ist, um so größer ist der Widerspruch, um so größer die Täuschung. Denn die Mehrzahl der Menschen wird von den vielgestaltigen Sorgen ihres Hauses und ihrer Familie, von den Aufgaben und Nöthen ihres Berufes o sehr in Anspruch genommen, daß wir zufrieden sein müssen, wenn hier ein Jeder seine Schuldigkeit thut. In die Theilnahme am Staate durch das öffentliche Recht hinausgerufen, bringen sie ihre häuslichen Vorstellungen, ihre Interessen und Kümmernisse mit. Das ist der Maßstab, an welchem sie die großen Anliegen des Ganzen messen. So denkt jede Interessensphäre an sich selber und keine an den Staat, der ihnen erst ein friedliches Zusammenleben ermöglichen soll.

Das Wesen der politischen Freiheit fordert, daß diese Trennung des Einzelnen von dem Staate gemildert werde, daß Zwischenglieder der öffentlichen Pflichterfüllung geschaffen werden, die dem Buchstaben des Verfassungsrechtes erst Leben verleihen. Allenthalben hat man daher die Einrichtungen der Selbstverwaltung versucht; allenthalben haben sie ihre Unzulänglichkeit bisher bekundet. Denn es sind Gesinnungen, es sind berufsmäßige Kenntnisse erforderlich, welche dem Staate von Jugend auf und für das ganze Leben geweiht sind. Die Zunahme der staatlichen Aufgaben steigert diese Anforderung an Art und Umfang.

Die unverrückbare Wahrheit, daß es eine Minderheit ist, welche die öffentlichen Anliegen besorgt, tritt uns in Deutschen Landen in einer bewährten Institution entgegen. Unsre Universitäten sind es, welche einen großen Theil ihres herkömmlichen Berufes erfüllen, indem sie dieses Staatsdienerthum mit wissenschaftlicher Gesinnung ausstatten.

Wohl fehlt es nicht an Urtheilen, welche nur die Schattenseiten des Staatsbeamtenthums bemerken. Wohl ist der übliche Radicalismus oder der Classenegoismus um Scheltworte nicht verlegen. Aber es ist dennoch wahr, ein solches Beamtenthum wurzelt so tief in den Bedürfnissen gerade des neuen Staatslebens, daß die Länder der heutigen Demokratie verlangend nach unsrem deutschen

Beamtenthum hinüberblicken. Ob wir das classische Land der Selbstverwaltung fragen, welches für die zunehmenden Gebiete seiner Staatsverwaltung in dem Patronage der jüngern Söhne und jüngern Brüder die ausreichenden Kräfte nicht zu finden vermag. Oder ob wir in die imposante Republik der Vereinigten Staaten blicken, welche nach der Ueberzeugung ihrer besten Geister in dem Beutesystem der Aemter und dem Mangel eines berufsmäßigen Beamtenthums ihren alten Krebsschaden erkennt. Oder ob wir die kleinere Republik an unsrer Südgrenze bemerken, welche mit jedem Schritte, den sie aus dem Mittelalter in die neue Zeit, aus der Zersplitterung in die Einheit macht, die Unentbehrlichkeit eines solchen Beamtenthums empfindet.

Worauf beruht aber dieses Kleinod des deutschen Staatswesens?

Es beruht auf seiner wissenschaftlichen Bildung, die es seit Jahrhunderten sucht auf den deutschen Hochschulen, die es sucht in den Lebensjahren, da der Geist empfänglich ist für die reine Wahrheit, da er noch nicht in die Fesseln geschlagen ist der alltäglichen Sorgen —

Jetzo ahnst Du noch nichts von dem Elend,
Wie Grazien lacht das Leben Dir —
Auf und waffne Dich mit der Weisheit;
Denn, Jüngling, die Blume verblüht!

Den öfteren Zweifeln des Zeitalters an seinem Berufe für die Zukunft kann es auf keine wirksamere Weise begegnen, als daß es sich selber aufmerksam prüft, worin etwa es sich zu bessern habe. Es wird auch, und zwar gerade bei uns in Preußen, nach aufrichtiger Selbstprüfung hie und da vielleicht manches entdecken, was geändert zu werden verdiente. Einseitige Formgewandtheit, welche sich jeder Aufgabe gewachsen meint; straffes Selbstgefühl, das doch wiederum recht geschmeidig zu sein versteht; Zuversicht in Verbindungen, welche die persönliche Tüchtigkeit ersetzen; Abneigung der Geschäftsroutine gegen geistige Erweiterung und ideale Gesichtspunkte — all' dergleichen ist bei uns ja nur in Ausnahmefällen zu entdecken. Aber es ist gefährlich, wenn sich der Glaube verbreitet, daß diese Ausnahmen sich vermehren statt vermindern.

Es geht ein scharfer Wind der Kritik durch unser demokratisches Zeitalter. Kein besseres Hülfsmittel gibt es, als daß man zurückkehrt zu den alten Quellen idealer Lebensauffassung und staatsmännischer Bildung; daß man den Anspruch auf geistige Ueberlegenheit durch die That rechtfertigt.

Briefe Thomas Carlyle's an Varnhagen von Ense aus den Jahren 1837—1857.

Uebersetzt und mitgetheilt
von
Dr. **Richard Preuß.**

XIV.

Chelsea, London, 19. August 1845.

Werther Herr!

Noch einmal muß ich Ihre Gutmüthigkeit auf die Probe stellen mit einem kleinen Dienste, den Sie mir erweisen können. Eine Dame aus der besten hiesigen Gesellschaft, Frau Harriet Baring, hat kürzlich im Hause eines Freundes auf dem Lande ein Illustrirtes Leben Friedrich's des Großen[1]) gesehen, das eben erst aus Deutschland dorthin gekommen war und von dem sie lebhaft wünscht, ein Exemplar zu besitzen. Es ist in einem stattlichen Octavband, die Holzschnitte sind schön, kürzlich veröffentlicht; wo, von wem oder wer es geschrieben, kann ich nicht sagen! Dies erinnert etwas an die Deutung von Nebukadnezar's Traum, ohne den Traum selbst; indessen hoffe ich, daß Ihr Scharfblick zu errathen im Stande sein wird, was gemeint ist. Offenbar ist es irgend ein Prachtbuch[2]) für den Salontisch: Leben Friedrich's mit Holzschnitten[2]) — die Holzschnitte ferner (oder vielleicht waren es gar keine Holzschnitte) waren „in der Manier von Ratsch". Macht das es Ihnen klar? Holzschnitte oder nicht, sie waren in den Text eingestreut — ein Theil einer Seite bedruckt, der andere gestochen.

Wenn Sie mit Sicherheit ausfinden können, was das für ein Buch ist, und mir ein schön gebundenes Exemplar verschaffen und durch den Berlin-Londoner Buchhändler herübersenden, werde ich Ihnen zu großem Danke verpflichtet sein.

---

[1]) Gemeint ist offenbar: Geschichte Friedrich's des Großen. Geschrieben von Franz Kugler. Gezeichnet von Adolf Menzel. Leipzig 1840.

[2]) In deutscher Sprache.

Man könnte es hier binden lassen, aber der fremde Einband wird pikanter sein. Er müßte anmuthig[1]), aber anspruchslos gemacht sein; wir wollen uns damit auf Ihren Geschmack verlassen. Auf der Außenseite des einen Deckels (natürlich nicht des hinteren) müßten die Buchstaben „H. M. B." (welche Harriet Montague Baring bedeuten) und „Addiscombe" (der Wohnsitz) zu lesen sein. — Das sind etwas sonderbare Aufträge, die ich Ihnen da zumuthe. Und doch will ich es Ihrer Güte zutrauen, daß Sie sie sogar mit Vergnügen ausrichten. Und bitte, bemerken Sie ferner: ich kann nicht zu dem Unternehmen meine Einwilligung geben, wenn Sie nicht die ganze Geldfrage durch mich mit dem hiesigen Buchhändler ordnen lassen. Das ist eine absolute Bedingung, ein sine qua non.

Eine andere Dame hat mich mit einer etwas merkwürdigen Bücherangelegenheit befaßt, um deren Besorgung ich Sie, wenn Sie schon einmal dabei sind, ebenso gut bitten kann. Nämlich ein Exemplar des in Deutschland meist gebrauchten „Bürgerlichen Kochbuchs" zu schicken! Wir möchten sehen, wovon die Deutschen leben, und vielleicht gelegentlich eigene Experimente damit machen. Jede „gnädige Frau"[1]), die ihre Pflichten kennt, wird Ihnen sagen, welches das rechte Buch ist. Es braucht nicht gebunden zu sein, es ist für den Gebrauch; die Hauptsache ist, das rechte Buch zu bekommen. Ich hoffe, Sie werden diese internationale Tendenz und neue Virtuosität auf Seiten hochgestellter Personen hier so weit billigen, um in dieser Sache angemessene Hülfe zu leihen! „Absolute Bedingung" oder „sine qua non" wie im ersten Falle.

Ich schickte auf privatem Wege vor etwa zwei Monaten ein paar Exemplare von Schiller's Leben mit dem Autograph, das Sie mir freundlichst geliehen hatten. Mein Bote berichtete, daß Sie ins Bad gegangen wären, wo Sie vermuthlich noch sind. Hoffentlich wohl?

Im November werden Sie Cromwell's Briefe erhalten, die Sie, hoffe ich, im Stande sein werden zu lesen. Ich habe eine wahrhaft fürchterliche Arbeit mit diesem Buche gehabt, das mir unter den Händen zu einer früher unerwarteten Größe angeschwollen ist, und das mich hier noch zurückhält, jetzt da alle Welt London verlassen hat.

Empfangen Sie viele Grüße und freundschaftliche Wünsche von

Ihrem stets aufrichtig ergebenen
T. Carlyle.

XV.

Chelsea, 22. October 1845.

Werther Herr!

Sie haben sich wiederum, wie bei allen Gelegenheiten, großen Dank bei mir verdient. Die deutschen Bücher, die alle richtig dem Gesuch entsprachen, wurden mir vor drei Wochen, als ich in Schottland auf einem Besuch in meinem Heimathort war, als glücklich eingetroffen angekündigt. Sie wurden sogleich den schönen Händen übersandt, denen sie jetzt gehören, und gebührender Dank, der eigentlich Ihnen zukam, wurde mir umgehend abgestattet. Der Friedrich

[1]) In deutscher Sprache.

der Große, finde ich, war vollkommen richtig; ebenso, will ich hoffen, der Geist der Kochkunst![1]) In der That haben Sie mich durch Ihre Gefälligkeit in dieser Angelegenheit zu großem Danke verpflichtet, und wenn jetzt der Buchhändler die Rechnung schicken wird, wird diese wichtige kleine Angelegenheit, die wichtiger war als manche größere, schön und freundschaftlich erledigt sein.

Wenige Tage, nachdem mein letzter Brief abgegangen war, erhielt ich von Lewis Ihr Buch über Hans von Held. Lewis war unwohl gewesen; hatte immer gehofft, das Buch selbst bringen zu können, und sich vorher nie entschließen mögen, es zu schicken. Auch für dies Buch lassen Sie mich Ihnen von Herzen danken. Es gleicht einem Stahlstiche; — hat mir lebhaft das Bild eines Mannes und seiner Umgebung eingeprägt; und in seinen harten Umrissen, die die Strenge der Geschichte und Authenticität gezeichnet hat, findet man genug Spuren von innerer Harmonie und von Rhythmus. Wie es heißt, daß man in den Tirynthischen Mauern, die aus hartem Stein gebaut sind, die architektonischen Tendenzen erkennen kann, die, aus anderem Stoff, ein Parthenon und eine Ilias erbauten! — Mir gab dieses Leben Held's viel zu denken: neue Wißbegierde wurde erweckt in Bezug auf preußisches Leben; neue Ahnung, daß seine Seele bis jetzt noch ganz stumm da liegt für uns Engländer, vielleicht für die Preußen selbst! Sie fangen an, mir als ein großes Volk zu erscheinen: eine Art von Deutsch-Engländern nenne ich sie manchmal; große stumme Titanen — wie die anderen Mecklenburger, die vor so langen Zeiten nach dieser Seite des Canals gekommen sind.

In meiner schottischen Zurückgezogenheit habe ich Preuß' beide Bücher über Friedrich[2]) gelesen, die Sie mir vor langer Zeit geschickt haben. Die lebhafteste Begierde ist in mir erwacht, mehr und immer mehr von diesem Könige zu erfahren. Wenn es in diesen Zeiten einen Helden für ein Epos gibt — und weshalb sollte es in diesen Zeiten nicht ebenso gut einen geben wie in anderen — dann ist er es sicherlich! Aber er bleibt mir noch sehr dunkel; und Preuß, so kenntnißreich und anscheinend authentisch er ist, ist nicht gerade mein Mann für alle Dinge. Fürwahr, ich würde gern viel mehr von diesem Könige wissen; und wenn Sie aus Ihrer eigenen Kenntniß oder mit Herrn Preuß' Hülfe mir irgend einmal ein paar Titel von verständigen Büchern über den Gegenstand schicken könnten, würde es nicht verlorene Mühe bei mir sein.

Um die Mitte des nächsten Monats soll der Cromwell, der noch auf ein Porträt und auf die Rückkehr der Londoner vom Lande wartet, in die Erscheinung treten, und Ihr Exemplar wird mit frühester Gelegenheit befördert werden. Sie werden natürlich versuchen, es zu lesen, und wenn Sie durch die Rinde hindurchdringen können, werden Sie manches finden, was Sie interessiren wird. Glück und Segen[3]) immerfort!

Ihr aufrichtig ergebener
T. Carlyle.

---

[1]) Diese Worte deutsch. Gemeint ist: Jos. Koenig, Geist der Kochkunst. Ueberarbeitet und herausgegeben von C. F. v. Rumohr. Zweite Auflage. Stuttgart 1832.

[2]) „Friedrich der Große". Eine Lebensgeschichte. Band I—IV. Berlin 1832—1834, und „Friedrich der Große als Schriftsteller". Berlin 1838.

[3]) Diese Worte deutsch.

XVI.

Chelsea, 13. November 1845.

Werther Herr!

Empfangen Sie wiederum vielen Dank für Ihren freundlichen Brief, für Ihre freundliche Pünktlichkeit in Uebersendung der Rechnung, welche unser kleines Bücher-Unternehmen abschließt und Ihre Gefälligkeit gegen mich hinsichtlich seiner vervollständigt. Hier ist die Quittung des Buchhändlers Nutt über den Betrag; und so schließen wir mit dem schottischen Wunsch bei frohen Veranlassungen: „Möge niemals Schlimmeres zwischen uns vorgehen!"

Ihr Auftrag wegen der Schiller-Porträts war sehr leicht auszuführen: ich habe den Buchhändler beauftragt, Ihnen sechs Exemplare zu senden, damit Sie noch zwei übrig haben, da über vier schon verfügt war; sie sind in ein Exemplar des kleinen Buches selbst gelegt und sollen London in vier Tagen, am nächsten Dienstag, mit Nutt's Packet verlassen. Ich hoffe, sie werden richtig ankommen und Ihren Freunden und Ihnen ein flüchtiges Vergnügen bereiten. Ich bin nicht in der Lage gewesen, sie selbst zu sehen; aber Chapman, der Buchhändler, ist ein ordentlicher Mann. Anfangs December wird er Ihnen ein Exemplar des Cromwell auf demselben Wege senden: ein ziemlich stümperhafter Stecher ist mit einem Porträt des alten Puritanerhelden beschäftigt, — das er, ich fürchte sehr, verderben wird. Unsere Künstler sind größtentheils eigentlich Handwerker, und zeichnen sich, wenn überhaupt, nur auf diesem letzteren Gebiet aus.

Wir haben Preuß' dickes Buch hier in unserer Bibliothek, wenn auch augenblicklich nicht ganz zugänglich: ich will es nebst andern gelegentlich zu Rathe ziehen. Archenholz[1]) ist mir ein alter Freund; das erste Buch, das ich je in deutscher Sprache gelesen, nun vor vielen Jahren! — Würden Sie mir, beiläufig, bei guter Gelegenheit ein vollständiges Verzeichniß aller Ihrer Schriften senden. Wir haben die meisten hier in unserer London-Bibliothek, eine Lieblingslectüre für intelligente Männer und Frauen aller Art: aber ich glaube schwerlich, daß alle hier sind, und wir sollten sie alle haben. Bitte, vergessen Sie dies nicht. — Ich habe kürzlich Bülow-Cummerow über Preußen[2]) gelesen: ein etwas gemeinplätzlicher, weitschweifiger, wässeriger Mann: aus dem ich jedoch manchen Schimmer von preußischem Leben auflese, der mir sehr seltsam ist. Fast die Kehrseite des unsern; voller Kampf, voller Energie und Widerstand, so gleich und so ungleich!

Unsere Wanderungen hier sind noch nicht beendet. Uebermorgen gehen wir nach der Küste in Hampshire, um eine bis zwei Wochen winterlichen Sonnenscheins zu genießen und liebe Freunde zu sehen, in einem Klima, das dem Londoner in dieser Jahreszeit bei Weitem vorzuziehen ist. Eine unserer liebenswürdigen Wirthinnen ist die Dame, für die das illustrirte Friedrich-Buch, das Sie

---

[1]) Geschichte des siebenjährigen Krieges, von J. W. v. Archenholz. Zuerst im „Berliner historischen Taschenbuch" von 1789 erschienen.

[2]) Preußen, seine Verfassung, seine Verwaltung, sein Verhältniß zu Deutschland, von Ernst Gottfried Georg von Bülow-Cummerow. Das Buch war 1842 erschienen, als erste Gabe der durch die Cabinetsordre vom 4. October 1842 für Bücher über zwanzig Bogen gewährten Censurfreiheit.

uns gesendet, bestimmt war. — Ich hätte Ihnen längst erzählen sollen, daß meine Frau mit Miß Wynn[1]) Freundschaft geschlossen hat, von der wir in Zukunft mehr zu sehen hoffen.

Und nun leben Sie wohl für heute. Ich wünsche Ihnen Kraft und Glück; muthigen Widerstand gegen den Winter und alle andern Feinde und Hindernisse, deren der Mensch immer genug findet! Mit aufrichtiger Hochachtung Ihr stets ergebener T. Carlyle.

XVII.

Chelsea, London, 16. December 1846.

Werther Herr!

Gestern verließ, eingebettet, wie ich vermuthe, in eine weiche Masse englischer Literatur, ein kleines Kästchen mit Ihrer Adresse Mr. Nutt's Laden; das Sie hoffentlich wohlbehalten erreichen wird, in rechter Zeit zu einer Neujahrs-Erinnerung an mich. Es ist ein Modell vom Grabmal Shakespeare's, angefertigt von einem sinnreichen kleinen Künstler hier, das Sie und manche Ihrer Freunde vielleicht für einen Augenblick interessiren mag. Ich halte die Aehnlichkeit in jeder Hinsicht für nahezu vollkommen, — was in der That das einzige Verdienst solch eines Dinges ist; — ein vollkommenes Abbild des alten Grabmals, wie es in der Kirche zu Stratford seit nun zwei Jahrhunderten und länger steht; — nur hinsichtlich jenes Theiles der Inschrift: „Liebe Freunde, um Jesu willen" u. s. w., jener Zeilen, die auf dem Modell direct unter der Figur Shakespeare's ihren Platz gefunden haben, müssen Sie wissen, daß sie beim Original auf dem Boden der Kirche liegen, etwa drei Fuß vor der Figur, thatsächlich den Staub des Dichters bedeckend, während die Figur selbst zu Häupten des Grabes an der Wand steht. — Und nun genug davon, und möge das arme kleine Packet glücklich ankommen und mich Ihnen freundlich ins Gedächtniß rufen! —

Ich bin jetzt lange schweigsam gewesen und habe nur von dritten Seiten von Ihnen gehört; um so mehr Schade für mich. In der That ist es mir nicht gut ergangen; auch bin ich in Schottland, in Irland herumgereist, viel herumgeworfen von mancherlei Wirrnissen äußerlich und innerlich, und bin überhaupt aller Welt gegenüber schweigsam gewesen, bis daß hellere Tage kommen würden. Ich habe noch keine bestimmte Arbeit: nichts in dem dunklen Chaos, das zu erobern und zu thun schön scheinen könnte; — kein Werk, dran zu schreiben: und was das Lesen angeht, ach, das ist eine höchst traurige Beschäftigung

[1]) Charlotte Williams-Wynn, älteste Tochter des Parlamentariers Charles Watkin Williams Wynn, des Freundes Heber's und Southey's. Mit Varnhagen, den sie 1836 auf einer Rheinreise in Gesellschaft ihres Vaters kennen gelernt hatte, verband sie bis zu seinem Tode eine innige Freundschaft, von der ein überaus lebhafter Briefwechsel und alljährliche Begegnungen, zumeist in Wiesbaden, Zeugniß ablegen. Mit der deutschen Philosophie und Literatur intim vertraut, lebte sie bis zu ihrem 1869 erfolgten Tode ganz ihren literarischen Neigungen. Eine bald nach ihrem Tode herausgegebene Sammlung ihrer Briefe, zunächst nur für den Freundeskreis bestimmt, wurde später weiteren Kreisen zugänglich gemacht. (Memorials of Charlotte Williams-Wynn. Edited by her sister. With a portrait. London 1877.)

für mich geworden, und wird es immer mehr; und oft genug habe ich das Gefühl, wie wenn Chalif Omar vor langer Zeit schließlich doch nicht so ganz Unrecht gehabt habe; wie wenn es schlimmere Thaten geben könne, als ganze Continente rhetorischen, logischen, historischen, philosophischen Geschwätzes und unwahren veralteten Schuttes zu verbrennen, einem aus dem Wege; und nur irgend eine lebendige Gottesbotschaft, einen wirklichen Koran, d. h. ein „Ding, das des Lesens werth ist", an ihrer Stelle zu lassen! Dies sind meine Heterodoxien, meine Paradoxen, deren Grenzen jedoch ich auch zu erkennen strebe. Aber ganz wirklich erwarte ich aus der Region des Schweigens her irgend ein Heil für mich und Andere; nicht aus der Region des Sprechens, geschriebenen oder mündlichen Geschwätzes, es sei denn, daß dies letztere sich bald sehr ändere! Heuchelei erfüllt die ganze Welt, — vom Nadir zum Zenith, — Gott erlöse uns!

Preuß' Friedrich ist noch nicht hierher gelangt, außer auf Privatwege; doch will ich mich gelegentlich bemühen, ihn zu Gesicht zu bekommen. Ich habe die alten Œuvres de Frédéric hier mir zur Seite; aber ohne Chronologie und fortlaufenden Commentar sind sie gänzlich unlesbar. — Zinzendorf[1]) habe ich längst erhalten und gelesen: Dank!

Ihr stets aufrichtig ergebener
T. Carlyle.

XVIII.

Chelsea, London, 3. März 1847.

Werther Herr!

Vor etwa zehn Tagen wurde mir Ihr neuer Band der Denkwürdigkeiten[2]) wohlbehalten eingehändigt; ich glaube, er muß sich zwischen den Eismassen der Elbe verzögert haben, denn das Briefchen, das ihn begleitete, hatte ein beträchtlich früheres Datum. Dank für diese neue Freundlichkeit: eine werthgeschätzte Gabe, zu sehr vielen andern hinzuzurechnen, die ich Ihnen jetzt schulde. — Etwas früher war Ihre Ankündigung eingetroffen, daß das kleine Grabmal Shakespeare's seinen Weg durch die Hindernisse gefunden habe und daß Sie es, was mir sehr willkommen war, Herrn Tieck zu zeigen beabsichtigen. Sicherlich ist kein Mann in der ganzen Welt, der mehr verdient es zu sehen! Wollen Sie ihm sagen, wenn er meinen Namen überhaupt kennt, daß ich ihm meine freundschaftlichen Empfehlungen und Grüße sende; daß er während der letzten zwanzig Jahre und länger immer in meiner Vorstellung als ein wahrhaft edler „Singebaum" geblüht hat in jenem deutschen Lande des Phantasus und der Poesie; daß ich und viele Andere hier ihm noch mit der freundschaftlichsten Ergebenheit lauschen, mit wahrer Liebe und Ehrerbietung, und ihm ein langes Leben wünschen als einem uns sehr werthen Veteranen. Ihr König hat nichts gethan, was ihm bei den Gebildeten unseres Landes mehr Beifall erworben hat, als die Zurückberufung Tieck's, in der Weise wie sie geschah, in ein Land, wo er in der That einzig war und das guten Grund hatte, stolz auf ihn zu sein.

---

[1]) Varnhagen von Ense, Leben des Grafen von Zinzendorf, im fünften Bande der „Biographischen Denkmale". 1830.

[2]) Dies Wort deutsch.

Ich habe den neuen Band der Denkwürdigkeiten gelesen und sehe mich in Wahrheit genöthigt, Ihnen nicht nur in meiner privaten Eigenschaft, sondern auch als ein Sprecher für das Publicum überhaupt zu danken. Wenn das Publicum wie ich über solche Sachen dächte, — d. h. wenn das Publicum nicht mehr oder weniger ein Dummkopf wäre, — würde es sich selbst sagen: „Dies ist dasjenige, was jetzt vor allem Andern gut für mich ist! Dies: mir von merkwürdigen Thaten und Ereignissen zu berichten, in mehr und mehr gedrängter, kunst- und lichtvoller Form, die mir mehr und mehr das eigentliche Wesen besagter Thaten und Ereignisse entfaltet, — das ist Literatur, Kunst, Poesie oder wie man es nennen will; das ist die eigentliche Aufgabe, die der Schriftsteller heute für mich zu lösen hat." Wahrlich, wenn ich über Sie zu gebieten hätte, würde ich sagen: „Memoiren und immer neue Memoiren!" Es gibt keine Bücher, die mir einen so lebhaften Eindruck von neueren Ereignissen geben wie diese von Ihnen. Zugleich erhalte ich durch sie einen Einblick gleichsam ins innerste Herz Preußens; was mir gleichfalls höchst werthvoll ist. Ich kann Sie nur bitten auszuharren, uns zu geben, was möglich ist; und muß mit Bedauern erwägen, daß eines Mannes Fähigkeiten in solcher Hinsicht begrenzt und nicht unbegrenzt sind. — In der vergangenen Woche habe ich auch mit dem lebhaftesten Interesse Ihr Buch über Blücher gelesen, das ich früher nicht genügend studiert hatte. Ein vorzügliches Buch; ein vorzüglicher rauher alter preußischer Bullenbeißer, mit dem wir da bekannt gemacht werden! Ich glaube den alten Blücher von Angesicht zu Angesicht zu sehen; seinen hohen und unersetzlichen Werth in jener großen, ungleichartig zusammengesetzten Verbindung zu erkennen, — die auch für ihn unersetzlich war; denn in einem gewöhnlichen Element, das sieht man, hätte er sich sehr leicht verbrauchen können, wie Hunderte gleich ihm gethan haben, zu verhältnißmäßig kleinem Zwecke; aber jene ungeheure träge Masse war immer da, um zurückzufallen, um angefeuert und immer von Neuem angefeuert zu werden, bis auch sie sich mit ihm entzünden und in Flammen ausschlagen mußte. — „Kerle, Ihr sehet aus wie Schweine!"[1]) und dann jene Scenen wie die zu Katzstadt, „Napoleon dicht hinter mir, sagt Ihr?" oder zum enthusiastischen Publicum in den Straßen von Halberstadt „So mögt Ihr denn alle — —!"[1]) — Ich habe über solche Naivetäten laut gelacht, so oft sie mir seitdem in den Sinn gekommen sind. Dank und immer wieder Dank, daß Sie uns solche Bilder gemalt, als einen wirklichen Besitz für alle Menschen.

Wahrscheinlich sind Sie davon unterrichtet, daß eine Art Uebersetzung Ihrer Werke zu unserm Gebrauch augenblicklich im Werke ist? Ein gewisser Murray, einer unserer ersten Buchhändler, hat sich entschlossen, zwei Bände aus ihnen zusammenzustellen, für eine Serie von Büchern (Home and Colonial Library oder irgend so ein Titel), mit der er in diesen Jahren herauskommt: der Uebersetzer ist von der Austin'schen Firma, die Ihnen zum Theil bekannt ist; — respectabel, er und sein Unternehmen, und einstweilen willkommen zu heißen; aber doch kann ich nur herzlich wünschen, er und seine Gesellschaft hätte die Sache sein lassen, denn gerade dieser Tage hatte ich privatim einen andern jungen

[1]) Diese Worte deutsch.

Mann von sehr trefflicher Begabung zu demselben Wagniß veranlaßt, und auch einen Buchhändler dafür gefunden — als diese Ankündigung der Murray's und Austin's uns plötzlich einhalten ließ. Inzwischen braucht man die Sache, wie gesagt, nicht zu bedauern, muß sie an ihrem Ort und zu ihrer Zeit willkommen heißen; sie wird inzwischen Gutes wirken und uns allmälig für Besseres vorbereiten.

In meinen eigenen Angelegenheiten kann ich bisher von keiner Aenderung berichten. Ich bleibe in begnügter Muße; werde mich zweifellos allmälig wieder zur Arbeit gedrungen fühlen, aber warte unbeschreiblich ruhig[1]) (wie Attila Schmelzle[2]) sagt) auf diese fragwürdige Berufung! Ich bin sehr ernst in meiner sich immer mehr vertiefenden Ehrfurcht vor den Mächten des „Schweigens", die unser Dasein erfüllen, ganz unbeachtet in unserer armen Zeit; und sehe meinerseits Bücherschreiben in solch einer Zeit nur an als ein Pis-aller. Mit dem man nichtsdestoweniger fortfahren muß! Adieu, werther Herr; erquicken Sie mich bald durch einen neuen Brief.

Ihr stets aufrichtig ergebener
T. Carlyle.

XIX.

Chelsea, London, 5. November 1847.

Werther Herr!

Es ist lange her, seitdem ich von Ihnen gehört habe, lange her, daß ich Ihnen geschrieben — wirklich noch länger; so daß ich, wie sehr ich es bedauern mag, keinen Grund zur Klage habe: es ist meine eigene Schuld! Ihr letzter Brief fand mich in Yorkshire, auf einer Wanderung über Land, die ich lange ausdehnte, im klarsten Herbstwetter; ich bekam das Schillerbuch[3]) in thatsächlichen Besitz erst bei meiner Heimkehr vor kurzer Zeit, und fand da, daß noch ein zweiter Band eingetroffen war. Haben Sie vielen herzlichen Dank für solch eine Gabe. Ihres eigenen Werthes und des Gebers wegen ist sie mir überaus willkommen. Ich beendete den zweiten Band gestern Abend; mein interessantestes Buch seit vielen Monaten: in großer Eile sende ich Ihnen sogleich ein Wort eiliger Erkenntlichkeit; — in großer Spannung auf die Fortsetzung. Das Buch nennt den Herausgeber nicht; haben nicht vielleicht Sie selbst etwas damit zu thun? Wer immer der Herausgeber sein mag, die ganze Welt ist ihm zu Dank verpflichtet. Niemals bevor sah man Schiller; den authentischen einfachen Prosa-Schiller, aus dem der Held Schiller, wie er in der Dichtung und auf der öffentlichen Bühne erscheint, sich erst herauszubilden und zu entwickeln hatte! Und wirklich sind, wie Sie sagen, beide ein und derselbe. Denn die Wahrhaftigkeit und

[1]) Diese Worte deutsch.

[2]) Des Feldpredigers Schmelzle Reise nach Flätz mit fortgehenden Noten; nebst der Beichte des Teufels bei einem Staatsmanne. Von Jean Paul. 1809. Das Büchlein scheint im Carlyle'schen Hause besonders beliebt gewesen zu sein, denn auch seine Gattin spielt einmal darauf an. Ueber das Datum eines Briefes aus Liverpool vom 23. Juli 1845 schreibt sie: „First day in Flätz" (s. Letters and Memorials of Jane Welsh Carlyle. Vol. I, p. 310).

[3]) „Schiller's Briefwechsel mit Körner", dessen erste Ausgabe damals eben erschienen war.

wirkliche unbewußte Männlichkeit dieses armen hungrigen Schiller der Prosa, der seinen Kampf mit der Wirrniß der Welt kämpft, ist überall bewundernswerth. Kein Scheinwesen in ihm, keine schwächliche Sentimentalität; er hat das rauhe Factum in seiner ganzen Unverträglichkeit erkannt; blickt mit raschem, scharfem Auge um sich nach seinen verschiedenen finanziellen Milchkühen, „diese wird mir so viel geben, jene so viel, und ich werde durchkommen, trotz allem!" — und klimmt all die Zeit empor zu dem Ideal, wie von den Göttern getrieben. Ueberall fand ich das Bild wieder, das Sie mir schickten, mit seinen starken Kinnbacken, weiten Lippen, schnellen scharfen Augen — ganz wie im Vordringen und im Sprunge, „Vorwärts! Vorwärts!" — Armer Schiller, es liegt etwas, das man außerordentlich liebt, in diesem seinem zerlumpten nachlässigen Aussehen; wahr bis ins Herz hinein: ein wahrhafter Bruder und Mann! Auch Körner wird, wie ich allgemein höre, als ein Tüchtiger[1]) anerkannt; voll Verstand, voll freundschaftlicher Aufrichtigkeit und Treue: es ist selten, daß man solch einen Briefwechsel zwischen zwei modernen Menschen liest. Euch Allen Dank, daß Ihr ihn uns gegeben; Ihnen Dank im Besonderen, daß Sie ihn mir sogleich zugeschickt.

Ich möchte Ihnen gern etwas Neues von mir melden; aber ach, das ist ein sehr großes Capitel, auf das ich heute nicht eingehen kann! Ich habe kein Werk unter den Händen, das benannt werden kann; ich fühle nur, daß die ganze Welt von England, von Europa sich täglich mehr mit neuen Meinungen erfüllt, und wohl geziemte es allen Leuten von Intelligenz zu versuchen, ob sie sie lesen und aussprechen können! Im Uebrigen bin ich einsam; halte mich mit Sorgfalt und Fleiß einsam: die Welt hier, besonders die Welt der sogenannten „Literatur", ist nicht meine Welt. In der That beginne ich das Ding, das sie „Literatur" nennen, gar sehr zu verachten, — und die handelnden Zeitalter zu beneiden, die keine hatten. Ein weites Meer von Worten: welches Heil liegt darin? Ranke's Fehlschlag[2]) überrascht mich nicht: wenn ich ein Preuße oder nur Deutscher wäre, würde ich mich entschieden an Friedrich machen. Adieu, werther Herr: Seien Sie freundlich und schreiben Sie bald wieder.

Ihr stets aufrichtig ergebener
T. Carlyle.

XX.

Chelsea, 29. December 1848.

Werther Herr!

Es ist eine lange trübe Zeit, seitdem ich Ihnen geschrieben habe oder erwarten konnte, irgend ein Wort direct von Ihnen zu hören; denn in der That war ich und bin ich noch in einer ganz unaussprechlichen Verfassung, die mich an Niemanden schreiben läßt und im höchsten Grade abgeneigt macht zu schreiben oder mich irgendwie zu äußern! Sie zweifeln nicht daran, daß viele freundliche

---

[1]) Dies Wort deutsch.

[2]) Gemeint sind die 1847 erschienenen „Neun Bücher preußischer Geschichte", die bekanntlich zur Zeit ihres Erscheinens eine vielfach ungünstige Beurtheilung erfuhren. Vergl. Varnhagen's abfälliges Urtheil darüber in „Briefe Varnhagen's an eine Freundin" (Hamburg 1860), S. 70 f.

Gedanken und Erinnerungen während dieser ganzen Zeit über die See zu Ihnen gegangen sind; auch brauchen wir nicht augenfälligen Beweis eines Gleichen Ihrerseits; ja, von Miß Wynn und anderweit haben wir ziemlich genau erfahren, wie es Ihnen geht, und haben überhaupt Ihr Bild hell und lebendig in unserm Kreise hier erhalten. Verzeihen Sie mein Schweigen — Schweigen ist nicht durchaus gut, wenn befreundete Herzen da sind, um zu hören und zu antworten! Das Herannahen des neuen Jahres mahnt mich, daß ich meine bleiernen Lippen öffnen und noch einmal sprechen sollte, — wäre es nur wie Odhin's Prophetin, aus dem Schoße des Grabes! In der Sprache der Jahreszeit wünsche ich Ihnen ein recht tapferes neues Jahr, und so viele davon, als Ihr Herz noch siegreich ertragen kann in solch einer Welt. Muth! En avant! Auch ich werde mich eines Tages noch aufraffen und wieder mit Ihnen zusammen marschieren, daran zweifle ich nicht.

Vor einigen Wochen kam Ihre kleine Flugschrift über die Frage der deutschen Einheit (Schlichte Reden) mir zu, ein willkommenes kleines Wort, das ich mit völliger Zustimmung gelesen habe. Dies war Ihre Sendung hierher; und nun sandte ich neulich für Sie ein kleines altes Buch von mir ab, das sie hier wieder aufgelegt haben; — ein Buch ohne Bedeutung, das Sie wahrscheinlich schon erhalten haben: möge es Ihnen ein kleines Memento von mir sein, wenn Sie es ansehen. Ob ich jemals noch ein Buch in dieser Welt schreiben werde, ist mir in der letzten Zeit oft ungewiß erschienen; doch, glaube ich, werde ich es binnen Kurzem wiederum versuchen müssen, oder es müßte mir schlimm ergehen!

Welch ein Jahr haben wir seit letztem Februar gehabt! Das allgemeine Niederbrechen alter verrotteter Throne und Hervorbrechen von Straßenbarrikaden; rasender Sansculottismus, der überall sich erhebt und wie ein Weltenbasilisk in das nichtige Wau-Wau starrt, das ihm ein Gott zu sein vorgab, „Was bist du, du verfluchtes verächtliches Wau-Wau?" — Es ist für mich das niedrigste, scandalöseste und betrübendste Schauspiel, das die Welt zu meiner Zeit jemals dargeboten; und wenn nicht in dem dunklen Schoße dieser „entsetzlichen Wüstenei" ein Strahl ewigen Lichts für mich erkennbar wäre, so würde ich (wie der arme Niebuhr) denken, das Weltall ginge aus den Fugen, und für mein eigen Theil beten: „Verbirg es vor mir!" Aber daneben erkenne ich wohl, und Niemand aufrichtiger als ich, daß es ein heiliges Phänomen ist, eine Erfüllung ewiger Prophezeiungen, der Beginn einer Neugeburt der Welt. Ein allgemeiner „Bankerott der Betrügerei" (so definiere ich es); Betrügerei, längst von den Weisen für das erkannt, was sie war, ist nun den Thoren auf dem Markte erkennbar geworden, und gesteht offen ein, daß es ein ganz schmählicher Bankerott ist, und verlangt nur Zeit, ihre Lumpen zusammenzuraffen und ungehängt davonzugehen. Wie sollte ich darüber klagen? Häßlich, abscheulich, wie das Schauspiel ist, kann ich mich innerlich nur darüber freuen. Und doch, welch eine Zukunft liegt vor uns, für Jahrhunderte, wenn wir Gedanken in uns hätten, die nur sehr wenige haben[1]).

---

[1]) Aehnlich, zum Theil in denselben Ausdrücken wie hier, äußert sich Carlyle über die Ereignisse des Jahres 1848 in dem ersten, „The Present Time" betitelten Aufsatze der „Latter-day Pamphlets" (1850).

Das Gefühl unter verständigen Leuten hier ist, daß Deutschland trotz aller Ausbrüche des Unsinns, die wir gesehen haben, sicherlich wieder zu einem gewissen Gleichgewichte gelangen und, als ein tapferes Land, weiter marschieren wird — nicht dem Chaos entgegen, wie gewisse Andere zu thun scheinen! Wir können verstehen, daß es die ganze schmutzige, trübe und aufrührerische Tollheit ist, die zuerst nach oben kommt: aber Deutschland täuscht uns alle, wenn es nicht reichlich schweigende heroische Kraft im Herzen hat, und in der That scheint mir an Deutschland und England jetzt die Aufgabe gefallen zu sein: und eine furchtbare Aufgabe ist es, — unlösbar für den südlichen Geist, wie wir sehen. Gott helfe uns allen! — Ich bin stets

Ihr ergebener Freund
T. Carlyle.

Goethe und Frau von Stein: doch das verdient ein Capitel für sich! Ich lese Ihr Exemplar. Mit freudigem Staunen, das sich noch nicht zu klarer Würdigung gesammelt hat[1]).

Memorandum[2]).

Meine Frau ist seit mehr als einem Jahre mit Ihren auf Papier vollbrachten Werken durch die Schere bekannt; eine Beschäftigung, die die weiblichen Finger mit Verzweiflung, das weibliche Herz aber mit dem Verlangen erfüllt, für sich einige Proben zu besitzen. Könnten Sie freundlichst einmal nach Tisch hieran denken?

T. C.

XXI.

Chelsea, 24. December 1850.

Werther Herr!

Zur winterlichen Sonnenwende, da die Weihnachtsglocken eben anheben wollen und man sich an alte Freunde erinnert, schreibe ich Ihnen wieder einmal. Seit vielen Monaten bin ich zu kränklich und muthlos gewesen, um an irgend Jemanden zu schreiben; wirklich lastet seit einiger Zeit die Bürde des Lebens so schwer auf mir, und die Dinge in dieser seltsamen Epoche sind so verworren geworden, um mich und in mir, daß ich es fast wie eine Nothwendigkeit empfinde, still zu bleiben und das Unentwirrbare zu betrachten, ohne zu versuchen, es nur zu benennen. Doch hoffe ich zuversichtlich, den Gebrauch der Sprache und mit ihm viel menschliche Freude wieder zu erlangen, deren ich gegenwärtig gar sehr verlustig gegangen bin: — inzwischen kann ich sagen: alte Freunde sind mir nur um so theurer und heiliger, da ich auf sie blicken muß, als wäre ich schon im Hades, — als hätten sie und ich nur noch in der Ewigkeit Theil an einander und als wäre unsere Sprache gegenwärtig die der Götter, eine stumme, symbolische! Vielleicht verstehen Sie alles dies, aus Ihrer eigenen Erfahrung heraus; jedenfalls weiß ich, daß Sie mir verzeihen und freundlich darauf blicken werden, wie Sie auf Alles blicken.

---

[1]) In derselben Zeit schrieb Carlyle an die öfters in diesen Briefen erwähnte Charlotte Williams Wynn gleichfalls mit Bezug auf „Goethe's Briefe an Frau von Stein", herausgegeben von Ad. Schöll. 1848—1851: „Ich habe noch wenig gelesen — Goethe ist ganz Wertherisch — und die Frau von Stein, eine vollendete Coquette, scheint ein erbauliches Leben geführt zu haben — was sagte der arme Herr von Stein dazu?"

[2]) Auf einem besonderen Zettel.

Wir hören regelmäßig von Ihnen durch Miß Wynn und sonst; wir hatten vor einiger Zeit Besuch aus Berlin und sahen direct in Augen, die kürzlich auf Sie geblickt hatten. Viele freundliche und erfreuliche Sendungen, und keine, die nicht freundlich und erfreulich war, haben wir von Herrn Varnhagen erhalten; nehmen Sie für Alles unsere Dankbarkeit, wenn wir nichts Besseres haben! — Neulich Abend war Miß Wynn bei uns; und wir hofften sie zu morgen wieder überredet zu haben; doch sie beschließt, diesen Weihnachtstag, den ersten nach ihres Vaters Tode, in Einsamkeit und Schweigen zu verbringen. Und auch wir erachten das für gut. — Sie werden erfreut sein zu hören, daß seit diesem endgültigen Abschluß ihrer vielen Mühen und Sorgen ihre Gesundheit sich entschieden zu bessern beginnt, und ihre Freunde mit Bestimmtheit auf bessere Tage für diese vortreffliche und liebenswürdige Person hoffen. Von Milnes[1]), Bölte[2]) u. s. w. sage ich nichts; denn ich nehme an, daß Sie viel öfter als ich zu dieser Jahreszeit von ihnen hören.

Doch lassen Sie mich meinen speciellen Auftrag darlegen, ehe das Papier zu Ende geht. Ich muß Sie bei dieser Gelegenheit um eine Gefälligkeit bitten; und ich weiß, daß Sie darin für mich thun werden, was Sie können, — meine einzige Befürchtung ist, daß Sie sich bemühen werden, mehr zu thun. Nehmen Sie sich vor diesem Extrem in Acht und hören Sie in Kurzem, was es ist. Ein gewisser Herr Neuberg[3]), der lange in England gelebt und jetzt Deutschland wieder besucht hat (ein Württemberger, glaube ich), wohnt diesen Winter in Bonn und plant, glaube ich, eine baldige Reise nach Berlin. Er ist ein Mann von anspruchslosem, aber wahrhaft ausgezeichnetem Charakter; ein sehr frommer, klarer, entschiedener, bescheidener und ernster Mann, mit vortrefflichen Einsichten und Fähigkeiten, wohl bekannt mit unserer Literatur sowohl wie der Ihrigen, und kennt in der That England und englische Angelegenheiten wahrscheinlich besser als irgend ein Fremder, dem Sie begegnet sind. Dieser Neuberg, der zwanzig Jahre in diesem Lande Kaufmann war und dann, als er sich im Besitz

---

[1]) Monkton Milnes, nachmals (seit 1863) Lord Houghton.

[2]) Die jüngst (November 1891) verstorbene Schriftstellerin Amely Bölte, die während ihres Aufenthalts in England viel im Carlyle'schen Hause verkehrte. Durch Carlyle angeregt, für Varnhagen Autographen zu sammeln, trat sie seit 1844 zu diesem in lebhafte Correspondenz. Nach seinem Tode hat sie seine Briefe an sie anonym herausgegeben, als „Varnhagen's Briefe an eine Freundin". Leipzig 1860. Carlyle widmet ihr in einer Anmerkung zu den „Letters and Memorials of Jane Welsh Carlyle" eine nicht gerade schmeichelhafte Charakteristik: „Das war eine geschäftige, betriebsame, kleine, deutsche Gouvernante, die es fertig brachte, hier in wenigen Jahren ein Sümmchen Geld zu sammeln und sich dann damit nach Dresden zurückzog, um sich ganz der „Literatur" zu widmen." — Milder war das Urtheil seiner Gattin, die am 13. August 1843 an ihn schrieb: „Abends hatte ich Fräulein Bölte bis nach Zehn bei mir . . . sie ist wirklich ein tüchtiges, männliches, kleines Geschöpf mit einem guten Theil gesunden Menschenverstandes und nicht ohne viel deutschen Enthusiasmus, so schlafmützig (humdrum) sie aussieht." (S. Letters and Memorials of Jane Welsh Carlyle . . . edited by J. A. Froude. Vol. I, p. 234 f.)

[3]) Joseph Neuberg, geb. 1806 zu Würzburg (also kein Württemberger!), gest. 1867, Freund Carlyle's, aus dessen Werken er „Beiträge zum Evangelium der Arbeit" zusammenstellte; auch übersetzte er „Ueber Helden und Heldenverehrung" und die vier ersten Bände der „Geschichte Friedrich's II.". Näheres über ihn „Deutsche Rundschau", 1884, Bd. XLI, S. 144 ff.

eines auskömmlichen Vermögens und ohne jede Begeisterung für mehr fand, sein Geschäft aufzugeben und fortan mit geistigen Dingen beschäftigt zu leben beschloß, scheint einen kleinen Band für den Druck vorbereitet zu haben (ich glaube, er enthält hauptsächlich Uebersetzungen aus meinen Schriften, über das Wesen der Arbeit), und dies ist gegenwärtig hauptsächlich sein Auftrag für Berlin. Natürlich ist es ihm klar, von wieviel Nutzen Sie, dessen Werke, Eigenschaften und Stellung ihm, wie Jedermann, wohl bekannt sind, ihm in dieser Sache sein könnten; deshalb läßt er mir bescheiden nicht ein Ansuchen, sondern einen Wink oder Wunsch zukommen, ihn an Sie zu empfehlen. Da er ein Mann ist, den ich so hoch schätze und der wirklich so viel Verstand und praktischen Sinn hat und so viel Achtung verdient, kann ich ihm diese Gefälligkeit nicht verweigern: also werden Sie bald entweder durch die Post aus Bonn oder wahrscheinlich durch ihn selbst in Berlin eine Karte von mir erhalten, die Neuberg und sein kleines Anliegen bei Ihnen einführt, und ich will Sie nur bitten ihn meinetwegen zu empfangen und weiter zu verfahren, wie die Umstände es Ihnen zu erfordern scheinen. Sein Manuscript, glaube ich, ist nicht sehr lang und wird wahrscheinlich sehr deutlich geschrieben sein: wenn Sie die Güte hätten, es durchzusehen und ihm einigen Rath zu geben, würde er sehr dankbar dafür sein (wie auch ich) und würde es mit einem wahrhaft verständigen und bescheidenen Sinn aufnehmen. Aber noch einmal, lassen Sie dies, ich bitte Sie darum, ganz so gehen, wie es der Fall erfordert; denn weder Neuberg noch ich werden so unbescheiden sein, irgend ein Ansuchen deswegen zu stellen oder eine Erwartung darauf zu gründen. Was den Mann selbst betrifft, so müßte ich mich sehr irren, wenn Sie nicht eine ganz angenehme, gelegentliche Bekanntschaft in ihm sehen werden, die Sie über verschiedene Dinge gut unterhalten wird, und als solche möchte ich Sie bitten, ihn willkommen zu heißen, und das Uebrige folgen zu lassen oder auch nicht folgen zu lassen, je nachdem das Gesetz des Phänomens es vorschreibt.

Und so denn adieu, werther Herr; mit vielen Wünschen und Grüßen, die für diese Jahreszeit und alle andern Jahreszeiten passen. Ich hoffe Ihnen wieder zu schreiben, über viele andere interessantere Dinge: ich hoffe sogar, auch wieder von Ihnen zu hören. Wir sind voll von „Päpstlichem Angriff", „Crystallpalast"[1]) und anderm Unsinn, von dem ich jetzt nichts sagen will.

Ihr stets aufrichtig ergebener
T. Carlyle.

XXII.

Chelsea, 29. October 1851.

Werther Herr!

Herr Neuberg kündigte mir neulich Abends an, daß er nach Deutschland, wahrscheinlich u. A. auch nach Berlin, zurückzugehen beabsichtigt, und gern jedes Packet mit „Autographen" oder sonstiger kleiner Waare, das ich Ihnen zu senden habe, besorgen will. Aus Anerkennung für Ihre große Güte gegen Neuberg,

[1]) Für die erste Weltausstellung im Jahre 1851.

wenn nicht aus unendlich triftigeren Gründen, sollte ich mich aufraffen und ihn bei dieser Gelegenheit zu meinen Boten machen! Er ist für Ihr gütiges Verhalten gegen ihn tief erkenntlich, und auch ich bin es sicherlich, für den es nicht das erste und auch nicht das hundertunderste Beispiel Ihrer Gesinnung in dieser Hinsicht ist. Vielen Dank weiß ich Ihnen immer, ob ich ihn nun in Worten ausdrücke oder überhaupt nicht ausdrücke. Das, glaube ich, wissen Sie, und so brauchen wir jetzt nichts mehr darüber zu sagen.

Ich hatte noch andere Briefe für Sie zurechtgelegt, die aber, wie es scheint, in irgend einem häuslichen Erdbeben zerstört worden sind, wenigstens sind sie jetzt, da ich nach ihnen suche, nicht zu entdecken; doch aus der vorliegenden Probe werden Sie, denke ich, entnehmen, daß sie nicht viel werth waren — kaum einer oder zwei von Leuten von einiger Bedeutung oder Merkwürdigkeit, mit denen Sie nicht schon bekannt sind, so weit die Handschrift Bekanntschaft vermitteln kann: so waren die nun abhanden gekommenen, so sind diese jetzt übersandten; wenn sie Ihnen für einen Augenblick in Ihrer Einsamkeit Vergnügen gewähren und eine befreundete Hand in weiter Ferne Ihnen freundlich nahe bringen, werden sie ihren Zweck vollauf erfüllen. — Vor etwa vierzehn Tagen schickte ich, ohne einen Brief beizuschließen, einen Band an Sie ab, den ich kürzlich veröffentlicht habe, die Biographie eines entschlafenen Freundes [1]): auch diese, hoffe ich, haben Sie erhalten oder werden Sie bald erhalten, und mögen ein wenig Vergnügen daraus schöpfen. Das Buch wird Ihnen einen Einblick in modernes englisches Leben gewähren, und mag Gedanken und Betrachtungen anregen, die für einen menschlichen Leser, wie Sie, nicht ohne Werth sind. Ich schrieb es im letzten Sommer, als wir mitten im Babellärm waren mit dem Ding, das sie „Crystallpalast" nannten — eine solche Ansammlung jubilirender Windbeutel [2]) aus allen vier Ecken der Welt, wie sie früher noch nie auf unsere arme Stadt losgelassen war! — unter welch' traurigen Umständen jedes ernste Studium so gut wie unmöglich war; und um nicht ganz die Geduld zu verlieren, mußte man sich entschließen, etwas zu thun, was keines Studiums bedurfte. Dank den Göttern sind wir jetzt befreit von diesem lärmenden Wahnsinn, von den Droschken, der Volksrednerei [3]) und dem allgemeinen Hallelujah für den Fürsten der Luft, — was ich die „Windstauberei aller Nationen" zu nennen pflegte; — und möge das zürnende Geschick nie wieder etwas Aehnliches senden zu meiner Zeit!

Ende Juli flüchtete ich, um eine vierwöchige Wasserkur zu versuchen, die mir nichts geschadet und, soviel ich spüre, nicht besonders genützt hat; darauf ging ich nach meiner Heimath in Schottland, dann auf der Heimreise nach Lancashire ꝛc., ja war sogar eine Woche in Paris [4]); — und bin am Ende wieder seit einem Monat an meinem eigenen Herde, fein schweigsam in dieser verlassenen

---

[1]) The life of John Sterling (1851).

[2]) Dies Wort deutsch.

[3]) Dem „Stump-orator" hat Carlyle bekanntlich ein besonderes Essay in den „Letter-day Pamphlets" (1850) gewidmet.

[4]) Tagebuchblätter von dieser Reise sind jüngst (1891) in der Londoner „New Review" erschienen: „Excursion (futile enough) to Paris: autumn 1851: Thrown on paper, when galloping, from Saturday to Tuesday, October 4—7."

Zeit des Stadt-Jahres; und bin im Ganzen viel zufriedener mit meinem Lose, als ich es in den vergangenen geräuschvollen Monaten gewesen bin. Schweigen, Einsamkeit: ich halte das für ein unumgängliches Erforderniß im Leben für jeden ehrlichen Mann, und habe oft mit wahrem Bedauern und Mitleid für die neue Generation an den alten orientalischen Ramadhan ꝛc. gedacht. Jeder ernste Sterbliche muß sich danach sehnen, von Zeit zu Zeit allein zu sein; ganz sich selbst und dem stummen Weltall überlassen, auf daß er den ewigen Stimmen darin lauschen könne, auf daß die Wirbelwinde staubigen irdischen Unsinnes sich von Zeit zu Zeit ein wenig zu Boden senken mögen!

Was meine nächste Aufgabe sein wird? Das ist die Frage! Wenn ich ein tapferer Preuße wäre, so würde ich, glaube ich, sofort ein Gemälde von Friedrich dem Großen entwerfen, dem letzten wahren Könige, den wir in Europa gehabt haben, — auf lange Zeit hin bis zum nächsten, fürchte ich, und inzwischen nur gemeine lärmende Anarchie bis zum nächsten! Aber ich bin ein Engländer, auf England hingewiesen, und Friedrich wird auch sicherlich zur Zeit erkannt werden ohne meine Hülfe. — Und so bleibe ich unschlüssig; habe mir indessen Preuß' dickes Buch besorgt und bin entschlossen, es sehr bald noch einmal zu lesen. Mir fehlen sehr Karten und gute Topographien über diesen Gegenstand: wenn Sie mir einen oder zwei besonders empfehlenswerthe Namen auswählen könnten, würde mir das bedeutend helfen. Wir haben hier große Kartenhändler, eine Wildniß von Waare, und können jeden deutschen Gegenstand sofort erhalten, wenn wir nur wissen welchen. Desgleichen habe ich mich wiederum (aus bloßer Neugierde) mit Katharina II. beschäftigt: — Sie, der Sie russische Dinge kennen, könnten mich auch da ein wenig leiten. Katharina ist eine sehr merkwürdige Frau; — und wir müssen daran denken, wieviel Aergerniß, das an ihrem Namen hängt, sogleich fortfallen würde, wenn sie ein Mann gewesen wäre (wie Franz I., Heinrich IV. ꝛc.). Ohne Zweifel haben Sie Kropomisky's Tagebuch gelesen: taugt es etwas? Gibt es keine Werke außer Castera's und Took's? Jede Nachricht hierüber würde auch willkommen sein, wenn Sie einmal in Güte meiner denken. Adieu, werther Herr, und vergessen Sie mich nicht!

T. Carlyle.

Wir haben Miß Wynn's Längen- und Breitengrad auf ihren vielen Reisen verloren. Wenn sie nach Berlin kommt, erinnern Sie sie sogleich an dieses Factum. — Milnes ist, wie Sie vielleicht wissen, endlich verheirathet; eben von seiner Hochzeitsreise zurückgekehrt: er hat eine sehr vorzügliche Frau bekommen.

XXIII.

Chelsea, London, 6. Juni 1852.

Werther Herr!

Seitdem Sie zuletzt von mir gehört, habe ich nicht wenig über Friedrich den Großen gelesen und geforscht, und habe oft an Sie zu schreiben beabsichtigt, wurde aber immer durch den ungewissen Stand meiner Angelegenheiten auf diesem Gebiete davon zurückgebracht. Denn Alles ist noch ungewiß; ich kann sagen, chaotisch, pfadlos, — und überhaupt haben meine Studien (wenn sie diesen Namen

verdienen) bisher weniger dazu gedient, mir eine genaue Ansicht des Gegenstandes zu verschaffen als mir zu zeigen, welches Dunkel ihn noch für mich einhüllt. Bücher gibt es hier recht reichlich über Friedrich, denn er ist für die Engländer immer ein Gegenstand des Interesses gewesen; aber doch schließlich nicht die rechten Bücher, — die rechten Bücher, Materialien und Hülfsmittel sind hier nicht zugänglich, und existieren hier überhaupt nicht, selbst wenn man, um sie zu lesen, im British Museum sitzen könnte (was ich nicht kann). Andrerseits ist das Kommenlassen von Büchern aus Deutschland, finde ich, unerträglich lästig und ungewiß: — und so muß ich denn gestehen, daß mein wirklicher Fortschritt im Verhältniß zu meiner Arbeit ganz betrübend klein ist, und daß, nachdem ich mich durch so viele stumpfe Berichterstatter durchgekämpft habe, Preuß (in allen Gestalten), Ranke, Frédéric (Œuvres de, in zwei Ausgaben), Voltaire, Lloyd (Tempelhof ist noch unerreichbar)[1]), Jomini, Archenholz, Retzow, nicht zu reden von Zimmermann, Nicolai, Devina ꝛc. ꝛc., „Berichterstatter" genug, — das Ding, von dem sie berichten, noch in unermeßlicher Entfernung schwebt und sich mir nur in zufälligen, räthselhaften Lichtblicken enthüllt, gar nicht identisch mit irgend einem der „Berichte", die ich gehört! — Und dann bedenken Sie, daß ich nicht eigentlich einen bestimmten literarischen Zweck im Auge habe, der mich bei diesen Forschungen anregen könnte; nur eine natürliche menschliche Wißbegierde und Liebe zum Heroischen, in augenblicklicher Abwesenheit anderer lebhafterer Interessen aus meiner Arbeitssphäre: so können Sie sich denken, daß ich in den letzten sieben oder acht Monaten kein sehr sieghafter Arbeiter gewesen bin!

Nichtsdestoweniger nimmt meine Liebe zu meinem Helden zu und heißt mich fortfahren, und ich kann mich durchaus nicht entschließen, ihn auf diesem Stadium der Forschung bei Seite zu werfen. Daß ich jemals Etwas über Friedrich schreiben werde, erscheint mir mehr und mehr unwahrscheinlich; aber vielleicht würde es gut sein, wenn mein Lesen über ihn, das ich während meines ganzen Lebens mit Unterbrechungen betrieben habe, jetzt endlich Ziel und Abschluß fände. Demgemäß hat Freund Neuberg, glaube ich, jetzt eine neue kleine Bücherladung unterwegs für mich; ja noch andere weitere Forschungspläne öffnen sich: so oder so, meine ich, muß ich das Spiel zu Ende spielen.

Von Reymann's Kreiskarten und Stieler's Karten, zusammen mit einem unschätzbaren alten Büsching[2]), der mir in die Hände gekommen ist, erhalte ich schöne Hülfe in allen topographischen Fragen, oder kann sie doch erhalten: andererseits vermisse ich sehr irgend ein anderes Buch oder andere Bücher, die mir mit der nöthigen Genauigkeit und nöthigen Unzweifelhaftigkeit eine richtige chronologische Basis geben könnten; bei allen früheren Forschungen hatte ich irgend

---

[1]) Lloyd's Werk, The history of the late war in Germany, between the king of Prussia and the empress of Germany and her allies: containing reflections on the general principles of war . . . London 1781—1790, erschien 1783—1801 in deutscher Bearbeitung von Tempelhof, deren Anmerkungen die Hauptquelle für den sachlichen Inhalt von Archenholtz' Geschichte des siebenjährigen Krieges wurden.

[2]) Anton Friedrich Büsching's, des Begründers der politisch-statistischen Methode der Geographie, „Neue Erdbeschreibung", von der er selbst Band I—XI, Abth. 1, d. i. Europa und den Anfang von Asien, 1754—1792, bearbeitete. Das Werk wurde nach seinem Tode fortgesetzt.

einen Haufen zeitgenössischer Zeitungen, Analyse du Moniteur, Commons Journals, ein privates Tagebuch oder dergl., das mir in dieser Hinsicht dienen konnte; aber hier habe ich noch nichts gefunden und brauche sehr nöthig Etwas, da das Resultat für mich ein unentbehrliches und ein Vorläufer aller anderen Resultate ist. Hätte der redliche Preuß die Œuvres de Frédéric nach dem Plan herausgegeben, den ich für den richtigen halte, dann würde in dieser Hinsicht Alles wohl aufgehoben gewesen sein in den Händen eines so exacten Forschers: aber unglücklicherweise hat er Friedrich's Werke als Literatur angesehen (was sie kaum oder gar nicht sind), und nicht als autobiographische Documente eines Weltenheros (was ihr wahrer Charakter ist); und indem er jedes kleine Stückchen verschiedener Waare in ein selbstgemachtes Bündel zusammenpackt, — bekommen wir eine höchst verkehrte methodische Gleichmäßigkeit; so wird das Buch, trotz seiner mühsamen, nicht zu behaltenden Anmerkungen dem ernsten Leser sehr oft unverständlich; unmöglich zu lesen, ohne sämmtliche Bände gleichzeitig um sich herum zu haben; und ergibt schließlich ein Resultat, das ganz verwirrend ist, — nicht einen lebendigen Helden und den Schatten seiner Geschichte, sondern die disjecta membra von ihm und ihr. Aus diesen Œuvres wird, selbst wenn sie vollständig wären, so leicht keine Chronologie zu erlangen sein. — Wenn Sie von einem Buche wissen, das mir in dieser Hinsicht nützen würde, oder von einem erfahren können, so bitte ich Sie, es mich wissen zu lassen. Auch würde ich (trotz aller meiner Büschings und Reymanns) sehr dankbar sein für ein kleines topographisches Lexikon von Preußen oder sogar von Deutschland (wenn nicht zu dick); Büsching's Indices waren bisher meine einzige Hülfe in dieser Hinsicht. Ortscharakter, Zeitfolge, — Topographie und Chronologie, — das sind für mich Kette und Einschlag alles historischen Verständnisses.

Ein anderes Buch, dessen ich noch mehr bedarf, wenn es solch ein Buch gibt, ist ein biographisches Lexikon, oder wäre es selbst ein authentischer alter „Adelskalender", wie wir ihn in England haben, — oder selbst ein Auszug aus alten Armeelisten und Hofkalendern, — irgend ein preußisches oder allgemein deutsches Buch, meine ich, das mir ein wenig sagen würde, wer diese Haufen leerer Namen sind, wenigstens wer von ihnen gemeint ist, wenn man sie erwähnt hört. Das ist ein ganz schrecklicher Mangel bei mir. Es gibt solche Mengen verschiedener Schwerins („von Schwerins", hörte ich irgendwo), alle mir unbekannt, so viele Brandenburg — Schwedts, Braunschweig-Bewerns, halbe Dutzende von Herzögen von Württemberg 2c. 2c., — es wird wie eine Walpurgis-Nacht, wenn man nicht einige von ihnen wenigstens als sichtbare Schatten fixiren kann! Sogar die Markgrafen von Bayreuth und Anspach sind und bleiben mir leerer Schall. — Auch nach der Herzogin von Sachsen-Gotha (Friedrich's und Voltaire's) habe ich überall angefragt, wer oder was sie ist, und keiner kann mir auch nur die Farbe eines Bandes von ihr zeigen! Voltaires 5000 Briefe (hundertmal zu viel) finde ich so unzulänglich herausgegeben wie kaum andere: in der That sind drei Viertel davon schon völlig unlesbar, weil schlecht herausgegeben, und müßten, fürchte ich, bald als Theile des Chaos oder völlig Dunkeln größtentheils fortgeworfen werden. Friedrich allein war es, der mich zuerst in jenes dunkle Element und noch über seine Ufer hinausgelockt hat, und ich gestehe

es, ich hatte keine Ahnung, wie dunkel und leer es geworden ist. Wenn Ihnen irgend ein Führer für mich einfällt in diesem wichtigen Punkt, der gleichzeitig so wesentlich und so ganz unbearbeitet ist, wird mir ein großer Dienst damit geleistet sein. Natürlich gibt es bessere und schlechtere Führer für einen wißbegierigen Fremden; und der schlechteste, wenn er nur authentisch und verständlich ist, würde mir bei diesem Unternehmen eine Art Himmel sein.

Haben Sie die Auswahl aus Sir Andrew Mitchell's Correspondenz gesehen, zwei dicke Bände, die hier vor einigen Jahren erschienen sind? Zweifellos sind sie in einer Ihrer Berliner Bibliotheken. Der Herausgeber, ein gewisser Birrel, ist ein Mann von einiger Energie und Begabung; soll aber sehr eitel und bösartig sein und ist ohne Zweifel über die Sache, die er hier unternommen hat, höchst schlecht unterrichtet. Es ist da ein Brief von einem armen englischen, dem Marschall Keith als Knecht dienenden Soldaten, welcher einiges spärliche Licht auf Keith in seinen letzten Augenblicken und auf den schrecklichen Ueberfall von Hochkirch wirft: Sie müssen den Brief dieses armen Tebay (das ist sein Name) für die zweite Auflage Ihres Keith einsehen; wenn Sie ihn nicht zur Hand haben, wenden Sie sich, bitte, an mich um ein Exemplar, das sehr leicht zu beschaffen sein wird. Es scheint, daß große Massen von Mitchell-Correspondenz noch ungedruckt im British Museum liegen, und darunter verschiedene Manuscripte Friedrich's, die jedoch, glaube ich, von Raumer und anderen Preußen gesehen worden sind. — Ich lese Mirabeau[1]), und habe ihn noch; aber außer Mauvillon's[2]) Band über die preußischen Soldaten fand ich den Rest hauptsächlich eine riesige und mir sehr fragwürdige Vorlesung über Freihandel à la Cobden — immerhin des Lesens werth, denn Mirabeau ist Mirabeau, wo man ihn auch findet. Ich habe mir oft die eine Unterredung, die Vater Fritz und Gabriel Honoré auf der Bühne dieser Welt hatten, ausgemalt.

Aber endlich muß ich Ihnen jetzt von einem Plane erzählen, der hier bei uns hinsichtlich einer Reise nach Deutschland selbst entstanden ist; deren Hauptrechtfertigung — wenngleich der weibliche Geist zugleich andere Gesichtspunkte dabei hat — für mich sein würde, mich in den Forschungen über Friedrich zu unterstützen. Mit eigenen Augen Potsdam, Ruppin, Rheinsberg, Küstrin und die Wohnplätze Friedrich's zu schauen; die Gegend des Riesengebirges und die wirklichen Felder von Friedrichs zehn oder zwölf großen Schlachten zu sehen: das würde ein wahrer und großer Gewinn für mich sein. Hohenfriedberg, Soor[3]), Leuthen, ich könnte über diese Schauplätze als wahrhaft merkwürdige auf dieser Erdoberfläche wandeln; Fußtapfen einer höchst glänzenden, tapfern und unbesiegbaren menschlichen Seele, die vor mir durch die Lande gegangen ist und dort unauslöschliche Spur von sich hinterlassen hat. Dann könnte man in Berlin wenigstens riesige Massen von Porträts, Chodowiecki'schen Stichen ꝛc. ꝛc. sehen,

---

[1]) „Sur la Monarchie prussienne sous Frédéric le Grand" (1787).

[2]) Mauvillon hat in dem soeben genannten Werke Mirabeau's, zu dem er die Materialien sammelte und excerpirte, selbständig den Abschnitt bearbeitet, der von der Taktik der preußischen Infanterie handelt. Später veranstaltete er eine deutsche Bearbeitung der Monarchie prussienne, deren Druck erst nach seinem Tode (1794) beendigt wurde.

[3]) Sohr.

die in diesem Lande ganz fehlen; sowie allerlei Bücher, die man lesen oder sammeln und zum Lesen nach Hause mitbringen könnte; — ganz zu geschweigen der mündlichen Nachforschungen und Mittheilungen, oder des Anblicks von Freunden, die mir sonst immer unsichtbar bleiben könnten! Kurz, ich halte es nicht für unwahrscheinlich, daß wir, meine Frau und ich, wirklich schon diesen Sommer kommen, und das Ding einmal versuchen; denn Homburg und andere Bäder sind da auch noch im Spiel, und wir brauchen wirklich beide einen kleinen Wechsel der Scenerie, nach so vielen Jahren in diesem Babel. Die Kehrseite ist, besonders bei mir, traurige Unfähigkeit zu schlafen, zu verdauen, die Bedingungen des Reisens zu ertragen, — die für die meisten Leute Vergnügen und leider ein Tod für uns Aermste sind! Wenn indessen die treibende Kraft doch groß genug wäre? Wir können beide eine Art von Deutsch-Kauderwälsch[1]) sprechen oder könnten es bald erlernen, das den Schnellhörigen verständlich sein dürfte, und ich habe auch eine gewisse Fertigkeit in schlechtem Französisch. Miß Wynn drängt, aus hygienischen Gründen, eifrig zu dem Unternehmen; Andere drängen auch, und wirklich ist eine Art von Bewegung in der Sache, die vielleicht zu Etwas führen kann.

Wollen Sie auf alle Fälle so freundlich sein, mir ein wenig zu schildern, welches nach Ihrer Schätzung die Hülfsquellen Berlins für meine Friedrich-Forschungen sein möchten. — Berlin, meine ich, muß das Hauptquartier in Bezug auf all das sein, — und erwähnen Sie besonders, welches die geeignete Zeit, sowohl in Bezug auf das Klima als auch auf die Anwesenheit belehrender Personen, für den Besuch Ihrer Stadt sein dürfte. Man spricht von Berliner Hitze und Staub und glühendem Pflaster, und dann wieder von Berliner Hagel und Frost: ein noch wichtigerer Punkt wäre die Möglichkeit in einem gut zu lüftenden und vor Allem ruhigen Raume zu wohnen; zweifellos ist das Alles zu erlangen, — mit einem maximum quidem, und auch mit einem minimum. Bis Ihre Antwort kommt, will ich nicht weiter daran rühren.

Miß Wynn, seit längerer Zeit von Paris zurück, scheint so wohl wie immer und wieder völlig schön. Wir alle grüßen Varnhagen.

Ihr stets ergebener
T. Carlyle.

XXIV.

Dresden[2]), 25. September 1852.

Geehrter Herr!

Da bin ich nun wirklich in Deutschland und zwar schon seit drei bis vier Wochen; in großer Eile und Zerstreuung sende ich Ihnen eine Zeile, um Ihnen

---

[1]) Dies Wort deutsch.

[2]) Ueber Carlyle's Aufenthalt in Dresden machte die damals dort lebende Amely Bölte in einem vom 5. November 1852 datirten uns vorliegenden Briefe an Varnhagen interessante Mittheilungen. Sie schreibt: „Verehrter Herr Geheimrath! Einige Tage vor Carlyle's überraschender Ankunft schrieb ich an Sie . . . Ich bedauerte dann später, nicht noch damit gezögert zu haben, um zugleich die Bitte anzubringen, mir doch zu sagen, wie unser eigenthümlicher Freund sich in Berlin benommen und ausgenommen. Sehr begierig war ich auf Ihr Zusammentreffen und wie Sie sich gegenseitig gefallen! — Hier war Carlyle, in Folge schlafloser Nächte, etwas

diese unbedeutende Thatsache mitzutheilen, — und weiter, daß ich hoffe, nächsten Dienstag oder spätestens Mittwoch in Berlin selbst zu sein (und Sie zu sehen, wenn mir das Glück hold ist). Ich bin von Rotterdam den Rhein hinaufgekommen; bin in Ems, Homburg, Frankfurt, Weimar ꝛc. gewesen: heute Nachmittag gehen wir nach Schandau, Lobositz, und von Lobositz direkt nach Berlin, — ich denke über Zittau und Frankfurt a. O.

Meine Frau ist nicht hier, sie ist wohlbehalten zu Hause, — wo ich auch zu sein wünschte! Neuberg allein begleitet mich; einer der freundschaftlichsten und hülfreichsten Reisebegleiter, die je ein Mensch gehabt hat. Ich habe natürlich viele interessante Dinge gesehen; in der That ist es mir in jeder Hinsicht gut gegangen, nur daß ich kaum auch nur etwas Schlaf finden kann, in diesen geräuschvollen Schlafstuben, in diesen fremden Betten: es sind wirklich

---

aufgeregt. Sonst wäre er auch länger geblieben. Die hiesigen Archive enthalten kostbare Manuscripte für seine Zwecke, die er hätte benutzen sollen. Selbst die Localität hat er kaum gehörig in Augenschein genommen. Indessen — er war in fieberhaftem Zustande und nicht zu halten. Mir that das nicht nur seinetwegen, sondern besonders noch meinetwegen leid; denn ich habe ihn sehr lieb, und die Freude wurde mir so verkürzt, daß sie einem Traume glich. — Ein Tag ist gar wenig. Am Morgen war er auf der Galerie, wo er an der Madonna vorbei eilte, weil es stinking fish für ihn sei. Das Wort fiel gar herbe in die Ohren seiner Begleiter. Am Abend kam er zu mir, um ein paar Menschen zu sehen, die ihm etwas sagen konnten. Da war aber erstlich der arme Vehse, den er entsetzlich schalt, weil er ihm keine Schriftsteller nennen konnte, die den dreißigjährigen Krieg beschrieben. „There are so many," wiederholte Vehse, und auf Carlyle's „please, so name one" konnte er keine Antwort finden. Capt. Noel wollte ihn belehren, was Demokratie sei; das ging aber ebenso wenig, weil Carlyle die Menschen in Dumme und Kluge eintheilt, deren Endbestimmung Hölle und Himmel ist, und mit Herrn Motley zankte er sich über Amerika, bis endlich die ganze Gesellschaft verstimmt auseinander lief. Gutzkow war gar nicht gekommen. Er hatte noch Thackeray's Auftreten zu lebhaft in der Erinnerung und mochte gar kein zweites Exemplar englischer Literaten sehen, das den Deutschen gegenüber nicht mal die Regeln gewöhnlicher Höflichkeit zu beachten geneigt war. Ich konnte für nichts Bürge sein und ließ ihn daher gewähren. — Mit Klemm war Carlyle noch am besten zufrieden: aber obwohl Klemm kein Mann der Form ist, so sagte er mir doch: mein Carlyle sei ein curioser Kauz, der auf ihn losgefahren wäre, als ob er es wer weiß mit wem zu thun. — Carlyle kann aber höflich sein und ist höflich, wo er es nothwendig hält. Ich bedaure, daß er in Deutschland diese Nothwendigkeit nicht anerkannte und dadurch einen übelen Eindruck zurückließ. Ich selbst kann nicht klagen. Er war sehr gut und freundlich und dankbar für das Wenige, was ich ihm in so kurzen Minuten leisten konnte. Ob er schon in London angekommen, darüber haben wir noch keine Nachricht." Varnhagen's Antwort auf diesen Brief findet sich in seinen von Amely Bölte 1860 veröffentlichten „Briefen an eine Freundin", S. 277 f. Ueber das Rencontre mit Capt. Noel erfahren wir noch Näheres durch eine der auf Carlyle bezüglichen handschriftlichen Notizen Varnhagen's, die wir, schon um ihrer für den Schreiber charakteristischen Form willen, ebenfalls mittheilen: „Thomas Carlyle kam im Herbst 1852 nach Dresden. Kränklich, müde und wunderlich, sehnte er sich schon am frühen Abend nach Ruhe. Fräulein Bölte jedoch hatte ihm einige Gesellschaft zugeführt, unter Anderen den englischen Capitän Noel, der dem müden Reisenden eine große Rede hielt, ihn zu demokratischen Ansichten bekehren wollte, ihm sehr unbequem wurde. Carlyle antwortete gemessen ablehnend und ziemlich ausführlich, meinte damit aber die Sache nun abzuschließen. Als wider sein Erwarten aber Noel aufs Neue begann und sich zu großen Entwicklungen anließ, nahm Carlyle seine Uhr in die Hand, sah geduldig auf dieselbe nieder und achtete des Redenden nicht, kaum aber war die Frist, die er sich im Stillen gesetzt, abgelaufen und der Zeiger auf neun Uhr, so stand Carlyle auf, steckte die Uhr ein, und mit den Worten: „Good night, Mr. Noel" ging er in sein Schlafzimmer."

jetzt vier Wochen, seitdem ich eine Nacht gesunden Schlafes hatte; ich bin genöthigt, mir mit unterbrochenem Schlafe durchzuhelfen, in etwa der Hälfte der naturgemäßen Quantität, — ein Umstand, der nothwendigerweise die Zwecke, die ich auf dieser meiner Reise zu erreichen hoffen kann, sehr beschränkt. Ein paar alte Bücher zusammenzubringen (über Friedrich), Porträts und Schauplätze zu sehen, das ist so ziemlich Alles, worauf ich, wie die Sache steht, meine Absicht richten kann.

Berlin soll meine letzte Station sein; von Berlin gehe ich auf dem kürzesten Wege und mit der schnellstmöglichen Dampfbeförderung nach Hause. Ich denke vielleicht eine Woche dort zu bleiben; länger, wenn ich eine Wohnung finden könnte, wo Schlaf möglich wäre; aber dazu glaube ich, ist keine Hoffnung? Ich bin gewohnheitsmäßig ein schlechter Schläfer; kann durchaus kein Geräusch ꝛc. vertragen: und die Einrichtungen zum Schlafen sind in allen deutschen Städten, wo ich es versucht habe, noch hervorragend unzweckmäßig. Wenn Sie oder Jemand von Ihren Leuten mich berathen könnte, wo ein ruhiges Schlafzimmer in Berlin zu haben wäre, würde das einer der werthvollsten Dienste sein! Auf alle Fälle, geben Sie eine Zeile für mich auf „Berlin, Poste restante", damit ich sogleich wisse, ob Sie in der Stadt sind und wo ich Sie finden kann[1]). — Und nun zur Sächsischen Schweiz und anderm wüsten Herumreisen.

Ihr stets aufrichtig ergebener
T. Carlyle.

XXV.

Chelsea, 15. Januar 1854.

Werther Herr!

Ihr Leben Bülow's[2]) mit dem freundlichen Brief darin ist wohlbehalten in meine Hände gelangt: vielen Dank für eine so willkommene und freundliche Gabe, der so viele andere, nun schon eine lange Reihe, vorangegangen sind! Sie erwartete mich hier bei meiner Rückkehr von einer kurzen, traurigen Reise, die ich nach Schottland gemacht hatte, wohin ich in der kummervollsten Angelegenheit gerufen worden war, — durch den Tod meiner alten, theueren und vortrefflichen Mutter, von deren Hinscheiden ich am Weihnachtstage Zeuge war; eine Scene, die mich, wie Sie wohl denken können, die Zeit seither mit Gemüthsbewegungen

---

[1]) Im neunten Bande von Varnhagen's „Tagebüchern" (aus seinem Nachlaß herausgegeben von Ludmilla Assing) lesen wir: „Freitag, den 1. October 1852. Besuch von Herrn Neuberg, der gestern mit Carlyle angekommen ist und mir diesen ankündigt. Ich komme seinem Besuch zuvor und gehe zu ihm, Hôtel de l'Europe, Taubenstraße. Herzliche Bewillkommnung; er sieht seinem Bilde sehr ähnlich, hager, langer Leib, schmale, doch rothe Backen. Er spricht das Deutsche gebrochen, doch geläufig genug. Er klagt, er jammert; er kann nichts vertragen, ist peinlich in allen Dingen, will Alles bequem und schnell ausbeuten, war in Dresden nur Einen Tag, will in sechs Tagen Alles einernten, was er hier über Friedrich den Großen erfahren kann. Er hofft, noch heute durch Neuberg's Sorge eine ruhige Schlafstube zu erlangen, will schreiben und sich ausruhen, morgen zu mir kommen. Das düstere Regenwetter verstimmt ihn sehr." „Sonnabend, den 2. October 1852 . . . Noch am späten Abend kamen Carlyle und Neuberg und blieben bis halb Elf. Bücher wurden hervorgebracht, Notizen mitgetheilt." „Freitag, den 8. October 1852 . . . Zu Hause Abschiedskarten von Carlyle und Neuberg; sie reisen morgen früh."

[2]) Leben des Generals Grafen Bülow von Dennewitz. Von Varnhagen von Ense. Berlin 1854.

und Betrachtungen erfüllt hat und die ich für den Rest meines Lebens nicht werde vergessen können. Ich habe mich seit meiner Rückkehr immer sehr schweigend und so einsam wie möglich gehalten, und schaue ernster nach neuer Arbeit aus (wenn die nur für mich möglich sein könnte) als dem einzigen Troste in dieser und in allen Betrübnissen. An den Abenden der vergangenen Woche, an wenigstens dreien von ihnen, habe ich Bülow gelesen, als eine angenehme Erholung für meinen Geist, und war gestern Abend ganz betrübt, als es zu Ende war, wie es alle Dinge einmal sein müssen.

Sie haben uns eine fließende Erzählung in Ihrem alten klaren Stile gegeben; ine stürmische, kampferfüllte Lebenspilgerfahrt, mit vielen interessanten Einzelheiten darin, ausgemalt. Bülow war mir früher nicht viel mehr als ein Name, aber jetzt stehe ich auf viel vertrauterem Fuße mit ihm: der Mann und der Schauplatz, auf dem er wirkte, sind in diesem Buche sehr lebendig herausgebracht. Im Aussehen sowohl als im Charakter hat er, finde ich, eine in hohem Grade preußische Physiognomie; mir wirklich sehr interessant, — mit seinem wunderlichen alten Swedenborg-Jünger von Vater, seinen wilden Brüdern und allen seinen seltsamen Umgebungen und Persönlichkeiten. Fast ein preußischer Typus, wie gesagt, der mich an Vieles erinnert hat, was ich unter Euren Militärs, als ich unter Euch war, sah und muthmaßte. — War jener Tauentzien ein Verwandter von Friedrich's Statthalter von Breslau? Eine höchst lächerliche Figur macht er bei jener Herausforderung Bülow's zum Zweikampf!

Ich habe mich durch große Massen der ödesten preußischen Lectüre geschlagen, seitdem ich Sie gesehen; kann mich aber nicht bei mir rühmen, daß Preußen oder Vater Fritz mir durch dies Verfahren im Geringsten klarer werden. Menschliche Thorheit (mit der Feder oder mit anderen Werkzeugen in der Hand) ist ausnehmend mächtig in dieser Welt! Wie ich diesen Fritz nach so viel verlorener Arbeit aufgeben soll, ist mir nicht klar; noch weniger aber, wie ich je ein Bild von ihm unter diesen Umständen zu Stande bringen soll. Mirabeau ist, so viel ich sehe, der einzige Mann von wirklichem Genie, der jemals von ihm gesprochen hat, und er nur in jener flüchtigen und gelegentlichen Art. Schließlich, glaube ich, werde ich auf Fritz' eigene Briefe und Aeußerungen als meine Hauptquelle zurückgebracht werden, wenn ich in diesem fragwürdigen Unternehmen beharre. Wenn ich in Deutschland im Stande gewesen wäre, etwas Schlaf zu finden, hätten meine eigenen Augen noch ein gut Theil für mich thun können; aber auch das war nicht möglich: die Elemente waren zu stark für ein so dünnes Fell; ich war nach fünf bis sechs solchen Wochen halb verrückt geworden, — und bis jetzt ist die Straße Unter den Linden und mit ihr ganz Berlin mir unheilbar verdreht, und ich kann die Nordseite in meiner Vorstellung nicht aus einer südlichen Lage bringen, ich mag thun, was ich will. Ich erinnere mich jedoch an Lobositz; ich erinnere mich auch an Kunersdorf in sehr nachdrücklicher Weise, und wünschte, ich wäre auch nach Rheinsberg, Prag, Leuthen ꝛc. ꝛc. gegangen.

Meine Frau erhielt neulich ein freundliches Briefchen von Miß Wynn aus Rom: Rom scheint für die beiden schönen Touristinnen voller Interesse, und es geht ihnen gut, — inmitten einer großen Colonie englischer Besucher, wenn andere

Interessen versagen sollten. Es ist uns jederzeit eine sehr willkommene Aussicht, Miß Wynn wieder in erreichbarer Nähe von uns ansässig zu sehen.

Sie müssen mich gefälligst Fräulein Solmar[1]) sehr freundlich empfehlen: an ihre freundliche Artigkeit gegen mich denke ich oft, mit aufrichtigem Bedauern, daß ich nicht in einer Verfassung war, um mehr davon zu haben: solche Güte, verbunden mit solcher Anmuth, — was andres als fünf Wochen Schlaflosigkeit konnte sie von so geringem Nutzen für einen fremden Wanderer machen!

Wir sind hier geschäftig, schwatzen über Türkenkriege, Palmerston's Abdankung und Wiederannahme, Prinz Albert's Vermittlung ꝛc. ꝛc. —, mit einem sehr geringen Grade von Weisheit, und ohne irgend welches Interesse für mich. London, England überall schwillt höher und höher von goldenem Reichthum und den Gütern, die Thoren am höchsten schätzen; — London besonders dehnt sich nach allen Seiten aus, in einem Maßstabe, der mir erschreckend und widerwärtig ist; denn wir sind schon zwei Millionen und mehr, und unser neuer Bevölkerungszuwachs ist keineswegs der schönste Theil der Species Mensch, sondern vielmehr der gierigste und hungrigste von allen Enden der Welt, der jetzt zu uns strömt. Wir müssen unser Geschick tragen. „Beispielloser Wohlstand", so nennen es Thoren, — ich keineswegs. Mit Dank Ihr stets ergebener

T. Carlyle.

Neuberg bat mich neulich, Sie zu fragen, ob Sie ein Exemplar seiner Heldenverehrung[2]) erhalten haben, und, wenn nicht, Sie zu bitten, ein Ihnen bestimmtes bei Decker[3]) zu verlangen. — Adieu.

XXVI.

Chelsea, London, 12. August 1857.

Werther Herr!

Vor etwa zehn Tagen erhielt ich eine sehr hübsche Sendung aus Berlin: ein Briefchen von Ihnen in der unvergleichlichen, mir seit langer Zeit so vertrauten Handschrift, und ein schönes kleines Buch[4]), das mich mehrere Abende recht sehr unterhalten hat. Ich bin aufrichtig erfreut, ein Wort von Ihnen zu erhalten, das mich Ihrer alten Gesinnung gegen mich versichert und mich wissen läßt, daß Sie noch gesund und thätig sind; solche Dinge werden immer werthvoller, je einsamer man in dieser Welt wird, — denn die unerbittliche Zeit übt mehr und mehr ihr trauriges Vorrecht an uns aus! Vergessen Sie mich nicht; auch ich werde Sie nicht vergessen, — unter den Trümmern, die uns umgeben.

Das Buch ist eine höchst genußreiche Lectüre: ich habe es, sobald es hier beendigt war, meiner Frau geschickt, die sich während der Hitze nach Schottland geflüchtet hat und, wie ich wohl sagen darf, jetzt damit beschäftigt ist. Nichts

---

[1]) Eine Freundin Varnhagen's in Berlin, die vor einigen Jahren erst in sehr hohem Alter verstarb.

[2]) Dieses Wort deutsch.

[3]) Die Decker'sche Geheime Ober-Hofbuchdruckerei, welche die deutschen Uebersetzungen von Carlyle's Schriften verlegte.

[4]) Es ist das Buch von Varnhagen's Nichte, Ludmilla Assing: „Gräfin Elise von Ahlefeldt, die Gattin Adolph's von Lützow, die Freundin Karl Immermann's. Berlin 1857.

kann anmuthiger hingeworfen sein; dazu mit völliger Klarheit, soweit es die Umstände erlaubten. Es gibt mir merkwürdige Einblicke in das letzte Capitel Eurer Berliner Geschichte, das mir früher ganz dunkel war. Von Immermann ꝛc. hatte ich gehört, doch nur als Schall von Namen; ich habe nie etwas von Immermann gelesen; — auch macht mir diese Erzählung nicht viel Lust zu ihm: er spielt hier nur eine traurige Figur. Im Ganzen die durch und durch tragische Geschichte eines Frauenlebens; wie Alles so verkehrt geht in dieser Hinsicht und in anderen, und keine unmittelbare Aussicht, daß es wieder ins rechte Geleise kommt! Aber die Gräfin[1]) selbst ist sehr schön, in ihrem Kummer und auch sonst; ein edles, klares Wesen — klar, scharf, als wenn sie aus Stahl gemacht wäre. Vielleicht gibt es noch andere gute Bücher über jene Freischar[1]) Lützow's und die menschlichen Züge des Befreiungskrieges[1]) in Preußen? Sie würden mir willkommen sein, wenn sie so wie diese hier sind, — hätte ich nur wieder etwas Muße. Der letzte Brief in dem Buche, der von dem Ausgraben der Leiche des Freundes und ihrem Fortschaffen nach heimischer Erde handelt, — hat ein grimmes Pathos, und eine stille Tapferkeit[1]) und Redlichkeit[1]), die tief zu Herzen gehen. — Fragen Sie die schöne Verfasserin, ob nicht vielleicht noch andere Bücher von gleicher Vortrefflichkeit in ihrem Herzen liegen! Sie können ihr mit meiner achtungsvollsten Huldigung versichern, daß ich dies für ein Buch halte, das außerordentlich werth war, geschrieben, und werth ist, gelesen zu werden.

Seit Monaten und Jahren bin ich, wie selten ein Mensch es war, in die dunkelsten Stygischen Regionen versunken, im Kampf mit dieser meiner verwünschten Aufgabe[2]), die, dachte ich oft, mich noch ganz tödten würde. Sie nannten es einen „gewaltigen"[1]) Gegenstand; ich habe oft an diesen Ausdruck gedacht, — und daß er, als ich zwanzig Jahre jünger war, geeigneter für mich gewesen sein würde! Aber jetzt hilft es nichts; — kämpfe dich durch zum anderen Ufer oder ertrinke: so steht die Sache. — Wir sind jetzt endlich hübsch unter der Presse; drucken aber langsam, — da ich langsam voranfliege. In noch zwölf Monaten können (wenn Alles aushält) drei Bände fertig sein, — bis zum Jahre 1745; — und das schlimmste Stück Arbeit ist gethan. Taliter qualiter; schrecklich taliter fürwahr! — Gegenwärtig leide ich unter einem sehr großen Mangel an Büchern, Zeitschriftenaufsätzen oder irgend welchen wirklichen Aufklärungen von Leuten von Wahrhaftigkeit und Einsicht über die beiden Schlesischen Kriege (1740, 1744). Guerre de Bohème, Espagnac (Marschall Saxe) und der schreckliche Knäuel, betitelt „Helden-Staats- und Lebens-Geschichte" sind bisher fast meine einzigen Hülfsquellen.

Miß Wynn ist, wie Sie ohne Zweifel wissen, in Heidelberg. Meine Frau war den ganzen letzten Winter sehr krank und ist noch zu schwach. Auch Milnes schaut, wie er mir sagt, nach Heidelberg aus. Das Wetter ist sehr heiß; Nachrichten von Indien[3]) ꝛc. ꝛc.: gute Nachrichten sind wahrlich selten.

Ihr stets aufrichtig ergebener T. Carlyle.

---

[1]) Dies Wort deutsch.

[2]) Die Geschichte Friedrich's des Großen.

[3]) Der große Aufstand in Ostindien unter Nana Sahib, 1856—1862.

XXVII.

Chelsea, 7. October 1857.

Werther Herr!

Vielen Dank für Ihre beiden Briefchen, — für Ihr freundliches Gedenken der Angelegenheit des „Voltaire in Frankfurt“ [1]). Ich hatte schon ein Exemplar dieser ausgezeichneten kleinen Abhandlung, — eine Frucht Ihrer Güte gegen mich bei ihrem ersten Erscheinen — und habe sie mehr als einmal wieder durchstudirt, seitdem diese Forschungen begannen. Es liegt mit anderen interessanten Stücken verwandter Art zusammengebunden; zum Gebrauch bereit, wenn die Zeit kommt. Aber Sie müssen nicht denken, daß dieses zweite Exemplar irgendwie verschwendet ist; das kleine Pamphlet selbst habe ich schon mit gutem Nutzen für meine Interessen verwendet, — und die Thatsache, daß es mir unter diesen Bedingungen geschickt wurde, hat einen Werth, auf den ich nicht gerne verzichten würde.

Wie oft habe ich gewünscht, Sie „als Lexikon“ hier zu haben! Aber nichts Derartiges ist in diesen Himmelsstrichen erreichbar: — die Wahrheit ist, ich hätte nach Berlin kommen sollen, um dieses Buch zu schreiben: aber ich nahm ihm nicht aufrichtig genug Maß, ehe ich anfing, und gestand mir nicht ein, was ich dunkel fühlte, eine wie „gewaltige“ [2]) Sache es sicherlich sein würde! In diesem Falle hätte ich es wahrscheinlich überhaupt nie in Angriff genommen. Niemand kann wohl weniger als ich in diesem Falle von seiner eigenen Leistung erbaut sein, aber beendigt muß sie werden, taliter qualiter. Ja, Alles in Allem mußte sie gethan werden: die Engländer sind in allen preußischen Dingen äußerst, ich möchte sagen schmählich und albern unwissend, — und es geziemte sich, daß irgend ein Engländer, wenn auch nur auf seine englischen Hülfsquellen gestützt, sich in diesen schwarzen Schlund stürzte und eine Art von menschlichem Fußpfad bahnte, daß Andere folgen könnten. — Auf jeden Fall hoffe ich, es fertig zu bringen, und das wird Lohn genug für mich sein, nach der schrecklichen Einkerkerung, die ich so lange darin gehabt habe.

Die Edinburgh-Review über Goethe habe ich nicht gesehen: mir sagte Jemand, es wäre von Mrs. Austin, an die Sie sich wohl erinnern: Hat nichts zu bedeuten [2]), weder dort noch hier. Ebensowenig Lord Brougham's Betrachtungen über den Großen Friedrich; — die Betrachtungen von Lord Brougham's Pferd verdienen ebenso viel Beachtung. Und fürwahr wird ihnen von Seiten der Besten hier fast ebenso viel Beachtung zu Theil! Denn ich freue mich sagen zu können, daß hier unter uns, kaum erkennbar, eine Klasse lebt von schweigender Art, sehr überlegen jener tönenden: — und manch ein „Palmerston“, „Krimkrieg“ ꝛc. ꝛc., wie sie sich in den Zeitungen und in den Köpfen dieser „Stillen im Lande“ [2]) abspiegeln, würde Sie durch den wahrgenommenen Contrast überraschen. Was sie „Preßfreiheit“ nennen, ist zu Etwas geworden, was nicht schön anzuschauen ist in diesem Lande, für die, so Augen haben!

---

[1]) Wieder abgedruckt im achten Bande der „Denkwürdigkeiten und vermischten Schriften“ von K. A. Varnhagen von Ense, nach seinem Tode (1858) herausgegeben von Ludmilla Assing (1859).

[2]) In deutscher Sprache.

Der indische Aufstand ist ein verhängnißvoller Schlag. Es erscheint als wahrscheinlich, daß sie ihn wieder niederschlagen werden, aber ich beobachte, daß die, welche am wenigsten davon verstehen, ihn am leichtesten nehmen. Was würde Friedrich Wilhelm zu einer „Armee" gesagt haben, wie man diese schwarze seit dreißig Jahren kennt! — Miß Wynn ist zu uns zurückgekehrt; strahlend wie immer. Adieu, werther Herr, nehmen Sie sich wohl in Acht während der grimmen Monate.

Ihr stets aufrichtig ergebener
T. Carlyle.

Das kleine Ahlefeld-Buch (sagen Sie es, bitte, dem gnädigen Fräulein) ist hier ein großer Liebling, der es zu sein verdient, bei Allen, die es sehen.

Mit diesem Briefe bricht die Correspondenz ab. Aber noch einmal sollten die beiden Männer sich sehen, als im Spätsommer des nächsten Jahres, 1858, Carlyle zum zweiten Male nach Deutschland und zu nur kurzem Aufenthalt auch nach Berlin kam. Er hatte im Frühjahr die beiden ersten Bände seiner Friedrich-Biographie dem Drucke übergeben und wollte die Arbeit nicht wieder aufnehmen, ohne die in ihrem weiteren Fortgang zu schildernden Localitäten, vor Allem die Schlachtfelder des siebenjährigen Krieges, besucht zu haben. Nach einem mehrtägigen Aufenthalt auf Rügen, wohin er einer Einladung des Herrn von Usedom und dessen aus England stammender Gemahlin gefolgt war, traf er am 4. September in Berlin ein, erwartet von seinem getreuen Neuberg. Auch über diesen Besuch berichtet Varnhagen in den „Tagebüchern" (Bd. XIV, S. 369):

„Sonntag, den 5. September 1858. Besuch von Carlyle und Neuberg; gestern ist der erstere hier angekommen, begleitet von Herrn von Usedom, und morgen früh wollen sie wieder fort, nach Zorndorf, Kunersdorf, Liegnitz, Sorr, Mollwitz, Prag, Kollin! Carlyle sagt, sein Buch über Friedrich den Großen sei das schlechteste, verdrießlichste, mühseligste Buch, das er je geschrieben habe, gar kein Vergnügen, nur Mühe und Noth! „Was zum Henker hatt' ich zu schaffen mit eurem Friedrich?" Seine Klagen sind sehr spaßhaft und zum Theil ernst; es muß ihm ungeheuere Arbeit gekostet haben, den Mann zu verstehen, wenn er überhaupt ihn versteht! Er sagt, in England wisse man nichts von ihm, nichts von Preußen, und auch sonst von Deutschland wenig; diese Geschichten alle seien dort ganz unbekannt, obgleich man zu seiner Zeit doch etwas davon müsse gewußt haben. Er macht Ludmilla'n Lobsprüche wegen ihres Buches, sagt, sie möchte mehr dergleichen schreiben. „Das ist noch nicht vorgekommen," ruft Neuberg aus, „daß Carlyle eine Dame zum Schreiben ermahnt; abgerathen hat er bisher jedem Frauenzimmer!" Von Gladstone sagt Carlyle, sein Charakter habe einen jesuitischen Zug; gelehrt aber sei er und ein ausgezeichneter Staatsmann. — Carlyle klagt, er sei noch wie sonst „a bad sleeper", könne keinen Lärm vertragen, kein fremdes Bett, müsse Bettvorhänge haben u. s. w. Doch schien er gesunder und munterer als das vorige Mal, auch entschlossener."

Wenige Wochen, nachdem er dieses geschrieben, am 10. October 1858, starb Varnhagen von Ense. Als Carlyle bald nach seiner Rückkehr aus Deutschland der Welt die ersten Bände seines „Friedrich" übergab, konnte er sie dem, der das Werk mit Rath und That unterstützt hatte, nicht mehr übersenden.

Die Memoiren Talleyrand's und seine diplomatische Correspondenz [1]).

Von

Lady Blennerhassett.

Im Lauf eines Gespräches mit seinem Schwiegersohn Lockhart, 1826, bemerkte Sir Walter Scott: „Wäre es möglich, sich einen Talleyrand mittheilsam zu denken? Dieser hätte zehntausend Gründe, um die Wahrheit zu entstellen. Und dennoch ließe sich eine direct von ihm kommende Mittheilung wohl kaum von irgend Jemandem erfolgreich bestreiten." Sir Walter Scott, als er sich so äußerte, war mit der „Geschichte Napoleon's" beschäftigt, für die ihm das Zeugniß Talleyrand's von so unvergleichlichem Werth gewesen wäre. Er würde es noch mehr entbehrt haben, hätte er gewußt, daß es seit 1816 bereit lag.

Ungeduldig genug sind diese Denkwürdigkeiten Talleyrand's vom Zeitpunkt seines Todes an erwartet worden. Mochten sie noch so viel verschweigen, vielleicht auch noch so viel entstellen, sie blieben dennoch, so sagte man sich mit

---

[1]) 1. „Mémoires du Prince de Talleyrand publiés avec une préface et des Notes par le duc de Broglie de l'Académie française". Vol. I—V. Paris, Calman Lévy. 1891. (Deutsche Uebersetzung von A. Ebeling.)

2. G. Pallain, „La Mission de Talleyrand à Londres en 1792, avec introduction et notes". Paris, Plon. 1839. 1 Vol.

3. G. Pallain, „Le Ministère de Talleyrand sous le Directoire". Paris, Plon. 1891. 1 Vol.

4. Pierre Bertrand, „Lettres inédites de Talleyrand à Napoléon", 1800—1809, avec introduction et notes. Paris, Perrin et Cie. 1889. 1 Vol.

5. G. Palain, „Talleyrand et Louis XVIII, Correspondance inédite pendant le Congrès de Vienne". Paris, Plon. 1881. 1 Vol.

6. G. Pallain, „Ambassade de Talleyrand à Londres", 1830—1834, première partie. Paris, Plon. 1891.

7. Comtesse de Mirabeau, „Le Prince de Talleyrand et la Maison d'Orléans". 1 Vol.

Wegen des beschränkten Raumes und des Umfanges des Materials wurde, mit Ausnahme der Bezeichnung einiger Stellen in den Memoiren selbst, auf jede Quellenangabe verzichtet.

Die Verf.

Recht, der Meinungsausdruck eines der best informirten und scharfsinnigsten unter allen Mitspielenden im ungeheuren Drama, das die neue Zeit einleitete. Welcher andere Zeuge konnte sich mit dem Manne vergleichen, der als Mithandelnder über die Politik der Constituante, der Legislative, des Directoriums, des Kaiserreiches, der beiden Restaurationen und der Julimonarchie, des Amerika von Washington und des England von Pitt berichten konnte? Wenn Niemand ihm an praktischer Erfahrung gleich kam, so hatte kaum ein Anderer ähnliche Wandlungen durchgemacht.

Feudalherr, Kleriker, Finanzmann, Bischof, Volksvertreter, Gesetzgeber, Mitbegründer eines Schisma, diplomatischer Agent, Verbannter, Flüchtling, Spekulant, Akademiker, Priester und Ehemann, exkommunicirt und säcularisirt, einmal Minister, zweimal Botschafter, einmal Regent, vom größten der Abenteurer wie ein Lakei mißhandelt, vom selbstbewußtesten der Bourbons als ein Ebenbürtiger empfangen, hat Talleyrand nahezu alle Wechselfälle menschlicher Schicksale während einer achtzigjährigen Existenz erfahren. Aber die Ungeduld der Zeitgenossen ist getäuscht worden; keinem derselben hat er sie erzählt. Es ist mehr als ein halbes Jahrhundert vergangen, bevor die Memoiren erschienen, und diesem Umstand ist es zuzuschreiben, wenn die zu Abbotsford ausgesprochenen Bedenken fast gegenstandslos geworden sind. Sie waren zur Zeit begründet, wo die absichtlichen Täuschungen der napoleonischen Legende, die Berechnungen verfrühter Denkwürdigkeiten, die falschen Lichteffecte der Apologien oder das künstlich hergestellte Dunkel systematischer Gegnerschaft noch das zwischen 1789 und 1836 abgespielte historische Drama fälschten. Sie fielen hinweg, sobald die Memoiren Talleyrand's von einer Generation gelesen wurden, für welche fünfzig Jahre der Forschung das fast unermeßliche Material angesammelt hatten, welches ihr die Prüfung seines Zeugnisses bis in die fernliegendsten Einzelheiten ermöglichte. Ja, sie konnte das um so mehr, als er selbst ihr die Mittel bereit hielt, ihn zu controliren und Talleyrand, der Verfasser der Denkwürdigkeiten, jeden Augenblick durch Talleyrand den Deputirten, den Minister, den Botschafter corrigirt werden konnte. Das geschah zum ersten Male 1864, als, unter dem Namen des Grafen Angeberg, die Acten des Wiener Congresses erschienen. Sie enthalten so viele wichtige Documente von Talleyrand, daß Sorel der Ansicht ist, dieser habe weit weniger als Ludwig XVIII. dabei zu gewinnen gehabt, als Pallain 1881 den vollständigen, in den Archiven des Auswärtigen Amtes niedergelegten Text der Correspondenz von 1814—1815 zwischen ihnen herausgab. Beide Veröffentlichungen zeigen den Staatsmann auf der Höhe seiner Leistungsfähigkeit und das Werk seiner Diplomatie im Lichte kühnster Genialität. Durch den außerordentlichen Erfolg gespornt, ließen Pallain die Mission Talleyrand's in London, 1792 und später die Actenstücke über sein Ministerium während des Directoriums, Pierre Bertrand die Correspondenz mit Napoleon 1800—1809 folgen. Auch diese Publicationen zeigten den Mann vielfach in neuem Licht, der im Leben wie im Tode beständig discutirt, angegriffen, beschuldigt, geschmäht, zuweilen vertheidigt, bis dahin weder den großen Anklägern, Michaud, Chateaubriand, Sainte-Beuve Rede gestanden, noch den Freunden, Gagern, Senfft, Mignet, die die Vertheidigung erleichtert hatte. Erst in diesem Jahre 1891 ist, nach der officiellen Persönlich-

keit, endlich auch der Mensch selbst, den sie unter so verschiedenartigen Gestalten barg, zu Wort gekommen: die Memoiren sind erschienen.

Hat Talleyrand es so gewollt?

Antwort darauf gibt die Geschichte, man könnte fast sagen die Legende, die sich an die Veröffentlichung seiner Denkwürdigkeiten knüpft.

I.

Am 17. Mai 1838 starb Talleyrand. Vier Jahre früher hatte er sein Testament, zwei Jahre früher das Codicill in Form der Erklärung verfaßt, die in kurzen, aber schwerwiegenden Worten die Apologie seiner politischen Vergangenheit enthielt. Das Testament bestimmte zur Veröffentlichung der Memoiren eine Frist von dreißig Jahren, vom Tode des Verfassers an gerechnet. Jedoch blieb es seinen Erben anheimgestellt, diese Frist, wenn nöthig, zu verlängern. Ein weiteres Codicill, vom 17. März 1838, ernannte zu seiner Universalerbin die Gattin seines Neffen, Dorothea, Prinzessin von Kurland, Herzogin von Dino, bald darauf Herzogin von Talleyrand und von Sagan. In ihre Obhut wurden alle Papiere ihres Onkels mit dem Verfügungsrecht darüber unter den in seinem Testament vorgesehenen Bedingungen gegeben, und an ihre Stelle, falls sie vor der festgesetzten dreißigjährigen Frist zu sterben kam, trat Adolf von Bacourt, französischer Gesandter am badischen Hof. An Bacourt ist auch die Bitte gerichtet, Angesichts einer solchen Eventualität „alle unveröffentlichten, von Talleyrand in England zurückgelassenen Papiere an sich zu nehmen". Bereits vor ihrem, am 29. September 1862 erfolgten Tode, hatte auch die Herzogin von Talleyrand den größten Theil der ihr vererbten Papiere an Herrn von Bacourt ausgehändigt, der es fortan als seine Lebensaufgabe betrachtete, „eine originelle, treue und vollständige Copie der Memorien" herzustellen. Nach der 1860 in Nizza gemachten mündlichen Mittheilung der Herzogin an Herrn von Montalivet bestanden die ihr anvertrauten Documente theils aus Manuscripten von Talleyrand's Hand, theils aus Fragmenten, die er ihr dictirt, und endlich aus Aufzeichnungen aus seinen Gesprächen, die sie niedergeschrieben und ihm dann zur Correctur unterbreitet hatte. Von einem zusammenhängenden, in chronologischer Ordnung einheitlich componirten und niedergeschriebenen Ganzen ist nirgends die Rede. In seinem Testament bezeichnet Bacourt „vier in Leder gebundene Bände als die einzige authentische und selbständige Copie der Memoiren des Fürsten von Talleyrand, sowie sie nach den Manuscripten, Dictaten und Abschriften angefertigt worden ist, deren Gebrauch Herrn von Bacourt durch Talleyrand bezeichnet wurde". Jedem dieser Bände, mit Ausnahme des letzteren, dessen Vollendung sie nicht mehr erlebte, hat die Herzogin von Dino eine Beglaubigung hinzugefügt. Nach dem Tode von Bacourt wurden dieselben den Herren Chatelain, einem Notar, und Andral, Rechtsanwalt und später Vicepräsident des Staatsrathes unter dem Ministerium des ihm befreundeten Herzogs von Broglie übergeben. Herr Andral ist es, der, ohne Anführung irgend eines Grundes, das Erscheinen der Memoiren, weit über die festgestellte Frist verzögerte. Einsicht in dieselben verweigerte er Herrn Thiers, der darum gebeten hatte, und gewährte sie dem Grafen von Paris. Der Herzog von Broglie, dessen Händen der 1890 verstorbene Herr Andral die Denkwürdigkeiten Talleyrand's

anvertraute, constatirte im berühmten Porträt von Egalité (Bd. I, S. 148), kurz nach der Stelle, wo der Verfasser sagt, er werde den Verwandtschaftsgrad zwischen Ludwig XVI. und dem Herzog von Orléans genau bestimmen, eine Lücke von acht herausgerissenen Seiten.

Obwohl Alle, denen der Reihe nach die Denkwürdigkeiten anvertraut gewesen, den einzigen, authentischen Text desselben zu besitzen meinten, erhielt sich dennoch der Glaube an das Vorhandensein einer zweiten, in England aufbewahrten Copie mit solcher Zähigkeit, daß die Herren Chatelain und Andral sich veranlaßt sahen, im „Journal des Débats" vom 24. Mai 1868 die Existenz einer solchen feierlich in Abrede zu stellen. Jahre später, als Chatelain todt, Andral bereits schwer erkrankt war, empfing dieser den Times-Correspondenten Blowitz, der ihm Stellen aus dem so wohl verwahrten Manuscript auswendig hersagte. Bald darauf, am 29. Mai 1890, brachten die „Times" Auszüge dieser zweiten Copie, von der Blowitz zu verstehen gab, daß sie Spuren der Correctur von Talleyrand's Hand aufweise. Wer sie aber besaß oder ob eine Publication derselben beabsichtigt sei, sagte er nicht, und es besteht die begründete Vermuthung, daß ihm selbst nichts Anderes als Auszüge bekannt waren, die allerdings mit dem Text Bacourt's stimmen. Allein so viel wurde doch erreicht, daß jetzt der Herzog von Broglie zur ersten Mittheilung sich veranlaßt sah, „der Druck der Memoiren habe begonnen".

Unmittelbar nach ihrem 1891 erfolgten Erscheinen entfachte die Controverse sich von Neuem. Sie läßt sich in drei Argumenten zusammenfassen. Nach der bündigen Erklärung des Herzogs von Broglie selbst fehlt das Original-Manuscript, und Niemand ist zu sagen im Stande, was aus demselben geworden. Ferner weisen die Memoiren ganz enorme Lücken auf. Talleyrand, nachdem er zuerst in seinem Testament und dann in den Memoiren (Bd. I, S. 228) ausdrücklich bemerkt, er werde seine Rolle in der Constituante eingehend besprechen, sagt kaum ein Wort von Bedeutung über die revolutionäre Epoche, während Bemerkungen wie diese: „La révolution française est née de la vanité," auf Interpolationen von der Hand der als reactionär bekannten Herzogin von Talleyrand und Sagan schließen lassen. Endlich finden sich in den Denkwürdigkeiten so grobe historische Verstöße und Gedächtnißfehler, daß es unmöglich ist, sie dem vorgeblichen Verfasser zur Last zu legen. Eine ganze Liste derselben ist zusammengestellt worden und ließe sich verlängern. Gerade der letztere Einwand, um mit diesem zu beginnen, dürfte sich kaum als stichhaltig erweisen.

Das öffentliche Leben Talleyrand's umfaßt ein halbes Jahrhundert; fast dreißig Jahre davon hat er in verantwortungsvoller Thätigkeit verbracht. So unbegründet der ihm oft gemachte Vorwurf relativer Trägheit ist, war er gewohnt, Anderen die Redaction und letzte Feile seiner Dictate zu überlassen. Er arbeitete wie ein großer Herr, der um das Detail sich nicht zu kümmern gewohnt ist; Irrthümer, wie er sie begangen hat, finden sich auch bei Solchen, die seine Entschuldigungsgründe nicht geltend zu machen haben. Keiner derselben ist an sich wichtig genug, um die Authenticität des Textes zu erschüttern, die schließlich auch die heftigsten Gegner, zwei Kritiker im „Monde" und in der „Revue de la société des Études historiques", dann F. A. Aulard in der „Revue bleue",

Funk-Brentano in der „Nouvelle Revue“ zugestehen. Der zweite Einwand richtet sich gegen die Herausgeber der Memoiren, vor Allem gegen die Herzogin von Dino und Herrn von Bacourt. Talleyrand hat die erstere schwärmerisch verehrt, und es unterliegt kaum einem Zweifel, daß sie den Ton seiner Aufzeichnungen stellenweise beeinflußt hat. Madame de Rémusat hebt wiederholt seine Charakterschwäche hervor; sie war nie fühlbarer als in seinen Beziehungen zu Frauen. Was Bacourt betrifft, so ist seine Zuverlässigkeit als Herausgeber der „Correspondenz zwischen Mirabeau und de La Marck“ geprüft worden. Diese Veröffentlichung war so bedeutend, daß ein langjähriger Secretär des Fürsten von Arenberg, J. Ph. Städtler, 1851 eine deutsche Ausgabe veranstaltete, die er mit wichtigen Zusätzen und Anmerkungen versah. In Frankreich blieb die werthvolle Arbeit unbeachtet; Professor Stern, der verdiente Biograph von Mirabeau, lernte aus derselben das Vorhandensein zahlreicher Noten von 1791 an den Hof, die Duquesnoy redigirt, Mirabeau corrigirt und Bacourt nicht abgedruckt hat. Seine gewissenhafte Loyalität bezweifelt Stern aber ebenso wenig, als es einer Untersuchung von Stockmar in Sybel's historischer Zeitschrift gelungen ist, den Glauben an dieselbe zu erschüttern. Bacourt hat Manches nicht gekannt, Anderes nicht publicirt, nicht gewußt, oder übersehen. Wenn das genügte, um die Authenticität eines Werkes in Frage zu stellen, was müßte man dann von den Noten sagen, mit welchen der Herzog von Broglie „die Copie“ von Bacourt begleitete, und die er zwar nicht selbst verfaßt, aber doch vielleicht gelesen und jedenfalls mit der Autorität seines Namens versehen hat. Bd. I, S. 60, Note 2 handelt von Niemand anderen als von Frau von Staël, der eigenen Großmutter des Herzogs von Broglie. In dieser Note steht: „Mme de Staël vécut à Paris pendant toute la durée de la révolution, s'occupant activement des affaires publiques.“ Frau von Staël verließ Paris am 3. September 1791 und kehrte im Mai 1795 zum ersten Male dahin zurück. Die Einzelheiten darüber stehen in einem ziemlich bekannten Buch, die „Considérations sur la Révolution française“, von eben derselben Frau von Staël. Dieser berühmten Frau gedenkt die Note nicht weiter, als um anzugeben, daß sie am 15. Juli 1817 starb! Frau von Staël hat aber einen historischen Todestag, und das ist der Morgen des 14. Juli, an welchem achtundzwanzig Jahre früher die Bastille fiel und der Anfang vom Ende begann. Ferner hat Necker nicht, wie Note 2, I, 30 angibt, am 18., sondern am 7. September 1790 seine Entlassung genommen, denn am 12. September war er bereits Gefangener des Pöbels in Arcis-sur-Aube. Macdonald (Bd. I, S. 267, Note 1) war nicht von irischer, sondern von schottischer Abkunft. Jerôme Bonaparte (Bd. I, S. 419, Note 5) hat nicht Frédérique Dorothée, sondern Prinzessin Catharina von Württemberg geheirathet. Der bayerische Minister Montgelas (Bd. I, S. 419, Note 4) ward nicht 1814, sondern 1817 entlassen. Maximilian Joseph war nicht Herzog, sondern Kurfürst von Bayern. Erzbischof Lomenie de Brienne (Bd. I, S. 28, Note 3) ist nicht „plötzlich“, sondern, wie Condorcet und Chamfort, durch Gift gestorben, um dem Schaffot zu entgehen. Die Gräfin von Narbonne-Lara (Bd. I, S. 97, Note 1) war nicht Ehrendame der Dauphine, sondern ihrer Schwägerin, Madame Adelaïde, und die Sache ist nicht gleichgültig, weil eine der bekanntesten Skandalgeschichten des achtzehnten Jahrhunderts

damit in Verbindung steht. Bd. I, S. 221 sagt Talleyrand ganz richtig, daß Brissot 1792 zum Kriege drängte, um das Königthum zu stürzen. Die Note 2 nimmt darauf nicht die geringste Rücksicht und schreibt diesem Führer der Gironde die wahrscheinlich niemals von ihm gehegte Absicht zu, den König zu retten. Es fehlt der Platz, um eine Liste fortzusetzen, die sich noch mit Dutzenden von Beispielen bereichern ließe. Nur das sei bemerkt, daß der Herzog von Broglie selbst in seiner Vorrede zu den Denkwürdigkeiten von Talleyrand die Fiction aufrecht erhält, als ob dieser 1815 zu Wien „le principe absolu de la légitimité" durchgeführt habe (Bd. I, XXIX); Talleyrand aber hatte in selbstgegebenen Instructionen wohlweislich jenes andere Princip aufgestellt, daß auch das legitimste Recht bestritten werden kann und so lange suspendirt bleibt, als die Ungewißheit dauert (Bd. II, S. 225), eine Clausel, kraft welcher Gustav VI. depossedirt und Bernadotte König von Schweden blieb, Norwegen von Dänemark gegen seinen Willen getrennt und mit Schweden gegen seinen Willen vereinigt, die Republik Genua ebenso unfreiwillig an die Krone beider Sardinien, Venedig an Oesterreich und Parma an Marie Luise überging, obwohl der Erbe der Farnese lebte und mit dem Herzogthum Lucca sich begnügen mußte.

Während also der Herzog von Broglie die Aufgabe des Herausgebers etwas leicht genommen hat, bleibt die Frage nach der zweiten Copie, die manches aufklären könnte, vorläufig unerledigt.

Die Memoiren können jedoch für sich sprechen.

Ueber ihre Echtheit besteht, wie gesagt, kein Zweifel. Aber sie sind unvollständig, zum Theil wissentlich ungenau, und die Persönlichkeit des Verfassers bleibt nach wie vor verschleiert. Der Neugierde des Publicums hält er die Ueberraschung des Schweigens und die Antwort bereit: „Je veux éviter tout ce qui aurait une apparence libellique" (Bd. II, S. 217). Selbst unter den vielen, ihm zugeschriebenen Anekdoten sind nur einige wenige und gerade solche aufgenommen, die den Meister kaum verrathen. Dinge, die er allein wußte, Umstände, die ihn freisprechen, hat er nicht gesagt. Ueber die Concordatsverhandlungen von 1800—1801, an welchen er ganz hervorragend betheiligt war, gibt er ein paar kurze Sätze (Bd. I, S. 284). Dem Conflict zwischen Napoleon und Pius VII., dem Talleyrand ganz fern stand, sind fast hundert Seiten gewidmet (Bd. II, S. 35—125). Von der Kunst, durch welche es gelang, in wenigen Stunden des 2. April 1814 den napoleonischen Senat, in welchem Königsmörder saßen, zur Rückberufung der Bourbons zu bringen, ist nichts verrathen. (Bd. II, S. 164). So ist es gekommen, daß der erste Eindruck, den die Memoiren hervorriefen, der der Enttäuschung war. Man hatte, wenn nicht zu viel, so doch etwas ganz Anderes erwartet, und war nun versucht, mit der Gabe auch den Geber zu unterschätzen. Allein dieser selbst hat nicht enttäuscht, sondern Talleyrand, der Verfasser der Denkwürdigkeiten, ist durch Talleyrand, den Abgeordneten von 1789, den Unterhändler in London, den Minister des Consulats, den Rathgeber von 1805 und 1808, den Correspondenten von Ludwig XVIII. und Botschafter am Wiener Congreß übertroffen worden. Seine Meisterstücke sind seine Denkschriften, einzelne seiner Noten, Depeschen und Briefe, in welchen ein consequenter Staatsgedanke inmitten aller Wandlungen sich Bahn bricht und der

Geist der Zeit und des Mannes in lebendiger Unmittelbarkeit und mit wunderbarer Gewandtheit sich spiegelt. Nur im Zusammenhang mit diesen Publicationen läßt sich derjenige verstehen, den Frau von Staël „l'homme indéchiffrable" nannte, und der doch nur das Ergebniß, der höchste und vollendete Ausdruck einer Epoche war, die den Sinn für sittliche Größe verloren hatte und in Verbindung höchster Klugheit mit vollendeter Lebenskunst ihre beschränkteren Ideale suchte und fand.

Von diesem Standpunkt aus betrachtet sind Talleyrand's Memoiren ein überaus merkwürdiges und dazu ein unentbehrliches Buch. Sie enthalten Partien, wie nur er sie schreiben, sie erzählen Dinge, wie nur er sie schildern konnte, und geben, wenn auch nicht immer die Wahrheit, so doch den Faden an die Hand, um die Wahrheit zu finden. Nicht, was Talleyrand sagt, sondern das Viele, das er verschweigt, das auffallende Mißverhältniß im architektonischen Aufbau, wodurch das Wichtigste in den Schatten gedrängt und Gleichgültiges oft unverhältnißmäßig betont wird, diese auf den ersten Blick ganz unverständlichen Eigenthümlichkeiten sind es, die es zu erklären galt und für die kaum eine bessere als die folgende Lösung gefunden werden wird.

Die Memoiren von Talleyrand, das heißt der weitaus größte und wichtigste Theil derselben, der sich auf den Sturz des Kaiserreiches und die Ereignisse von 1814—1815 bezieht, ist vornehmlich für einen Leser bestimmt gewesen, und dieser war der König von Frankreich.

Der Streit darüber, ob er Ludwig XVIII. oder Karl X. hieß, ob 1816 oder 1823 das Redactionsjahr der Memoiren sei, ist zu Gunsten Derjenigen entschieden worden, die sich für 1816 ausgesprochen hatten. Das Capitel über Erfurt ist zur Zeit des Congresses entstanden. Einzelne Partien mögen viel später als 1816 niedergeschrieben worden sein. Dennoch besteht kein Zweifel mehr darüber, daß Alles die Restaurationspolitik Betreffende dazu bestimmt war, von Ludwig XVIII. gelesen zu werden.

Unter dem Druck Rußlands, dessen Gegnerschaft er 1814—1815 durch seine Haltung in Wien provocirt hatte, dem Haß der Ultras verfallen, von den Bonapartisten wegen Ablehnung der Regentschaft geächtet, vom König, der ihn nicht leiden mochte, willig geopfert, schied Talleyrand am 24. September 1815 aus dem Ministerium. Nach fast zwanzigjähriger Thätigkeit im Vordergrunde der europäischen Ereignisse, blieben ihm die Pairie und eine Hofcharge als Großkämmerer, mit 100 000 Franken Gehalt. Und das unter dem Monarchen, den er kraft eines Princips aus Vergessenheit und Exil auf den Schild gehoben, dem er durch eine subtile Theorie den Glanz der Krone, durch die Charte und die Proclamation von Cambrai das Prestige moderner Souveränität verliehen hatte. Niemand wußte das besser, als Ludwig XVIII. Es hieß den Undank der Könige überbieten, wenn er gesonnen war, es auf die Dauer zu vergessen. Jedenfalls sollte ihm auch der letzte Vorwand dazu genommen werden. Das war der Zweck der Memoiren. Ihm opfert der Constitutionelle von 1789 unbedenklich die erste glänzende Rolle seiner Mannesjahre, wohl die einzige, die er aus voller Ueberzeugung gespielt hat. Vom Antheil an dem Werk der Constituante, der zweimal ein entscheidender war, ist mit keinem Wort die Rede, denn weder von den

Leidenschaften der Reaction noch vom Vorurtheil des immerhin gemäßigteren Königs waren Verständniß und Billigkeit, wo nicht Nachsicht dafür zu erwarten. Zudem mochte Talleyrand von der stolzen Zuversicht getragen sein, daß, wo nicht er selbst, so doch Zukunft und Geschichte die Lücken ausfüllen und des Constitutionellen von 1789 mit Ehren gedenken würden.

Dafür konnte er mit begreiflicher Genugthuung daran erinnern, wie er, nach dem Fall der Bastille, feierlich und vergebens das sinkende Königthum zum Widerstand, den Grafen von Artois zum Verbleiben auf seinem Posten aufgefordert, und wie die rathlose Schwäche des einen, die Emigration des anderen ihm und seinen Freunden die Freiheit der Action zurückgegeben hatte. Es war keine Concession an die Strömung von 1816, sondern persönliche Ueberzeugung, wenn er die Dinge nach dem 10. August 1792 als so hoffnungslos verkehrt schilderte, daß er ihnen selbst die Berechtigung absprach, künftigen Geschlechtern zur Lehre zu dienen (Bd. I, S. 228). Er greift in den Memoiren den Faden erst dann wieder auf, als er, 1797 zum Minister des Aeußeren unter dem Directorium ernannt, die patriotische Aufgabe auf sich nahm, „Fehler wieder gut zu machen, die er nicht begangen, nachdem er Rathschläge ertheilt hatte, die nicht befolgt worden waren." Die Worte sind vom Herzog von Broglie. Sie finden nicht nur auf die Stellung Talleyrand's zur unfähigen Directorialpolitik, sondern auch auf seine Rolle unter dem Kaiserreich ihre Anwendung. Talleyrand macht kein Hehl daraus, daß er den jungen Sieger von Italien, den Ersten Consul geliebt und bewundert habe; aber er verurtheilt früh den Kaiser und betont, wie auch hier sein Amt ein passives und vorzüglich darauf berechnetes gewesen sei, größeres Unheil zu verhüten. An die Adresse des legitimen Königs sind die Worte gerichtet: „Aus dem Zustand, in welchem Frankreich sich 1797 befand, zur moralischen Ordnung zurückkehren, war unmöglich. Es bedurfte der Zwischenregierungen — des régimes intermédiaires — und zwar mehrerer solcher . . ." Die Lage der Welt ließ 1803 die Wiederherstellung des Hauses Bourbon nicht zu: „Wenn dieser Gedanke sich zuweilen Ludwig XVIII. aufdrängt, wie aufrichtig müßte seine Dankbarkeit gegen die Vorsehung und sein Bestreben sein, Frankreich glücklich und groß zu machen. Er bedenke, was seit 1803 Alles geschehen mußte, um seine Rückkehr vorzubereiten (Bd. I, II, S. 131). Hier helfen die Memoiren dem Gedächtniß des Königs nach. Der wahre Urheber seiner Restauration erzählt, wie er, zugleich Minister und Botschafter, ohne Armee, ohne materiellen Halt und ohne Alliirte — er hätte hinzufügen können, ohne das Vertrauen seines Monarchen — drei Monate nach seiner Ankunft in Wien zum unbestrittenen Herrn der diplomatischen Situation geworden war, die damit debütirt hatte, die Berechtigung seiner Sendung anzufechten. Die Memoiren, die solche Leistungen zu verzeichnen haben, sind keine Apologie und erniedrigen sich zu keiner Vertheidigung; sie sind ein Plaidoyer, das eine glückliche Indiscretion Ludwig XVIII. in die Hände spielen konnte, und von Karl X. überlegt zu werden verdiente. Verschiedene Angaben von Zeitgenossen beweisen, daß Talleyrand sie nicht überängstlich zurückhielt. Vitrolles kannte sie zum Theil; Chateaubriand hörte aus dem Munde des Verfassers die Schilderung seiner Jugendzeit; Barante erzählt in den „Souvenirs", wie ihm 1826, zu Valençay, das Capitel über Erfurt vorgelesen wurde. Jenes andere Capitel

über den Herzog von Orleans schloß eine Lectüre der Memoiren durch den König nicht aus. Aber nichts beweist, daß sie erfolgte. Während der fünfzehn Jahre, wo Frankreich noch durch die ältere Linie regiert wurde, blieb Talleyrand auf eine glänzende Vergessenheit beschränkt.

Seine Loyalität, man weiß es, hatte ihre Grenzen. Dieser Anwalt der Legitimität umgab die alte Monarchie mit der festen Schutzwehr eines unantastbaren historischen Rechtes, unter der Bedingung und der Voraussicht, daß der constitutionelle Thron „mit allen Garantien einer weisen Freiheit umgeben, und über die Parteien gestellt werden würde". Ein Ritter war er nicht; vom Augenblick an, wo er sah, daß das Staatsschiff aus den Bahnen glitt, die er ihm vorgezeichnet hatte, fühlte er sich abermals frei. Die Worte: „Les anciennes dynasties placent leur origine dans le ciel; „le Par la grâce de Dieu" est un protocole d'ingratitude" (Bd. I, S. 386), schließen Erfahrungen ab, die bis 1789 zurückreichen. Als Botschafter von Louis Philippe in London hat Talleyrand seine staatsmännische Laufbahn abgeschlossen.

Aber von 1830 an war eine Veröffentlichung der Memoiren auf unbestimmte Zeiten vertagt. Sie hätten umgearbeitet werden müssen, um vom Sohn und von den Enkeln Égalité's gelesen zu werden; sie blieben, wie sie waren, und glitten nach dem Tode ihres Verfassers in allzu zaghafte Hände. Denn darin, viel mehr als durch einzelne, immerhin meist unerwiesene Acte der Willkür ist dem Werk von Talleyrand geschadet worden, daß es nicht, wie er selbst es bestimmt hatte, 1868 erschien. Gerade in diesen letzten dreiundzwanzig Jahren hat die Geschichte es überholt. Aber der Werth seines Urtheils, die vornehme Anmuth seiner Form, die hohe Einsicht und wunderbar kühle Entschlossenheit, mit welcher er die Entwicklung menschlicher Dinge beobachtete oder sie beherrschte, alle diese Vorzüge sind heute noch ein Gegenstand interessanten Vergleichs und gerechter Bewunderung.

Der feine Geist, der seine Aufzeichnungen nicht „Memoiren" genannt wissen wollte, weil sein Leben und seine Person darin zurücktreten, der nicht einmal die Bezeichnung von „Meinungsäußerungen über die Zeitereignisse" für sie beanspruchte, „weil Niemand so viel als er in seinem Leben gezweifelt hat", ihm würde es vielleicht nicht ganz mißfallen, mit Vorbehalt gelesen und mit Einschränkungen anerkannt zu werden.

II.

Weit zurück in der Jugend Napoleon's liegt etwas wie lyrisches Empfinden und Weichheit des Gefühls. Fernab, in Talleyrand's Kindheit, ist eine Elegie geborgen. Am 13. Februar 1754 geboren, blieb er bis zum fünften Jahr der Pflege einer Pariser Wärterin überlassen, indeß seine Eltern durch ein großes Einkommen am Hofe zu Versailles das ihnen fehlende Vermögen ersetzten. Nicht, wie oft gesagt worden ist, wegen eines erblichen Gebrechens, sondern in Folge des Sturzes von einer Kommode blieb das Kind hinkend. Man hatte den Unfall so lange verheimlicht, daß jede ärztliche Hülfe sich als vergebens erwies. Er entschied über seine Zukunft. Als ältester von zwei überlebenden Brüdern war Charles-Maurice Talleyrand dem Waffenhandwerk bestimmt gewesen. Die

physische Unfähigkeit dazu veranlaßte seinen Eintritt in die Kirche. Es war beschlossene Sache, längst bevor der Knabe sein Schicksal auch nur begreifen konnte. Nicht von der Mutter, sondern von der Urgroßmutter kamen ihm die ersten, man muß hinzufügen die einzigen Beweise der Fürsorge und Liebe. Die Schilderung des Landlebens auf ihrem Schloß zu Chalais gehört zum Anziehendsten, was er geschrieben hat. Dort verbrachte er glückliche Jahre, bis der Wille der Eltern den achtjährigen Knaben nach Paris zurückrief. Man erzählte sich im achtzehnten Jahrhundert, er habe niemals unter demselben Dach mit seinen Eltern geschlafen. Er führt den Ausspruch auf sein richtiges Maß zurück: „Einmal will ich es sagen, um dann hoffentlich nie mehr auch nur daran zu denken, daß ich vielleicht der einzige aus vornehmer und zahlreicher Familie stammende Mensch bin, der nicht einmal in seinem Leben das Glück genossen hat, eine Woche mit seinen Eltern zu verbringen."

Nach einem sechsjährigen Aufenthalt im College d'Harcourt wurde der junge Talleyrand nach Reims geschickt, wo sein Onkel Coadjutor des Erzbischofs war. Die Erwartung, der Glanz dieses geistlichen Hofes werde den angehenden Priester mit seinem Stand versöhnen, wurde getäuscht. Durch die ihn umgebende Pracht fand er sich nicht für das völlige Opfer der Aufrichtigkeit entschädigt, das von ihm, „und zwar im Alter verlangt wurde, wo das Herz am ehrlichsten empfindet." Er begriff nicht, „warum Entsagung versprochen und Ehrgeiz zum Ziel erwählt werden sollte, warum der Weg zum Ministerium der Finanzen durch das Seminar hindurch führte." Um ein solches Verständniß zu erleichtern, gab man ihm die Memoiren von Retz, die Lebensbeschreibungen von Richelieu und Ximenes. Gondy lehrte ihn, „wie die Kunst, den Genuß mit seinen Standesobliegenheiten zu vereinigen, vor der Welt rechtfertige, was sie verbinde;" wie es „Zeiten gebe, wo es dem Mann nicht gezieme, in Ungnade zu sein". Von den Lehren der Theologie bewahrte er die Vorschrift Thomassin's: „Nichts ist dem Kanon so entsprechend, als eine Umgehung des Kanons, wenn dadurch mehr Gutes als durch Befolgung desselben erzielt wird" (II, 41). Von Montesquieu lernte er das Werden der politischen Institutionen und das Verständniß der Kräfte, welche die menschliche Gesellschaft bewegen. Montlosier's „Geschichte der französischen Monarchie" ist später, 1804, auf Talleyrand's Anregung entstanden. „Les livres m'ont éclairé, jamais asservi," lautet das Urtheil des geistigen Epikuräers. Von Reims nach Saint-Sulpice versetzt, fand er in der Bibliothek des Cardinals Fleury Werke von Historikern und Forschungsreisenden, denen er mehr als seinen Lehrern verdankt zu haben erklärte. An derselben Stätte, unter gleichen Einflüssen war der letzte große Minister der Monarchie, Turgot, gebildet worden; in Saint-Sulpice hat er daran gedacht, eine Geschichte des Jansenismus zu schreiben. Dann hatte er sich den ökonomischen Problemen zugewandt und Frankreich nach der Theorie der Physiokraten zu retten gesucht. Diesen heroischen Glauben an die Macht der Principien hat Talleyrand nicht getheilt. Er vertraute vielmehr auf die Macht der Interessen und behielt von seiner geistlichen Erziehung die Kunst feiner Unterscheidung und einer scharfen Beobachtung der Menschen. Der Scepticismus, mit dem er einst gegen Wessenberg äußerte: „Le seul bon principe, c'est de n'en avoir aucun",

begann in jenen Tagen. Er überließ es Anderen, klassische Sätze von Buffon zu bewundern, und lernte seine weltmännische Rhetorik von Voltaire. Als er endlich dazu kam, seine Mutter kennen zu lernen, pries er vor Allem, „daß sie in Abtonungen sprach: „Es ist mir deshalb stets Abneigung gegen Solche geblieben, die, um sich klarer auszudrücken, technische Bezeichnungen gebrauchen. Ich glaube weder an den Verstand noch an die Kenntnisse der Leute, die keine Aequivalente kennen und beständig definiren."

Das Leben im Seminar währte drei Jahre. Einsam und abgeschlossen, hatte Talleyrand keine Freunde. Man zieh ihn des Hochmuths; statt dessen war er nur „ein guter Junge, außerordentlich unglücklich und innerlich erbittert." Man sagte ihm, er tauge zu nichts; eine geheime Ahnung verwies ihn auf die Zukunft, sprach ihm von großen Leistungen und edlen Thaten und ein recht gewöhnlicher Zufall bewahrte ihn vor den Foltern der ihn bedrohenden Schwermuth. Madame de Rémusat erzählt in ihren Memoiren und er in den seinigen, wie eine flüchtige Begegnung während eines Schauers und unter demselben Regenschirm den ersten Anstoß gab, der sein Herz erweckte. Der Gegenstand seiner achtzehnjährigen Neigung war eine junge Pariserin, die wider Willen auf die Bretter gedrängt wurde, wie er in die Kirche, und die er zwei Jahre hindurch fast täglich sah. Im Gegensatz zur Offenheit dieses Bekenntnisses steht das Schweigen, mit welchem er seine Ordination übergeht. Nur durch Talleyrand's Jugendfreund, Choiseul-Gouffier, hörte Bacourt wie das Bitten und Drängen desselben, der unselige Schritt möge noch im letzten Augenblick unterbleiben, mit Thränen der Verzweiflung und den Worten, dazu sei es zu spät, zurückgewiesen wurden.

Kurz darauf, 1775, war der junge Abbé de Perigord bei der Krönung Ludwig's XVI. zu Reims anwesend; dort wurde er zum Mitglied der Versammlung des Klerus der Provinz ernannt, und so allmälig durch die Verwaltung des Kirchengutes zu jener genauen Kenntniß des Finanzwesens herangebildet, die ihn als Staatsmann auszeichnete. Es war zugleich der erste Schritt zu seiner späteren Würde eines der beiden Generalagenten des französischen Clerus, mit dem Sitz in Paris, ein verantwortungsvolles, wichtiges Amt, das seinen Ruf begründete.

Nach zwei weiteren Jahren in der Sorbonne, „wo man Alles, nur nicht Theologie trieb," fühlte sich Talleyrand, wie anscheinend schon längst von inneren Conflicten, so jetzt von äußerem Zwang befreit.

Mit reichgelocktem Haar, Lebensfreude im schmeichelnd herausfordernden Blick, um den feinen Mund ein früher Zug von Ironie, so zeigen Jugendbilder den eleganten jungen Abbé, der zu gut wußte, wie das Vorurtheil der Welt gegen Priester, die ihren Stand vergaßen, nicht zu den Schwierigkeiten gehörte, die ihm bevorstanden. Er ist es, der zu Guizot gesagt hat, wer damals nicht gelebt, habe die Wonne des Daseins nicht gekostet. In der Kunst dieses raffinirten Lebensgenusses übte er sich früh. Seine Pariser Wohnung schmückten Lieblingsschriftsteller in kostbaren Einbänden und seltenen Ausgaben. Er suchte die Bekanntschaft bedeutender Männer und heiterer Genossen, unter welchen Narbonne, von dem er ein so kühl zutreffendes Bild gezeichnet hat. An seinem Frühstücktisch begegneten sich Mirabeau, Abbé Delille, Lauzun, Panchaud,

Chamfort, Dupont de Nemours. Er verkehrte mit Maurepas, Choiseul, Turgot und Calonne, und opponirte Necker, dessen staatsmännische Bedeutung er stets geleugnet hat. Aber mehr noch als die Minister interessirten ihn die Frauen. Vitrolles, der ihn gut kannte, betont, er habe sie aus Neigung, aus Schwäche und aus Berechnung geliebt. Eine Bemerkung, die der als wortkarg und klug gerühmte junge Abbé im Salon von Madame du Barry hinwarf, bestimmte seine Stellung in der Pariser Gesellschaft. Die anwesenden Männer rühmten sich ihrer Erfolge, nur Talleyrand schwieg. „Sie sagen nichts," fragte des Königs Maitresse. „Ich überließ mich einer Betrachtung." — „Und diese war?" — „Um wie viel leichter es hält, in einer Stadt wie Paris Frauen als Abteien zu bekommen." Die Abtei Saint-Denis zu Reims soll der Lohn des Witzwortes gewesen sein. Mit seinen ersten Einkünften zahlte der junge Mann die Pension im College d'Harcourt, die sein Vater schuldig geblieben war. Von den Krönungsceremonieen blieb ihm die Erinnerung an zwei oder drei reizende Frauen, die ihm ihre dauernde Freundschaft schenkten. Eine derselben, Madame de Brionne, aus dem Hause Lothringen, bot ihren Einfluß bei dem kurz zuvor aus Italien zurückgekehrten König Gustav III. von Schweden auf, um bereits 1784 für Talleyrand den Cardinalshut von Pius VI. zu erhalten. Der Papst gewährte die Bitte, allein die Königin, gegen Madame de Brionne gereizt, weil sie als Cousine des Cardinals von Rohan in der Halsbandgeschichte auf seine Seite trat, bewog den österreichischen Gesandten, die Suspendirung der Ernennung durchzusetzen. Eine spätere Depesche des Gesandten fällt, in Bezug auf Talleyrand, das Wort „scélérat". Allein, war nicht Bernis Cardinal, von dem es hieß: „ni foi, ni mœurs, mais quelle doctrine!" In den achtziger Jahren war Talleyrand mit der Gräfin Buffon, dann mit Madame de Flahaut aufs Engste liirt; Morris beschreibt den Abbé, das Bett der jungen Frau mit einer Wärmflasche glättend. Sie ist die Mutter des 1785 geborenen Grafen Flahaut, dem Königin Hortense später ihre Neigung schenkte. Den Sohn der Königin kennt die Geschichte als Herzog von Morny, der sich in der Intimität der Abkunft gerühmt haben soll. Gewiß ist, daß Talleyrand Madame de Flahaut zur Erbin einsetzte, als er 1791 sein Leben für bedroht hielt. Sie war eine sanfte, geistreiche Frau und ist der Literatur als Verfasserin eines guten Romans bekannt. Madame de Rémusat bezeugt, daß Talleyrand ihr befreundet blieb, auch nachdem sie sich mit dem portugiesischen Diplomaten Susa wiederverheirathet hatte. Allein Verschwiegenheit gehört nicht zum Tribut der Erinnerungen, die er ihr zollte, und die Art, wie ihr Name in den Memoiren genannt ist, wirft ein peinliches Licht auf Schäden, die, mit dem Charakter des Mannes, auch seine Haltung erniedrigten. Er gesteht übrigens, daß der Glanz des Namens und Ranges, die Gunst vornehmer Frauen, den Reiz weiblicher Anmuth für ihn erhöhte. Madame de Vaudemont, die Herzogin von Luynes waren ihm treue Freundinnen, „vraies avec lui." Poniatowsky's Schwester, die Fürstin Tyszkiewitz, hat 1807 seine Haltung in Polen beeinflußt, Königin Luise zu Tilsit die besseren Seiten seines Wesens zu rühren gewußt. Standesvorurtheile übten eine solche Macht über ihn, daß er am Bestand der alten Gesellschaft dann zuerst zu zweifeln anfing, als er wahrnehmen mußte, daß der Abbé Delille bei der Herzogin von

Polignac mit Maria Antoinette zu Tisch saß und ein unbekannter Herr de Vianes dem Herzog von Liancourt die Hand schüttelte. Ernster waren die Bedenken, mit welchen er dem Lauf der öffentlichen Angelegenheiten folgte. Als französische Antipathien den Abschluß eines Handelsvertrags mit England vereitelten, beklagte der Freund Englands und der Oekonomisten die Vertagung auf unbestimmte Zeit des Princips der Handelsfreiheit, mit dessen Anerkennung er den Zeitgenossen um hundert Jahre vorauseilte. Als Generalagent des Klerus wünschte er das sinkende Ansehen des Standes durch eine sittliche That zu heben und schlug den Ankauf der königlichen Lotterie auf Kosten eines Aequivalentes vor, das durch kirchliche Einkünfte gedeckt werden sollte. Als dieser Vorschlag zurückgewiesen wurde, legte er die Hand auf eine andere blutende Wunde und empfahl die Erhöhung der Gehalte des darbenden Pfarrklerus, auf dem die Last der Seelsorge zugleich mit der Noth des Lebens drückte. Abermals zurückgewiesen, fand er später in den Reihen der Constituante die Pfarrer als Bundesgenossen wieder, deren Uebertritt zum Tiers die Constituirung desselben zur Nationalversammlung ermöglichte. Seine erste Einmischung in die Geschäfte datirt er vom Tage, wo er als Vertreter seines dabei betheiligten Standes, die Gründung einer Bank befürwortete, durch die man dem gesunkenen Credit zu Hülfe zu kommen hoffte. Von da an rechneten die Fachgenossen mit ihm wie mit einem Manne, dem die Zukunft offen stand, und er selbst, der diesmal mit gefühlvoller Wärme und beredtsam gesprochen hatte, reformirte seinen Stil, indem er beim Druck seiner Rede alle Stellen strich, die applaudirt worden waren. Der Aufstand der amerikanischen Colonien, der die Köpfe seiner Altersgenossen entzündete, ließ ihn kühl. Er schweift von der Frage ab, um den Lieblingsgedanken seiner Politik, die Civilisation von Afrika und die gebietende Rolle für Frankreich im Becken des Mittelmeeres zu befürworten, und bietet seinen Lesern, statt der üblichen Tiraden zu Gunsten der Freiheit über den Meeren, ein vernichtendes Bild von La Fayette: „. . . . Hätte ein außerordentlicher Zufall ihn nicht aus den Reihen gerufen, so wäre er sein Leben lang farblos geblieben. Er steht diesseits der Linie, wo die Leute ihres Verstandes wegen zur Geltung kommen. In seinem Wunsch wie in seinen Mitteln, zur Auszeichnung zu kommen, liegt etwas Gelerntes. Was er gethan hat, scheint nicht ihm zu gehören, sondern auf den Rath Anderer erfolgt zu sein. Unglücklicherweise wird Niemand sich rühmen, im entscheidenden Augenblick seines Lebens ihm einen solchen Rath ertheilt zu haben."

Talleyrand läßt keinen Zweifel darüber bestehen, daß seine Sympathien den ökonomischen Principien gehörten, nicht wie Quesnay, ihr Begründer, oder selbst Turgot, sondern wie die englische Schule und sein Lehrer und Freund Panchaud sie verstanden, den er einen Mann von Genius nennt. Im Gegensatz zur Strenge seines Urtheils über den „Charlatan Necker" und den gewissenlosen Lomenie de Brienne steht seine Nachsicht für Calonne, dessen außerordentliche Gewandtheit ihm imponirte, wie sie ja selbst Niebuhr imponirt hat, der ihn mit Egmont vergleicht. Für Calonne arbeitete Talleyrand, von Freunden unterstützt, in einer Woche den Bericht über Freigebung des Getreidehandels, über die den Klerus direct betreffende Personalsteuer und Abschaffung der Frohnden aus, für die der leichtfertige Minister nichts als einige Memoranda vorbereitet hatte,

Der Abbé de Perigord war es auch, der ihn veranlaßte, Mirabeau in geheimer Mission nach Berlin zu schicken. Die Berichte desselben gingen durch Talleyrand's Hand, bevor der König sie las; an ihn, den Mirabeau „cher maître" nannte, ist auch der Brief gerichtet, worin zum ersten Male die Berufung der Nationalversammlung gefordert ist, und jener andere über Preußen, „das für die Geschichte des Despotismus ist, was Aegypten für die Alten war, die sich unterrichten wollten. Vielleicht lehrt es uns die merkwürdige Theorie, daß der Mensch als Maschine dem, der ihn zu verwenden weiß, mehr Nutzen bringt, als der Freie". Das gewagte Experiment, den befleckteſten Namen Frankreichs unter seinen Schutz zu nehmen, wurde übel gelohnt. Mirabeau übersandte als sein eigenstes Werk eine Denkschrift an Calonne, die seiner Zeit Dupont de Nemours für Turgot verfaßt und ihm geliehen hatte. Dann wandte er sich, aus Berlin zurückgekehrt, mit erneutem Zorn gegen den Minister, der seiner Geldnoth nicht aufgeholfen hatte und gegen den er 1787 die Brochure „Dénonciation de l'Agiotage" schleuderte. Talleyrand gab ihm die Mittel zu fliehen, aber die Veröffentlichung der preußischen Berichte als „Geheime Geschichte des Berliner Hofes" führte im Winter 1789 zum Bruch zwischen ihnen. Mirabeau, der inzwischen seinen Gönner aufs Maßloseste beschimpft hatte, suchte vor Zusammentritt der Generalstaaten im Namen gemeinsamer patriotischer Interessen vergebens die Kluft zu überbrücken. Die Politik vereinigte später bald die beiden Männer wieder, deren öffentliches Auftreten auf parallelen Linien sich bewegte, aber die Memoiren von Talleyrand bringen das Kunststück fertig, den Namen Mirabeau's nicht ein einziges Mal zu nennen.

Ausführlich zählt er dagegen die Gründe auf, die früh die Ueberzeugung von der Unvermeidlichkeit der Katastrophe bei ihm erweckten. Die Philosophie erging sich in Chimären; unter dem Vorwand, Aberglauben und Fanatismus zu bekämpfen, die, längst zu Tode getroffen, von selbst dahinschwanden, löste sie alle Bande der Ordnung und versuchte, die Welt mit Abstraktionen zu regieren. Die auswärtige Politik hatte in den holländischen Angelegenheiten die Waffen gestreckt, der Schatz war leer, der Thron isolirt, die Armee indisciplinirt und durch verkehrte Maßregeln entfremdet, die Magistratur in der Opposition, der Adel machtlos, verhaßt und erniedrigt. Jedermann glaubte sich zuviel regiert, während zu keiner Zeit der französischen Geschichte der Einzelwille freier, die Massen unbeschränkter waren. Die Existenz des Staates aber ist nicht denkbar, wenn die Individuen, aus welchen er besteht, sich von ihrer Pflicht lossagen. Talleyrand erwähnt als Zeichen höchster Verblendung, wie Dulau, Erzbischof von Arles, nach dem Zusammentritt der Generalstaaten die „glückliche Gelegenheit" zu benützen und Zahlung der Schuld des Klerus durch die Nation zu verlangen vorschlug. Allein er vergißt, daß er in seinem Wahlmanifest an den Klerus von Autun dasselbe und zwar deswegen verlangt hatte, weil diese Schuld für die Bedürfnisse des Staates contrahirt war. Er bemerkt, wie keine einzige gewichtige Stimme sich lange vor 1789 zur Vertheidigung der geistlichen Orden erhob, und macht Argumente für sie geltend, die von ihren Freunden unbeachtet blieben. Sein eigenes Schicksal erfuhr eine Wendung, als sein Vater sterbend vom König das Bisthum Autun für ihn erbat. Nicht ohne Widerstreben ernannte Ludwig XVI. den

Mann zum Bischof, dem Pius VI. unbedenklich den Cardinalshut gegeben hätte. Ein Anrecht darauf hatte er sich durch die geschickte Verwaltung erworben, die der Klerus seinem Generalagenten mit einer Gratification von 24000 Livres lohnte. Im Seminar von Saint-Sulpice fand 1843 Ernst Renan einen frommen Priester, Namens Hugon, der als Akolyt der Weihe „Seiner Eminenz von Autun" beigewohnt hatte und sich noch der Gewissensbisse erinnerte, welche seine inneren Betrachtungen über die Haltung seines Bischofs ihm zugezogen hatten. Der erste Hirtenbrief desselben an die Priester seiner Diöcese war zugleich an sie als an seine Wähler gerichtet. Er verlangte Freiheit des Handels und der Presse, Geschworenengerichte, Codificirung der Gesetze, Einführung der Habeas Corpus-Acte.

Zum Deputirten seines Klerus gewählt, erließ er im April eine Erklärung mit dem inhaltschweren Satz „die Unverletzlichkeit des Besitzes aufrecht erhalten zu wollen, mit Ausnahme solcher Objecte, die niemals, ohne Verletzung des Naturrechtes, als Besitz zu betrachten seien." Nach einer localen Tradition vermied er es, zur Osterwoche nach Autun zurückzukehren. Er verlebte den Winter in der Hauptstadt als Mitglied jenes Klubs der Dreißig, der 1786 ins Leben gerufen, nunmehr als Klub Duport für die constitutionellen Ideen wirkte, und später, zum Jakobinerklub umgestaltet, eine furchtbare Berühmtheit erlangte.

Im gewohnten Gegensatz zu Necker vertrat Talleyrand die Ansicht, daß mit Gewährung einer doppelten Vertretung des Tiers das Volk zum Souverän erklärt und damit die Aufrechterhaltung der Krone illusorisch wurde. Als sie dennoch erfolgt war, suchte er durch den Grafen von Artois den König von der Nothwendigkeit energischen Einschreitens zu überzeugen. Niederwerfung des Aufstandes, Auflösung der Versammlung, ein neuer Appell an die Nation, die, in ihrer weitaus größeren Mehrheit noch monarchisch gesinnt, darüber entscheiden sollte, wer denn Herr in Frankreich sei, so lautete das kühne, in dieser Form bereits nicht mehr durchführbare Programm des Bischofs von Autun und seiner Freunde. Zwei Tage nach dem Fall der Bastille, in der Nacht vom 16. auf den 17. Juli, zu Marly, sah er den Bruder des Königs zum letzten Mal und bewog ihn, noch zu so später Stunde Ludwig XVI. das Ultimatum zu bringen. Dieser, unter den Rathschlägen eine Candidatur durchfühlend, lehnte ab. „Bei Tagesanbruch emigrire ich," schloß, aufs Höchste bestürzt, der Graf von Artois. „Dann, Monseigneur," erwiderte Talleyrand, nachdem er vergebens versucht hatte, ihn von diesem Entschluß abzubringen, „bleibt uns nichts Anderes zu thun, als an unsere eigenen Interessen zu denken, da der König und die Prinzen die ihrigen und jene der Monarchie aufgeben." — „Ich kann Sie nicht tadeln," entgegnete der Prinz.

Im April 1814, als der Graf von Artois den französischen Boden wieder betrat, ließ ihn Talleyrand an ein Gespräch erinnern, das ihn der Mühe weiteren Commentars über die dazwischenliegenden fünfundzwanzig Jahre enthob.

Wider seinen Willen von ungeheurer Verantwortung befreit, kehrte Talleyrand in die Versammlung zurück, um jetzt die persönliche Abrechnung mit dem alten Régime zu halten, eine der vollständigsten und folgenschwersten, von welchen die Geschichte weiß.

III.

Das Werk der Constituante, vom Genius Mirabeau's, wie von der nächtlichen Gluth eines Brandes beleuchtet, ist mehr noch als vom großen Tribunen, von zwei Priestern gethan worden, von Sieyès und Talleyrand.

Beide wider Willen in die Kirche eingetreten, von ihr geschult, durch sie versorgt, bereichert und erhoben, standen sie beide auf der Mittagshöhe des Lebens, in mezzo del cammin, in der Vollkraft außerordentlicher Begabung und überlegter Empörung gegen Institutionen, deren tiefer Verfall ihnen jene weltlichen Vortheile gebracht hatte, der sie nicht entbehren mochten und die sie doch wie eine Erniedrigung empfanden. Beide ohne eigentliches Rednertalent, ohne das Feuer der Leidenschaft, das die Massen erfaßt, hinreißt und verblendet, ohne Theilnahme für den Pöbel, den sie verachteten, für die Utopisten, an die sie nicht glaubten, für die Leiter der Bewegung, die sie durchschauten, aber beide von der Nothwendigkeit der Revolution überzeugt, haben sie die entzündlichste, unberechenbarste aller politischen Versammlungen der Neuzeit durch ihr Schweigen kaum weniger als durch ihr Wort gebändigt und ihren Zwecken unterworfen. Aehnlich aber sind die Beiden sich nicht gewesen. Der eine, ein Fanatiker der Theorie, verwirft die Geschichte und leugnet die Erfahrung: „dédaignant ce qui est connu, il veut aller au delà.“ In der Stille des Studierzimmers construirt er den Bau der egalitären Demokratie. Ihr überliefert er das wie in Felder des Schachbretts getheilte, neue Frankreich, in welchen keine lieb gewordenen Ueberlieferungen, keine localen Traditionen, keine provinciellen Unterschiede und Prärogativen den Nivellirungsproceß hemmen, der gleichwerthige Individualitäten durch eine Maschinerie regiert, die jede persönliche Initiative ausschließt und über den Menschenrechten des Menschen selbst vergißt. Der Kampfruf von Sieyès gegen „den Despotismus der Aristokratie“ ist nicht gegen einen Stand, sondern gegen alle Superioritäten gerichtet; Talleyrand sagt es gerade heraus: „Nicht aus Philanthropie bekennt er sich zur Gleichheit, sondern aus heftigem Haß gegen die Macht der Andern.“ Er selbst, der Virtuose der Opportunität, weiß mit so starren Begriffen sich nicht auseinanderzusetzen. An den Automaten von Sieyès, den Doctrinen fortbewegen und Formeln regieren, fehlt ihm, wie gesagt, der Glaube. Den Verkündern der Perfectibilität und den Jüngern des Naturevangeliums hält er die prosaische Lebensklugheit von Voltaire entgegen, die Mäßigung lobte, Nachsicht empfahl und alle Höhen und Tiefen mied. Er weiß, daß unter veränderten Institutionen die alten Menschen fortleben, daß der Kampf der Starken gegen die Schwachen keine Friedensschlüsse kennt. Das Rachebedürfniß des Paria gegen die gesellschaftliche Ordnung, die ihn ausschließt, liegt dem Edelmann fern, den die Geburt zu Allem berechtigt. Revolutionirt aber ist auch er und von dem Bewußtsein getragen, nicht nur, daß die alte Ordnung unwiderruflich verurtheilt ist, sondern, daß sie es zu sein verdient. Die Aristokratie, die Sieyès haßt, weil sie Vorrechte besitzt, verachtet Talleyrand, weil sie die Macht verloren hat. Gegen die Kirche, die ihn in goldene Fesseln schlug, schleudert er den schweren Vorwurf, daß sie irreformabel sei. Je geringer er die Argumente der Philosophen, die Cabalen der Schriftsteller und Literaten achtet, um so schlimmer denkt er vom Stande, der unter solchen Streichen fiel. Die corrumpirte Atmo-

sphäre der Hierarchie, die Gestalten eines Cardinals von Rohan oder Lomenie de Brienne, wo nicht die eigene Selbsterkenntniß, erklären die Maßlosigkeit einer Verurtheilung, die über glänzenden Aergernissen die stillen Tugenden übersah, die bald darauf die gallikanische Kirche im Blut ihrer Bekenner reinigten. Gegen den Seelsorgklerus aber blieb Talleyrand gerecht und in Fühlung mit den Reformgedanken von 1789.

Es war nach den Octobertagen. Bis dahin hatte Talleyrand, nach den Worten seiner Memoiren, zur Richtschnur seines Handelns genommen, „nicht auszuwandern, so lange keine persönliche Gefahr drohte, zu retten, was noch zu retten war, kein Hinderniß zwischen sich und eine glückliche Gelegenheit zu stellen, und für diese sich bereit zu halten.“ In der entscheidenden Frage der Vereinigung der Stände ging er mit dem Beispiel voran. Am 14. Juli in das Comité zur Vorbereitung der Verfassung gewählt, hielt er seine erste Rede zu Gunsten der Annullirung der Mandate und emancipirte damit die Constituante, die seinen Antrag votirte, von den Aufträgern ihrer Wähler. Nachdem es ihm zu Marly nicht gelungen war, die Versammlung zu sprengen, zog er nach dem 4. August entschlossen die Consequenzen eines Taumels, der ihn nicht erfaßt hatte, befürwortete die Aufhebung der Zehnten und überließ seinem Collegen Sieyès den ebenso nutzlosen als berühmten Protest: „Sie wollen frei sein und wissen nicht, gerecht zu sein.“ Dann, am 10. October, brachte er den Antrag ein, der das Kirchengut zur Verfügung der Nation stellte. Vergebens bot der Clerus vierhundert Millionen: das Pfand, das Talleyrand der Revolution gab, betrug einen Capitalwerth von vier bis fünf Milliarden. Gleichzeitige Noten von Mirabeau an den Hof bestätigen, daß er, mit Talleyrand versöhnt, ihn am ungeheuren Wagniß betheiligen wollte, die Anarchie niederzuwerfen und die Monarchie zu retten. Im reconstruirten Ministerium sollte er zuerst die Finanzen, dann das Auswärtige übernehmen. Allein alle diese Ministercandidaturen vernichtete der Beschluß vom 7. November, und im Februar wählte die Constituante den Bischof von Autun zu ihrem Präsidenten. Er hatte die bürgerliche Gleichberechtigung der Israeliten durchgesetzt, einzelne Artikel in der Erklärung der Menschenrechte, „dem Gesetz des Gesetzgebers“, wie er sie nannte, verfaßt, diese auf allen Kanzeln verlesen lassen, und an den Finanz-Arbeiten der Versammlung sich betheiligt. Jetzt, am 14. bis 17. April 1790 beschloß dieselbe die Einziehung des Kirchengutes, Besoldung des Klerus, Bestreitung des Cultus aus Staatsmitteln und Ausgabe von Assignaten im vorläufigen Betrag von vierhundert Millionen. Die gallicanische Kirche war vernichtet und ihr Clerus fortan eine Körperschaft bezahlter Functionäre. Der Antrag von Talleyrand sicherte ein Cultusbudget, welches das gegenwärtige um zwanzig Millionen überstiegen und die Lage des Pfarrclerus erheblich gebessert hätte. Allein schon wenige Wochen nach dem Decret, das die Kirche beraubte, folgte die Civilconstitution, die sie in die Acht erklärte. Sie ließ dem Klerus bald nur die Wahl zwischen Schisma oder Widerstand gegen die Gesetze seines Landes, die über Bischöfe und Pfarrer das Wahlrecht der Gemeinden setzten, die französische Kirche der päpstlichen Jurisdiction entzogen und die Besoldung ihrer Priester an die Leistung eines Eides knüpften, den das Gewissen verbot und der

den Bürgerkrieg entfesselte. Unter den fünf Mitgliedern des Episcopats, welche die Civilconstitution beschworen, war Talleyrand. Im Februar 1791 consekrirte er zwei Bischöfe für die neue Staatskirche. Es wird erzählt, daß er den Hahn einer Pistole spielen ließ, um bei seinen Collegen erwachte Bedenken noch rechtzeitig zu beschwichtigen. Die Memoiren begleiten sein damaliges Verhalten mit der eigenthümlichen Entschuldigung, daß die neue Staatskirche durch Unterbrechung der Succession presbyterianisch geworden und Frankreich dem Katholicismus verloren gegangen wäre, „dessen hierarchische Formen in Einklang mit jenen des monarchischen Systems sind."

Ihm wurde die erste, bittere Enttäuschung, als der moderne Rechtsstaat, den die Constituante ins Leben gerufen zu haben glaubte, die soeben und feierlich eingegangenen Verpflichtungen gegen den Klerus brach. Talleyrand war seit Kurzem mit Sieyès und Danton Mitglied des Directoriums des Departements von Paris. In dieser Eigenschaft redigirte er die Petition der Körperschaft an den König, sein Veto gegen die kirchlichen Decrete einzulegen. Das Actenstück schloß mit den Worten: „Wäre es möglich, daß ein ganzes Zeitalter der Philosophie nur dazu gedient haben sollte, uns zur Intoleranz des sechzehnten Jahrhunderts, und das auf den Wegen der Freiheit zurückzuführen." Als Talleyrand kurz darauf für das erledigte Erzbisthum Paris genannt wurde, lehnte er ab und beantwortete die von Pius VI. an die constitutionellen Bischöfe gestellte Forderung der Unterwerfung mit seinem Austritt aus der Kirche.

Am 2. April 1791 stand Talleyrand am Sterbebette von Mirabeau. Mit ihm sanken die letzten Hoffnungen der Monarchisch-Constitutionellen ins Grab. Die Empfehlungen der Allianz zwischen Frankreich und England war das Vermächtniß des Mannes, „der seinen Tod dramatisirte" und dessen Scheidegruß Talleyrand der Constituante überbrachte.

Sie hatte seine Finanzpläne vereitelt und das Kirchenvermögen als nutzloses Opfer verschleudert. Aber sie willigte in Vorschläge, durch welche er das Steuerwesen von Grund aus reformirte und in seinen Plan der Unificirung von Maß und Gewicht, der, im Einvernehmen mit englischen Bevollmächtigten durchgeführt, den Lieblingsgedanken auch seiner Staatskunst, die Annäherung zwischen Frankreich und England, zu fördern bestimmt war.

Dann im September 1791, kurz vor Auflösung der Versammlung, unterbreitete er ihr die Vorschläge zur Reorganisirung des Unterrichts, von der einfachen Volksschule bis hinauf zu den Klassen des neu zu schaffenden Instituts. Das ursprüngliche Project von Talleyrand verbannt die Religion aus der Schule, verweltlicht die Erziehung und bildet im Kinde den künftigen Bürger. Die Menschenrechte ersetzen den Katechismus, wie die constitutionellen Paragraphen die Disciplin.

In dem kunstvoll aufgebauten Entwurf hat man die Hand von Desrenaudes, dem Oratorianer und Mathematiker, früher Generalvicar, dann Secretär des Bischofs von Autun wiedererkennen wollen; allein Talleyrand, der sein Geschick, den Ideen der Andern sich anzueignen, lobt, nennt nicht ihn, sondern Lavoisier, Laplace und andere gelehrte Zeitgenossen als Diejenigen, deren Rathschläge er zur Ausführung seines Werkes erbat. Während der Revolution durch die un-

durchführbaren Chimären von Condorcet und Lanthenas verdrängt, unter dem Consulat in jenen Partien gemildert, die vom Antagonismus gegen alles Religiöse eingegeben waren, lebten die Ideen Talleyrand's unter Napoleon wieder auf. Taine hat berechnet, daß, vor 1789 30 von den 270 Millionen des Einkommens der französischen Kirche auf das Unterrichtswesen entfielen. Das Budget Napoleon's bestritt dieses, den Cultus und die Wohlthätigkeitsanstalten mit jährlich siebzehn Millionen. Und zwar, indem er es der individuellen Initiative überließ, das Fehlende zu ersetzen und die Privat-Lehranstalten zu Gunsten der kaiserlichen Universität belastete. Bis zum Jahr 1878 betrugen Schenkungen und Stiftungen zu Wohlthätigkeitszwecken denn auch wirklich wieder 415 Millionen, allein sie durften nicht in Bodenwerthen, sondern mußten in Staatspapieren angelegt werden, und über das ganze Erziehungswesen wachte der omnipotente Staat. Nicht anders hatte Talleyrand es gewollt, als er der Constituante, nach der Säcularisirung des Kirchengutes, die Säcularisirung des Unterrichts in Vorschlag brachte.

Am 14. Juli 1790, dem Fest der Föderation auf dem Marsfeld, war Talleyrand zum letzten Male als katholischer Bischof am Altar gestanden, um, nach dem feierlichen Amte und in Gegenwart des Königs, Frankreichs verjüngte Fahne zu segnen. Sainte-Beuve erzählt, daß zwischen Talleyrand und seinem Akolyten, Abbé Louis, damals cynische Worte gewechselt worden seien. Nach Anderen hätte er Lafayette zugeflüstert: „Ah ça, ne me faites pas rire.“ Später hat er eine fast ostentative äußere Achtung für religiöse Dinge an den Tag gelegt. „Es gibt nichts, was unaristokratischer wäre, als Gottesleugnung,“ hörte Gagern ihn sagen. Graf Schulenburg, Graf Senfft, Madame de Rémusat bezeugen, niemals ein unsittliches oder irreligiöses Wort von ihm gehört zu haben. Letztere sagt: „Er achtet die guten Priester und erkennt das Gute an, wo er es findet.“ Als sein Freund Montrond im Sterben lag und der Priester ihn fragte, ob er nicht häufig über die Religion gespottet habe, antwortete dieser: „Niemals. Ich habe stets in guter Gesellschaft gelebt.“ Das Wort von Rivarol: „L'impiété est une indiscrétion“, würde Talleyrand unterschrieben haben. Die Aeußerung, „er werde Aergernisse zu vermeiden wissen,“ inscenirte das Ende. Nur sein erklärter Gegner, Vitrolles, weiß von einer Ausnahme. Als Jemand in seiner Gegenwart sich wunderte, daß kein entschlossener Arm den Stoß gegen den Bedrücker führe, kein Ravaillac mehr zu finden sei, entschlüpfte Talleyrand das Wort: „Que voulez-vous, il n'y a plus de religion en France.“

Doch wir stehen im Jahre 1791. Seine Pläne wurden vom Moment an aussichtslos, wo das Verbot der Wiederwahl alle Mitglieder der Constituante nicht nur von der Legislative, sondern auch von jeder officiellen Stellung im Staate drei Jahre lang ausschloß. Während die Gironde zum Krieg drängte, um das Königthum zu stürzen, blieben die Hoffnungen der Monarchisch-Constitutionellen nach wie vor auf die Allianz mit England, Verständigung mit Preußen und Wiederbefestigung der königlichen Macht gerichtet. Es war gelungen, einen der Ihrigen, den Grafen Narbonne, im Dezember zum Kriegsminister zu machen. Dieser schickte seinen Vertrauten Ségur nach Berlin, bestimmte den Marquis de Chauvelin als Gesandten für London und fand Vorwände, um

Biron, Herzog von Lauzun, und in nichtofficieller Eigenschaft auch Talleyrand als vertraute Rathgeber dahin vorauszuschicken. Letzterer verhehlte sich die Schwierigkeiten einer Sendung nicht, die immerhin den Vortheil bot, ihn aus Paris zu entfernen. In der öffentlichen Meinung Englands, die anfänglich der Bewegung in Frankreich mit warmer Sympathie gefolgt war, hatte sich ein Umschwung vollzogen. Das englische Gewissen, von Burke mit den Donnerworten aufgeschreckt, die Freiheit sei es, die man in Paris bedrohe, verurtheilte die Verbrechen, welche die Revolution befleckt hatten. Bei der Vorstellung am Hof fand Talleyrand den König kalt, die Königin von betonter Unhöflichkeit; Lord Grenville und Mr. Pitt, welch' letzteren er seit einer Begegnung zu Reims 1783 kannte, empfingen ihn zuvorkommend. Seine beredte Empfehlung der Neutralität entsprach ihrer eigenen, auf Frieden gerichteten Politik, für die er in einer meisterhaften, an den Minister de Lessart gerichteten Depesche vom 17. Februar 1792 plädirte. Allein Einfluß auf die leitenden Kreise gewann er nicht, und die warmen Sympathien, welche die Opposition ihm entgegenbrachte, steigerten den Argwohn, den er anderwärts erregte. Er fühlte, wie nur Vertrauen auf die eigene Kraft hier noch etwas vermöge, und schrieb dem unschlüssigen Minister nach Paris: „Wenn wir selbst nicht an unsere Revolution zu glauben scheinen, welches Vertrauen können wir einflößen?" Auf England wirke nur Entfaltung der Macht; man möge ein Geschwader in Brest sammeln, das sei die Sprache, die eine Neutralitätserklärung erzwingen werde. Diese Erklärung, nicht die Neutralität selbst, werde Frankreich nützen.

Am 24. Januar 1792 war Talleyrand in London eingetroffen. Schon am 6. Februar wurde Biron wegen Spielschulden im Betrag von Millionen festgenommen, und von Paris ließ der König durch den Gesandten Morris an Washington berichten, daß er nach wie vor an der amerikanischen Allianz festhalte. Ségur wurde in Berlin wie ein Jacobiner geächtet; de Lessart betheuerte dem Kaiser von Oesterreich seine friedlichen Absichten. „Je vous exhorte à vous tuer ou à vous unir. Il n'y a que cela de sûr et de loyal", schrieb Talleyrand dem Minister. Ihm selbst aber meldete Narbonne: „Das Mißtrauen hat seinen Höhepunkt erreicht, und der Krieg, den wir aus so triftigen Gründen befürchteten, ist vielleicht der letzte uns gebliebene Hoffnungsschimmer."

Unter solchen Umständen blieben alle Bemühungen, zum Einverständniß mit England zu gelangen, völlig fruchtlos; aber der ungebeugte Muth, mit welchem Talleyrand dieses Ziel verfolgte, erregt Bewunderung. Dem Ministerium in Paris predigte er Eintracht und Selbstachtung; die Briefe de Lessart's, als dieser endlich zu antworten sich bequemte, erwiderte er in langen, beredten Depeschen, in welchen er seinem unfähigen Chef einen Begriff dessen beizubringen suchte was er selbst unter diplomatischem Geschick verstand. Ludwig XVI. nennt er nie. In den Unterredungen mit Pitt sprach er von der Revolution als von einer Thatsache, die keine Macht der Erde mehr rückgängig zu machen im Stande sei, und verhandelte im Ton eines Staatsmannes, der über Heere und Flotten verfügt, obwohl er nicht einmal ein Creditiv zu überreichen hatte und vergebens auf Chauvelin's Ankunft drang. Am 10. März war er wieder in Paris, um persönlich durchzusetzen, was sich schriftlich nicht erreichen ließ und die Lage völlig

verändert zu finden. Kaiser Leopold war todt, de Lessart in Anklagestand versetzt, Dumouriez Minister der Gironde. Dieser wußte, daß die Bürger von Brabant, vor die Wahl zwischen Oesterreich und die Jacobiner gestellt, für ersteres das Schwert ziehen würden. In Folge dessen sollte Belgien nicht erobert, sondern als Föderativrepublik unter französischen Schutz gestellt und der Aufstand in Holland vermieden werden. In Berlin sollte der junge Custine das traditionelle Bündniß mit Frankreich wieder anknüpfen; andere Agenten waren bemüht, die deutschen Höfe zu gewinnen, der Neutralität von Dänemark und Schweden sich zu versichern, Sardinien durch die Aussicht auf das Mailändische zu verpflichten. Talleyrand versicherte, daß selbst die Besetzung von Belgien keine bewaffnete Einmischung Englands zur Folge haben werde, und kehrte nach Chauvelin, aber dessen eigenem Zeugniß zufolge doch als der eigentliche Bevollmächtigte Frankreichs am 20. April nach London zurück. Im Auftrag von Dumouriez bot er, als Preis einer Allianz, Gewährleistung der gegenseitigen Besitzungen, eine gemeinsame Continental- und Colonialpolitik, die Cession von Tabago und Abschluß eines Handelsvertrages. Während das in London geschah, ertrotzte die Legislative in stürmischer Sitzung die Kriegserklärung vom 20. April, „den Kampf gegen die Könige"; die Combinationen des klugen Abenteurers fielen wie Kartenhäuser zusammen, und der revolutionäre Kreuzzug gegen das alte Europa trat an die Stelle der anti-österreichischen Strategie von Dumouriez. An den Abschluß einer Allianz mit England war nicht mehr zu denken. Depeschen, die Talleyrand schrieb und Chauvelin unterzeichnete, beschworen vergebens die Fanatiker in Paris, England nicht täglich zu beschimpfen und in trügerischen Hoffnungen auf den Ausbruch einer revolutionären Bewegung in den Straßen Londons sich zu wiegen. Statt seinen Worten Gehör zu schenken, bewaffnete man in Paris eine batavische Legion und versprach die Revolutionirung der Niederlande. Die Demagogen zerschlugen, was die Diplomaten mühsam aufbauten. Das Mißverständniß mußte ein Ende nehmen.

Am 28. April setzte sich die Nordarmee in Bewegung, um die belgische Grenze zu überschreiten. Wenige Tage später waren ihre drei Generale, Dillon, Biron, Lafayette, der erste von seinen Soldaten ermordet, der zweite geschlagen, der dritte gefangen. Dank der Unentschlossenheit des Herzogs von Braunschweig, an den auch Talleyrand 1791 geglaubt hatte und 1799 nochmals glauben sollte, dank der Uneinigkeit der Coalition ging der Sieg verloren, und die Gironde bot der verfehmten Monarchie die Insulte des 20. Juni, die Ludwig XVI. mit Entlassung ihrer Minister beantwortete. Chauvelin schrieb am 5. Juli dem Lückenbüßer, der Dumouriez ersetzte, „es halte schwer, irgend Etwas von den Mächten zu erreichen, so lange man nicht wisse, wer Herr in Frankreich sei." Als Talleyrand wenige Tage später in Paris eintraf, konnte er sich überzeugen, daß es die Jacobiner waren, und daß er sechs Monate hindurch seine Zeit verloren hatte. Es war ihm gelungen, der Neutralität Englands sich zu versichern, unter der Bedingung, daß Holland verschont bleibe. Holland wurde angegriffen, und England von diesem Augenblick an die Seele der Coalition.

Am Tage des Angriffs auf die Tuilerien war Talleyrand Zeuge des Geschehenen. Die Memoiren sprechen vom „Verbrechen des 10. August". „Der

Thron ist gestürzt worden, um die Nation zu retten", hieß es statt dessen in der Apologie, die Talleyrand fast unmittelbar nachher in Form eines Circulars an die Mächte und im Auftrag seines Collegen Danton verfaßt hatte, wofür ihm dieser einen Paß nach London gab. Am 18. September gelangte er glücklich dahin zurück. Es war Zeit, denn in Folge des Doppelspiels, das man seit 1789 verfolgte, hatten in den Tuilerien aufgefundene Briefe auch ihn in den Verdacht geheimen Einverständnisses mit dem Hof gebracht. Dem Minister Grenville brachte er Vorschläge des Pariser Executiv-Comités und die Versicherung, daß er nicht im Dienst der Republik stehe. Allein Grenville lehnte ab, und die öffentliche Meinung Englands trieb jetzt zum Krieg. Das letzte Actenstück, das Talleyrand ausfertigte, war das große Memorandum an Le Brun, vom 25. November 1792, das im Sinne von Danton alle Eroberungsgedanken verwarf und statt der politischen Allianz den Abschluß eines Handelsvertrages mit England und Befreiung der spanischen Colonien vorschlug. In Briefen von 1793 an Frau von Staël, der Vertrauten jener Kampfesjahre, nennt sich Talleyrand „un émigré tranquille". Die achttausend nach England geflüchteten Priester, die in Noth und Elend gerathene royalistische Emigration, dachten nicht so und erklärten ihn in die Acht. Pitt, der ihn jetzt für gefährlich hielt, wandte die Bestimmungen der Alien Bill gegen ihn an und gab ihm fünf Tage, um England zu verlassen. Dies geschah im Februar 1794. Talleyrand war neununddreißig Jahre alt und besaß für sich und einige Freunde, siebenhundert Pfund aus dem Erlös seiner Bibliothek. Hinter ihm brach eine Welt zusammen. Das Unglück, das ihn nicht veredelte, verstimmte ihn auch nicht. „Ich wollte," schrieb er an Lord Lansdowne, „daß die Franzosen der Freiheit nicht ganz unwürdig befunden würden. Clubs und Piken tödten die Energie, lehren die Verstellung, die Niedrigkeit. Hat man dem Volk einmal die elende Gewohnheit gegeben, so bleibt ihm kein anderer Wunsch, als Tyrannen zu wechseln. Verzeihen Sie den entmuthigten Ton eines Mannes, der Alles gesehen und Alles durchschaut hat." — „Es bleibt mir zu sagen, was ich gewollt, gethan, verhindert, beklagt, wie sehr ich die Freiheit geliebt habe, wie sehr ich sie noch liebe und die Franzosen hasse," lauten die Abschiedsworte an Frau von Staël.

Talleyrand kam mit Abneigung in „das unermeßliche Land, das keine Erinnerungen wachrief". In Begleitung seines Freundes Beaumetz beeilte er sich, Philadelphia mit dem Urwald zu vertauschen, und erzählt, wie komisch es ihn angemuthet habe, als er, in dunkler Nacht durch die Wildniß reitend, seinen Diener angerufen, und in der Antwort: „Zu Befehl Monseigneur" wie ein Echo des fernen Autun vernommen habe. Washington sah ihn nicht, obwohl ein Brief von Lord Lansdowne diese Ehre für ihn erbat; aber mit A. Hamilton hat er sich befreundet. Zum Theil unter dem Einfluß seiner Ideen entstanden die Denkschriften „Ueber die Handelsbeziehungen zwischen Amerika und England", und „Ueber die Vortheile entlegener Colonien", welchen Talleyrand später seine Wahl ins Institut verdankte. Sie erinnern daran, daß Völker keine Dankbarkeit kennen und nur durch die Identität von Sprache und Interessen dauernd verbunden werden, weßwegen Amerika auf England, nicht aber auf Frankreich verwiesen bleibe. Der Constitutionelle von 1789 betont, wie Cultusfreiheit die stärkste

Garantie der Gesellschaft und Handelsfreiheit die beste Schule der Toleranz sei. Einem revolutionären Volke bieten sich freie Ansiedlungen als Mittel zur Versöhnung der Parteien, denn „il n'est pas aussi facile qu'on le pense de haïr toujours". Mit gewohntem Scharfsinn erkannte er, daß die Schöpfung der amerikanischen Staatsmänner auf durchaus conservativer Grundlage beruhe, und spricht einmal, in Briefen an Lord Lansdowne, „vom monarchischen Element im constitutionellen Räderwerk und in der Executive der Union". Allein auch die aristokratisch verfeinerte Cultur von Boston entschädigte ihn nicht für jene andere, zu deren raffinirter Corruption er so viel beigetragen hatte, und die puritanischen Freunde von Washington flößten ihm ebenso viel Achtung als Langeweile ein. Wenn er in den Memoiren sagt, seine Rückberufung nach Frankreich habe ihn völlig unvorbereitet getroffen, so hatte er vergessen, wie er 1795 an Frau von Staël geschrieben, „er müßte sterben, wenn er noch ein Jahr in Amerika bliebe." Im November erwirkte sie durch J. Chénier und Daunou die Aufhebung seines Exils. In Hamburg landete er nicht allein, sondern in Gesellschaft einer Dame, deren blonde Schönheit seine sonst so kluge Vorsicht entwaffnet hatten. Als Tochter eines französischen Officiers in Indien geboren und mit dem Schweizer Kaufherrn Grand verheirathet, war die Ehe der sechzehnjährigen Frau 1778 wegen einer Episode getrennt worden, deren Held Sir Philipp Francis, der muthmaßliche Verfasser der „Juniusbriefe", war. Die, welche auf solche Weise zwei der klügsten Männer ihrer Zeit gefesselt hat, war übrigens so geistlos, daß die Leute Spott mit ihr trieben und nach dem Land ihrer Geburt zu fragen pflegten, um die Antwort: „Je suis dinde" (d'Inde) zu hören. Gutmüthig war sie ebensowenig, und mehr noch als der Befehl des Ersten Consuls und die spät erwachten Bedenken des diplomatischen Corps, vermochten häusliche Scenen, die Talleyrand über Alles fürchtete, ihn 1804 zur Verheirathung mit ihr. Die Anwesenheit unter seinem Dach, zu Valencay, des Herzogs von San Carlos, der die spanischen Prinzen dahin begleitete, gab ihm dann 1807 den Anlaß, sich von der inzwischen fünfundvierzig Jahre alt Gewordenen endgültig zu scheiden.

IV.

Der Sieg der Jacobiner vom Vendémiaire, hatte es Talleyrand räthlich erscheinen lassen, das Jahr 1796 abwartend in Hamburg, Amsterdam und Brüssel zu verbringen. Von dort schrieb er, wieder an Frau von Staël: „Ma chère enfant, ich habe noch fünfundzwanzig Louis, und Sie wissen, daß ich nicht zu Fuß gehen kann. . . . Wenn Sie keine Mittel, mir zu helfen, finden, so jage ich mir eine Kugel durch den Kopf. Richten Sie sich darnach, wenn Sie mich lieben." Sie that es, gab ihm 24,000 Franken, als Hypothek auf die Zukunft, und brachte ihn zu Barras.

Das war entscheidend, denn der Director widerstand dem Zauber seines Umganges nicht und berief ihn, ein Jahr später, ans Ministerium des Aeußeren, gegen den Willen seines Collegen Carnot, und als Candidat der Extremen, deren Staatsstreich vom 18. Fructidor er ebenso unbedenklich wie 1792 den 10. August den Mächten gegenüber rechtfertigte. Die Depeschen des preußischen Gesandten sprechen gleichzeitig von der depravirten Moral des neuen Ministers und von seiner Liebe

zum Frieden. Dem Directorium als „trikolorer Patriot" verdächtig, verachtete Talleyrand seine unfähigen Gebieter aufs Tiefste: „Vous chercherez en vain un gouvernement plus absurde que le nôtre," sagte er 1798 zum preußischen Bevollmächtigten. Allein der Vortheile seiner Stellung wegen unterschrieb er zwei Jahre hindurch Depeschen, die seiner innersten Ueberzeugung widerstrebten und begnügte sich, in einer Denkschrift vom 27. Juni 1799 klar zu legen, wie er vergebens die Revolutionirung Italiens und der Schweiz bekämpft habe und bei den Verhandlungen in Lille durch Rewbell brach gelegt worden sei: „Vous êtes le seul qui puissiez avancer une pareille absurdite", hatte ihm dieser gesagt, als Talleyrand die Nothwendigkeit des Friedens mit England betonte, um so den Frieden in Wien zu erzwingen. Nicht mehr setzte er in Berlin durch, wo Sieyès als Gesandter 1798 den ersten Plan zur Continentalsperre entwarf, als eigentliches Actionsmittel zwischen den Regierungen „die Furcht" bezeichnet und über dem Bedürfniß, Mitteleuropa zum Repräsentativsystem zu bekehren, den Zweck seiner diplomatischen Sendung, die Allianz mit Preußen, verfehlte.

In einem Punkt nur ist Talleyrand seinen eigenen Ideen gefolgt. Er war kaum Minister, als Frankreich mit allem Nachdruck für das Princip der Säcularisationen eintrat. Es sollte das Haus Oranien compensirt, Oesterreich und Preußen durch eine Reihe unabhängiger Staaten vom Rhein fern gehalten, letzteres durch polnische Gebietstheile entschädigt werden, wobei eine Denkschrift Talleyrand's die Wiederherstellung der polnischen Nationalität berührt. „Ich habe ihn oft sagen hören," schreibt Frau von Rémusat, „daß die Frage des Europäischen Friedens in Polen sei."

Durch das Schicksal gewarnt, hatte Talleyrand keine Gelegenheit verloren, sich gegen Eventualitäten zu sichern, und darin ein gewisses System verfolgt, wodurch die so erworbenen Summen als Gegenleistung für erwiesene Dienste erschienen. Als er 1797 ins Amt trat, war sein Hausstand so arm, daß man auf vorhandenem Sèvres kochte, weil man das Geld nicht hatte, Küchengeschirr zu kaufen. Sein erster Vertrag, der mit Portugal, trug ihm und seinen Collegen Millionen ein; der mit der Schweiz brachte 500 000 Franken. Später, während der Mediatisirungen, zahlten Sachsen und Württemberg jedes eine Million. Hier erwies auch Madame Grant sich nützlich und zeigte den Säumenden die reichen Geschenke der großen Mächte. Den Frieden von Preßburg hat Napoleon später der Bestechung zugeschrieben, und andererseits hat Talleyrand, wie 1806 in Polen, Gelder zurückgestellt, wenn der Dienst nicht geleistet worden war. „Quand Mr. de Talleyrand ne conspire pas, il trafique," sagte Châteaubriand. Nur Pitt gab nichts, und Bevollmächtigte der Vereinigten Staaten in Paris, denen bedeutet worden war, den schleppenden Gang einer Entschädigungsforderung durch Geschenke an den Minister zu beschleunigen, meldeten den Bestechungsversuch nach Washington, von wo er in die Presse gelangte.

Frau von Staël, als sie davon hörte, eilte zu Talleyrand und drang in höchster Erregung auf eine Rechtfertigung. Er hörte sie ruhig an, verabschiedete sich lächelnd und erzählte in bester Stimmung, welche Scene sie ihm gemacht. „Madame de Staël n'a qu'un défaut: elle est insupportable," ist wohl zu jener Zeit gesagt worden. Sie, mit ihren edlen Impulsen, ihrem stürmischen

Mangel an Zurückhaltung, war ihm längst unbequem. Es ereignete sich zwischen ihnen das Ungewöhnliche, daß er, den sie gerettet, während ihrer zehnjährigen Verbannung ihr kein Lebenszeichen gab, daß sie es ihm verzieh und versöhnt mit ihm gestorben ist.

Talleyrand's Käuflichkeit war übrigens so bekannt, daß Sieyès 1799, vor seinem Eintritt ins Directorium, ihm schrieb: „Das schlechte Beispiel, aus dem kostbarsten Kleinod des Menschen, der Ehre, Geld zu machen, hat auch Sie verführt. Suchen Sie, sich zu reinigen, sonst muß ich aufhören, Ihr Freund zu sein." In seinen Memoiren quittirte Talleyrand den Empfang des Briefes; sie äußern über Sieyès: „Sein Herz steht nicht hoch genug, um Glücksgüter zu entbehren. Selbst sein Stolz hat nicht genügt, um in diesem Punkt sein politisches Ansehen zu wahren."

Unter solchen Umständen konnte man fortfahren, Hand in Hand zu gehen! Die Ereignisse drängten. Der dritte Coalitionskrieg war heraufbeschworen, Frankreich, seiner unfähigen, corrupten und grausamen Oligarchie müde, sehnte sich nach einem Befreier. Talleyrand, dessen Candidatur zum Director 1798 von den Mächten als ein Friedenspfand begrüßt, von den Jacobinern aber verworfen worden war, hatte am 19. Juli 1799 seine Entlassung genommen, aber sein Portefeuille in die Hände seines verlässigen Schülers Reinhardt abgegeben. Er und Sieyès suchten das Schwert, das sie und Frankreich retten sollte. Sie dachten an Moreau, an Joubert, an den Braunschweiger Herzog, und ließen es zu, daß Barras mit Ludwig XVIII. unterhandelte.

Seit Juli 1797 stand Talleyrand in Briefwechsel mit Bonaparte, der ihn bei Antritt seines Ministeriums beglückwünscht hatte. Nach Campo-Formio sahen sie sich zum ersten Male. Talleyrand stellte ihn dem Directorium mit den Worten vor, „weit entfernt, seinen Ehrgeiz zu fürchten, werde man vielleicht eines Tages in der Lage sein, ihn anzurufen." In den Memoiren heißt es: „vingt batailles gagnées vont si bien à la jeunesse, à un beau regard, à de la pâleur, à une sorte d'épuisement." Der Zug nach Aegypten entsprach den eigensten Wünschen Talleyrand's, der Bonaparte in den Orient folgen sollte und ihm hunderttausend Franken zu seiner Ausrüstung gab. Als die Entscheidung in Paris drängte, schrieb er dem Admiral Bruix lakonisch „ramenez-le" und überredete Sieyès, sich ins Unvermeidliche zu fügen.

Am 18. Brumaire waren er, Roederer und Fouché, letzterer in seiner Eigenschaft als Polizeiminister, hervorragend betheiligt; wenige Tage später verkündete der Erste Consul in feierlicher Rede im Luxembourg, was er Sieyès und Talleyrand verdanke.

Der Reisewagen des Letzteren stand am 19. Brumaire vor dem Schloßgitter zu St. Cloud. Nachdem Alles glücklich vorüber war, machte er Barras begreiflich, daß der Augenblick gekommen sei, Platz für Bonaparte zu machen; Sieyès verschwand bald nachher unter einer Grafenkrone; Talleyrand kehrte ins Ministerium des Aeußern zurück. Sein erstes Memorandum an Napoleon begehrt Frieden und ein System der Allianzen für Europa, das zehn Jahre des Umsturzes zerstört hatten, freilich mit dem Zusatz: „C'est toujours se mettre dans une bonne position au commencement d'une campagne, que de se montrer animé du désir

de la paix." In den Actenstücken von Dumouriez, 1792, in jenen von Rewbell und Barras hatte Talleyrand „le langage noble" vermißt. Jetzt besaß er den Gebieter, der seine Depeschen mit der Spitze des siegreichen Schwertes zeichnete. Seine Bewunderung war aufrichtig, und fand, um sich auszudrücken, zärtlich schmeichelnde Worte: „Das Gefühl, welches mich an Sie fesselt, die Zuversicht, daß die Hingabe meines Lebens an Ihr Schicksal und an Ihre Ziele diese zu fördern vermag, veranlaßt mich zur Pflege meiner Gesundheit . . . (28. Juni 1801). Ich bin nicht ich selbst, wenn von Ihnen getrennt (9. Juli 1801)." — Ihm, „dem Wiederhersteller der Ehre Frankreichs" schrieb er: „Aller politischen Systeme, die zehn Jahre hindurch Frankreich so tief erregt und unglücklich gemacht haben, gründlich satt, hänge ich nur durch die Person des Kaisers mit den Institutionen, die er begründet hat, zusammen (29. Juli 1804)."

Napoleon hat die Neigung Jahre hindurch erwidert und einmal beim Abschiede, 1806 zu Mainz, die Gattin und den Minister schluchzend in einer Umarmung an die Brust gedrückt. Die weltgewandte Selbstbeherrschung des Staatsmannes imponirte seinem brutalen Genie, so am Tage, wo der Kurier die Nachricht der Unterzeichnung des Friedens von Amiens überbracht hatte. Der Minister steckte das Document in die Tasche, ging zum Ersten Consul, arbeitete mit ihm und übergab es nach einer Stunde mit den Worten: „Ich will Ihnen eine große Freude machen, lesen Sie." — „Und das haben Sie mir nicht gleich gesagt?" erwiderte dieser, aufs Höchste erstaunt. — „Gewiß nicht, denn Sie würden mich nicht mehr angehört haben: quand vous êtes heureux, vous n'êtes pas abordable." — Dahin gehört auch das unnachahmliche Geschick der Depesche, die Trafalgar meldet: „Mit tiefstem Schmerz berichte ich E. M. die schlimmen Nachrichten aus Cadix über das Schicksal der combinirten Flotten. Der Genius und das Glück waren in Deutschland."

Mit voller Zustimmung hat Talleyrand die Napoleonische Politik nur bei dem Friedensschluß zu Amiens, bei der Pacificirung Italiens und der Schweiz, und den Säcularisationen unterstützt, wovon die Letzte seine eigene war, die 1802 als eine Bedingung des Konkordates gewährt wurde. Die Napoleonische Politik fand ihn jedoch ebenso willfährig, wo er sie verurtheilte, obwohl er die Verblendung ihres Ehrgeizes 1802 beginnen läßt: „La paix d'Amiens était à peine conclue que la modération commença à abandonner Bonaparte." Sein despotischer Wille erniedrigte auch Talleyrand zum Werkzeug. Den Vertrag mit Saint-Julien, von Napoleon selbst entworfen, hat er nur unterzeichnet, die Rückgabe von Piemont nicht durchgesetzt. Vergebens schlug er 1804 den Königstitel vor und plaidirte am 17. October 1805, vor Austerlitz, aber in der Voraussicht des Sieges, für die Allianz mit Oesterreich, um den Preis seiner Ausschließung aus Italien, seiner Vergrößerung durch die Donaufürstenthümer und Nordbulgariens als Schutzwall gegen die russische Macht, nun da das Preußen Friedrich's nicht mehr zähle. Er mußte sich begnügen, fern vom Kaiser, den er nicht überzeugte, die Bedingungen von Preßburg zu mildern. Für kleinere deutsche Fürsten verwandte er sich ebenfalls umsonst, und bei den Verhandlungen von 1806, mit Yarmouth und Lauderdale, zwang ihn der Kaiser zu Redactionsentwürfen, die er nicht expedirte, die aber später doch als authentisch veröffentlicht wurden.

Doch die größte aller Proben war der Mord des Herzogs von Enghien, „das Vergießen des unschuldigen Blutes, das weder entschuldigt noch verziehen werden kann," wie Talleyrand's Memoiren sich ausdrücken.

Er konnte nicht verhindern, daß seit 1804 die Welt sich fragt, welchen Antheil an dieser Schuld ihn selbst trifft. Als 1823 die ihn so schwer belastenden Memoiren von Savary, Herzogs von Rovigo, erschienen, schrieb er 1824 eine Rechtfertigung, die dem vierten Bande seiner Memoiren beigegeben ist. Sie enthält drei Briefe von seiner Hand, zwei an den badischen Minister, Baron Edelsheim, einen an Caulaincourt, die er als „seine einzige Mitwirkung in der Sache" bezeichnet. Der zweite dieser Briefe an Edelsheim, vom 11. März, Morgens drei Uhr, wiederholt den an Caulaincourt ertheilten Befehl, sowohl den Herzog von Enghien als den (wie man weiß, fälschlich bei ihm vermutheten) General Dumouriez durch französische Truppen, als Urheber eines Verbrechens, festnehmen zu lassen, „das Diejenigen, die desselben überführt sind, außerhalb des Gesetzes stellt." Die von Talleyrand geltend gemachten Entschuldigungsgründe sind: erstens, daß nicht er, sondern Caulaincourt direct vom Ersten Consul und durch den Kriegsminister, und zwar vor Redigirung des citirten Briefes, Befehl zur Festnahme des Prinzen erhalten habe; zweitens, daß er, Talleyrand, nichts von den Polizeiberichten gekannt habe, welche die Festnahme veranlaßten; drittens, daß er ebensowenig gewußt habe, wie die Verletzung badischen Gebietes unwiderruflich beschlossen gewesen sei. Allein er gesteht zu, daß er im Voraus die Maßregel zu rechtfertigen suchte, „die ein Bruch des Völkerrechtes war," und thatsächlich das Opfer seinen Feinden überlieferte, und nennt das „une malheureuse nécessité." Dieser Entlastungsversuch hat begreiflicherweise Niemanden überzeugt. Châteaubriand, der die Denkschrift gelesen hatte, sagt ganz richtig: „Ce mémoire que devait tout éclaircir n'éclaircissait rien." Was Bonaparte beabsichtigte, wußte Caulaincourt ebensowenig als Talleyrand, hat sich jedoch über seine Mitwirkung in der unseligen Angelegenheit niemals getröstet. Talleyrand dagegen gestand Madame de Rémusat, daß er im Ministerrath, in welchem über die Verhaftung verhandelt wurde, mit den Uebrigen geschwiegen habe, „weil Worte doch nichts genützt hätten." Damals hat wenigstens Cambacérès protestirt. Talleyrand aber hat nachträglich nicht nur die Ueberrumpelung, sondern auch die Hinrichtung des unglücklichen Herzogs im Namen des Staatswohls, und in Cirkularen an die Mächte gerechtfertigt. An solchen Thatsachen scheitern Worte, wie die, welche er später zu Lamartine sprach: „Bedurfte jemals ein verständiger Mann des Verbrechens? Das ist das Auskunftsmittel politischer Thoren. Das Verbrechen gleicht der Brandung, sie kehrt wieder und überfluthet. Ich hatte Schwächen, Einige sagen auch Laster, mais des crimes, fi donc."

Nicht die Bedenken des Gewissens, sondern jene der Klugheit haben Talleyrand von Napoleon geschieden. Zum Herzog von Benevent mit 330000 Franken Einkünften ernannt, folgte er dem Kaiser nach Berlin, dann nach Tilsit. Allein bereits der Vertrag mit Persien, im Frühjahr 1807, der den Weg nach Indien der französischen Armee offen hielt, später jener andere wegen der Theilung Portugals, im October, wurden ohne sein Vorwissen geschlossen, und die Frage der preußischen Kriegscontributionen nicht ihm, sondern Berthier anvertraut.

Nach Friedland, am 18. Juni 1807, heißt es in einer Depesche an den Kaiser: „Der Sieg E. M. ist mir vor Allem deshalb willkommen, weil er hoffentlich der letzte sein wird, den der Kaiser gezwungen war, über seine Feinde davonzutragen." Nach den Memoiren (Bd. I, S. 308) hätte Talleyrand zu Berlin, als Napoleon, durch das Verhalten Godoy's vor Jena aufs Höchste erzürnt, die spanischen Bourbons zu verderben schwur, seinerseits das Ministerium zu verlassen geschworen. Gagern, auf dessen Zeugniß Talleyrand sich wiederholt beruft (Bd. I, S. 279, Note), bestätigt den Zeitpunkt von 1806 für den Entschluß, und citirt Talleyrand's Aeußerung an Dalberg: „Je ne veux pas (plus?) être le bourreau de l'Europe." Jedenfalls hatte die genaue Kenntniß von Napoleon's Charakter viel mehr mit dem Vorsatz zu thun, als die Abneigung gegen Annexionen. Zu solchen hat Talleyrand wiederholt die Hand geboten. Im Cercle constitutionnel, dem Vereinigungspunkte der Gemäßigten, befürwortete er 1797 die Annektirung von Belgien und Holland. Die Denkschrift von 1805 verlangt den Verzicht auf weitere Eroberungen, aber unter der Bedingung, daß Frankreich von Basel bis Holland, vom Rhein bis zu den Alpen in seinem Besitz gesichert sei. Von der Besetzung Spaniens hat er um den Preis einer Occupirung, später einer Vereinigung Kataloniens mit Frankreich abgerathen. Aber er verdient Glauben, wenn er zu verstehen gibt, daß eine Natur wie die seinige durch die Art, wie die Dinge geschahen, viel mehr verletzt wurde, als durch die Dinge selbst. Napoleon's Verhalten gegen Königin Luise empörte ihn. Er hatte Thränen in den Augen, als sie ihn am Wagenschlag zu Tilsit mit den Worten verabschiedete: „Fürst von Benevent, meine Hierherkunft werden nur zwei Personen beklagen, ich und Sie. Sie haben gewiß nichts einzuwenden, wenn ich dieses sage." Nach einer Bemerkung von Maret hätte das in Polen 1806 erduldete Ungemach Talleyrand zur Untreue disponirt. Dagegen bezeugen die in polnischen Angelegenheiten wohl instruirten Diplomaten Senfft und Gagern, daß er, neue Kriegsgefahren fürchtend, der polnischen Nationalität jede Unterstützung verweigert habe, und Senfft erzählt, daß eine von polnischen Magnaten angebotene Summe von vier Millionen Gulden 1806 zu Warschau während einiger Tage in Dalberg's Händen blieb und dann, auf Talleyrand's Befehl, zurückgestellt wurde. Gagern sah ihn nie vergnügter, als da er zu Friedensvorschlägen an die Krone Preußen ermächtigt war, „viel günstiger als die späteren," denn Polen wäre ihr geblieben, von dessen Herstellung „er damals nichts wissen wollte." Das änderte sich etwas, zu Warschau, im Verkehr mit anmuthigen Polinnen. Vom December 1806 ist sein Vorschlag an den österreichischen Gesandten, General Vincent, Galizien gegen Preußisch-Schlesien einzutauschen, der am Widerstand Oesterreichs und seines von Pozzo di Borgo berathenen Ministers Stadion scheiterte. Dieser Gedanke lebte nach Tilsit wieder auf, wo Napoleon dem Czaren die Donaufürstenthümer als Aequivalent bot. Aber seit September 1807 war Talleyrand nicht mehr Minister. Die Meinungsverschiedenheiten, die dem Schritt zu Grunde lagen, überdeckte seine Ernennung zum Vice-Großwähler. Dem Nachfolger, Champagny, stellte er die Beamten seines Ressorts mit den Worten vor, hier seien Leute, die ihn zufrieden stellen würden, „habiles, exacts, mais nullement zélés." Er werde finden, daß nichts des Kaisers Dienst ersprießlicher sei, als eine langsame Ausführung seiner Befehle.

Nach kaum einem Jahre rechtfertigten die Ereignisse von Bayonne seine schlimmsten Befürchtungen. Er nennt diese Vorgänge „niedrige Intriguen", „de la tricherie," sagte er zu Nantes Napoleon ins Gesicht. Dieser schickte ihm in keiner freundlichen Absicht die drei Infanten zur Obhut auf sein Schloß nach Valencay, wo sie fünf Jahre vegetirten. Man zeigt dort noch die antiquirte Staatscarosse, die sie von Madrid gebracht hatte. Der Schloßherr that, was er vermochte, für die ungebetenen Gäste. Sein Stallmeister setzte sie zum ersten Male aufs Pferd, seine Köche verlernten für sie ihre Kunst, und Bildungsversuche, die er selbst aufwandte, sanken stufenweise bis zum Bilderbuch herab. „Wie vergebens das Alles blieb," berichtet er, „wage ich nicht zu sagen."

Diejenigen, die behaupten, daß Talleyrand anfangs durchaus nicht gegen eine Intervention in Spanien war, haben jedoch vollkommen Recht. Er wollte nur eine andere Art der Intervention, die Entfernung von Godoy, dann, wenn der König diese verweigerte, den Krieg, gegen ihn, für das Volk, und die Verheirathung des Prinzen von Asturien mit einer Bonaparte.

In Erfurt glaubte der Kaiser des Rathes von Talleyrand nicht entbehren zu können. In einem überaus anziehenden Kapitel ist das Erlebte geschildert. Der niedrigen Schmeicheleien jener Tage eingedenk, enthält es den lapidaren Satz: „Je n'ai pas vu, à Erfurt, une seule main passer noblement sur la crinière du lion."

Als Augenzeuge hat Talleyrand die erste Unterredung zwischen Goethe und Napoleon mitgetheilt. Das zweite Gespräch, in seinem Auftrage von F. v. Müller aufgezeichnet, enthält jene Stelle über Werther nicht, die Talleyrand später Bonstetten erzählt hat: „Ich liebe den Schluß Ihres Romans nicht." — „Ich wußte nicht, daß E. M. es lieben, wenn Romane einen Schluß haben."

Aber Tragödien auf den Brettern, literarische Discussionen in den Salons fesselten den Prinzen von Benevent nicht lange. Tilsit war das Werk Napoleon's gewesen, Erfurt sollte das seinige werden. Am Niemen hatte der große Verführer vor den Augen Alexander's die Vision des Orientreichs und den Besitz von Constantinopel heraufbeschworen, und dafür den freien Weg nach Indien und die Herrschaft des Mittelmeers begehrt, um am Ganges die Macht ins Herz zu treffen, die an der Themse nicht zu erreichen war. Dazwischen lagen Bayonne und die Capitulation von Baylen, die Verzögerung der Vereinbarungen von Tilsit und ihre späte Gewährung nach der Katastrophe in Spanien, die kriegerischen Vorbereitungen in Wien.

Talleyrand's Stunde war gekommen. Im Gespräch mit Metternich hat er das eine der beiden Projecte Napoleon's, den Zug nach Indien, „einen Roman" genannt. Gegen das andere, mögliche, die Theilung der Türkei, sollte Oesterreich in die Schranken gerufen werden. Eine Unterredung mit dem Botschafter von Kaiser Franz, nimmt noch einmal den Faden der alten französischen Traditionen auf. „Nichts kann in Europa geschehen," sagt Talleyrand, „ohne daß der Kaiser von Oesterreich das Mittel oder das Hinderniß dazu biete. Ich wünschte den Kaiser als Hinderniß in Erfurt zu sehen." Allein Kaiser Franz kam nicht, und Talleyrand spielte die russische Karte. Mit der Kühnheit lang gereifter Entschlüsse, und gleich bei der ersten Audienz enthüllte er sich dem Czaren: „Sire,

wozu sind Sie gekommen? An Ihnen ist es, Europa zu retten, indem Sie Napoleon Stand halten. Das französische Volk ist civilisirt, sein Beherrscher ist es nicht; der Souverän Rußlands ist civilisirt, sein Volk ist es nicht. An diesem Souverän ist es, mit dem französischen Volke sich zu verbinden." Der Appell weckte bei Alexander die Bedenken und den Argwohn, die Tilsit zurückgedrängt, niemals beseitigt hatte. Wie Talleyrand sprachen die kaiserliche Familie, die Gesellschaft von Petersburg, selbst sein Botschafter Tolstoi in Paris, und bald fügte Alexander selbst hinzu, „daß auch Alles so spreche, was in Frankreich vernünftig sei." Von nun an ließ er sich bei dem Abendthee der Fürstin Taxis, Schwester der Königin Luise, bis tief in die Nacht hinein die Worte auf die Lippen legen, mit welchen er am nächsten Morgen den Verlockungen von Napoleon widerstand. Auch in den Worten des Czaren an den österreichischen Bevollmächtigten zu Erfurt, in seinem Brief an Kaiser Franz, erkannte sich Talleyrand wieder: „Ich versichere Eure Majestät meiner Theilnahme für Dieselbe, und für die Integrität Ihres Reiches." — Im December 1808 erhielt Metternich, damals in Wien, den entscheidenden Wink von Talleyrand's Hand: „Alexandre n'est plus entraînable contre vous." Es war der Freibrief für die Campagne von 1809. Talleyrand hat nur zugestanden, daß er bestimmend auf die Haltung des Czaren gegen Oesterreich eingewirkt habe, und jede neue Annäherung an Rußland ihm bedenklich erschien. Als daher Napoleon ihn beauftragte, einleitende Schritte wegen eines russischen Heirathsprojectes zu machen, entledigte er sich zwar des zarten Auftrags zur Zufriedenheit seines Herrn; allein er lenkte die Aufmerksamkeit nicht auf die achtzehnjährige Großfürstin Catharina, sondern auf ihre vierzehnjährige Schwester; verpflichtete sich damit abermals Kaiser Alexander, und wahrte die Zukunft.

Und Napoleon? In Spanien, einige Monate nach Erfurt, kam ihm die Kunde von der Verständigung zwischen den beiden langjährigen Gegnern, Fouché und Talleyrand, die, nach Metternich's Worten, „das Steuer in der Hand eines waghalsigen Patrioten erblicken, der mit Behagen auf die Klippen zulenkt; sie sind bereit, des Ruders sich zu bemächtigen, sobald der erste Stoß den Steuermann herabwarf." Mit andern Worten: man hatte die Möglichkeit ins Auge gefaßt, den Kaiser zu ersetzen, wenn der Dolch eines Fanatikers ihn traf, und dieser verließ Spanien früher als er geplant hatte, um den österreichischen Feindseligkeiten nach außen, den Intriguen im Innern zu begegnen. Es folgte die furchtbare Scene vom Januar 1809, bei welcher Napoleon sich zu Thätlichkeiten hinreißen ließ, und dem Prinzen von Benevent ein Sündenregister vorhielt, das sich nicht auf die letzten Vorgänge zu beschränken brauchte, um von Verrath zu sprechen.

In Erfurt hatte sich Talleyrand von der Politik Napoleon's losgesagt; die Scene in den Tuilerien entband ihn aller weiteren Verpflichtungen gegen seine Person. „Wie schade, daß ein so großer Mann so schlecht erzogen ist," war bekanntlich Alles, was er sagte. Er blieb unbetheiligt, beobachtend und hostil bis 1813, wo er das Portefeuille des Aeußern mit den Worten gegen Savary ablehnte, nicht Jedermanns Sache sei es, unter Trümmern sich begraben zu lassen. Die Aeußerung: „Das ist der Anfang vom Ende," war bereits 1812 gefallen.

Von 1789 bis 1792 hatte Talleyrand ebenso muthig als vergebens den König zu retten, und die constitutionelle Monarchie zu begründen gesucht. Unter dem Directorium hielt er eine Politik in Schranken, die alle seine Ueberzeugungen verurtheilten; als Minister des Consulats und des Kaiserreichs mußte er sich dem despotischen Willen fügen, der auch ihn in goldene Fesseln schlug. Als die Katastrophe, die er so lange vorausverkündet hatte, den glänzenden Anachronismus der Napoleonischen Weltherrschaft zerstörte, fand sie Talleyrand von allen Verbindlichkeiten gegen die Vergangenheit losgesagt, und bereit, jetzt endlich eigene Politik zu treiben, und zu zeigen, was er vermochte.

V.

Während der Tage zu Tilsit, als noch kein Hauch des Zweifels die junge Begeisterung Alexander's für seinen Ueberwinder getrübt hatte, glaubte er diesem nichts Wohlgefälligeres sagen zu können, als wie völlig er sich von den Menschen und Dingen des alten Régime abgewendet habe. Er besprach den Besuch in Mitau, bei dem vergessenen Haupt des Hauses Bourbon, während des letzten Feldzuges, aber nur um hinzuzufügen, wie dieser Fürst der unbedeutendste, unfähigste Mensch in Europa sei, eine Bemerkung, der Napoleon durchaus beistimmte. Fünf Monate früher, nach Eylau, als die unentschiedene Schlacht, die schweren Verluste und die Drangsale und Beschwerden eines Winterfeldzuges in Polen bittere Mißstimmung bis in die Reihen von Napoleon's ergebensten Anhängern verbreitet hatte, wohnte eines Morgens zu Warschau Freiherr Hans von Gagern der Morgentoilette seines Freundes Talleyrand bei. Man besprach die Situation; der deutsche Diplomat warf die Frage auf, was wohl geschehen würde, wenn der Kaiser fiele, erwog verschiedene Eventualitäten und meinte endlich, Europa könne nicht beruhigt werden ohne die Zurückführung der Bourbons, die allsobald in ein bekanntes Geleise eintreten würden. „Und ein Mann in Ihrer Stellung," so schloß er, „mit Ihrer Umsicht, sollte nicht ohne Verbindung mit Hartwell sein." Sofort antwortete Talleyrand: „Der Erzbischof von Reims ist mein Onkel." — Hartwell war der Aufenthaltsort, den Ludwig XVIII., aus Mitau vertrieben, sich in England gewählt hatte, und der Erzbischof von Reims, Talleyrand, war sein unzertrennlicher Begleiter. Gagern aber hat stets geglaubt, daß der Prinz von Benevent von diesem Zeitpunkte an die Möglichkeit einer bourbonischen Restauration ins Auge gefaßt habe.

Die Jahre vergingen. Nach Talleyrand's Rücktritt vom Ministerium läßt sich bei ihm das Bestreben verfolgen, europäische Politik im großen Stil, statt die Politik des Kaisers zu machen. Wenn es in Bezug auf die Ereignisse von 1814 in den Memoiren heißt: „L'Empereur de Russie, dont j'avais depuis beaucoup d'années soigné la confiance" (Bd. II, S. 165), so entspricht das genau den Worten an Alexander zu Erfurt: „An Ihnen ist es, Europa zu retten. Sie werden es nur im Gegensatz zu Napoleon vermögen. Der Rhein, die Alpen, die Pyrenäen sind die Eroberung Frankreichs, der Rest nur die Eroberung des Kaisers." Der Gedanke, Italien als unabhängiges Reich, mit Ausschluß des Kirchenstaates, von der Krone Frankreich zu trennen, stand seit 1805 bei ihm fest, wenn auch der abenteuerliche Vorschlag, das Haus Bayern dahin zu verpflanzen, einer späteren Zeit an-

gehört, und seine Pläne in Bezug auf Polen nicht immer so fest standen, als es in den Memoiren gesagt ist (Bd. II, S. 132). Als Napoleon 1812 zwischen der Herstellung von Polen und dem Vorschlag schwankte, es dem russischen Kaiser als Preis für dessen Rückkehr zum System von Tilsit zu opfern, trug er sich mit der Absicht, Talleyrand nach Warschau zu senden. Nach Mittheilungen des polenfreundlichen Herzogs von Bassano wäre das Geheimniß dieser geplanten Mission in Wien verrathen und Talleyrand für die Indiscretion verantwortlich gemacht worden, die, wenn sie wirklich begangen wurde, gewiß keine zufällige war. An seiner Stelle wurde de Pradt mit leeren Versprechungen nach Warschau geschickt, und nach dem russischen Feldzug blieb Polen seinem Schicksal überlassen. Napoleon hat auch nach Talleyrand's Weigerung, das Portefeuille des Aeußeren 1813 wieder zu übernehmen, denselben noch consultirt. Sein Gegner, der Herzog von Bassano, macht ihm den Vorwurf, im April 1813 zur Verständigung mit Rußland, und zwar deswegen gerathen zu haben, weil dadurch der Beitritt Oesterreichs zur Coalition erfolgen mußte, und aus ähnlichen Gründen die Rückkehr Ferdinand's VII. nach Spanien bis zum Augenblicke verzögert zu haben, wo sie für Napoleon nutzlos geworden war. Allein der Herzog von Bassano bestätigt, wie Napoleon damals den Rathschlägen von Talleyrand völlig mißtraute und ihn mit Anklagen deswegen überhäufte, so heftig, „daß Talleyrand sich entdeckt und verloren glaubte". Das Gegentheil berichtet Frau von Rémusat. Nach Leipzig, sagt sie, habe er dem Kaiser auf sein Befragen, was nun zu thun, entgegnet, es bliebe nur das offene Geständniß, daß es ein Irrthum gewesen sei, die spanische Dynastie zu stürzen. Aus Achtung vor dem von ihm mißverstandenen Willen der Nation gebe er nunmehr Ferdinand VII. die Krone wieder und ziehe unverzüglich seine Truppen aus Spanien zurück.

Talleyrand hat sich, seiner Gewohnheit gemäß, über diese Episoden nicht ausgesprochen. Die Memoiren betonen nur, daß Napoleon ihn während der letzten Jahre seiner Herrschaft aufs Peinlichste überwachen ließ. „Allein," schreibt Talleyrand, „ich habe während meines ganzen Lebens nur dann conspirirt, wenn ich die Mehrheit der Franzosen zu Mitverschworenen hatte und mit ihnen das Heil des Vaterlandes wollte" (Bd. II, S. 134—135).

Ein derartiges Complott hatte er am 14. Juli 1789 versucht, im September 1793, Angesichts des Aufstandes im Süden, durch die Wahl einer neuen Constituante in Vorschlag gebracht, am 18. Brumaire siegreich durchgeführt. Jetzt galt es, das Werk wieder aufzunehmen, den Kreislauf der Revolution zu schließen und den König zu machen.

Wie dieser König heißen sollte, wußten im März 1814 in Frankreich drei Personen. Der erste derselben war ein unbekannter Edelmann aus der Provinz, der Baron von Vitrolles. Seine Begeisterung für die alte Monarchie war um so unbedingter, als er keinen der Prinzen des Hauses Bourbon jemals auch nur gesehen hatte. Als er 1813 in der Absicht nach Paris kam, sich mit den Anhängern derselben in Verbindung zu setzen, fand es sich, daß dort keine solchen vorhanden und die Bourbons vollständig vergessen waren. Zu Ende des Jahres war er wieder in der Hauptstadt zurück, verkehrte viel mit dem ihm bekannten Herzog von Dalberg und hörte von der am 25. Januar erfolgten Abreise des

Grafen von Artois nach dem Continent. Sein Plan, bis zu ihm zu dringen, war bereits gefaßt, als Dalberg ihm die Worte Talleyrand's hinterbrachte: „Im Augenblick, wo Europa den Mann, den es vernichten sollte, auch vernichten könnte, unterhandelt es mit ihm."

Es war Châtillon gemeint, wo Napoleon von seinem Feldlager aus, unter dem Eindruck der Siege vom 10. bis 18. Februar, die Hand Caulaincourt's zurückhielt, der schon am 9. Februar zur Unterzeichnung des Vertrages bereit gewesen war, der Frankreich die Grenzen von 1792 und dem Kaiser die Krone erhalten hätte. So kam der März, und Vitrolles ging, statt zu Monsieur, direct nach Châtillon. Er sagt, um eine Verständigung zwischen Napoleon und den Alliirten zu vereiteln; Dalberg und Talleyrand sagen, um die Absichten der Alliirten im Falle ihres Sieges zu erforschen. Sein Creditiv bestand aus den von Dalberg für Stadion notirten Taufnamen zweier Wiener Damen und aus einigen Zeilen mit sympathetischer Tinte für Nesselrode, deren Inhalt erst Bacourt mitgetheilt erhielt: „Es ist Zeit, klarer zu werden. Ihr geht auf Krücken. Gebraucht Eure Füße und wollt, was Ihr könnt." Von Stadion hörte Vitrolles, daß das Zustandekommen des Friedens nach wie vor in Napoleon's Hand liege; auf die Rückkehr der Bourbons sei Niemand gefaßt. Nach Troyes zu Metternich geschickt, fand er diesen, trotz seiner Klagen über Napoleon, noch vollständig von den Verhandlungen mit ihm beansprucht, dem er noch am 18. März den Frieden bot. Nach einer Aufzeichnung von Dalberg (Bd. II, S. 259) hätte der künftige Minister Kaiser Ferdinand's gesagt, an die Bourbons sei schon „à cause du personnel de ces princes" gar nicht zu denken. Am 17. März wurde Vitrolles von Kaiser Alexander empfangen, der die Hindernisse, die sich der Restauration entgegenstellten, „unüberwindlich" nannte und Möglichkeiten aufzählte, die er erwogen hatte: Bernadotte, Eugène, die Republik. Die Nation solle entscheiden. Am wohlwollendsten hatten die Engländer die Eventualität der Bourbons erwogen. Wellington glaubte sie im Januar im französischen Süden populär, aber er selbst, das englische Ministerium und Castlereagh, der Vitrolles auf die Abneigung der öffentlichen Meinung Englands gegen die alte Dynastie hinwies, blieben neutral bis zum 29. März, wo man in London immer noch die Unterzeichnung der Präliminarien mit Napoleon erwartete. So glaubte denn zu Châtillon thatsächlich nur Einer an die Restauration, und das war Caulaincourt oder vielmehr sein Gebieter Napoleon. Seit Brumaire, im März 1804, in Spanien 1809, verfolgte ihn das Phantom der vergessenen Monarchie. „Les Bourbons s'en tireraient," hatte er auf der Flucht nach Rußland gesagt. „Le système de ramener la France à ses anciennes limites est inséparable du rétablissement des Bourbons," schrieb er im Januar 1813. Endlich fiel das Wort: „Si personne ne veut se battre, je ne puis faire la guerre tout seul . . . Cherchez qui vous gouverne, je suis trop grand pour vous."

Talleyrand hatte gesucht! Es stand ihm fest, daß Napoleon sich verderben würde und daß nur die legitime Monarchie ihn ersetzen konnte: „Les Bourbons sont un principe, tout le reste est un intrigue," sagte er später in Paris zu Alexander. Von dort sandte er Briefe an die Herzogin von Kurland, die Gefahr

liefen, von Unberufenen gelesen zu werden. Sie berührten im Februar die Chancen der Bourbons, im März die einer Regentschaft. Am Morgen vor Arcis-sur-Aube schrieb er, „es sei traurig, im intimsten Meinungsaustausch gehindert zu werden, wenn man nichts mehr als Trennung von der Welt begehre." Als Kaiser Alexander am Tage nach diesem Siege den längst von ihm gewünschten Vormarsch nach Paris entschied, soll nicht nur der aufgefangene Brief Napoleon's an Marie Luise, sondern auch ein solcher von Talleyrand aus Paris diese Entscheidung herbeigeführt haben. Mit seinem Namen ist dann wohl auch die Depesche Lord Castlereagh's aus Dijon, 31. März, zu ergänzen: „We are in communication with the capital and with Prince . . . . on this side." Auch Dalberg wußte davon, denn er schreibt, wohl unterrichtete Personen hätten ihm gesagt, wie Alexander erklärt habe, er werde keinen Beschluß ohne vorherige Verständigung mit Talleyrand über Frankreichs Zukunft fassen" (Bd. II, S. 260). Dieser war Mitglied des Regentschaftsrathes, der am 28. März über das Verbleiben der Kaiserin in Paris verfügte. Talleyrand stimmte mit der Mehrheit dafür. Der Rath war loyal, aber unausführbar, denn der Feind stand vor den Thoren. Joseph gab den Ausschlag zu Gunsten der Abreise nach Blois, wohin der Regentschaftsrath folgen sollte. In der Nacht vom 30. auf den 31. März capitulirte Paris. Am frühen Morgen ließ Talleyrand sich an den Barrieren aufhalten, und wenige Stunden später empfing er Nesselrode, dann Kaiser Alexander unter seinem Dach und mit der Erklärung, daß der europäische Friede und die Wohlfahrt Frankreichs die Herstellung der alten Monarchie und einer freien Verfassung forderten. Alexander's Abneigung gegen die Bourbons war bekannt; noch vor wenigen Wochen beschäftigte ihn die Candidatur des Herzogs von Orléans. Dagegen war sein Wort seit 1804 für das Selbstbestimmungsrecht der Franzosen verpfändet und selbst ein Plebiscit hätte er zugestanden. Auf seine Frage, wie der nationale Wille erkannt werden könnte, antwortete Talleyrand, das geschehe am besten durch eine Abstimmung im Senate. Gerade diese Körperschaft flößte die größten Bedenken ein, denn sie bestand fast nur aus servilen Bonapartisten und zählte in ihren Reihen einige Derjenigen, die 1793 den Tod des Königs votirt hatten. Am Abend des 2. April hatten alle anwesenden Senatoren namentlich das Decret unterzeichnet, das die Absetzung Napoleon's und die Wiedereinsetzung der Bourbons unter constitutionellen Garantien aussprach. Ueber die Art, wie das gelang, haben alle Theilnehmer unverbrüchliches Schweigen beobachtet, und Talleyrand's Memoiren brechen es nicht. Sie preisen nur mit selbstbewußter Bescheidenheit das Glück, welches ihn zum Werkzeug der Wiederaufrichtung des Throns erkor.

Seit 1. April war er Präsident der provisorischen Regierung, die den Vertrag mit Napoleon abschloß, nach welchem er Elba erhielt, obwohl nach Wellington schon damals St. Helena genannt worden war und Talleyrand an die Azoren gedacht hatte. Während der Dauer dieses Provisoriums entwarf der Senat das Constitutionsproject, welches Ludwig XVIII. nicht als den legitimen König von Gottes Gnaden, sondern als den aus freiem Entschluß der Nation gewählten, verfassungsmäßigen Souverän zurückrief. Der Graf von Artois war noch nicht in Paris, als schon der Kampf zwischen den Gegensätzen entbrannte. Am

29. April traf Ludwig XVIII. in Compiègne ein, wo er Talleyrand mit den Worten empfing: „Ich freue mich, Sie zu sehen; unsere Geschlechter stammen aus derselben Epoche. Meine Vorfahren waren geschickter als die Ihrigen; wäre das Gegentheil der Fall, so würden Sie mir heute sagen: „Setzen wir uns und reden wir von Geschäften.“ Statt dessen sage ich Ihnen: „Setzen Sie sich und sprechen wir zusammen.“ — Die Manieren waren untadelhaft, allein die Ansichten blieben starr. Im Laufe der langen Unterredung band sich der König in keiner Weise und wurde noch zu Compiègne von den großen Körperschaften des Staates, voran die gesetzgebenden Körper, bedingungslos anerkannt. Durch ihre Servilität gelähmt, erreichten auch Pozzo di Borgo und sein Gebieter Alexander nichts mehr, und als Talleyrand am 2. Mai zu Saint-Ouen den Senat vorstellte, blieb ihm nur der Ausdruck des Wunsches, den Glanz alter Erinnerungen mit den Ansprüchen der modernen Ideen und mit weisen politischen Grundsätzen in Einklang gebracht zu sehen. „Eine constitutionelle Charte wird alle Interessen mit jenen des Thrones verbinden .... Solche Institutionen, bei einem Nachbarvolk so gut erprobt, sind Stützen, nicht Hindernisse für den gesetzliebenden Monarchen.“ Der nächste Morgen brachte nach „einer Nacht der Intriguen“ die Declaration von Saint-Ouen, welche die Charte aus eigener Machtvollkommenheit versprach. Talleyrand, seinem Verlangen gemäß zum Minister des Aeußeren ernannt, erfuhr ihren Wortlaut und die Namen der neuen Senatoren erst am Tage der Kammereröffnung. Thatsächlich aber hatte er Recht behalten und den König moralisch gezwungen, den Pact mit der Nation zu schließen, den er und sein Haus nicht mehr verletzen konnten, ohne ihre Krone aufs Spiel zu setzen. In diesem Sinne ist das Wort von Pozzo de Borgo zu corrigiren, der am 13. Juni 1814 von Talleyrand's Stellung in Bezug auf die innere Politik schrieb: „Son influence a été nulle jusqu'à présent.“ Pozzo fügt hinzu, daß der Fürst absoluter Herr in seinem Ministerium sei und vom König mit aller Rücksicht behandelt werde. Nichts beweist, daß er Dank von dem Monarchen erwartet habe, der zu Hartwell die Mittheilung, „Sire, Sie sind König von Frankreich,“ unbewegt mit den Worten erwiderte: „Habe ich etwa jemals aufgehört, es zu sein?“ Talleyrand hatte die Bourbons gerufen, nicht weil er sie liebte oder an sie glaubte, sondern weil er sie für unentbehrlich hielt, für den Regiciden Carnot wie für den kaiserlichen Marschall Marmont, für die Integrität Frankreichs wie für den europäischen Frieden. Er beansprucht, als das Verdienst und den Stolz seiner Staatskunst, diesen Frieden ermöglicht und unter Bedingungen geschlossen zu haben, günstiger als jene, die Napoleon in der letzten Stunde annehmen wollte, da sie, statt der Grenzen von 1789, jene von 1792 für Frankreich sicherten, und er beruft sich auf die Unzufriedenheit der Gegner, um das Maß seines Erfolgs zu bestimmen.

Der merkwürdige Brief an Alexander vom 13. Juni 1814 (Bd. II, S. 211 bis 214), und darauf berechnet, die tiefe Verstimmung des Zaren zu mildern, ist zugleich ein Meisterstück feiner Gewandtheit und klarer Einsicht in die Verhältnisse, deren Schwierigkeiten sich Talleyrand um so weniger verhehlen konnte, als der König „im höchsten Grade falsch“, wie der Herzog von Wellington ihn nennt, wiederholt versucht hatte, seinen Minister des Aeußeren von wichtigen

Verhandlungen fernzuhalten und bei anderen Anlässen gegen seinen Rath handelte. Es kamen Velleitäten der Opposition über Talleyrand, und er lud Benjamin Constant zu Tisch. Dann besann er sich eines Besseren, und beschloß, das Ansehen Frankreichs im Rath Europas herzustellen und über die schwankende Monarchie den Schutzmantel einer Doctrin zu werfen, großartig genug, um ihre innere Schwäche und alle Mißgriffe der sie umbuhlenden Reaction in ihren Falten zu bergen.

Am 23. September 1814 erschien er mit selbstgegebenen Instructionen als Botschafter Ludwig's XVIII. auf dem Congreß zu Wien, von den Coalitionsmächten auf die Rolle des Zuschauers verwiesen. Drei Monate später hatte er die Coalition gesprengt und das geheime Bündniß vom 3. Januar 1815 mit England, Oesterreich, den Niederlanden und zwei kleinen deutschen Staaten geschlossen, das den Bestand des mit völliger Vernichtung bedrohten Königreichs Sachsen rettete und die Pläne des Czaren in Bezug auf Polen vereitelte.

Dieses Meisterstück diplomatischer Kunst gelang vornehmlich deshalb, weil Talleyrand vom ersten Augenblicke an erkannte, daß die isolirte Stellung Frankreichs auf dem Congreß ein Element der Stärke werden konnte, wenn es gelang, die Formel zu finden, durch welche der einzige Staat, der nichts für sich zu verlangen hatte, im Kampfe streitender Interessen der Anwalt bedrohter Rechte und des europäischen Gleichgewichts wurde. Eine solche Formel hatte Talleyrand bereit: es war die der Legitimität. Erfunden hat er weder das Wort noch die Sache, die sowohl Benjamin Constant als Chateaubriand, wenn auch in sehr verschiedener Weise, vor ihm vertraten. Aber staatsrechtlich und politisch hat er sie zum ersten Male, und zwar in großem Stil, zur Anwendung gebracht. Er bezeichnete die Legitimität als die Wiederherstellung der moralischen Ordnung und des öffentlichen Rechtes, als eine allgemeine Restauration der Dynastien im Gegensatz zur Revolution, zum Recht der Eroberung und der Gewalt, und zwar im Interesse der Völker selbst und der Civilisation, die stabile Einrichtungen bedürfe. Er war nicht plötzlich zu einer idealen Weltanschauung bekehrt. Bernadotte blieb unbehindert Thronfolger in Schweden, und Norwegen zur Union mit ihm gezwungen; Genua wurde gegen seinen Willen mit Sardinien vereinigt und Venetien österreichisch. An eine Aufhebung der Mediatisirungen und Säcularisationen wurde nicht gedacht, und als Kaiser Alexander im Namen der europäischen Moral die Wiederherstellung eines Königreichs Polen verlangte, ward ihm von Talleyrand erwidert, eine solche Wiederherstellung sei nur unter den Bedingungen völliger Unabhängigkeit und einer starken Constitution möglich, und diese zweite Bedingung deswegen ganz unerreichbar, weil in Polen die Unabhängigkeit gleichbedeutend mit der Anarchie sei. Und als Alexander, Zustimmung erwartend, sich an den Freiherrn von Stein wandte, ward ihm der Bescheid, Principien müßten je nach der Natur der Dinge, auf die sie Anwendung finden, modificirt werden: in Polen fehle der dritte Stand, auf dem die Wohlfahrt eines Landes beruhe. Das Princip, das sich so wirksam erwiesen hatte, um die Pläne Rußlands und Preußens in Sachsen und Polen zu durchkreuzen, erprobte sich nicht weniger, als es galt, den Thron der Bourbons in Neapel wieder aufzurichten und die Unabhängigkeit Italiens durch seine Theilung in Einzelstaaten zu verhindern. Das

Programm, welches Talleyrand mit nach Wien gebracht hatte, war im Wesentlichen gesichert und das System der Allianzen hergestellt, das seine, auf enges Einvernehmen mit England und Oesterreich basirte Politik zu verfolgen nie aufgehört hatte, als Metternich ihn am 7. März mit der Nachricht empfing, Napoleon habe die Insel Elba verlassen. Nachdem Talleyrand's Frage, ob man wisse, wohin sich Napoleon gewendet habe, verneint worden war, bemerkte er ruhig: „Napoleon wird irgendwo an der italienischen Küste landen und sich hierauf in die Schweiz werfen." — „Er wird gerade auf Paris marschiren," entgegnete Metternich.

Zu keiner Zeit seines öffentlichen Wirkens hatt Talleyrand vollständiger als in jenen Tagen an der Maxime festgehalten, daß die Zeit der beste Bundesgenosse sei: „Il guérit et arrange tout; laissez-le faire." Die Achterklärung Napoleon's durch die Mächte sollte am 8. März erfolgen. Er verzögerte sie bis zum 13. März, weil er als Mitglied einer Deputation mit nach Preßburg ging, um die Zustimmung des Königs von Sachsen zur Abtretung eines Theils seiner Lande zu erwirken, aber auch um sich seiner sterbenden Freundin, Madame de Brionne, die er seit 1791 nicht wieder gesehen hatte, weinend zu Füßen zu werfen. Der Bericht der Staatsactionen unterbricht diese Scene mit dem Ausrufe: „Oh il faut que la politique attende!" Dann kehrte er nach Wien zurück, um die Congreßangelegenheiten zum Abschluß zu bringen, als ob der Friede nicht gestört worden wäre, und ließ sich den ganzen Mai hindurch von Pozzo, Jaucourt, Chateaubriand, Sir Ch. Stuart und nicht zum wenigsten vom König selbst vergebens nach Gent rufen. Man kann sich dem Eindruck nicht verschließen, daß er mit höchster Befriedigung die hundert Tage ausnützte, um Ludwig XVIII. die bittersten Wahrheiten als Aeußerungen Alexander's zu Gehör zu reden. Den Höhepunkt erreichte das Sündenregister im berühmten Bericht an den König, da er ihn endlich, nach Waterloo, zu Mons einholte, und nicht zögerte, seine Entlassung zu bieten, als er die Monarchie entschlossen fand, „de se faire traîner en France," im Gefolge fremder Heere. Allein der wahre Urheber der zweiten Restauration, der Herzog von Wellington, bewog ihn, dem König dennoch nach Cambrai zu folgen, und dort als sein künftiger erster Minister die Declaration zu dictiren, die das Königthum zum zweiten Male den constitutionellen Grundsätzen verpflichtete.

Abermals schien Talleyrand der berufene Leiter der französischen Geschicke. Allein auch die Klügsten berechnen nicht Alles. Nach der Flucht aus Paris hatte Ludwig XVIII. seinem Botschafter am 10. April versichert, daß alle Wiener Actenstücke in seiner Hand und in Sicherheit seien. Er wußte nicht, daß Jaucourt eines derselben im Ministerium hatte liegen lassen. Es war der geheime Vertrag vom 3. Januar! Napoleon schickte ihn an Alexander nach Wien. „Der Bösewicht!" rief Stein, nachdem er gelesen, aber der Czar bändigte seine Empörung, beschloß zu warten und sich zu erinnern. Inzwischen war Fouché mit Zustimmung Wellington's, Talleyrand's und der Extremen zum Polizeiminister ausersehen worden. Er hielt seit zweiundzwanzig Jahren die Fäden der Verschwörungen in der Hand, und man stellte ihm die Bedingung, Ludwig XVIII. in die Tuilerien zu bringen, bevor die Alliirten zum zweiten Male in die Hauptstadt einzogen.

Fouché brach den Widerstand der Kammer um den Preis einer Lüge — d'une infamie, wie Pozzo es nannte — indem er die Wiedereinsetzung der Bourbons als directe Forderung der Mächte hinstellte. Auf diese Weise kam der Einzug des Königs jenem der Alliirten um zwölf Stunden zuvor. Chateaubriand war ihm Tags vorher im Geleit von Fouché und Talleyrand, „des Apostaten und des Königsmörders . . . . das Laster am Arm des Verbrechens," begegnet. Ludwig XVIII. drängte ihn, zu sagen, was er denke. „Ich halte dafür, daß es mit der Monarchie vorbei ist," sagte Chateaubriand. „Ich bin Ihrer Meinung," entgegnete der König.

An jenem Tage erwies sich der Dichter scharfblickender als der Staatsmann. Die Memoiren nennen die Wahl Fouché's ein Unglück und machen den Grafen von Artois dafür verantwortlich. Allein sie erwähnen der thätigen Mitwirkung Talleyrand's an diesem „Unglück" mit keinem Wort. Ebenso ungerechtfertigt ist das Erstaunen, mit welchem ihn die Weigerung Pozzo di Borgo's und besonders jene des Herzogs von Richelieu erfüllte, im Juli in sein Ministerium zu treten und so die Collegen des Herzogs von Otranto zu werden. Er hatte eben das sittliche Feingefühl verloren, das sicherer als die berechnende Klugheit entscheidet. Die öffentliche Meinung, „alle Welt", die nach Talleyrand, „viel gescheidter ist als Voltaire", fing an, ihn mit anderen Augen zu messen, seit er neben Fouché stand. Der Nimbus fiel: man begann, ihn entbehrlich zu finden, und Kaiser Alexander konnte die ausständige Rechnung begleichen. Die Mitwirkung Talleyrand's war für den ersten Pariser Frieden unentbehrlich gewesen; seine Entlassung erleichterte den Abschluß des zweiten. Scheinbar erfolgte sie deshalb, weil der König sich weigerte, seine Minister vor der Kammer mit seiner vollen Autorität zu decken, und sein frommer Bruder glaubte nicht zu spaßen, als er darüber staunte, warum Monsieur d'Autun sich nicht mit dem Papst versöhne und den Cardinalshut nehme.

Während der nächsten vierzehn Jahre blieb Talleyrand, — nunmehr Herzog von Dino, weil der König von Neapel ihm das Herzogthum Benevent abgetauscht hatte — mit einer Hofcharge von hunderttausend Franken in glänzender Vergessenheit und in der liberalen Opposition. Er vertheidigte die Preßfreiheit gegen die Censur, die Rechte des spanischen Volkes gegen die Intervention von 1823 und die Reaction, über deren Charakter die Erinnerungen von Valencay keinen Zweifel bestehen ließen. So lange Ludwig XVIII. lebte, wurden zwischen dem König, der begründeten Anspruch auf literarische Gewandtheit erhob, und seinem frondirenden vormaligen Minister Sarkasmen gewechselt. Als Karl X. an die Regierung kam, fiel das weg, und Talleyrand bekannte seinem Freund Gagern, daß er die Sprache der Gegenwart nicht zu sprechen wisse. Am Sturz des Thrones hatte er keinen Antheil; der König besorgte das selbst. Talleyrand beklagte 1830 nichts Anderes als den Gedächtnißfehler, der ihn 1815 dazu verleitet hatte, jenen Ausspruch von Fox zu vergessen, „die schlimmste der Revolutionen sei eine Restauration".

Die Legitimität war verloren. Die constitutionelle Monarchie konnte gerettet werden. Talleyrand's Rechtfertigung von 1830 ist eine Paraphrase des Wortes von Napoleon: „Ich habe die französische Krone am Boden gefunden und aufgehoben." Noch einmal stand das politische Ideal von 1791, die Allianz mit

England und durch dieselbe Sicherung des europäischen Friedens, vor den Augen des sechsundsiebzigjährigen Greises. „Um für die Julirevolution das Bürgerrecht zu erlangen und die Welt über den Geist der Propaganda zu beruhigen, den man fälschlich bei ihrer Regierung voraussetzte", ging er am 27. September 1830 als Botschafter Louis Philipp's nach London, wo er „seine Freunde bei den Tories, seine Interessen bei den Whigs hatte", und es als einen persönlichen Verlust empfand, daß das Cabinet des Herzogs von Wellington durch die Administration von Lord Gray mit Lord Palmerston als Secretär für das Auswärtige, ersetzt wurde. Die Beiden liebten sich nicht; „C'est un homme qui n'a pas le talent du raisonnement", sagte er später von Lord Palmerston, obwohl er im Uebrigen sehr hoch von seinen Fähigkeiten dachte, und dieser hielt ihn, nach einem Jahr des persönlichen diplomatischen Verkehrs, im August 1831, für fähig, den Streich in Scene gesetzt zu haben, als er die Nachricht vom Einmarsch der holländischen Truppen in Belgien erhielt. Dazu kam die Abneigung gegen diese Julimonarchie, die alle Vernunftgründe empfahlen, und die dennoch dazu verurtheilt war, alle schlimmen Erinnerungen, die sich an den Namen Orléans knüpften, wieder zu erwecken, kamen die Antipathien der vornehmen Gesellschaft gegen die neu emporgekommene, nicht als ebenbürtig betrachtete Welt. Die Gemahlin des russischen Botschafters am Hof zu St. James, Fürstin Lieven, begabt, verzogen, ignorant und arrogant, übernahm die Rolle, welche die Fürstin Metternich in Wien spielte, und rief Talleyrand bei den ersten Begegnungen zu: „Man kann sagen, was man will: die Vorgänge in Frankreich sind eine flagrante Usurpation." — „Gewiß," entgegnete er, „es ist nur zu beklagen, daß sie nicht fünfzehn Jahre früher stattfand, wie Ihr Gebieter, Kaiser Alexander, es gewünscht und gewollt hatte." In den Salons wurde Talleyrand auf dieses Gespräch hin nie wieder behelligt; allein seine eigentlichen und größten Schwierigkeiten lagen nicht in London, sondern wie unter dem Directorium, dem Kaiserreich und der Restauration, bei seiner eigenen Regierung und in Paris. Das Ansehen des Botschafters litt durch Aufstände, welche die Sicherheit der Hauptstadt und den Bestand der Monarchie bedrohten, und noch mehr durch die unentschlossene Schwäche der Minister, die den Verlockungen revolutionärer Schmeichelreden nicht zu widerstehen vermochten. Stets mußte Talleyrand wiederholen: „L'Europe s'arrangera de nous tranquilles et s'en arrangera parfaitement. De nous propagandistes elle ne s'arrangera jamais." Es gab Zeiten, wo er nicht nur an dem politischen Verständniß des Ministeriums Laffitte, sondern an der Einsicht des Königs selbst zweifelte. Aus Paris brachte ihm Graf Flahaut Vorschläge, in Brüssel that der französische Gesandte Brisson Schritte, die Talleyrand als „Absurditäten" bezeichnete, obwohl er wußte, daß die Anschuldigung hoch hinaufreichte, und daß man ihn zu täuschen suchte, wenn man ihn nicht desavouirte. Selbst die Vertraute jener stürmischen Tage, die Schwester des Königs, Madame Adelaïde, verstand nicht immer; sie sprach noch am 3. Januar 1830 vom künftigen Schwiegersohne Louis Philipp's, Leopold, dem Throncandidaten der Belgier, als von einem englischen Agenten, und ließ klar durchblicken, daß man im Hause ihres Bruders, trotz aller feierlichen Gegenerklärungen, noch immer an die Candidatur des Herzogs von Nemours als an eine Möglichkeit dachte. Erst mit der Ernennung von Casimir Perier fühlte

Talleyrand festeren Boden unter den Füßen. Allein er hatte längst vorher, am 6. October 1830 und bei seiner Antrittsaudienz, die französische Regierung für das Princip der Nichtintervention verpflichtet, das, von England angenommen, die seit 1815 datirende Allianz der vier Großmächte zu Gunsten der beiden Westmächte sprengte und die Regelung der belgischen Angelegenheit vor die zu London versammelte Conferenz brachte. Der englischen Allianz opferte er nach dem Ausbruch der Revolution in Warschau jeden Versuch einer Einmischung in Polen, nachdem er sich überzeugt hatte, daß England, durch die Reformbill und die belgische Angelegenheit in Anspruch genommen, hiefür nicht zu gewinnen sei. Eine Depesche Talleyrand's an Casimir Perier, vom 18. März 1831, gesteht zu, daß die nunmehr anerkannte Berechtigung der Nationen, ihre inneren Angelegenheiten ohne Einmischung der Anderen zu regeln, die Grundlage der Heiligen Allianz zerstört habe, aber in Bezug auf Polen blieb das Zugeständniß ein platonisches. Als jedoch Madame Adelaïde über die Besetzung Ancona's durch die Franzosen jubelte, erinnerte sie Talleyrand daran, daß Frankreich nicht wie Oesterreich, dahin gerufen worden sei, und ein so irrevolutionärer Schritt der Macht am wenigsten gezieme, die eben erst aus einer Revolution hervorgegangen war. Erst als er Belgien unabhängig und den Frieden gesichert sah, überwand er noch einmal die Ernüchterung, die nach dem Tode Casimir Perier's immer deutlicher bei ihm wahrzunehmen ist. „Mein politisches Leben ist damit abgeschlossen," schrieb er dem einstigen Akolyten von 1790, nunmehr Baron Louis: „Seit fünfzig Jahren diene ich Frankreich, und es ist immer Frankreich gewesen, dem es zu dienen galt. Zu allen Epochen läßt sich Gutes thun und Böses verhindern, und das ist der Grund, weswegen man, meiner Ueberzeugung nach, und wenn man sein Land liebt, unter allen Regierungen dienen soll, die es sich wählt."

Bis 1835 blieb Talleyrand Botschafter in London, dann reichte er seine Entlassung ein, „um nicht mit dem solve senescentem des Horaz hören zu müssen, daß er zu lange gezögert habe." Es hatten andere Gründe mitgespielt. Die Wendung der französischen Angelegenheiten im Innern mißfiel ihm mehr und mehr, und wegwerfend erwiderte er im November 1834 auf die im Auftrag des Königs gestellte Frage seines Thronerben, „welche Männer er berufen solle": „Tous ceux dont je ne sais pas le nom." Jetzt waren sie da, und der junge Herzog von Orléans hatte die Bemerkung fallen lassen, Talleyrand könne in London wohl nichts mehr nützen. Dieser schrieb an Madame Adelaïde, die vergebens das unbedachte Wort ihres Neffen wieder gut zu machen suchte: „Er hat Recht, denn ich bin alt und kränklich, und mich ergreift es schmerzlich, meine Generation verschwinden zu sehen. Ich bin der Mann einer andern Zeit, und fühle mich in dieser fremd."

Seine letzte Enttäuschung bereitete ihm England nach der Reformbill, und prophetisch genug, wenn auch in anderm Sinn, als er es meinte, äußerte er, „es werde auf der eingeschlagenen Bahn nicht mehr einhalten können." Seine persönliche Stärke sei es gewesen, niemals einer Partei anzugehören: „das war das Geheimniß meiner Kraft."

Die Jahre, die noch blieben, theilte er zwischen Paris und Valençay, von überlebenden Freunden und angesammelten Erinnerungen umgeben, im vertrauten

Umgang mit der Herzogin von Dino, auf deren Gatten er den Herzogstitel von 1815 übertragen hatte, und deren jugendliche Tochter ihm eine väterliche Neigung einflößte.

Sein Leben, von keinem Pflichtideal getragen, war ihm doch stets wie ein Kunstwerk erschienen, das er pflegen wollte, bis ans Ende. Der Welt, die er so lange beschäftigt hatte, sagte er im April 1838 feierlich Lebewohl vor versammelter Akademie, in der mustergültigen Gedächtnißrede auf seinen Schüler und Collegen Reinhardt. Von der Kirche wollte er in Frieden entlassen werden. Der Retractationsbrief an den Pariser Erzbischof lag bereit; ein geachteter und frommer Priester, Abbé Dupanloup, den damals die Erziehung von Ernst Renan beschäftigte, wurde von der Familie verständigt. Während der letzten Krankheit erschien der greise Parlamentarier Royer-Collard in den Vorzimmern des Fürsten und bemerkte, auf die Nachricht, wie schlimm es stehe: „Er war immer ein Mann der Pacification und wird es nicht verweigern, vor dem Tode seinen Frieden mit Gott zu machen.“ „Ich verweigere es nicht,“ antwortete der Sterbende, als man ihm das hinterbrachte, und der Priester wurde gerufen. Hierauf kam der König. Correct und voll Selbstbeherrschung bis ans Ende, stellte ihm Talleyrand die Personen seiner Umgebung vor, dann nahm er Abschied. Sein Todestag war der 17. Mai 1838.

Liebevolle Parteinahme für ihre Vorbilder ist, so heißt es, die Klippe der meisten Biographen. Der künftige Geschichtsschreiber Talleyrand's wird nicht an ihr scheitern. Er selbst sagte eines Tages zu Frau von Rémusat, er habe die Andern nicht genug, aber auch nicht sich selbst geliebt, und sie, die ihn so gut kannte, hat Mitleid als das Gefühl, welches er einflößte, bezeichnet. Seit dem Erscheinen der Memoiren versteht man besser, was sie damit meinte, und welchen Antheil an der Schuld die Verhältnisse, die ihn großgezogen, die Demoralisation der Zeit an der seinigen hatte.

Mit dem Privatmann hat die Geschichte sich nur vorübergehend zu befassen; ihr Gegenstand ist der Staatsmann, und in Bezug auf ihn bestätigen die Publicationen der letzten zwanzig Jahre aus Talleyrand's Feder seinen Anspruch, unter den Allerersten genannt zu werden, die im neunzehnten Jahrhundert die europäischen Geschicke bestimmten. Selbst ein Richter von so hoher sittlicher Berechtigung wie der Freiherr von Stein hat nur einmal, und auch dann nur sehr bedingt, — in Bezug auf die Verhandlungen vom März 1814 — den Verdacht des Verrathes ausgesprochen. In diesen wie in andern Fällen wurde von Talleyrand erwidert, daß nicht er, sondern die Götter diejenigen verblendet hatten, die sie verderben wollten, und daß sein oberstes Gesetz das Wohl des Staates war.

Dieser höchsten Geschicklichkeit, diesen fast ununterbrochenen Erfolgen hat nichts als das Eine gefehlt, das nur um den Preis zu haben ist, den Talleyrand nicht zu geben bereit war. Er ist mit Ehren überschüttet, bereichert, bewundert, vielleicht geliebt, niemals aber geachtet worden. Wenn er sein Leben überdachte, mochte er, der Verehrer der Frauen, sich die Frage wiederholen, die eine derselben ihm gestellt hat: „Êtes-vous heureux? Avec un esprit si supérieur, n'allez-vous pas quelquefois au fond de tout, c'est-à-dire jusqu'à la peine?“

Drei Geschichten von Frau Paschke.

a) Die unwahrscheinliche. b) Die wahrscheinliche. c) Die wahre.

Aufgeschrieben
von
Lili Hensel.

I.

Mutter und Tochter gingen langsam durch die Allee, deren kahle Aeste die untergehende Sonne roth anstrahlte. In der kleinen Villenvorstadt, welche sie bewohnten, waren nie viel Fußgänger zu sehen; der Einzelne kam hier zu seinem Recht, während er im Gewühl der großen Stadt verschwindet. — So ruhten die Blicke der beiden Damen schon seit einigen Minuten auf einer weiblichen Gestalt, die vom anderen Ende der Allee ihnen entgegenschritt. Als sie nahe herangekommen war, sah man, daß sie eine schlanke junge Frau war, einfach, aber nicht ohne Geschmack gekleidet, mit einem blassen anziehenden Gesicht.

„Wie geht es Ihrem Mann, Frau Paschke?" fragte die jüngere Dame freundlich.

„Danke sehr, es wird ja nun," sagte Frau Paschke, stehen bleibend, „es war auch Zeit."

„Aber Sie haben sich während seiner Krankheit ganz hübsch eingearbeitet."

„Ach ja, warum nicht! Lernen kann man Alles, ich war nur so etwas gar nicht gewohnt. Wir haben auch schönen frischen Lachs, Frau Doctor."

„Das ist mir lieb zu hören, morgen kann ich welchen brauchen. Adieu Frau Paschke, ich freue mich, daß es besser geht."

Die beiden Damen gingen schweigend weiter. Nach einer Weile sagte die Mutter lächelnd: „Ueber diese Paschke habe ich mir eine Geschichte zurechtgemacht."

Die Tochter sah sie verwundert an: „Du auch, Mama? Das ist sonderbar! Ich habe eben den Schluß zu meiner Geschichte über sie gefunden. — Es scheint, daß die Motive hier nicht dicht gesäet sind, da wir uns beide auf dasselbe geworfen haben. Wie kamst Du denn darauf?"

„Die Mädchen sprachen neulich davon, daß Paschke sich eine Frau vom Lande geholt habe, die von der Gutsherrschaft erzogen sei. Und einige Tage später kam

ich in den Laden — es war gerade Rennen — und die Wagen mit Officieren und eleganten Damen fuhren vorbei. Da saß die junge Frau, hatte beide Arme auf den Ladentisch gelegt, und starrte mit einem so seltsamen, neidischen, sehnsüchtigen Blick nach den vorüberfahrenden Wagen — Das ist Alles, woraus ich meine Geschichte gemacht habe, und Deine?"

„Halt!" rief die Tochter. „Du fängst an."

„Nun," sagte Frau Abel, „meine Geschichte hat einen Vorzug, sie ist sehr kurz: Die kinderlose, launenhafte Gutsherrin nimmt die kleine Tochter des Schullehrers — er entbehrt sie nicht, denn er hat zehn Kinder — zu sich, um sich eine Gesellschaft an ihr zu erziehen. Sie wächst heran, wird drollig und pikant, amüsirt die gnädige Frau, und fühlt sich wohl in der behaglichen Umgebung. Da kommt, als sie eben erwachsen ist, der Hauptmann X. —"

„Von X., wenn ich bitten darf," warf die Doctorin ein; aber Du bist schrecklich veraltet, Mama, mit Deinen Gutsdamen und Officieren! Das jüngste Deutschland sucht sich seine Helden in anderen Kreisen."

„Gott sei Dank, daß wir noch aus der Zeit ‚vor Sonnenaufgang' sind," sagte Frau Abel mit einem frommen Schauder. „Uebrigens fordere ich durchaus keine Bewunderung für meine Geschichte von Frau Paschke; sie war keinesweges für die Oeffentlichkeit bestimmt; Du selbst hast verlangt sie zu hören, nun schlucke sie nur."

„Gern!" sagte die Tochter. „Wir waren bei Hauptmann von X., den Du bestellt hattest, um sich vierzehn Tage lang in die nachmalige Frau Paschke zu verlieben; oder sollen's vier Wochen sein?"

„Behüte!" sagte Frau Abel; „wenn ich Dir verrathe, daß der Hauptmann in früheren Zeiten seiner Base, der Gutsfrau, wärmster Verehrer war, begreifst Du, daß vierzehn Tage die längste Zeit sind, die sie seine unpassende flirtation mit ihrer Pflegetochter mit ansehen kann."

„Das sehe ich ein. Also da kam Paschke im rechten Augenblick?"

„Er war vorher schon einmal dagewesen," sagte Frau Abel; „aber damals hatte man Hedwig noch zu gut für ihn gefunden. Jetzt war das natürlich anders; jetzt wollte die gnädige Frau, und die arme Hedwig mußte. — Vier Wochen in Paschke's Materialwaarenladen, während jedes zärtliche Wort des Hauptmanns noch in ihrem aufgeregten Herzen brannte, waren so viele Höllenqualen, und das arme Kind zu jeder verbrecherischen Thorheit reif, als das Letzte dazukam: Am Tage des großen Rennens fuhr der Hauptmann vorbei — mit einer sehr eleganten, sehr niedlichen jungen Dame — —"

„Da haben wir's!", sagte die Doctorin; „ich habe diesem Hauptmann nie getraut! Das war gewiß der Tag, an dem Frau Paschke mir in der Essigflasche denaturirten Spiritus schickte, und mein Kartoffelsalat fortgeworfen werden mußte. Hätte ich aber das mit dem Hauptmann gewußt, so würde ich ihr doch keinen so groben Brief geschrieben haben."

„Es war auch ihre letzte Dummheit," sagte Frau Abel versöhnlich — „nein, ihre vorletzte. Mit zitternder Hand, mechanisch, goß sie noch den Spiritus in Deine Flasche, dann ging sie in ihre Stube, ordnete ihre wenigen Sachen, schrieb einen langen Brief an Paschke und einen kurzen an ihre Pflegemutter. Als der

Hauptmann mit seiner Schönen im raschen Trabe vom Rennen zurückfuhr, warf sich eine verhüllte weibliche Gestalt mit einem lauten Schrei dicht vor den Pferden auf den Weg — der Wagen ging über sie —"

„Hier hast Du noch eine letzte Chance, und kannst das dumpfe Knirschen und Knacken von Frau Paschke's Knochen beschreiben, in die sich die kothigen Räder hineinwühlen," sagte die Doctorin, — „sonst ist Deine Geschichte wirklich zu sehr aus dem vorigen Jahrhundert, arme Mama."

„Laß uns lieber hören, was Du von Frau Paschke zu erzählen weißt," entgegnete die Mutter ungerührt durch diesen Tadel: „Kritisiren ist seit Lessing's Tode eine zu leichte Kunst geworden."

II.

„Gut, ich fange an: Wenn sich irgendwo die Wahrheit der Behauptung, daß jedes Ding zwei Seiten hat, glänzend bewährte, so war es in der kleinen Villenkolonie Birkenwalde; denn wenn ein gewöhnlicher Mensch von einer Sache gar nicht geahnt hätte, daß man überhaupt mehr als eine Ansicht darüber haben könne, so waren die Birkenwalder bereits in zwei Heerhaufen getheilt, von denen eines behauptete, das Ding sei rabenschwarz, das andere, es sei lilienweiß, und die sich dann auf das heftigste befehdeten. — So ging es auch wieder, als über dem einzigen Laden, welchen das vornehme Villenstädtchen besaß, und der seit dem Bankrott des Glasers leer gestanden hatte, plötzlich ein glänzender goldener Zuckerhut angebracht wurde und ein Schild mit der Inschrift: „Egon Paschke, Materialwaarenhandlung". Man hätte denken sollen, jeder Birkenwalder könne es nur angenehm finden, daß man nun nicht mehr genöthigt war, um jede Kaffeebohne die halbe Stunde nach der Stadt schicken zu müssen; und das eine Heerlager fand es in der That auch angenehm, während die andere Partei laut erklärte, das sei eine Unverschämtheit von Herrn Egon Paschke, und er brauche sich nicht einzubilden, daß man ihm nur zehn Pfennige zu verdienen geben werde; überhaupt wolle man keine Läden auf Birkenwalde, das verderbe nur die Luft. — Egon Paschke war aber nicht der Mann dazu, sich durch Widerstand, auf den er traf, entmuthigen oder gar entwaffnen zu lassen, und also das Schicksal des Friseurs, Buchbinders, Posamentierers und Glasers zu theilen, welche sämmtlich vor ihm den kleinen Laden inne gehabt hatten und an dem Starrsinn der conservativen Hälfte Birkenwaldes elend zu Grunde gegangen waren. — Egon Paschke begann seinen Feldzug in Frack und weißen Handschuhen, denn so angethan machte er am Neujahrstage des Jahres 1888 seine submissesten Besuche in Birkenwalde.

Angenommen wurde er überall, denn neugierig waren auch die conservativsten Birkenwalder fast über das gewöhnliche Maß, und wo er einmal angenommen war, hatte er halb gewonnenes Spiel. Er bat so liebenswürdig bescheiden, doch nur einen Versuch mit ihm machen zu wollen, versicherte Jeden so eifrig, daß er wohl wisse, ohne seine Unterstützung könne er sich niemals in Birkenwalde halten, versprach so musterhafte Bedienung und übernatürliche Sorgfalt, zeigte im Voraus so rührende Dankbarkeit für den unbedeutendsten Auftrag, daß selbst strengere Hausfrauenherzen fast gerührt wurden, und die gutmüthigen Birken-

walderinnen den Beglückten mit den tröstlichsten Versprechungen entließen. — Freilich stand ihm noch immer ein harter und sehr ungewisser Kampf bevor, denn die Hartköpfigsten, die von keiner Schmeichelei zu rühren waren, erfreuten sich leider auch der größten Geldbeutel, und die, welche es: „'mal versuchen wollten", hatten gedroht, bei dem geringsten Grund zur Unzufriedenheit wieder von ihm abzugehen. Ja, ja, anspruchslos war man nicht in Birkenwalde!

In einer Stimmung, die zwischen Befriedigung und Enttäuschung seltsam schwankte, kam denn auch Herr Egon Paschke von seiner anstrengenden Besuchsrunde nach dem Häuschen der Wittwe Stegemann zurück, in dem er sich vorläufig eingemiethet hatte, da es seinem Laden gegenüber lag, und die kleine Wohnung, die zu diesem gehörte, einstweilen noch von dem verkrachten Glaser bewohnt wurde. Frau Stegemann verwaltete mit Selbstgefühl das ehrenvolle Amt der Birkenwalder Friseurin, und Bertha Stegemann plättete ohne besondere Gefühle die feine Wäsche der Birkenwalder und Birkenwalderinnen. Beiden war der Zuschuß, der ihnen durch Vermiethen eines zur Noth entbehrlichen Zimmers erwuchs, höchst erwünscht. Außerdem hatte Herrn Egon Paschke's liebenswürdiges Benehmen Frau Stegemann schon ganz gewonnen, und selbst der schwer zugänglichen Bertha einen angenehmen Eindruck gemacht. Beide Frauen betrachteten ihren Miether mit den Empfindungen, welche die wohlgelungene Tragödie erwecken soll, nämlich mit Furcht und Mitleid. Sie hatten in dem kleinen Laden, welcher ihm jetzt gehörte, schon einmal dieselbe Geschichte von Hoffnung und Enttäuschung sich abspielen sehen, und glaubten sicher, daß Herrn Egon Paschke dasselbe Schicksal bevorstände. Da er aber ihr Miether war, was seine Vorgänger nicht gewesen, erschien ihnen der Fall diesmal viel trauriger.

„Es ist sehr schwer, sich hier in Birkenwalde festzusetzen," sagte Frau Stegemann düster, während der Materialwaarenhändler heißhungrig seine Abendsuppe verzehrte; „sehr, sehr schwer ist es. Hier wohnen nur feine Leute, und die können denn so ihren aparten Geschmack haben. Es braucht gar nicht immer das Neueste zu sein, nur fein muß es sein, und sie müssen's gewohnt sein. Für den Wechsel sind sie gar nicht. Sehen Sie, da war hier der Heinrich — er ließ sich zwar Monsieur Henri nennen, aber er war aus dem Westfälischen und hieß ganz einfach Karl Heinrich."

Egon Paschke sah flüchtig auf: trotz seiner kurzen Bekanntschaft mit Frau Stegemann hatte er die Namen und Leidensgeschichten seiner vier Vorgänger doch schon oft von ihr hören müssen, jedes Mal mit einem unbehaglichen collegialischen Gefühl.

„Der," fuhr Frau Stegemann fort, „kam nun gleich mit dem ganzen Apparat: im Schaufenster zwei feine Wachsköpfe, elegant frisirt, sage ich Ihnen, ein Brautpaar, sie mit dem Myrthenkranz, und er mit gebrannten Locken und Backenbart — ich sage Ihnen, Herr Paschke, der reine Staat, und lauter Parfümflaschen und Brenneisen und Netze und Schwämme und Kämme immer so als Guirlanden darum herum. Wie ich das sah — die Nachbarn dachten ja nun schon Alle, ich müßte bersten vor Neid, und könnte mich mit meiner simpeln schwarzen Ledertasche, mit der ich immer herumgehe, meine Damen frisiren, nur gleich begraben lassen — aber ich kannte meine Leute! Das mag sehr schön sein

für London, und sogar für Paris, sagte ich, aber für Birkenwalde ist es nichts; da ist mir gar nicht bange, nicht 'nen Augenblick! Der Herr Monsieur Henri, der treibt es hier keine drei Monate — keine drei Monate, sagte ich — und nach 'nem halben Jahr war er Ihnen richtig fertig, und mußte seine Wachspuppen und Brenneisen zusammenpacken. Sehen Sie, ich habe 'mal die Frau Kriegsräthin gesehen, die er zum Clubball frisirt hatte — sehr schön, wirklich sehr schön, ich hätt's nicht machen können: jedes Haar saß wo anders und Alles glatt wie polirt, wie aus dem Modekupfer sah sie aus — aber wissen Sie, was meine Damen mir sagten, eine wie alle? Frau Stegemann, sagten sie, das ist ja sehr schön, aber unser Geschmack ist es nicht! und sie ließen mich kommen nach wie vor mit meiner schwarzen Ledertasche, und als Monsieur Henri Bankrott machte, kaufte ich mir zwei neue Brenneisen aus der Masse. Ich habe ihm nichts Böses gewünscht, das kann mir die Bertha bezeugen; aber warum hatte er sich's auch in den Kopf gesetzt, gerade nach Birkenwalde zu kommen?"

„Hat Ihnen denn Frau Director Hänfling zugesagt?" fragte Bertha, ohne von ihrer Plätterei aufzusehen. Sie schien zu merken, daß Egon Paschke sich bei den Erzählungen ihrer Mutter nicht allzu wohl fühlte.

„Ja, denken Sie," sagte Paschke, dankbar für die Unterbrechung und erfreut in Erinnerung an Frau Hänfling's Huld; „sie will sogar Alles bei mir nehmen."

Frau Stegemann riß die Augen weit auf, und selbst Bertha hielt einen Augenblick mit Plätten inne: „Da können Sie von Glück sagen," bemerkte sie dann trocken, „denn die ist der Leithammel, der springen die Anderen nach."

„Bertha!" rief Frau Stegemann vorwurfsvoll, und Paschke sagte eifrig:

„Ich hoffe, daß es mir gelingen wird, die einflußreiche Dame zufrieden zu stellen, damit sie mir ihre Empfehlung gönnt. Dürfte ich nun wohl um eine Lampe bitten, Frau Stegemann; ich will die Kataloge adressiren, damit der Bursche sie morgen früh gleich herumtragen kann."

Es war das erste Mal, daß Frau Stegemann und ihre Tochter Bertha ein persönliches Interesse für den kleinen Laden und seinen Besitzer empfanden, und was Bertha anbetraf, so war es überhaupt das erste Mal, daß sie ein solches Interesse einem Mitgliede des anderen Geschlechts gönnte. Sie war eine principielle Verächterin der Männer, die sie insgesammt für leichtsinnig, träge, streitsüchtig und in jeder Weise unbrauchbar erklärte, während sie Energie und Tüchtigkeit bei Frauen als selbstverständlich annahm. — Sie selbst war eine Arbeiterin ersten Ranges, und die Birkenwalder Honoratioren betrachteten sie mit Stolz als etwas, das man nur in Birkenwalde finden könne. — Wenn also ihre Mutter und sie selbst gute Beispiele für jegliche Tugend der Frau darstellten, hatte es auch in ihrer Umgebung, von ihrem eigenen Vater angefangen, an arbeitsscheuen und lüderlichen Männern nicht gefehlt, und die vier Vorgänger Paschke's hatten die Ueberzeugung gänzlich in ihr befestigt, daß ein Mann überhaupt nur durch weibliche Unterstützung in den Stand gesetzt werden könne, irgend eine Unternehmung zu einem guten Ende zu führen. Das Beste wäre ja freilich, die Männer überließen alle derartigen Dinge ein für allemal den Frauen und gingen ihren sinnlosen Vergnügungen nach, damit sie einem nicht noch obendrein im Wege wären.

Es war daher nicht der kleinste Triumph, den Egon Paschke's unverdrossener Fleiß, praktischer Sinn und liebenswürdiger Charakter feierten, daß Bertha Stegemann allmälig genöthigt wurde, innerlich einzuräumen, ein tüchtiger und achtungswerther Mann sei doch im Bereiche der Möglichkeit. Sogar das, was ihr bei ihrer so grundverschiedenen Anlage bei Paschke zuerst unbegreiflich und etwas verächtlich erschienen war, lockte ihr schließlich fast etwas wie Bewunderung ab: seine sich stets gleichbleibende heitere Stimmung und Geduld bei allen Anfeindungen, Kränkungen und Aergernissen, die sein Feldzug gegen den Birkenwalder Conservativismus mit sich brachte. Besonders wenn er in Fällen, wo das Recht offenbar auf seiner Seite, ruhig nachgab, war sie zuerst oft ganz empört, und verstand erst nach und nach die Klugheit eines solchen Benehmens, abgesehen davon noch, daß Paschke aus angeborener Freundlichkeit und Herzensgüte wirklich lieber die Schuld auf sich nahm, statt auf seinem Schein zu bestehen. Heiterkeit und freundliche Geduld waren nun aber Bertha's Sache nicht, bei aller ihrer sonstigen Vortrefflichkeit: sie that ihre Arbeit pünktlich und gleichmäßig, aber mit einer gewissen mürrischen Strenge, die ihrer behaglichen, vielredenden Mutter oft unbequem war. Sie hatte sich's ihr Lebenlang sauer werden lassen müssen und nie geklagt; andererseits war sie aber auch nie auf den Gedanken gekommen, sich selbst und ihrer Umgebung durch frohe Laune das sauere Leben zu versüßen. Den günstigen Eindruck, den Paschke wider ihren Willen auf sie gemacht hatte, zerstörte er fast dadurch, daß er nach den ersten acht Tagen mit strahlendem Gesicht einen Staar in einem großen Holzkäfig brachte und eifrig fragte, ob es den beiden Frauen Freude machen würde, wenn er seinen Hans im gemeinsamen Wohnzimmer ließe? Dann würde er es sehr gerne thun, sonst habe er sich noch nie von dem Thiere getrennt. — Der Materialwaarenhändler erschien der herben Bertha in diesem Augenblicke fast wie ein Kind, das ein Vergnügen an thörichten und nutzlosen Dingen hat, für die erwachsene Leute weder Zeit noch Verständniß haben können. Aber sie mußte auch noch erleben, daß Paschke einen ganzen Blumengarten oben in seinem kleinen Zimmer einrichtete, und jeden Tag eine halbe Stunde früher aufstand, als er es sonst nöthig gehabt hätte, um seine Blumen und den häßlichen Vogel zu besorgen. Wäre er nun dabei faul und leichtsinnig gewesen, „wie alle anderen Männer", so hätte die strenge Bertha über eine so sonderbare Leidenschaft nicht weiter nachgedacht, sondern sie zu dem Uebrigen, d. h. zu dem Trinken, Rauchen und Scatspielen der Anderen gelegt. Da er aber von früh bis spät thätig war, noch dazu mit sehr gutem Erfolg — dann das Wohlgefallen der Birkenwalderinnen an seinem Geschäft und dadurch die Kundschaft wuchsen, wie der Sonnenschein im Frühling — so begann Fräulein Bertha doch nachdenklich zu werden und machte ganz still für sich in ihrem dreißigsten Jahre die merkwürdige Entdeckung, daß das Leben immer gerade so aussieht, wie wir es uns zurechtlegen; daß es unser eigener Schaden ist, wenn wir seine Blumen, Vögel und guten Stunden nicht gelten lassen wollen, und unser eigener Gewinn, wenn wir es thun. — Diese Entdeckung veranlaßte sie nicht nur, Herrn Egon Paschke mit ganz anderen Augen anzusehen, sondern sogar ihr eigenes Leben gelegentlich von diesem neuen Standpunkt zu betrachten. Nicht als ob sie wesentliche Aenderungen darin vorgenommen hätte, aber wenn Frau

Stegemann eine gute Beobachterin gewesen wäre (was sie durchaus nicht war), so hätte es ihr auffallen müssen, daß Bertha neuerdings eine ungewöhnliche Geduld für ihre langen Erzählungen bewies und sogar zuweilen lächelte, wenn etwas Komisches darin vorkommen sollte. Noch andere kleine Züge derart wären dem guten Beobachter, der aber in dem kleinen Hause nicht vorhanden war, aufgefallen. So war Bertha selbst die Einzige, die sich gelegentlich wunderte, wie sich ihre Ansichten über manche Dinge verändert hatten. Mit ihrem Interesse für Egon Paschke's Person ging ihr Interesse für sein Geschäft Hand in Hand; die beträchtlichen Vergrößerungen, die rasch nöthig wurden, erfüllten sie innerlich mit viel stolzerer Befriedigung, als ihre eigenen vortrefflichen Leistungen das je gethan hatten, und Paschke gewöhnte sich daran, ihr alle seine Erfolge und Pläne mitzutheilen. Sie ließ sich zwar selten herbei, mehr als eine kurze Bemerkung darauf zu machen, aber es ging aus ihrem ganzen Wesen hervor, daß sie allen diesen Dingen ein lebhaftes Interesse entgegenbrachte, und dem offenherzigen und liebenswürdigen Paschke war es ein Bedürfniß, sich Jemandem ganz anzuvertrauen.

So hatte sich allmälig eine eigenartige, aber feste und gute Freundschaft zwischen diesen beiden so verschieden gearteten Menschen herausgebildet, die beiden Theilen immer mehr zum Bedürfniß wurde und sie mit Befriedigung erfüllte, unter deren Einfluß Bertha fast liebenswürdig wurde, während Paschke unbewußt etwas mehr Festigkeit dadurch erhielt, was entschieden zu seinem Besten war.

Neuerdings fiel es Bertha auf, daß er merkwürdige Anfälle von Zerstreutheit hatte, und sie war von dieser Bemerkung unangenehm berührt, da sie immer noch fürchtete, das Trinken und Scatspielen auch hier auftauchen zu sehen. Paschke selbst sagte, daß die Einrichtung seiner Wohnung drüben ihm viel zu schaffen mache, was aber den Frauen nicht sehr verständlich war; er hatte doch eigentlich nur nöthig, seine paar Möbel von ihrem Hause über die Straße in seines bringen zu lassen. Vielleicht fürchtete er auch, der Verschwendung bezichtigt zu werden, denn er betrieb seine Neuanschaffungen mit großer Heimlichkeit, so daß selbst die neugierigsten Bewohner von Birkenwalde nicht erfuhren, was die verhüllten Gegenstände waren, die von Zeit zu Zeit in die kleine Wohnung geschafft wurden.

Da, eines Abends in der Dämmerung, kam die sonst so gelassene Frau Stegemann fast athemlos in das kleine Zimmer, wo Bertha am Fenster bei dem ungewissen Licht noch einige Manschetten plättete. „Bertha," sagte sie aufgeregt, „wußtest Du 'was davon, daß Paschke sich verändern will?"

Bertha drehte sich mit einer unwillkürlichen Bewegung halb um: „Nein, kein Wort! Wie kommst Du darauf?"

„Eben," sagte Frau Stegemann, „war ein Mann da und fragte, ob die Sachen für Herrn Paschke hier abgegeben werden sollten. Er hatte sie auf einem kleinen Handwagen, da sah ich sie mir an, und weißt Du wohl, was es war?"

„Was denn?"

„Ein Nähtisch — und — und — ein Plättbrett!" — sagte Frau Stegemann flüsternd.

Brandenburgische
Landes- u. Hochschulbibliothek
Potsdam

Es war nun so dämmerig im Zimmer, daß die Mutter nicht sehen konnte, wie ein dunkles Roth Bertha's Gesicht bis unter die Haare färbte; sie erwartete vergeblich die Antwort der Tochter auf ihre sensationelle Mittheilung. Nach einigen Minuten des Schweigens nahm diese ihre Arbeit zusammen und sagte: „Das geht uns doch nichts an, Mutter; das sind seine Angelegenheiten. Ich werde nun Abendbrot zurechtmachen."

Als sie draußen in der kleinen Küche stand, holte sie tief Athem und fuhr mit der Hand über ihr Gesicht, das wie Feuer brannte. Statt die Abendsuppe zu kochen, setzte sie sich auf den Stuhl, der am kleinen Fenster stand, und sah in tiefe Gedanken versunken in den Abendhimmel hinaus, dessen letzter rother Schimmer sich eben in kaltes Blaugrau wandelte. Man mag die Natur austreiben, wie man will, sagt der weise alte Dichter, sie wird dennoch immer wiederkehren — und so erlebte es auch das kühle, nüchterne, alternde Mädchen in dieser stillen Abendstunde, daß alle natürlichen guten Regungen des Weibes in ihrem einsamen Herzen lebendig wurden, wo sie nimmer geglaubt hätte, ihnen eine Zuflucht gewährt zu haben. — Sie sann und sann, und dabei fielen ihre Blicke auf das kleine Haus gegenüber, wo nun schon weiße Vorhänge freundlich an den Fenstern glänzten. Paschke trat aus der Ladenthür und hielt ein kleines blondköpfiges Nachbarskind an der Hand, — er war ein großer Kinderfreund, während Bertha Kinder mit stetem Mißtrauen betrachtete und sich am liebsten in respectvoller Entfernung von ihnen hielt, da ihre unordentlichen und geräuschvollen Gewohnheiten sie zu sehr störten. Paschke beugte sich zu der Kleinen herab und strich ihr die wirren Löckchen aus der Stirn; dann zog er eine Tüte aus der Tasche und steckte sie ihr in die Händchen, schließlich hob er sie auf und küßte sie. Da stand Bertha rasch auf und machte sich am Herde zu schaffen, doch fuhr sie einigemale mit der Hand über die Augen, die ihr vom langen Hinausstarren weh thaten. Gleich darauf ging die Thüre auf, und Paschke trat rasch herein. Er hatte ein Reisetäschchen in der Hand und war offenbar in erregter Stimmung.

„Ich muß für mehrere Tage verreisen, liebes Fräulein Bertha," sagte er, „aber ehe ich fortgehe, muß ich Ihnen anvertrauen, was sonst kein Mensch hier weiß: Ich fahre nach meiner Heimath, um mir von da eine junge Frau mitzubringen, wir kennen uns von Kindesbeinen an. Sie werden sie ja nun auch bald kennen lernen, sie wird Ihnen wohl gefallen. Seien Sie recht gut gegen sie, liebe Bertha, sie ist noch sehr jung und unerfahren. Aber ich muß fort, Adieu, Adieu! Ihnen mußte ich das doch sagen, Sie haben es immer so gut mit mir gemeint, und ich freue mich so, daß Aennchen eine treue Seele hier finden wird. Adieu, liebes Fräulein Bertha!"

„Adieu, Herr Paschke, da wünsche ich bestens Glück," sagte Bertha Stegemann, als er heftig ihre kalte Hand drückte.

Es dauerte heute recht lange, bis Bertha die Abendsuppe brachte; Frau Stegemann wurde fast etwas ärgerlich. Endlich aber ging die Thüre auf, und Bertha kam herein.

„Ich dachte schon, wir sollten heute keine Suppe haben," sagte die Mutter.

„Ja, es hat etwas lange gedauert," erwiderte Bertha, „ich brachte das Feuer nicht recht zum Brennen."

Irgend etwas in ihrem Ton ließ Frau Stegemann rasch aufblicken, aber Bertha hatte sich umgewandt und nahm die Teller aus dem Schranke. „Hat Dir Paschke noch Adieu gesagt?“ fragte sie, während sie so beschäftigt war.

„Nein! Geht er fort?“ rief Frau Stegemann sehr erstaunt.

„Für ein paar Tage nur. Er war sehr eilig. Haben wir kein Brod mehr, Mutter?“

„Nein, es ist keins mehr da. Wo geht er denn hin?“

„Nach seiner Heimath. Komm' jetzt, Mutter, die Suppe wird kalt.“ Beide aßen schweigend, dann räumte Bertha ab und brachte die Lampe, bei deren Schein sie anfing, eine Häkelarbeit zu machen. Frau Stegemann holte ihr Schreibzeug und begann eine mühsame Rechnung. Die vier Species waren nicht die besten Freunde der guten Frau, und so kam es, daß sie bald ganz versunken dasaß und weder an Herrn Paschke's wunderbaren Hausrath noch an seine räthselhafte Reise mehr dachte. Da sah sie zufällig einmal auf und blieb starr mit halboffenem Munde sitzen, die weit aufgerissenen Augen auf Bertha gerichtet, vergeblich bemüht, das zu begreifen, was sie sah, zum erstenmal in Bertha's Leben sah — eine schwere Thräne, die über Bertha's Wange rollte und auf ihre Arbeit hinabfiel.

Die Ansichten von Birkenwalde über die junge Frau Paschke waren natürlich wieder getheilt. Das eine Lager, hauptsächlich aus Hausfrauen und älteren Leuten bestehend, schwor, diese kleine Putznärrin würde Paschke ruiniren, und es sei eine große Thorheit von dem Mann, der sich eben erst eine gute Stellung gemacht habe, wegen eines hübschen Gesichtchens Alles wieder aufs Spiel zu setzen. Das andere Lager, in dem sich die Jüngeren und die größte Anzahl der Hausherren befanden, meinten, daß es einem Geschäft nur zum Vortheil dienen könne, wenn eine junge, hübsche, freundliche Frau darin walte. Indessen muß eingestanden werden, daß Frau Paschke zwar sehr jung und sehr hübsch war, aber fast nie im Laden waltete. Ihre Thätigkeit dort beschränkte sich darauf, daß sie gelegentlich lachend in das große Bonbonglas griff und einem Kinde, das gekommen war, um für fünf Pfennige Zwiebeln zu holen, eine tüchtige Handvoll Bonbons in die Schürze fallen ließ. Dagegen war nicht zu leugnen, daß sie es in hohem Grade verstand, sich hübsch und geschmackvoll anzuziehen, ein Talent, welches ihr von den Hausherren höher angerechnet wurde, als von deren strengeren und besseren Hälften. Diese lagen nun förmlich auf der Lauer, um Unregelmäßigkeiten und Nachlässigkeiten in Paschke's Geschäftsführung zu erspähen — das waren sie sich selbst schuldig, da sie vorausgesagt hatten, daß es so kommen müßte. Und ach, sie brauchten leider nicht lange zu warten: Paschke's sonst so musterhaft geführte Bestellbücher begannen Lücken und Flüchtigkeiten zu zeigen, selten zuerst, dann häufiger, bis es, wie die entrüsteten Hausfrauen meinten, ganz unerträglich wurde. Zwar erschöpfte sich Paschke bei jedem einzelnen Fall in Entschuldigungen und trug bei jedem zweifelhaften Posten bereitwillig selbst den Verlust, obwohl ja auch Köchinnen Menschen sind, die irren können, und oft die Schuld nicht allein bei ihm zu finden sein mochte. Aber die Bücher wurden doch nur für kurze Zeit wieder ordentlicher, und ach — Frau Paschke's Anzug blieb so niedlich, wie er immer gewesen war. Schon

brach hier und dort das Gewitter los; einzelne Damen gingen unerbittlich ab, und die anderen wären sicher gefolgt, wenn nicht in diesem Augenblicke die Dinge eine neue Wendung genommen hätten. Frau Paschke erschien in einem sehr bescheidenen, wenn auch tadellos sitzenden Kleide selbst bei allen Kundinnen, das hübsche Gesichtchen sehr ernst und sorgenvoll, und bat, man möge nur noch eine kurze Zeit Nachsicht haben. Ihr armer Mann sei recht krank, schon längere Zeit, daher habe er vorher schon die Bücher nicht so ordentlich führen können; jetzt sei es aber ganz schlimm geworden, und sie hätten einen — Vertreter angenommen, der sich gewiß rasch einarbeiten und Alles wieder zur Zufriedenheit besorgen würde. Nun siegte das Mitleid; denn schließlich hatten die Damen den stets diensteifrigen, tüchtigen Kaufmann gern gehabt und waren auch immer vortrefflich von ihm bedient worden. Außerdem wurden sie nun durch das demüthige Auftreten der vielgeschmähten Frau Paschke in dem sehr einfachen Kleide besänftigt, obwohl einige fanden, es sei recht überflüssig von ihr, einen Stellvertreter zu nehmen; sie sei doch selbst die Nächste dazu, um die Bücher zu führen. Dagegen wandten aber weichere Gemüther ein, sie müsse doch ihren kranken Mann pflegen und würde wohl auch nicht sehr viel vom Buchführen verstehen. Jedenfalls war aber das drohende Gewitter glücklich abgelenkt, und da in der That nach kurzer Zeit wieder die gewohnte musterhafte Ordnung in der Paschke'schen Geschäftsführung herrschte, so dachte Niemand mehr daran, abzugehen.

Indessen ist es nun an der Zeit, zu sehen, wie Bertha Stegemann sich zu allen diesen Vorgängen gestellt hatte.

Als Paschke mit seiner jungen Frau nach Birkenwalde zurückgekehrt, war Frau Stegemann bedenklich erkrankt, und Bertha, die sie Tag und Nacht pflegte, hatte den ehemaligen Miether und seine Frau kaum flüchtig begrüßen können, als sie besorgt erschienen, um zu fragen, wie es gehe. Die Krankheit zog sich in die Länge; Paschke kam täglich wenigstens für einen Augenblick, bot auch freundlich an, ob seine Frau nicht in irgend etwas helfen könne; Bertha wies das aber ab, ließ sich auch fast nie sehen, sondern theilte ihre Zeit nur zwischen ihrer Mutter Pflege und ihrer Plätterei. So kam es, daß sie mit dem früheren Freunde in sechs Wochen kaum ebenso viele Worte gewechselt hatte und die hübsche junge Frau nur vom Ansehen kannte, als endlich der Tod Frau Stegemann's Leiden ein Ende machte.

Wieder erschien Paschke voll Theilnahme und bereit, Bertha jede Hülfe zu leisten, und wieder wies sie sein Anerbieten zwar dankbar, aber ganz entschieden zurück, ordnete auch Alles, was ihr nun oblag, rasch mit ihrer gewohnten Ruhe, Umsicht und Sicherheit, und nahm dann, als die alte Frau auf dem kleinen Birkenwalder Kirchhof begraben war, in dem vereinsamten Häuschen ihre frühere Thätigkeit wieder auf. Paschke's Zimmer war von ihr an eine alte Lehrerin vermiethet worden, mit der sie zusammen Wirthschaft führte, so daß äußerlich an ihrer bisherigen Lebensweise nicht viel verändert war.

Doch konnte es nicht fehlen, daß nun die guten Bekannten und Freunde der beiden Frauen, die Bertha während der langen Krankheit ihrer Mutter kaum gesehen hatte, sich der Verwaisten wieder mit Trost und nachbarlichem Zuspruch

näherten, so wenig Aufmunterung zu solchen Besuchen sie auch bei Bertha fanden. Da hörte sie denn auch mit anderen Birkenwalder Neuigkeiten die ersten Berichte über Frau Paschke und den schlechten Einfluß, welchen sie auf ihres Mannes Geschäftsführung ausübte, denn gerade zu dieser Zeit zeigten sich die Anfänge davon.

Bertha hörte Alles schweigend und mit zusammengekniffenen Lippen an; doch warf sie öfters einen Blick zum Fenster hinaus auf die Straße, wenn Frau Paschke in ihren hübschen hellen Sommerkleidern aus der Ladenthüre trat, ein winziges Körbchen am Arm — vermuthlich zu sehr wichtigen Besorgungen — und lachend und grüßend in den Laden zurückwinkte, ehe sie sich leichtfüßig auf den Weg machte. Dann drückte Bertha das schwere Bügeleisen so scharf auf das widerspenstige Oberhemde, das sie gerade bearbeitete, daß kein noch so kleines Fältchen darin bleiben konnte.

Als die Berichte über Paschke's nachlässige Buchführung sich mehrten, zuckte es Bertha oft in den Füßen, einmal hinüberzugehen — sie hatte es bisher trotz wiederholter Einladungen noch nicht gethan — und dem Verblendeten ins Gewissen zu reden. Denn nur zu sehr schien es, als ob der, mit dem sie noch vor Kurzen alle seine Pläne und Aussichten berathen und besprochen hatte, nun unter einem anderen, verderblichen Einfluß Alles wieder verlieren wolle, was er in mühevoller Arbeit errungen. Bis jetzt hatte sie solche Anwandlungen immer noch energisch zu bekämpfen gewußt; als aber eines Tages die Jungfer von Frau Director Hänfling Bertha erzählte, ihre Dame ginge nun auch von Herrn Paschke ab, denn das sei nicht länger zum Aushalten: da hielt es auch Bertha nicht länger aus. Sobald die Jungfer fort war, schob sie ihre Arbeit bei Seite, setzte den Hut auf, als sei es der Helm von Johanna von Orleans, und ging mit starken Schritten über die Straße. — Als sie in den Laden trat, stand zu ihrem Erstaunen hinter dem Tisch an seiner gewohnten Stelle nicht Paschke, wie sie erwartet hatte, sondern seine hübsche Frau. Da sich aber außerdem einige Käuferinnen darin befanden, setzte sich Bertha einstweilen abwartend im Hintergrunde auf einen Stuhl. Frau Paschke hatte sie, als sie eintrat, mit einem Blick freudiger Verwunderung begrüßt, war aber grade mitten in einer Verhandlung mit einer robusten Birkenwalder Dienstmagd, die von deren Seite mit lauter Stimme und großem Aufwand von Hohn, und von Frau Paschke mit peinlicher Verlegenheit geführt wurde. „Und Borax, Frau Paschke, wenn Sie's noch nicht wissen sollten, braucht man zum Plätten und nicht zum Kochen! Sie haben mir Kanehl geschickt — damit können Sie vielleicht Oberhemden plätten, ich aber nicht."

Die anderen im Laden Anwesenden brachen in ein lautes Gelächter aus; der armen kleinen Frau standen die Augen voll Thränen, und Bertha stieg das Blut zu Kopfe.

„Habe ich Recht, Fräulein Stegemann?" sagte das Mädchen zu ihr gewendet triumphirend.

„Nein," entgegnete Bertha zu ihrem Erstaunen strenge. „Sie können weder mit Kanehl noch mit Borax plätten, und Ihre Dame hat jetzt mir die Glanzplätterei übertragen, weil Sie es so schlecht machen. Jedenfalls haben Sie aber

kein Recht, sich hier so unbescheiden zu benehmen. Hier ist Ihr Borax, und nun gehen Sie, ich habe mit Frau Paschke zu reden."

Während dieser unerwarteten Worte hatte Fräulein Bertha aus einem Fach ein Päckchen genommen, dem Mädchen, die vor Ueberraschung nichts zu erwidern wußte, in die Hand gesteckt und sie zur Thüre hinausgeschoben. „Was bekommen Sie?" fragte sie dann die Nächststehende, und so hatte sie, die im Laden vollständig Bescheid wußte, in fünf Minuten sämmtliche höchst betroffene Mädchen abgefertigt und war mit Frau Paschke allein. Diese aber saß da, hatte den hübschen lockigen Kopf in beide Hände gelegt und weinte bitterlich. Das war Bertha höchst unangenehm; es kam ihr unfreundlich vor, sich so ganz theilnahmslos zu verhalten und doch wußte sie durchaus nicht, was sie sagen oder thun sollte. Endlich rief sie ärgerlich: „Aber Frau Paschke, weinen Sie doch nicht wie ein kleines Kind."

Die Angeredete fuhr erschrocken auf, trocknete ihre Thränen und sagte beschämt: „Ach, Sie haben ganz Recht; ich mache es überhaupt nicht viel besser als ein kleines Kind, aber das ist es ja grade. Sehen Sie, Fräulein Bertha, Sie sind doch auch nie in einem Laden gewesen, und doch haben Sie Alles gleich so schnell und schön gemacht, und mir wird es so entsetzlich schwer. Ich quäle mich Tag und Nacht mit den Büchern und mit den Kunden und mache lauter Dummheiten. Aber ich habe auch Niemanden, der mir ein bischen Bescheid sagt; denn ich selbst verstehe ja von gar nichts was; ich kenne die Waaren nicht, ich weiß nicht einmal mit der Waage umzugehen, und wenn ich mal in Ruhe mich etwas im Laden umsehen möchte, dann ruft grade mein Mann nach mir — ach Fräulein Bertha, er hat ja so viele Schmerzen!"

„Was denn?" rief Bertha, „ist Herr Paschke krank?"

„Ja, wußten Sie das nicht? Und er sagte so oft, wenn doch Fräulein Bertha mal käme, ich hätte soviel mit ihr zu reden. Aber ich traute mich doch nicht, nach Ihnen zu schicken."

„Seit wann ist er denn schon krank?" fragte Bertha.

„Ach, eigentlich wohl schon lange. Die erste Zeit ging Alles so gut, und wir waren so vergnügt. Damals wollte ich gleich lernen, die Kundschaft zu bedienen; aber er wollte das ja gar nicht; er meinte, ich sollte mich nicht damit plagen, er wäre ja bis dahin so gut allein fertig geworden. Ich sagte, es wäre mir gewiß keine Plage, sondern nur eine Freude, ihm zu helfen, er könnte gewiß doch mal — Gott behüte — krank werden, und dann müßte ich doch Bescheid wissen. Aber da lachte er mich nur aus, und jetzt — habe ich doch Recht behalten."

„Wie kam es aber, was fehlt ihm denn eigentlich?" fragte Bertha wieder.

„Ach, es hat wohl schon lange in ihm gesteckt," sagte Frau Paschke hastig und wurde roth. „Er fing sehr bald an, so merkwürdig zerstreut zu werden und mitunter — was doch gar nicht zu ihm paßte — Sie kennen ihn ja auch so gut, Fräulein Bertha — mitunter konnte er ganz aufgebracht über Sachen sein, über die er früher wohl nur gelacht hätte. Darum wagte ich ihm auch nicht zu sagen, daß ein paar Kundinnen über die Bücher geklagt hätten, sondern suchte selbst, so gut ich konnte, auf Ordnung zu halten, damit er sich nur nicht noch mehr ärgern und aufregen sollte."

Fräulein Bertha biß nur die Lippen noch fester zusammen, sagte jedoch nichts, und die junge Frau fuhr fort: „Das konnte ich aber immer nur ganz heimlich thun; wenn er es mal merkte, daß ich mir damit zu schaffen machte, wurde er ganz böse und sagte, ich solle mir damit nicht auch noch die gute Laune verderben. Es sei schlimm genug, daß er jetzt so ein Brummbär geworden, aber es würden gewiß bald wieder andere Zeiten kommen. Du lieber Gott, die kamen nicht, er wurde nur immer unruhiger — es muß doch eben schon die Krankheit gewesen sein, die ihm in den Gliedern lag — und ich wußte mir oft nicht mehr zu helfen. Denn ich bekam es von allen Seiten zu hören, daß die Kundschaft so unzufrieden sei. Schließlich mußte er sich ja nun hinlegen, und jetzt ist es erst recht schlimm; ich kann nichts ordentlich machen: wenn ich im Laden bin, ruft er nach mir, und bin ich bei ihm, dann müssen die Kunden warten, werden ärgerlich und gehen fort. Da ruft er — Fräulein Bertha, warten Sie doch nur einen Augenblick, er wird sich ja so freuen, daß Sie da sind."

Die kleine Frau wischte sich rasch die Thränen ab, lächelte Bertha mit rothgeweinten Augen an und lief hinaus. Gleich darauf kam sie wieder und sagte schüchtern: „Würden Sie wohl ein Weilchen zu ihm gehen? Würden Sie wohl so sehr gütig sein? Er möchte Sie doch zu gerne sprechen."

Bertha stand sofort auf, mit derselben kriegerischen Haltung, in der sie gekommen, die sich aber für einen Krankenbesuch nicht sehr zu eignen schien. Die junge Frau ging ihr voran, öffnete eine Thüre und flüsterte: „Gehen Sie nur hinein, Fräulein, ich habe noch so viel im Laden zu thun!"

Bertha ging in das Zimmer und setzte sich auf den Stuhl neben dem Bette, in welchem Paschke so bleich und verändert lag, daß sie ihn kaum erkannte. Er griff nach ihrer Hand und sagte heiser: „Endlich, endlich kommen Sie doch einmal, ich wollte schon mitunter beinah nach Ihnen schicken —"

„Und warum haben Sie das nicht gethan?" fragte Bertha, aber sie fragte es in so rauhem Ton, daß der Kranke zusammenfuhr. „Warum haben Sie es nicht gethan?" wiederholte Bertha. „Ich will es Ihnen sagen, warum, weil Sie sich geschämt haben!" Sie sah ihn strafend an, Paschke senkte verwirrt die Augen und bewegte abwehrend die Hand. „Ja, schämen Sie sich nur, Paschke," fuhr sie ungerührt fort; „haben Sie dazu die arme Frau geheirathet, daß Sie sie in solche Noth und Angst bringen! Was haben Sie denn gethan, Sie unglücklicher Mensch? Getrunken?"

Paschke schüttelte den Kopf. Nach einer kleinen Pause sagte er leise: „Sie haben Recht! Sie haben nur zu sehr Recht, aber ich meinte es so gut, ich wollte reich werden — nur ihretwegen — ich wollte es rasch werden, es ging mir zu langsam — ich sah bei dem Pferderennen hier, was für große Summen man gewinnen konnte —"

„Und verlieren!" warf Bertha grimmig dazwischen.

„Ja, ich habe verloren, ich habe viel verloren, nicht Alles — Gott sei Dank! und ich werde es wieder erwerben, wenn ich gesund werde — ach, Fräulein Bertha! lassen Sie Aennchen nur nichts merken —"

„Das ist recht!“ sagte Bertha, „erst leichtsinnig und dann verlogen. Dabei helfe ich Ihnen nicht. Sie ist Ihre Frau, der Sie längst Alles hätten eingestehen müssen.“

Paschke machte große Augen, dann sagte er zögernd: „Sie würde alles Vertrauen zu mir verlieren —“

„Ach so, Sie wollen sie belügen, damit sie Ihnen vertraut? Paschke, seien Sie nicht thöricht. Das Einzige, was sich gehört, ist: daß Sie gleich jetzt ihrer Frau Alles sagen und sie nicht länger wie ein kleines Mädchen behandeln. Das verdient sie nicht. Denn sie scheint mir viel verständiger zu sein, als Sie, was übrigens kein Wunder ist, denn so ein Mann ist eben doch immer nur halbklug.“ Damit stand sie rasch auf, öffnete, ehe Paschke noch ein Wort sagen konnte, die Ladenthüre und rief: „Frau Paschke, kommen Sie doch mal her, Ihr Mann hat Ihnen was zu sagen. Den Laden besorge ich derweile schon.“

Es war ein langes Gespräch, das Paschke mit seiner Frau hatte. Bertha rechnete — es war eben Monatsschluß — das letzte Bestellbuch zusammen, als sie plötzlich zwei Arme um ihren Hals fühlte und ein thränennasses Gesicht sich an das ihrige drückte. „Ich danke Ihnen, Bertha,“ sagte Frau Paschke einfach. Dann setzte sie sich neben sie und begann mit ihr die Bücher durchzusehen, in denen Bertha einige Fehler gefunden hatte. Die beiden Frauen blieben noch lange zusammen, und am nächsten Tage machte Frau Paschke ihren Bittgang bei den Birkenwalderinnen. Bertha war nun jeden Abend im Laden, und dank ihrer Unterweisung wußte Frau Paschke, die in der That gar kein unverständiges hübsches Schäfchen war, sondern eine tapfere und tüchtige kleine Frau, bald ebensogut mit Allem Bescheid, wie ihre Meisterin. Der Zorn der Birkenwalderinnen legte sich, Alles ging wieder seinen gewohnten ruhigen Gang und nur mit dem armen Paschke wurde es täglich schlechter. Er hatte noch die Genugthuung zu sehen, wie vortrefflich seine Frau ihren Platz ausfüllte, wie ruhig er das Geschäft in ihren und Berthas Händen lassen konnte, und mit diesem Bewußtsein schlief er eines Abends ein, um nicht mehr aufzuwachen.

Seine Wittwe und Bertha Stegemann blieben zusammen, obwohl Bertha der Frau Paschke nie erlaubte, ein neues Ladenschild „Paschke und Stegemann“ anzubringen. Es sollte nur Alles beim Alten bleiben, meinte sie, bis der kleine Egon Paschke groß genug sein würde, um das Geschäft zu übernehmen — vorausgesetzt — fügte sie vorsichtig hinzu, daß es ihm dann an dem Verstand dazu nicht fehle.

Der kleine Egon Paschke war einige Monate nach dem Tode seines Vaters erschienen, und Bertha meinte, des Ladens wegen brauchte sie nun gar nicht mehr bei seiner Mutter zu bleiben, denn damit wisse die nun ordentlich Bescheid; aber des Jungen wegen müßte sie bleiben. Mit dem sei Frau Paschke ja ganz närrisch und würde, wenn sie, Bertha, nicht zum Rechten sähe, einen Mann aus ihm machen, wie alle Anderen sind — aber das wolle sie denn doch wohl verhindern.

Frau Paschke lächelte still für sich, wenn Bertha solche Reden führte, sagte aber nichts dagegen. Und so wuchs Egon Paschke der Zweite zwischen seinen Müttern auf als ein wohlbehüteter und -erzogener Knabe, von dem Großes zu erwarten stand. —

III.

„Weißt Du auch, Mama, mit wem ich eben ein langes Gespräch hatte?" sagte die Doctorin lachend, als sie gegen Abend zu ihrer Mutter ins Zimmer trat.

„Nun?"

„Mit Frau Paschke! Und nun weiß ich auch die wahre Geschichte, denn mit dem feinen Instinkt des Novellisten haben wir richtig vermuthet — sie hat eine Geschichte!"

„Und wer hat Recht von uns beiden?" fragte Frau Abel.

„Eigentlich beide," sagte die Doctorin; „Du mit der Resignation und den höheren Idealen, und ich mit dem Realismus."

„Erzähle," sagte die Mutter, und machte ihr auf dem Sopha neben sich Platz. —

„Ich traf Frau Paschke," begann die Tochter, „wieder so nachdenklich in die Dämmerung hinausstarrend, und forderte ein Pfund Kaffee, halb Java, halb Ceylon, den sie so rasch besorgte, daß ich ihr ein Compliment machte, wie gut sie ihre Sache nun verstehe. ‚O gewiß,' sagte sie etwas geringschätzig, ‚das lernt sich schon! Ich habe immer Geschick zum Lernen gehabt, und hätte wohl auch ganz andere Sachen begriffen.' Dabei sah sie so sehnsüchtig aus, daß ich unwillkürlich an den Hauptmann von X. denken mußte und mich nicht enthalten konnte, zu fragen: ‚Wollten Sie denn etwas Bestimmtes gerne lernen?' Sie seufzte, lächelte halb verschämt und sagte: ‚Ein Jedes hat ja wohl so seine Wünsche. —' ‚Da haben Sie sehr Recht,' bemerkte ich. — ‚Aber es kommt nicht Jeder dazu, daß er thun kann, was er will,' meinte sie zögernd und blickte mich an — ich bemühte mich, möglichst theilnehmend und vertrauensselig auszusehen, Mama, und das muß mir wohl auch gelungen sein. Denn sie bog sich über den Ladentisch und sagte zutraulich: ‚Frau Doctor wissen vielleicht nicht, daß die gnädige Frau v. Bredow mich auf dem Gut hat erziehen lassen. Später ließ sie mich nähen lernen, und da habe ich ihr Manches an ihren schönen Kleidern gemacht; immer nur Kleinigkeiten, denn die hatte Kleider — da machen sich Frau Doctor gar keine Vorstellung von! Sie reiste alle halbe Jahre nach der Stadt und brachte sich neue mit, aber einmal, da konnte sie nicht reisen, und da hieß es denn plötzlich, nun sollte das beste Fremdenzimmer hergerichtet werden, denn Frau Andrae käme; und die gnädige Frau war so besorgt, daß auch nur Alles recht schön sein sollte, und gab vom feinsten Bettzeug heraus und das beste Waschservice, und ihre eigenen Morgenschuhe hat sie ihr hingestellt. Da dachte ich natürlich, das müßte eine recht vornehme Dame sein, und wunderte mich noch so, daß sie nicht adlig war. Und wie sie ankam — sie brachte ihr eigenes Mädchen mit — da dachte ich erst recht, das müßte eine sehr reiche Dame sein; sie war zwar nur einfach angezogen, aber wie ihr Alles saß! Das konnte ich wohl sehen, daß das feine Sachen waren. Und wissen Sie wohl, wer es war, Frau Doctor? Die Schneiderin war es! und wir haben da Alle acht Tage lang genäht, die Jungfer und die kleine Schneiderin aus dem Dorf und ich; die Stoffe hatte Frau Andrae mitgebracht. Und wie die geschickt war: wenn sie ein Stück Seide in die Hand nahm, wurde ganz von selbst eine Garnitur daraus, so wunderschön und kunstvoll, daß man nur immer Mund und Augen aufsperrte. Und

ich kam mir vor, als ob meine Finger von Holz wären und nichts anfassen könnten; aber sie war doch immer ganz zufrieden mit mir, und schließlich fragte sie mich, ob ich nicht Lust hätte, mit ihr zu kommen und bei ihr die feine Schneiderei zu lernen, ich könnte es weit bringen. Und dann erzählte sie mir erst, wie sie so dastand, wie die ersten Damen bitten und betteln kämen, damit sie ihnen nur ihre Kleider machte. Schmuck hatte die — das glauben Frau Doctor gar nicht — alles Geschenke von den vornehmen Herrschaften, und die Briefe von den Herzoginnen und Gräfinnen, und immer: meine liebste, beste Andrae, ging das, und eine Frau Baronin' — hier wurde Frau Paschke ganz pathetisch — ‚eine reiche vornehme Dame, die ist ihr mal wirklich zu Füßen gefallen, damit sie ihr zu einem Ball in vierundzwanzig Stunden ein Kleid machen solle; und sie sagte, ich könnte beinahe so geschickt werden wie sie!'

‚Und warum gingen Sie nicht mit ihr?' fragte ich unüberlegt.

‚Nun, da kam ja eben Herr Paschke,' sagte sie mit einem unterdrückten Seufzer, ‚und Frau v. Bredow meinte doch, ich sollte nur heirathen; mit der Schneiderei, das wäre so unsicher. Und es ist ja auch ganz gut so, und wer weiß, ob ich so geschickt geworden wäre wie Frau Andrae; aber man denkt doch öfter, ob man da nicht sein Glück verscherzt hat; denken Sie sich doch nur, Frau Doctor, wie die Frau in der Welt dastand — von einer Gräfin konnten sie nicht mehr machen, und ich habe sie hier auch mal besucht — ach Sammetstühle und Seidendecken und Oelbilder an allen Wänden! Aber sie ist sehr nett dabei, gar nicht sehr stolz'.

‚Na, Frau Paschke,' sagte ich höchst weise, ‚Oelbilder und Sammetstühle machen den Menschen auch nicht glücklich.'

‚Nein — nein' — sagte Frau Paschke zustimmend, aber sie sah zweifelhaft dabei aus, und ich habe vielleicht auch nicht recht überzeugend gesprochen, Mama, denn ich dachte an die herrliche Landschaft von Bracht auf der Ausstellung, die ich so gerne gekauft, und ich glaube, sie hätte mich glücklich gemacht — und Frau Paschke muß auch an etwas gedacht haben, was ihr nun ewig unerreichbar sein wird, denn sie seufzte noch einmal und sagte: ‚Ja, ja! wer kann Alles haben, was er möchte!' — Das ist die wahre Geschichte von Frau Paschke," schloß die Doctorin.

Staatsromane.

Die Form der „Staatsromane", welche staatliche oder gesellschaftliche Zustände idealisiren wollen, hat nur in einzelnen Zeitperioden eine Rolle von Bedeutung gespielt. Seit mehr als hundert Jahren — wenn man von Cabet's Voyage en Icarie, die im Jahre 1840 erschien, absieht — ist sie durch rechtsphilosophische Werke, welche den Kampf für die Reform gesellschaftlicher und staatlicher Zustände wissenschaftlich führen, verdrängt worden. Wenn sie in neuerer Zeit wieder aufgenommen worden ist, wenn sich die Kritik des Bestehenden nicht ausschließlich mehr in die Form wissenschaftlicher Darstellung kleidet, sondern die Form des Romans annimmt, so kann der Grund hierfür weder in gesellschaftlichen noch in staatlichen Verhältnissen erblickt werden, wie dies im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert der Fall war; heute ist allein das literarische Bedürfniß als der eigentliche Erklärungsgrund dieser Gattung von Literatur anzusehen. Die Romandichtung übt eine so große Herrschaft über alle Kreise Gebildeter und auch Ungebildeter aus, daß Diejenigen, welche an das Bestehende eine Kritik legen und ihre Ideen über den bestmöglichen Staat verbreiten wollen, in der That praktisch verfahren, sich dabei der Romanform zu bedienen.

Im Februar-Heft der „Deutschen Rundschau" gibt ein Aufsatz von Rudolf Stammler über „Utopien" einen schätzenswerthen Ueberblick über die Versuche, welche seit dem frühen Alterthum unternommen worden sind, um concrete Schilderungen von Idealstaaten zu entwerfen; er knüpft daran eine Prüfung der Berechtigung solcher Versuche, wozu ihm die neuesten Erzeugnisse der Staatsroman-Literatur Veranlassung geben. Indem wir auf diesen Aufsatz verweisen, mag hier nur die Thatsache hervorgehoben werden, daß die Schrift des englischen Kanzlers Thomas Morus: „Von dem besten Zustande eines Staatswesens und der neu entdeckten Insel Utopien" aus dem Jahre 1516 — die Schriften Plato's und einiger anderer griechischer Philosophen können hier außer Betracht bleiben — nicht nur die erste frei ersonnene Darstellung eines „Idealstaates", sondern für alle späteren ähnlichen Darstellungen (Bacons' „Neue Atlantis" und Campanella's „Sonnenstaat") das Vorbild gewesen ist. Nach diesem Vorbilde haben unzweifelhaft auch die modernen Staatsromanschreiber gearbeitet. Unter diesen ist der Amerikaner Edward Bellamy — was die Form der Darstellung und die Phantasie, über welche er gebietet, anbetrifft — unstreitig der hervorragendste. Sein „Rückblick aus dem Jahre 2000 auf 1887" ist bereits im Jahre 1888 in Amerika und seitdem in zahlreichen Uebersetzungen in deutscher Sprache erschienen. Georg von Gizycki stellt in der Vorrede zu der von ihm besorgten Ausgabe (Universalbibliothek von Ph. Reclam jun. in Leipzig, Nr. 2661 und 2662) Bellamy's „Rückblick" den erwähnten berühmten Utopien zur Seite und glaubt, daß es trotz vieler Einwendungen, die gegen das Buch von socialistischer sowohl wie von entgegengesetzter Seite erhoben werden, „tiefe ethische Wahrheiten" enthalte.

Ist der „Rückblick" auch nicht mehr neu, so glauben wir doch noch einmal darauf zurückkommen zu sollen, da er eine große Zahl Gegenschriften und Nachahmungen

gefunden hat. Eine Kritik dieser muß auf das Hauptwerk gebührende Rücksicht nehmen, um das Verständniß der Bestrebungen, welche den modernen Staatsromanen zu Grunde liegen, zu erleichtern und zu vertiefen.

Herr Julian West, der nach einem einhundertunddreizehn Jahre langen Starrkrampf in einer ganz neuen Gesellschaftsordnung aufwacht, nennt die Welt des Jahres 2000 ein „Paradies der Ordnung, der Gerechtigkeit und des Glücks". Diese Welt ist auf streng socialistischen, bis in ihre letzten Consequenzen durchgeführten Grundlagen aufgebaut. An diesem Bau interessirt nicht nur, wie er in seinen einzelnen Theilen beschaffen ist oder — von unserem heutigen Standpunkte aus — beschaffen sein wird, sondern auch wie er entstanden ist, beziehungsweise entstehen wird. In ersterer Beziehung wird ein ungeheures Phantasiegemälde mit lauter Lichtseiten entrollt: es gibt kein Geld mehr, sondern nur Kartencredit, in welchem jede der Nation entnommene Zahlung, wie etwa bei Eisenbahnbillets, abgeknipst wird; es gibt keinen Kauf oder Verkauf, keinen Lohn, Jeder arbeitet nach seiner Kraft und wird gleichmäßig wie jeder Andere, der mehr leistet, belohnt, aber Alle stehen im Dienste der Nation — es gibt keine Armuth, keinen Reichthum mehr, keine Gefängnisse mehr, Uebertretungen werden als „Atavismus" — als Erbübel, die aus früherer Zeit überkommen sind — in Spitälern behandelt, es gibt keine Verbrechen mehr, weil keine Beweggründe dazu mehr vorhanden, es gibt keine Advocaten, keine Geschworenengerichte mehr, keine Parteien und Politiker mehr, keine Staatsregierungen, keine Gesetzgebung mehr; die Regierung beschäftigt sich nur mit der Leitung des Gewerbebetriebs und mit der Verwaltung der Justiz und Polizei; Handel und Gewerbe werden von einem Arbeiterheer besorgt, für welches dreijährige Dienstpflicht besteht. Aber auch außerhalb dieses Heeres muß Jeder arbeiten, um sich zu erhalten; mit dem fünfundvierzigsten Jahre hört indes das Arbeiten ganz auf, und die Zeit der Erholung und des Genusses beginnt. Wie nun auch noch ferner die öffentlichen Einrichtungen beschaffen sein mögen, die Hauptsache ist, daß (in dem Zukunftsstaat) alle Welt zufrieden und glücklich ist: Keiner leidet Noth, Jeder arbeitet „aus Patriotismus", Jeder ist dem Anderen gleich. Aber selbst in diesem Idealstaat hat die Gleichheit ihre Grenzen; in dem Arbeiterheer gibt es nicht nur zahllose Rangstufen und Classeneintheilungen, sondern auch Belohnungen durch Verleihung von Abzeichen höheren Ranges (Orden?); ferner ist die Arbeitszeit in verschiedenen Gewerben verschieden; auch Zwang ist nicht ausgeschlossen, denn ein häufiger Berufswechsel wird „nicht gestattet", ja, es ist in dem Idealstaat, obwohl es keine Gefängnisse mehr gibt, für Diejenigen, die sich hartnäckig weigern zu arbeiten, „Isolirhaft bei Wasser und Brot" eingeführt. Diese Abweichungen von dem Princip der Gleichheit und Freiheit Aller, die hier angedeuteten Widersprüche werden offenbar von dem Baumeister des „Idealstaates" übersehen oder als nicht ins Gewicht fallend behandelt; aber sie bilden doch im Grunde Beweise für die Unmöglichkeit der Durchführung des Princips der Freiheit und Gleichheit. Wenn man aber auch über jene Widersprüche hinwegsehen will, so muß doch das ganze Gebäude in sich zusammenstürzen, weil es die psychischen Eigenschaften der menschlichen Natur nicht in Rechnung stellt. Denn Neid, Leidenschaft, Haß, Mißgunst, Bosheit werden nicht nur in dem „Idealstaat" selbst nicht aussterben, sondern sie stehen der Errichtung dieses Staates hindernd entgegen. Man kann die Naivität des Verfassers bewundern, wenn er auf eines Jeden Verstand und Vernunft so viel Vertrauen setzt, daß er zu der Harmonie des Ganzen beitragen werde! Die Meinung, daß sich mit der Besserung der menschlichen Lebensbedingungen die Motive des menschlichen Handelns ändern, die moralischen Grundsätze heben werden, ist nichts weiter als eine petitio principii. Was Bellamy beweisen will, wird als bewiesen vorausgesetzt. So ist denn sein ganzer „Idealstaat" ein großer Traum, welcher den Menschen vorgaukelt, wie schön es in der Welt sein könnte, wenn die Menschen eben nicht Menschen wären; die Aenderung der menschlichen Natur wird vorausgesetzt, aber diese Voraussetzung ist unhaltbar.

Wie die Schilderung des Zukunftsstaats an diesem Hauptgebrechen leidet, so ist der zweite schwache Punkt in der ganzen Construction, daß über die Art seiner Ent-

stehung nichts gesagt wird. Freilich heißt es da, der Wandel habe sich — man bedenke, daß der Verfasser vom Standpunkte des Jahres 2000 spricht! — ohne Blutvergießen vollzogen; aber es ist doch eine starke Zumuthung an den gesunden Menschenverstand, wenn es als möglich hingestellt wird, daß „die öffentliche Meinung dazu völlig reif geworden, daß sich die Nation selbst zu einem großen Geschäftsverbande organisirte, daß sie der einzige Capitalist an Stelle aller anderen Capitalisten wurde" u. s. w. Aus socialistischen Schriften weiß man zur Genüge, daß dieser Uebergang von heute auf morgen durch eine Phrase abgemacht zu werden pflegt, wie Karl Marx sagt: „Die Expropriation vollzieht sich durch das Spiel der immanenten Kräfte der capitalistischen Production selbst, durch die Concentration der Capitalien . . . . die Expropriateurs werden expropriirt"; oder wie Bebel in seiner Schrift „Die Frau" sagt: „Die geschilderten Uebel werden zu einem gewissen Zeitpunkt so auf die Spitze getrieben sein, daß . . . . ein allgemeines, unwiderstehliches Verlangen nach gründlicher Umgestaltung fast die ganze Gesellschaft ergreift und ihr die rascheste Hülfe als die zweckmäßigste erscheinen läßt"; oder wie Friedrich Engels sagt: „Die planmäßig bewußte Organisation der gesellschaftlichen Gesammtproduction ist ein Sprung der Menschheit aus dem Reiche der Nothwendigkeit in das der Freiheit"; oder wie endlich Liebknecht sagt: „Der jetzige Staat muß in den Zukunftsstaat hineinwachsen." Ueber den Uebergang von dem Jetzt zu dem Einst gehen die Baumeister des Zukunftsstaates mehr oder weniger mit gänzlich unklaren, mystischen Vorstellungen hinweg.

Bellamy's „Rückblick" hat nur insofern einen Werth, als er zeigt, welcher Phantasie der menschliche Geist fähig ist, sobald er sich nicht mehr an die Gesetze der Logik und der Natur hält. Dergleichen phantastische Productionen können natürlich auch von höchst unheilvollem Einfluß auf alle solche Geister sein, welche, die Gesetze der Logik und der Natur mißachtend, vornehmlich phantastisch veranlagt sind. Die „tiefen ethischen Wahrheiten," die — nach dem oben erwähnten Ausspruch Gizycki's — Bellamy's „Rückblick" enthalten soll, können höchstens darin gefunden werden, daß sie ein Bild hoher Moral entwerfen und als erstrebenswerth hinstellen; aber der Wahrheit schlagen diese „Wahrheiten" dadurch ins Gesicht, daß sie das Vorhandensein einer so hohen Moral hier auf Erden als möglich hinstellen, während die menschliche Natur ihre Unmöglichkeit erweist; die Bellamy'schen Wahrheiten, welche die Welt in der Zukunft so herrlich erscheinen lassen, führen in verderblicher Weise irre.

Zu den „Staatsromanen" ist in gewissem Sinne auch das soeben erwähnte Bebel'sche Buch „Die Frau in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft" (Zürich, Verlagsmagazin J. Schabelitz) zu rechnen, das schon im Jahre 1883 erschienen ist und neuerdings mehrere Auflagen erlebt hat. Es bildet die Quintessenz dessen, was auf socialdemokratischer Seite von dem Zukunftsstaat erwartet wird. Auch für Bebel (wie Bellamy) und für die Socialdemokratie überhaupt gilt es als ausgemachte Sache, daß die „Verbesserung der Existenzbedingungen die Menschenwesen ebenfalls verbessern" wird; die consequente Anwendung der unter dem Namen des Darwinismus bekannt gewordenen Naturgesetze auf das Menschengeschlecht schafft, nach Bebel, „andere Menschen", „erfordert aber auch dementsprechend andere sociale Zustände, und führt also auch nach den Marx'schen Lehren zum — Socialismus." Dieser Schluß wird aus dem Vordersatz gezogen, daß schlechte und unwürdige Existenzbedingungen der Menschheit die Ursachen der schlechten und mangelhaften Entwicklung seien. Dieser Vordersatz ist aber falsch: denn die Schlechtigkeit der Menschen hängt nicht von ihren Existenzbedingungen ab, sondern ist ihnen, wie auch die Existenzbedingungen sein mögen, von Natur eingepflanzt. Im Uebrigen schildert Bebel seinen Idealstaat nicht in concreter Form, sondern er stellt nur propagandistische Forderungen auf Grund völliger Nichtberücksichtigung der psychischen Eigenschaften der menschlichen Natur, der Ueberzeugung Ausdruck gebend, daß sich die Entwicklung so gestalten werde, wie es die Socialdemokratie träumt.

Zu den Büchern, die den Zukunftsidealstaat darstellen oder die Grundsätze proclamiren, welche in Zukunft herrschen werden, gehört auch das im Jahre 1889 er-

schienene Werk „Das Maschinenalter" von „Jemand" (Zürich, Verlagsmagazin), welches den außerordentlichen Fortschritt der Humanität und der Aufklärung glaublich zu machen sucht, der dermaleinst in dem Zukunftsstaate herrschen wird: auch diesem Werke gegenüber ist derselbe Einwand zu erheben wie gegenüber den vorgenannten. Denselben Irrthümern gibt sich ein im Berliner Volksschriftenverlag anonym erschienener Roman: „Im Reich der Frauen; Jedem das Gleiche," hin; auch hier soll die Vervollkommnung des wirthschaftlichen Systems die Menschen vervollkommnen!!

Diese und ähnliche „Staatsromane", welche in verführerischen Farben die Wirkung der socialistischen Grundsätze als ein Paradies auf Erden ausmalen, haben, wie den gemeinsamen Boden einer falschen psychologischen Voraussetzung, auch gemeinsam den Fehler und wohl auch den Zweck, Unzufriedenheit zu säen und die Achtung vor den bestehenden Verhältnissen zu erschüttern, ja die Stützen der bestehenden Staats- und Gesellschaftsform zu zerbrechen. Was die propagandistische Verbreitung von socialistischen Lehr- und Grundsätzen nicht vermocht, wird durch Einwirkung auf die Phantasie, durch verführerische Schilderungen von Staatengebilden, die andere Lebewesen, als es die Menschen sind, zur Voraussetzung haben, zu erreichen gesucht.

Die außerordentliche Wirkung derartiger Phantasmagorien mit socialpolitischer Tendenz ergibt sich aus der großen Verbreitung, welche insbesondere das Bellamy'sche und das Bebel'sche Buch gefunden haben. Dieser Propaganda entgegenzutreten, gibt es zwei Mittel; einmal der auf Grund der geschichtlichen Erfahrung und der philosophischen Forschung zu führende Nachweis, daß die Voraussetzung aller jener Idealstaaten unhaltbar und unmöglich ist, und sodann die Entwerfung eines Gegenbildes von einem Staate, in welchem die socialistischen Grundsätze in ihren Consequenzen, aber unter Berücksichtigung der Eigenschaften der menschlichen Natur, zur Durchführung gelangt sind. Die Anwendung des ersten Mittels in einer allgemein faßlichen Form ist schwierig und noch nicht versucht; für die Ueberzeugung der Gebildeten bedarf es dessen auch nicht, für Ungebildete würde aber eine solche Darlegung nicht genießbar oder nicht verständlich sein. Das zweite Mittel ist in neuester Zeit wiederholt und mit Glück versucht worden.

Zunächst hat Bellamy's Schrift eine ganze Reihe von Entgegnungen hervorgerufen. Wir heben daraus hervor:

„Des Herrn Friedrich Ost Erlebnisse in der Welt Bellamy's, Mittheilungen aus dem Jahre 2001 und 2002," herausgegeben von Conrad Wilbrandt (Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung 1891). Diese Schrift sucht auf Grund eben der Erwägung, daß die Menschen Menschen sind und nicht aus ihrer Natur heraus können, zu schildern, wie die Welt in den Jahren 2001 und 2002 aussieht, bezw. aussehen wird, unter der Voraussetzung, daß wirklich der große socialistische Umschwung eingetreten sei. Mit logischer Schärfe wird an praktischen Beispielen die völlige Unmöglichkeit der Befriedigung aller Bedürfnisse von Staatswegen, das Nachlassen der Leistungsfähigkeit, das Ueberhandnehmen der Ungleichheit trotz aller Gleichheit, die Verschlechterung der Sitten und moralischen Beschaffenheit der Menschen, die Zunahme der Verbrechen u. s. w., einerseits aus der menschlichen Natur, andererseits aus der socialistischen Staatseinrichtung gefolgert: man stiehlt freilich einander nicht mehr Geld, sondern die „Creditkarten"; man verliert diese auch recht oft, um vom Staate Ersatz zu erhalten; die Verbrechen stehen in voller Blüthe, Mord und Todtschlag aus Eigennutz und Eifersucht, Falscheide reißen ein, die Gesetze zum Arbeitszwang sind von drakonischer Strenge: „der Fortschritt — so heißt es Seite 94 treffend — ist in der neuen Gesellschaftsordnung ausgeschlossen, der Stillstand ist unmöglich, und so wird der Rückschritt die nothwendige Folge sein." Kurz, Herr Julian West wird von Herrn Friedrich Ost gründlich abgeführt. Die hier und da sichtbare Tendenz, nachzuweisen, daß die gegenwärtigen socialreformatorischen Bestrebungen oder die Schutzzollpolitik diesem Umschwung günstig gewesen, kann man auf sich beruhen lassen, da hierdurch der Werth der Kritik an dem socialistischen Zukunftsstaat an sich nicht verringert wird.

Eine andere Schrift, die sich gegen Bellamy wendet, betitelt sich „der Staat Bellamy's und seine Nachfolge," von Dr. Eduard Löwenthal, Berlin, Hugo Muskalla, Wilhelmstraße 16. Diese ist mehr philosophisch gehalten, während die vorher genannte mehr politisch ist. Löwenthal sieht in dem Staate Bellamy's die Corruption in Gestalt von Weibergunst und Intriguen, ferner den Güterwucher auf Grund der „Creditkarten", statt der Geldcorruption eine „Corruption des Weiberregiments", sowie eine Individualdemokratie sich entwickeln, welche eine große Verschwörung zum Sturze des bestehenden Regiments bildet; Lebensüberdruß und Selbstmord werden an der Tagesordnung sein. Der Verfasser bricht schließlich eine Lanze für die Religion des „Cogitantenthums", die alle Uebel überwinden lehrt, ein Mittel, über dessen Werth wir uns jeder Bemerkung enthalten können.

Der Bebel'sche Idealstaat findet seine Beleuchtung in einer kleinen Schrift von Emil Gregorovius: „Der Himmel auf Erden in den Jahren 1901 bis 1912" (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow 1892). Auch in dieser Schrift wird, wie in den vorhergehenden, der Zukunft vorgegriffen durch Schilderung der Einrichtungen, welche, wie vorausgesetzt wird, die Socialdemokratie nach ihrem Ideal geschaffen, und durch Darlegung der fürchterlichen Consequenzen, welche sich daraus für Staat und Gesellschaft naturgemäß entwickeln müssen. Der Verfasser ist offenbar auch mit Phantasie begabt, da er Dinge schildert, für welche es kein Vorbild gibt; aber seine Phantasie hält sich an die Gesetze der Logik und der menschlichen Natur; er zieht die logischen Schlußfolgerungen aus den socialdemokratischen Ideen, und zwar nicht theoretisch und akademisch, sondern anschaulich und für Jedermann verständlich. So erscheint denn der socialdemokratische „Himmel auf Erden" mit seiner Gleichmacherei als ein Zuchthaus; er veranlaßt, daß die Unzufriedenen — die es geben wird, so lange die Erde besteht — zur Uebertrumpfung der einmal eingeführten Ideen schreiten; er löst alle Verhältnisse der Familie, der Production, des Handels, des Verkehrs auf, und das schließliche Ende ist gänzliche Entartung der menschlichen Natur und ein förmlicher Krieg Aller gegen Alle. Der Verfasser schildert die Schrecken des „Zukunftsstaats" in äußerst düsteren und grausigen Farben, und das ist ihm hier und da verdacht worden. Aber dieses Gegenbild zu dem socialdemokratischen Idealstaat hat weit mehr Wahrheit in sich, als das geträumte Ideal, weil es der Thatsache Rechnung trägt, daß die Leidenschaften und die Begierden, kurz, die Natur der Menschen sich nicht ändern lassen, daß der Selbsterhaltungstrieb, das Streben nach Besitz, die Selbstsucht, der Eigennutz unausrottbar sind, und daß jede menschliche Ordnung scheitern muß, welche die natürlichen Eigenschaften der Menschen nicht in Rechnung stellt. Der sittliche Ernst, der aus dem Buche spricht, wird seine Wirkung nicht verfehlen, selbst wenn man hier und da über etwaige „Uebertreibungen" den Kopf schütteln sollte; an Uebertreibungen fehlt es ja auch in den Schilderungen socialistischer Idealstaaten nicht, nur daß diese trügerisch und verführerisch sind und Unheil anrichten, während jene zum ernsten Denken anregen.

Von den antisocialdemokratischen Gegenbildern des Idealstaats hat eine bereits in vielen hunderttausenden Exemplaren verbreitete Schrift des Abgeordneten Eugen Richter: „Socialdemokratische Zukunftsbilder, frei nach Bebel" (Berlin, Verlag der Actiengesellschaft „Fortschritt"), viel Aufsehen gemacht. Der Grund dieser Erscheinung liegt in dem Mittel der Satire, das der Verfasser durchweg mit Glück anwendet, und in der Anpassung der Consequenzen der großen socialdemokratischen Ideen an kleinbürgerliche Verhältnisse. Auch Herr Richter läßt sich nicht auf theoretische Deductionen ein, sondern es sind concrete Schilderungen der Verhältnisse, wie sie sich in Wirklichkeit gestalten würden, wenn die socialdemokratischen Ideen jemals zur Durchführung gelangen würden. Der „Zukunftsstaat" wird in den Bildern vorgeführt, die ein anfangs begeisterter, allmälig sich aber bekehrender kleinbürgerlicher Socialdemokrat von den „neuen" Verhältnissen entwirft. Wir sehen den neuen Staat bald in Noth gerathen, er muß ein Auswanderungsverbot erlassen, die Production nimmt ab, ebenso die Arbeitslust; die Widersinnigkeit des Normalarbeitstages wird treffend

durch die Weigerung eines Arztes, über die Arbeitszeit hinaus thätig zu sein, illustrirt. Die nächsten Consequenzen sind das Entstehen einer Partei der Unzufriedenen, die Verzehnfachung der Polizeikräfte, Verdoppelung der Streitkräfte, Ausdehnung des Maximalarbeitstages auf zwölf Stunden, der Arbeitspflicht bis zum fünfundsiebzigsten Jahr, Vereinfachung der Ernährung, Verminderung der Fleisch- und Brotrationen, Gleichheit der Kleidungsstücke, Verschlechterung der Arbeit, Faulenzerei, Verschärfung der Strafen, Rückschritt der wirthschaftlichen und wissenschaftlichen Leistungen, nach einem Jahr ein Deficit von zwölf Milliarden, Massenstrike, Kriegsausbruch, Hunger, Erstürmung der Brotmagazine u. s. w. Leider ist der Schluß etwas übers Knie gebrochen, weil dabei die Satire keine Anwendung finden konnte. Im Ganzen kann die unterhaltende und lehrreiche Schrift empfohlen werden, weil sie an drastischen, Jedem verständlichen Beispielen die Unmöglichkeit des „Idealstaats" nachweist und die über die Stränge schlagende Phantasie auf den realen Boden der Wirklichkeit zurückführt.

Diese Schrift hat, eben wegen ihres Aufsehens und wegen des Namens des Verfassers, eine Reihe von socialdemokratischen Gegenschriften hervorgerufen, die sich bemühen, ihren „Idealstaat" der Lächerlichkeit zu entziehen und zu retten. Es lohnt sich nicht, darauf einzugehen. Dagegen seien einige Bemerkungen an die Gegenschrift von Franz Mehring, „Herrn Eugen Richter's Bilder aus der Gegenwart" (Nürnberg, Verlag von Wörlein & Co., 1892) geknüpft. Mehring tritt nicht für den socialdemokratischen Zukunftsstaat ein, sondern sucht die Art der Kritik, die Eugen Richter an jenem Staat geübt, und mittelbar ebenso auch ähnliche Kritiken als unberechtigt hinzustellen. Er sieht in dem „angeblichen Kampf gegen den Zukunftsstaat die thatsächliche Bankerotterklärung der capitalistischen Gesellschaft". Mit anderen Worten: er will den berechtigten Klagen der Arbeiter Abhülfe verschafft, oder die socialdemokratische Lehre direct bekämpft wissen. Was ersteres anbetrifft, so sind Staat und Gesellschaft schon längst dabei thätig, zu reformiren. Was aber die richtige Art des Kampfes anbetrifft, so gibt es zwei Methoden, die sich nach der von der Socialdemokratie geübten Tactik richten. Die Socialdemokratie richtet einmal direct den Angriff auf die bestehende Gesellschaftsordnung; dieser wird zweckmäßig parirt theils durch Widerlegung, theils durch thatsächliche Aenderung der bestehenden Mängel. Auf der anderen Seite haben die Socialdemokraten in neuerer Zeit selbst zuerst das Mittel der Empfehlung eines Zukunftsideals angewandt: dieses Vorgehen wird allein durch Betretung desselben Weges, durch den Kampf gegen den Zukunftsstaat, paralysirt. Wenn Mehring ferner an Citaten aus Marx, Engels, Lassalle nachweist, diese Männer hätten keine Forderungen für die Zukunft aufgestellt, sondern nur der Ueberzeugung Ausdruck gegeben, daß diese sich in ihrem Sinne entwickeln werde, und wenn er hieraus folgert, den Socialdemokraten seien ungerechte Vorwürfe gemacht, indem sie mit ihrem Zukunftsstaat persiflirt werden, so ist doch dem entgegenzuhalten, daß die socialdemokratischen Ueberzeugungen thatsächlich als propagandistische Forderungen zu betrachten sind; sagt doch Bebel selbst, daß sein Buch „Die Frau" im letzten Theil die Nothwendigkeit einer neuen Ordnung der gesellschaftlichen Einrichtungen ableitet. Diese Nothwendigkeit soll aber doch nicht nur eine logische sein; sie ist vielmehr gleichbedeutend mit der „Erforderlichkeit" eines neuen Zustandes, der erstrebt wird. Schließlich aber ist der Einwand in keiner Weise stichhaltig, daß Richter den Zukunftsstaat mit den Mitteln des modernen Staates, deren Beseitigung Bebel als selbstverständlich bezeichnet, arbeiten läßt. Bebel will allerdings keinen Reichstag, kein Heer, keine Polizei u. s. w.; er sagt, der politische Apparat werde in der neuen Gesellschaft überflüssig. Wenn Richter diese Mittel aber dennoch verwendet, so geschieht dies, um nachzuweisen, daß auch der Zukunftsstaat nicht ohne sie würde arbeiten können. Mehring macht der Richter'schen Schrift überhaupt den Vorwurf, daß er mit den Vorstellungen der gegenwärtigen Gesellschaft an die Kritik des Zukunftsstaates gehe. Wie indeß für die moderne Gesellschaft die Unmöglichkeit socialistischer Zukunftsträume anders als auf dem Boden der herrschenden Zustände und Vorstellungen soll dargelegt werden

können, ist völlig unerfindlich. Die Socialdemokratie glaubt, daß sich alles brillant entwickeln werde, weil sie an eine Verbesserung der Menschen durch die Verbesserung der Existenzbedingungen glaubt. Richter aber nimmt in Uebereinstimmung mit den anderen antisocialdemokratischen Staatsromanschreibern richtig an, daß man sich über die Möglichkeit der Verbesserung der menschlichen Natur täuscht, und daraus folgert er die Verkehrtheit aller Einrichtungen, die auf jener falschen Voraussetzung beruhen. Sind auch die Mehring'schen Einwendungen gegen den Standpunkt des Manchesterthums richtig, so sind doch die zukunftsstaatlichen Schlußfolgerungen Richter's nicht zu bestreiten und durch die Mehring'sche Broschüre nicht widerlegt.

Die modernen „Staatsromane" haben den Streit über staatliche Angelegenheiten auf ein diesen an sich fremdes Gebiet verlegt. Die große Theilnahme, die sie finden, zeigt, daß sich die Menschen gern Träumereien hingeben. Auf der anderen Seite aber legen die zahlreichen Kritiken, die sie gefunden, doch dafür Zeugniß ab, daß das Verständniß für die Dinge der Wirklichkeit und der Gegenwart und für die Grenzen der Möglichkeit, welche der menschlichen Natur gezogen sind, sich verbreitet. Ihr Inhalt läßt sich kurz dahin zusammenfassen, daß den Baumeistern der Zukunftsstaaten, welche mit der menschlichen Natur nicht zu rechnen vermögen, am besten das Wort ins Gedächtniß zu rufen ist:

Der Mensch scheint mit Verlaub von Euer Gnaden
Wie eine der langbeinigen Cicaden,
Die immer fliegt und fliegend springt
Und gleich im Gras ihr altes Liedchen singt.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte April.

Die Krisis, die sich in Hinsicht auf die innere Politik Preußens aus Anlaß des Volksschulgesetzentwurfes vollzogen hat, wird sich, wie gehofft werden darf, für die weitere Entwicklung der deutschen Verhältnisse segensreich erweisen. Hat sich doch nunmehr gezeigt, daß derartige eingreifende Umgestaltungen auf legislativem Gebiete sich nur verwirklichen lassen, wenn sie von dem Volksbewußtsein getragen werden und nicht bloß den Wünschen einiger extremen Parteien entsprechen. Dieses Volksbewußtsein im besten Sinne des Wortes spiegelten auch die Kundgebungen der preußischen Universitäten und der Städtetage wider, von denen die letzteren im Hinblick auf die von den Communen für die bisherige Gestaltung der Volksschule gebrachten großen Opfer, die ersteren als die edelsten Blüthen des gesammten Unterrichtswesens sicherlich auch gegen den leisesten Vorwurf geschützt waren, daß sie die Errungenschaften auf diesem Gebiete bloßstellen könnten. Ihnen gebührt denn auch ein nicht geringer Theil des Verdienstes, daß die von anderer Seite drohenden Gefahren vereitelt wurden, wie denn auch an maßgebender Stelle von Anfang an sich die Ueberzeugung geltend machte, daß eine so umfassende Reform, wie sie ein neues Volksschulgesetz darstellt, vor Allem der Zustimmung der Mittelparteien sicher sein muß. Ein Vorgang, der sich jüngst gerade im französischen Senate abspielte, legt Zeugniß dafür ab, in welch' hohem Ansehen die deutschen Universitäten selbst bei unseren politischen Widersachern stehen. Der dem französischen Parlamente unterbreitete Gesetzentwurf über die Einrichtung von Universitäten ist allem Anscheine nach zumeist nach deutschem Muster entstanden, da bisher jenseit der Vogesen die einzelnen Facultäten gesondert und völlig unabhängig von einander existiren. Die Redner, die im französischen Senate die Vorlage vertheidigten, betonten daher mit Recht, daß die Einheit der Wissenschaft in den deutschen Universitäten besser zum Ausdrucke gelange als in denjenigen französischen Einrichtungen, welche die Krönung des öffentlichen Unterrichts darstellen sollen. Um so mehr darf auf diese Anerkennung der hohen Bedeutung unserer Universitäten hingewiesen werden, als diese soeben in einer wichtigen Culturfrage gezeigt haben, mit wie sicherem Tacte sie den Geist der Zeit zu erfassen wissen, so daß sie von Neuem den erfreulichen Beweis erbrachten, daß sie nicht gleich anderen altbewährten Institutionen verknöchern. Vielmehr haben sie sich wiederum vollständig auf der Höhe ihrer Aufgabe gezeigt und wesentlich dazu beitragen können, daß das Einlenken des öffentlichen Unterrichtes in falsche Bahnen verhütet worden ist.

Mittelbar hat die jüngste Krisis in der inneren Politik Preußens, nachdem der Rücktritt des zunächst betheiligten Ressortministers, Grafen von Zedlitz, erfolgt war, zu einer Trennung der Aemter des deutschen Reichskanzlers und des preußischen Ministerpräsidenten geführt. Bei dieser Veränderung war die Erwägung maßgebend, daß es sich nicht empfehle, den deutschen Reichskanzler in jede innere Krisis Preußens verwickelt

zu sehen, da gerade die bisherige Doppelstellung des höchsten Beamten des Deutschen Reichs den Grafen von Caprivi als preußischen Ministerpräsidenten veranlaßt hatte, ebenfalls sein Entlassungsgesuch einzureichen, nachdem er im preußischen Abgeordnetenhause für den Volksschulgesetzentwurf eingetreten war.

Der Ausgang der jüngsten Krisis war nicht bloß für Preußens innere Politik, sondern zugleich für dessen auswärtige Beziehungen bedeutsam. Wie fest gefügt auch das europäische Friedensbündniß sein mag, so kann doch nicht in Abrede gestellt werden, daß die Gegner Deutschlands bereits beflissen waren, jenseit der Alpen Zwietracht zu säen, indem sie vorgaben, die in Preußen der Centrumspartei gemachten Zugeständnisse seien, insofern sie eine Annäherung an den Vatican bedeuteten, mittelbar auch eine Beeinträchtigung des guten Verhältnisses zu Italien. Obgleich diese Auffassung dem wirklichen Zustande der Dinge keineswegs entspricht, vielmehr der Abschluß des deutsch-italienischen Handelsvertrages gerade in neuester Zeit eine weitere Verstärkung der Allianz zwischen den beiden Nationen zur Folge haben muß, unterliegt doch keinem Zweifel, daß die Franzosenfreunde in Italien auch aus dem preußischen Volksschulgesetzentwurfe Waffen für ihre Zwecke zu schmieden bemüht waren. Diese Franzosenfreunde sahen sich nunmehr ebenfalls in ihren Hoffnungen getäuscht, gerade wie ihnen bei den in den letzten Wochen gegen das Ministerium Rudini in der Deputirtenkammer inscenirten Angriffen das Glück so wenig hold war, daß die Regierung durchaus gefestigt aus diesem parlamentarischen Ansturme hervorgegangen ist.

Weit größer sind die Schwierigkeiten, denen sich das französische Gouvernement, und zwar nicht allein durch die anarchistische Bewegung ausgesetzt sieht. Mögen immerhin französische Blätter die tumultuarischen Vorgänge, die sich neuerdings in einer ganzen Reihe von Kirchen der Hauptstadt und der Départements abspielten, ebenfalls in Zusammenhang mit dieser anarchistischen Bewegung bringen, weil die Ruhestörer hier und da „Vive l'anarchie!“ schrien, die Carmagnole sangen und tanzten, so braucht man doch nur an den Sturz des Cabinets Freycinet-Constans zu erinnern, um zu zeigen, wie die wirklichen Ursachen dieser selbst in Frankreich eigenartigen Skandalscenen tiefer liegen. Erfolgte der Sturz des früheren Ministeriums, weil dessen Kirchenpolitik den Ultraradicalen zu lau, den Clericalen zu aggressiv erschien, so wird durch die tumultuarischen Vorgänge in den Kirchen von Paris und der Provinz erhärtet, daß die Kluft zwischen den Anhängern der geistlichen Gewalt und denjenigen der weltlichen sich von Tag zu Tag erweitert. Hatten der Papst und der Cardinal Lavigerie das richtige Verständniß für diese Situation, als sie von dem französischen Clerus die Anerkennung der republikanischen Regierungsform verlangten, oder trugen gerade diese Kundgebungen zu Gunsten der letzteren, die ja gewissermaßen den monarchistischen Bestrebungen ein jähes Ende bereiten sollten, dazu bei, den Gegensatz zu verschärfen? Sicher ist, daß die Demonstrationen in verschiedenen Kirchen einen Charakter angenommen haben, der kaum noch an geordnete Verhältnisse erinnert. Man würde zu einem einseitigen Urtheile gelangen, wollte man die ganze Verantwortlichkeit für die jüngsten Kirchentumulte in Frankreich den Ultraradicalen aufbürden. Vielmehr können auch die betheiligten Geistlichen nicht von dem Vorwurfe freigesprochen werden, daß sie für ihre Vorträge nicht bloß Gegenstände wählten, deren Behandlung in ihrem Sinne die Opposition der ultraradicalen Elemente herausfordern mußte, sondern daß sie die Letzteren direct zum Erscheinen einluden. Die Rolle der Regierung war von Anfang an eine sehr peinliche, da sie befürchten mußte, entweder die Empfindlichkeiten der äußersten Linken zu verletzen, wenn sie die Geistlichkeit gewähren ließ, oder im Vatican Anstoß zu erregen, wenn den Fastenpredigern allzu enge Grenzen gezogen würden. Die Zurückhaltung der Regierung ist dann aber allem Anscheine nach zuerst zu weit gegangen, so daß es in verschiedenen Kirchen zu offenem Handgemenge und vandalischen Zerstörungen kommen konnte, ohne daß die Behörden wirksam genug eingeschritten wären.

Die französischen Radicalen werden nicht ermangeln, von Neuem die Trennung der Kirche vom Staate zu verlangen, während der Clerus entschiedener als je seinen

bisherigen Standpunkt behaupten wird. Dies etwa wird das Ergebniß der jüngsten Vorgänge sein, in Hinsicht auf welche die Regierung um so schwerer eine geeignete Lösung finden dürfte, als verschiedene Kirchenfürsten bereits durch neue Kundgebungen den Conflict noch mehr verschärft haben. So hat der Bischof Turinaz von Nancy, in dessen Cathedrale ebenfalls ein heftiger Zusammenstoß zwischen den Gläubigen und den Radicalen stattgefunden hat, einen Brief veröffentlicht, in dem er zwar erklärt, seine Vorträge über die sociale Frage einzustellen, zugleich jedoch im Namen der unverjährbaren Rechte der katholischen Kirche Verwahrung dagegen einlegt, daß den Geistlichen nicht gestattet sein solle, von der Arbeit, von den Gefahren der Gesellschaft und dem heilsamen und nothwendigen Einflusse zu sprechen, den die Religion auf die Lösung der Fragen unserer Zeit haben müsse. In drohendem Tone führt der Bischof von Nancy dann aus, daß er sein Haupt nicht beugen und bis zu seinem letzten Athemzuge den Protest der Gerechtigkeit und der Freiheit, sowie der heiligen Rechte vernehmen lassen werde, mit deren Vertheidigung er beauftragt sei. Zugleich hat der Bischof von Mende (Lozère-Département) an seine Diöcesanen ein Rundschreiben gerichtet, in dem er ihnen ans Herz legt, bei den am 1. Mai bevorstehenden Gemeinderathswahlen nur entschiedene Vertheidiger der Religion zu wählen; anderenfalls macht er sie vor Gott, vor der Kirche und ihrem Gewissen für jede der Religion feindliche Maßregel verantwortlich, die von ihrem Municipalrathe beschlossen werden könnte. In der Deputirtenkammer ist am 9. April aus Anlaß dieses Schreibens eine Interpellation eingebracht worden, die der Justizminister dahin beantwortete, daß der Bischof von Mende vor dem Staatsrathe zur Verantwortung gezogen werden soll. In Folge dieser Erklärung wurde der Regierung mit 317 gegen 165 Stimmen ein Vertrauensvotum ertheilt.

Immerhin stellt die kirchenpolitische Frage ebenso wie die anarchistische Bewegung eine ernste Gefahr für das Cabinet Loubet-Freycinet dar. Die anarchistischen Verbrechen, die in letzter Zeit in Frankreich verübt worden sind, dürfen nicht als vereinzelte Erscheinungen beurtheilt werden; vielmehr fehlt es nicht an charakteristischen Anzeichen, aus denen hervorgeht daß diese anarchistische Bewegung gewissermaßen eine Epidemie auf moralischem Gebiete darstellt. Bei den jüngsten Dynamitverbrechen am Boulevard St. Germain und in der Rue de Clichy hat sich nur gezeigt, wie die auf den Umsturz der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung abzielenden Elemente vor keiner Gewaltthätigkeit zurückschrecken. Der Anarchist Ravachol erscheint daher als ein Typus jener Bestrebungen, die darauf gerichtet sind, um jeden Preis zu zerstören. Mag immerhin das Verbrechen in der Rue de Clichy auch bestimmt gewesen sein, als Racheakt gegen einen Beamten der Staatsanwaltschaft zu dienen, der in einem früheren Anarchistenprocesse seines Amtes gewaltet hatte, so mußte doch die Ausführung des verbrecherischen Planes selbst, insoweit bloß der Wille des anarchistischen Urhebers in Betracht kommt, an jenem Processe völlig Unbetheiligte in Mitleidenschaft ziehen. Wenn ein glücklicher Zufall es so gefügt hat, daß das Verbrechen in der Rue de Clichy kein Menschenleben vernichtet hat, so lag dies jedenfalls nicht in der Absicht des Verbrechers, mit dem die französische Justiz nunmehr Abrechnung halten soll. Betrachtet man nun aber die anarchistischen Unthaten, die in letzter Zeit in verschiedenen Ländern verübt worden sind, im Zusammenhange, so kann man sich der Wahrnehmung nicht verschließen, daß das internationale Element dabei eine hervorragende Rolle spielt. Die französische Regierung hat sich denn auch beeilt, die einer fremden Nationalität angehörenden Anarchisten aus Paris und einer Reihe größerer Städte auszuweisen. In Belgien fanden sich ebenfalls, so oft neuerdings Strikes der Grubenarbeiter in größerem Maßstabe erfolgten, Anarchisten aus den benachbarten französischen Districten ein, auf die und deren Gesinnungsgenossen viele der begangenen Gewaltthätigkeiten zurückgeführt wurden. Während die belgischen Grubenarbeiter sich zumeist darauf beschränkten, Verkürzung der Arbeitszeit, Erhöhung des Lohnes und das allgemeine Stimmrecht zu fordern, und sehr bald die Arbeit wieder aufnahmen, ohne diese Forderungen in vollem Umfange durchgesetzt zu haben,

schürten die Anarchisten stets mit ihren Mitteln von Neuem die Aufregung, wie hier denn auch an die zahlreichen gewaltsamen Zerstörungen von Eigenthum bei einem der früheren Grubenstrikes erinnert werden muß. Anarchistischen Charakter trugen auch die Vorgänge im südlichen Spanien, bei deren einem nichts Geringeres bezweckt wurde, als die Einnahme einer ganzen Stadt. Allerdings waren die Behörden der andalusischen Stadt Jerez rechtzeitig gewarnt, so daß die Bewegung im Keime erstickt und die Rädelsführer der Justiz überliefert und hingerichtet werden konnten. Wie aus dem südlichen Spanien wurden auch aus dem nördlichen, aus Bilbao im Westen und Barcelona im Osten des Landes bezeichnende Vorgänge gemeldet, die auf einen inneren Zusammenhang der gesammten Bewegung schließen lassen. Konnte es doch in der ersten Handelsstadt Spaniens, in Barcelona, vor wenigen Monaten geschehen, daß eine ganz geringe Anzahl Anarchisten in der unmittelbaren Nähe der Hauptpost in eine Kaserne einzudringen versuchte, um das Militär zu einem Putsche zu veranlassen. Obgleich diese Absicht damals völlig vereitelt wurde, ist doch das Unterfangen selbst, wie sinnlos es auch in anderen Ländern erscheinen mag, für spanische Verhältnisse charakteristisch. Die Anarchisten passen eben ihre verbrecherische Taktik den Landesverhältnissen an, und da Spanien das gelobte Land der militärischen Pronunciamientos ist, versuchte man in Barcelona ein solches zu inscenieren. Auch versicherten die wegen der Vorgänge in Jerez angeklagten Anarchisten, daß sie in der andalusischen Stadt mit ihrem Anhange nach der Kaserne marschiren wollten, weil sie auch auf die Unterstützung militärischer Gesinnungsgenossen rechnen zu dürfen glaubten.

In Frankreich wiederum, wo die Ueberlieferungen der Pariser Commune heute noch in Kreisen gepflegt werden, die der Bourgeoisie in Wirklichkeit weit näher stehen als dem Anarchismus, nimmt dieser, anknüpfend an solche Ueberlieferungen, die Form der Zerstörung in der rohesten Form an. Der Pariser Gemeinderath, in dem die Commune von 1871 heute noch Fürsprecher findet, ist sich aber gewiß nicht klar darüber, daß gerade aus jener Bewegung heraus die jüngsten anarchistischen Verbrechen ihre gegenwärtige „Eigenart" herleiten, gerade wie in Belgien die diesem Lande eigenthümlichen Kohlenstrikes als die Grundlage der gesellschaftfeindlichen Action dienen. Allerdings muß auch in Betracht gezogen werden, daß gerade in den Kohlenbergwerken das Dynamit vielfach gebraucht wird, so daß die anarchistischen Elemente sich leicht versucht fühlen, daselbst ihren „Bedarf" zu decken. So wurde erst jüngst wieder aus einem unweit Lüttich gelegenen Bergwerke eine größere Quantität Dynamit entwendet, dessen Verbleib nunmehr eifrig nachgeforscht werden muß.

Bezeichnend für den internationalen Charakter des Anarchismus ist die Thatsache, daß die Angehörigen verschiedener Nationen sich nicht darauf beschränken, in ihren eigenen Ländern den Umsturz der bestehenden Gesellschaftsordnung anzustreben. In dieser Beziehung muß vor Allem auf die jüngst in der spanischen Hauptstadt vollzogene Verhaftung zweier Anarchisten hingewiesen werden, die als ein Franzose und ein Portugiese erkannt wurden. Obgleich ihr Anschlag zunächst dahin ging, das Gebäude der Deputirtenkammer in die Luft zu sprengen, ergab doch die unverzüglich eingeleitete Untersuchung, bei der eine „Anweisung für die Arbeiten der kosmopolitischen Gesellschaft" aufgefunden wurde, daß das Programm der Anarchisten für die spanische Hauptstadt ein viel umfassenderes war.

Eine ganze Reihe öffentlicher Gebäude figurirte in diesem Programm der Zerstörung; der Deputirtenkammer sollten der Senat, der Justizpalast, das Gebäude des Staatsrathes, das Kriegsministerum, die Bank und das königliche Palais folgen. Beinahe gewinnt es den Anschein, als ob die Hinrichtung der Anarchisten von Jerez den besonderen Anlaß für eine neue Action in Spanien geboten hat, gerade wie die durchaus legal verhandelten Processe in Frankreich die Wuth gegen die betheiligten Gerichtspersonen gereizt haben. Durchaus verfehlt wäre es, die Bedeutung dieser Vorkommnisse zu unterschätzen, weil die verbrecherischen Anschläge vielfach rechtzeitig entdeckt und vereitelt worden sind. Verschiedene Regierungen können andererseits nicht von dem Vorwurfe freigesprochen werden, daß sie die Anarchisten nicht bloß

in ihren Versammlungen ruhig gewähren, insbesondere ihre Brand- und Mordtheorien entwickeln ließen, sondern auch durch eine übermäßige Duldsamkeit die internationale Entwicklung des Anarchismus förderten. So war Paris gewissermaßen ein Hauptquartier der Anarchisten aller Länder geworden, bis in jüngster Zeit die verbrecherischen Anschläge mitten im Herzen der französischen Hauptstadt die republikanische Regierung veranlaßten, ihre Maßregeln zu treffen. Die Ausweisung der ausländischen Anarchisten könnte allerdings leicht zu einer Gefahr für andere Staaten werden, und es darf nicht überraschen, daß diese Frage bereits im englischen Unterhause am 5. April zur Sprache gebracht worden ist. Allerdings erklärte der englische Staatssekretär des Innern zunächst, ihm wäre keine Nachricht zugegangen, daß Frankreich die Ausweisung der Anarchisten angeordnet habe oder beabsichtige. Sollte jedoch ein solches Vorgehen irgendwie wahrscheinlich werden, und würden diplomatische Vorstellungen dagegen sich unwirksam erweisen, so kündigte der Vertreter der englischen Regierung im Parlamente an, daß diese nicht zögern werde, weitere erforderliche Maßregeln zu beantragen. Die Anarchisten sollen in England kein Asyl mehr finden, zumal schon vor mehreren Jahren in der öffentlichen Meinung des Landes unter dem Eindruck der in London ausgeführten Dynamitverbrechen sich ein Umschwung der öffentlichen Meinung vollzogen hat.

Wie die englische Regierung werden sicherlich auch die übrigen ihre Vorsichtsmaßregeln treffen, um das Eindringen fremder anarchistischen Elemente zu verhindern und im eigenen Lande der von Seiten dieser drohenden Gefahr zu begegnen. Gegenüber der offenen Kriegserklärung an Staat und Gesellschaft würden diese eine verhängnißvolle Schwäche bekunden, falls sie mit einer übel angebrachten Sentimentalität Bestrebungen sich frei geltend machen ließen, die mit den Principien der Freiheit nicht das Geringste gemein haben. Hier erscheinen auch alle Staaten solidarisch, gerade wie sie sich wechselseitig durch Verträge verpflichten, behufs der Verhütung von Seuchen gewisse Vorsichtsmaßregeln zu treffen.

Bezeichnend ist, daß bereits von Verhandlungen berichtet wird, die von französischer Seite eingeleitet wären, um ein Zusammenwirken mit anderen Staaten zum Schutze gegen die anarchistischen Verbrechen herbeizuführen. Insbesondere wird auf Verhandlungen hingewiesen, die in dieser Hinsicht zwischen der französischen Republik einerseits und ihren Nachbarstaaten Belgien und Spanien anderseits angeknüpft worden sind, während zugleich angedeutet wird, daß auch die italienische Regierung geneigt sein könnte, sich einem Zusammenwirken der verschiedenen Staaten anzuschließen, falls die bedeutsame Angelegenheit zum Zwecke internationaler Vereinbarungen in Erwägung gezogen werden sollte. Allerdings wird hinzugefügt, daß bisher ein gemeinsames internationales Vorgehen der europäischen Mächte von Frankreich aus nicht angeregt worden ist.

In den verschiedenen Ländern sind zugleich Vorsichtsmaßregeln getroffen worden, um am 1. Mai Ausschreitungen zu verhindern, falls die Anarchisten die von den Socialisten geplanten Kundgebungen für ihre eigenen Zwecke ausbeuten sollten. Da in Frankreich am 1. Mai in diesem Jahre auch die Wahlen für die Gemeinderäthe stattfinden, erscheint es für die republikanischen Behörden besonders geboten, Wachsamkeit zu üben, zumal das socialistische „Secrétariat national du travail“ an die französischen Arbeiter einen Aufruf gerichtet hat, in dem betont wird, daß im Hinblick auf das diesjährige Zusammenfallen des Arbeiterfeiertages mit den Municipalwahlen die Gelegenheit für die Arbeiter, eine großartige Kundgebung zu inscenieren, einzig sei. „L'occasion est unique pour les travailleurs,“ heißt es in dem durch ganz Frankreich verbreiteten Documente, das zugleich deutlich für den internationalen Charakter der ganzen Bewegung spricht. So sollen am 1. Mai die Arbeiter aller Länder öffentlich die Bande der Zusammengehörigkeit, durch die sie vereinigt werden, bekennen; auch sollen die Kundgebungen insbesondere zum Ergebnisse haben, daß diese Einheit vervollständigt und für alle Zukunft die brudermörderischen Kämpfe zwischen Volk und Volk verhindert werden, „da die Kriege lediglich den

Despoten und den herrschenden Oligarchien förderlich seien." Das von dem „Secrétariat national du travail" aufgestellte Programm zerfällt, abgesehen von diesen gegen die Völkerkriege gerichteten Bestrebungen, die seltsamerweise auch in den anarchistischen Versammlungen zum Ausdrucke kommen, obgleich die Dynamitverbrechen eine schlechte Vorbereitung für solche friedlichen Tendenzen zu sein scheinen, in zwei Theile. Als allgemeine Forderung aller Arbeiter wird in dem ersten Theile die Beschränkung des Arbeitstages auf acht Stunden bezeichnet, während dann die für die französischen Arbeiter specifischen Ansprüche geltend gemacht werden. Insbesondere sollen die Unternehmer öffentlicher Bauten gehalten sein, den achtstündigen Arbeitstag in ihre cahiers des charges, in denen die ihnen obliegenden Verpflichtungen verzeichnet stehen, aufzunehmen.

Zugleich sollen darin das Minimum des Arbeitslohnes festgesetzt und Bestimmungen über die Sicherheit und die Gesundheitsverhältnisse der in Betracht kommenden Arbeitsstätten getroffen werden. „Und was noch besser wäre," heißt es in diesem Programm, „die Ausführung der Arbeiten der Städte und des Staates durch die Arbeitervereinigungen." Mit besonderem Nachdrucke wird auch die Beseitigung der Stellenvermittlungsbureaux verlangt, indem die bureaux de placement als „Ueberreste des alten Sklavenhandels" bezeichnet werden. Diese Stellenvermittlungsbureaux sollen durch Arbeitsbörsen ersetzt werden, von denen bereits eine Anzahl vorhanden ist. Das Secrétariat national du travail fordert sämmtliche Arbeiter auf, ihre Candidaten bei den Gemeinderathswahlen auf das in dem Aufrufe enthaltene Programm zu verpflichten, in dem, wie noch hervorgehoben zu werden verdient, die „vollständige Emancipation des Proletariats" betont wird, allerdings mit dem Zusatze, daß die übrigen Forderungen dringender sind. Was die Activlegitimation des Secrétariat betrifft, sich an alle französischen Arbeiter zu wenden, so beruft es sich auf seine Zusammensetzung aus den Delegirten der verschiedenen socialistischen Arbeiterorganisationen in Frankreich und auf die aus dem internationalen Congresse zu Brüssel hergeleiteten Befugnisse. Ueber den Charakter der für den 1. Mai geplanten Manifestationen werden keine bestimmten Vorschriften ertheilt; nur wird allgemein an die Ergebenheit sämmtlicher Arbeiter appellirt, damit die Arbeitskundgebung, die „manifestation du travail", wie die Enthaltung von der Arbeit eigenthümlicher Weise genannt wird, an Bedeutsamkeit und an Größe diejenige der früheren Jahre übertreffe.

Es bedarf keines besonderen Hinweises, daß von den in Frankreich in Bezug auf die Sicherheit und die Gesundheitsverhältnisse der Arbeitsstätten erhobenen Forderungen alles Wesentliche bereits in der deutschen Arbeiterschutzgesetzgebung Berücksichtigung gefunden hat. Die übrigen Ansprüche der französischen Socialisten, insofern sie die obligatorische Einführung der journée normale de travail betreffen, werden ebenso wie in den anderen Ländern an den wirthschaftlichen Verhältnissen scheitern. Da der 1. Mai in diesem Jahre auf einen Sonntag fällt, wird die Frage, ob an diesem Tage die Werkstätten geschlossen werden sollen, nicht praktisch. Von dem gesunden Sinne der besonnenen Elemente der deutschen Arbeiter darf aber gehofft werden, daß sie ernsthafte Ausschreitungen verhüten werden.

„Hamlet in Hamburg, 1625".

Erklärung.

Im März-Heft der „Deutschen Rundschau" hat Herr Prof. Dr. Litzmann einen interessanten Artikel über eine „Hamlet-Aufführung in Hamburg im Jahre 1625" veröffentlicht, in dem der Verfasser u. A. bemerkt, daß es ihm durch einen glücklichen Zufall gelungen sei, einen Bericht über eine deutsche Hamlet-Aufführung durch englische Komödianten ans Licht zu ziehen.

Wie ich bereits in Nr. 174 dieses Jahrganges des Hamburger Correspondenten erklärt habe, ist dieser ausführliche Bericht des Pfarrers Rist aus Wedel über jene Aufführung der englischen Komödianten in Hamburg von mir in der Nr. 141 der oben erwähnten Zeitung vom Jahre 1890 wörtlich publicirt gewesen. In einer Zuschrift an die Redaction des Hamburger Correspondenten behauptet nun Herr Prof. Litzmann plötzlich, daß die Priorität, diesen Bericht veröffentlicht zu haben, weder ihm noch mir gebühre, da bereits Riedel 1885 in einem Aufsatz „Deutsche Wander-Komödianten in Hamburg" auf die interessante Stelle hingewiesen habe.

Es ist nun sehr merkwürdig, daß Herr Prof. Litzmann, nachdem er im März-Heft dieser Zeitschrift den glücklichen Zufall gepriesen hat, der es ihm in jüngster Zeit ermöglichte, diesen Bericht an das Licht zu ziehen, nunmehr plötzlich auf Riedel verweist. Es sind ihm hierbei aber verschiedene Irrthümer unterlaufen. Riedel veröffentlichte nämlich 1886 und nicht 1885 im zweiten Bande „Aus Hamburgs Vergangenheit" (Verlag von Leopold Voß, Hamburg und Leipzig) einen Aufsatz „Die ersten Wander-Komödianten" und nicht „Deutsche Wander-Komödianten" wie Herr Prof. Litzmann behauptet, indem er S. 292 auf den Bericht von Rist hinweist, der sich mit der Aufführung „vom lieben Könige, der seinen Sohn, den Printzen, mit des Königs von Schottland Tochter wollte verheyrathen", beschäftigt; aber der Bericht selbst ist nicht abgedruckt. Es handelt sich für mich nur darum, zu constatiren, daß ich den erwähnten Bericht schon vor zwei Jahren publicirt habe, ehe es Herrn Prof. Litzmann gelungen war, ihn „jüngst" durch einen „glücklichen Zufall" ans Licht zu ziehen.

Hamburg, den 15. März 1892. Prof. J. Sittard.

Die Schlußfolgerungen des Herrn Prof. Litzmann, aus dem Bericht gehe hervor, daß wir es hier mit einer Hamlet-Aufführung zu thun haben, ist ein Verdienst, das weder ich noch Andere ihm je schmälern werden.

Erwiderung.

Für jeden aufmerksamen und unbefangenen Leser meines Aufsatzes „Hamlet in Hamburg 1625" kann auch nicht der leiseste Zweifel darüber bestehen, daß ich bei seiner Veröffentlichung nur die Absicht hatte, einen Beitrag zur Geschichte des Shakespeare-Textes in Deutschland zu liefern. In diesem Zusammenhang war ich vollkommen berechtigt zu sagen, es sei mir gelungen, „einen Bericht über eine deutsche Hamlet-Aufführung ans Licht zu ziehen". Denn so viele Forscher sich auch in den letzten Jahren mit den Berichten Rist's über Aufführungen der englischen Komödianten beschäftigt hatten, Allen war der Zusammenhang der fraglichen Stellen mit Shakespeare's Hamlet bisher verborgen geblieben. Ich selbst, obwohl ich durch Riedel's Aufsatz zuerst darauf aufmerksam geworden, die Erzählung wiederholt aufmerksam gelesen hatte, bin auch nur „durch einen glücklichen Zufall" auf den Hamlet-Fund gestoßen. Zu anderem Zweck Rist's Büchlein durchblätternd, blieb mein Auge haften auf der Stelle, wo der Prinz vor dem Schloß sich mit dem Stallmeister unterredet, und wie mit blitzartiger Erleuchtung überkam's mich: „Das ist ja Hamlet!" Und wie ich nun den längst bekannten Bericht im Zusammenhang noch einmal las, fand ich Alles in neues Licht gerückt, überhaupt etwas Neues: Den Bericht über eine Hamburger Hamlet-Aufführung 1625!

So lange man mir daher nicht den Beweis liefert, daß Jemand vor mir in dieser Rist'schen Erzählung einen Bericht über eine Hamlet-Aufführung in Hamburg erkannt hat, werde ich auch nicht ein Wort von dem in meinem Aufsatz Gesagten zurücknehmen.

Jena, den 22. März 1892. Berthold Litzmann.

ρ. **Gellert's Dichtungen.** Herausgegeben von A. Schullerus. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Man kann durchaus nicht sagen, daß Gellert von unserer Zeit unter seinem Werthe geschätzt werde. Mehrere seiner geistlichen Lieder werden in den Kirchen von der Gemeinde gesungen, nicht wenige seiner Fabeln führen in den Schul- und Lesebüchern ein gleichsam unsterbliches Leben; daß seine Lustspiele wie sein Roman vergessen sind, kann nicht Wunder nehmen. Aber sein Platz um die Mitte des vorigen Jahrhunderts steht darum nicht minder unverrückbar fest: Klopstock erbaute sich an ihm, Lessing fand auf seinen Spuren den Weg zum deutschen bürgerlichen Lustspiel, und Züge von Gellert erkennt man in des jungen Goethe's „Laune des Verliebten". Uns scheint der Herausgeber in seiner vortrefflichen, den Band einleitenden Biographie Gellert's dessen Bedeutung richtig dahin verstanden zu haben, daß er, am Anbruche der neuen Zeit, „im ganzen deutschen Volke, in den unteren Schichten durch den sittlichen Ernst des Inhalts, in den oberen durch Anmuth der Form, wieder Sinn und Liebe für die deutsche Dichtung erweckt hat." Demgemäß beschränkt die vorliegende Ausgabe sich auf die Fabeln und Erzählungen, auf eine Auswahl aus den moralischen Gedichten, den geistlichen Oden und Liedern, fügt einige der moralischen Charaktere und der moralischen Vorlesungen hinzu, gibt uns auch von dem Briefstil Gellert's ein paar Proben und am Schluß das denkwürdige Gespräch mit Friedrich dem Großen. Anmerkungen und Register sind sorgfältig gearbeitet. Durch einen Stich nach Graff's berühmtem Porträt erhalten wir einen guten Begriff von Gellert's persönlicher Erscheinung, und ein Facsimile zeigt uns nicht nur seine zierliche Schrift, sondern in den hier zusammengestellten Aussprüchen älterer und neuerer Poeten auch seine eigentliche Lebensphilosophie: „Crede mihi, bene qui latuit, bene vixit."

ρ. **Der Werth des Lebens.** Ein Mysterium in einem Vorspiel und vier Aufzügen von Rudolf Lothar. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1892.

Der Held dieser Dichtung, um dessen Besitz der Tod und die Schuld mit einander ringen oder vielmehr einen Pact schließen, ist Wilfried:

Laß Einen mir leben!
Er ringe sich durch,
Durchs Leben zu mir,

sagt die Schuld. Dem jungen Dichter hat die Faustidee vorgeschwebt. Aber Wilfried, wenn man so sagen darf, ist ein umgekehrter Faust, der mit dem Genuß beginnt, im verzehrenden Durst nach Erkenntniß, im Ringen mit dem Unerforschlichen schuldig wird und in dem Augenblick endet, wo er den Werth des Lebens im Altruismus erkennt:

Ich hab' in mir die Selbstsucht ausgereutet
Und durft' erst dann mich einen Menschen heißen!

Der Mephisto dieses Faust, der dem Augenblick sein „Verweile doch!" nicht zurufen wird, ist der Tod: er begleitet ihn auf seiner Erdenwanderung und fällt ihn, als er, dem Vertrage gemäß, „durch Schuld gereinigt," die Höhe der Menschheit erreicht hat. Ein großer und kühner Vorwurf, welchen gewählt zu haben schon eine nicht gewöhnliche dichterische Kraft voraussetzt und mindestens eine von den modernen Tendenzen sehr abweichende Richtung nach dem Idealen anzeigt. Diese letzten Fragen unseres moralischen Bewußtseins, wenn sie der Phantasie weiten Spielraum gewähren, setzen doch auch der concreten Darstellung außerordentliche Schwierigkeiten entgegen. Unserem Dichter muß zugestanden werden, daß ihm die Personification dessen, was abstract an sich und hier gleichsam nur in Symbolen ausgedrückt werden konnte, vom rein ästhetischen Gesichtspunkte betrachtet, vortrefflich gelungen ist. Die Bilder, in denen er uns den besiegten König, den verlassenen Liebhaber, den verzweifelnden Forscher und endlich den erlösten, den „wahren" Menschen vorführt, sind, einzeln betrachtet, von großer Schönheit und nicht selten von dramatischer Wirkung. Wir finden für den Todtentanz in der sechsten Scene des dritten Aufzuges kein bezeichnenderes Lob, als daß er durchaus an die mittelalterlichen Malereien erinnert und in Reimen sie wunderbar getreu wiedergibt. Der Stil ist an den besten Mustern gebildet, die Sprache gedankenreich und edel, die Behandlung des Verses — mit wenigen Ausnahmen (z. B. „Seh' ich's sich regen", S. 67, „seine Gänze" für „seinen ganzen Umfang", als Reim auf „Grenze", S. 82) — untadelhaft, und nicht oft ist uns in der letzteren Zeit eine neue Dichtung begegnet, die so wie diese den Eindruck eines ernsten und ernst zu nehmenden Talentes machte. Verschwiegen soll darum nicht werden, daß in der Entwicklung des Problems gewisse Rückstände bleiben, die vielleicht mehr auf eine noch nicht völlige Klärung des philosophischen Denkens, als auf irgend einen Defect des poetischen Vermögens schließen lassen. Wir gestehen, daß der Schuldbegriff, in dieser Weise gefaßt, uns nicht ganz überzeugt hat. Das Motiv der Selbstsucht scheint uns jedes Mal erst après coup hineininterpretirt zu sein: es fehlt der Schuld ihr eigentliches Wesen und damit dem Ende Wilfried's die logische Consequenz; ja, der Dichter läßt zweifelhaft, ob wir in dem, was des Schuldigen Strafe sein soll, nicht vielmehr den höchsten Lohn zu sehen haben, wenn er mit den Worten stirbt:

„Erlösung von sich selbst, vom eig'nen Bann,
Das ist das Erbe, das ich lassen kann
Der Menschheit!"

Eine Dichtung indessen, die zum Nachdenken anregt, und sollte sie selbst zum Widerspruch auffordern, ist immerhin der Beachtung werth und wird es um so mehr, wenn sie uns mit einem Dichter bekannt macht, der, von den Traditionen unserer Klassiker erfüllt, offenbar hohen Zielen zustrebt.

ρ. **Balladen und Romanzen.** Selected and arranged with notes and literary introduction by C. A. Buchheim. London, Macmillan and Co. and New-York. 1891.

Der Herausgeber dieser Sammlung, Professor der deutschen Literatur am Kings-College zu London, ist einer der aufrichtigsten und unermüdlichsten Förderer der Kenntniß seiner Fachwissenschaft in England. Er hat zahlreiche deutsche Werke, so Lessing's „Minna von Barnhelm", und „Nathan der Weise", Goethe's „Egmont" und „Iphigenie auf Tauris", Schiller's „Wilhelm Tell" (auch in besonderer Schul-Ausgabe), Heine's „Harzreise" u. s. w. deutsch mit englischen Noten edirt und ist der Verfasser eines gleichfalls für England und Amerika bestimmten Sammelwerkes „Deutsche Lyrik", das sich auch des lebhaften Beifalls der deutschen Kritik zu erfreuen gehabt hat. Im Anschluß hieran, „as a companion volume", hat nun Professor Buchheim die oben angezeigte Auswahl deutscher Balladen und Romanzen für englische Leser erscheinen lassen. Sie wird zunächst aus diesem Zweck heraus beurtheilt werden müssen, läßt aber auch eine Würdigung aus dem freieren Gesichtspunkt einer Sammlung des Besten zu, was die deutsche Dichtung auf diesem Gebiete hervorgebracht, wobei freilich in einem Bande von wenig über 300 Seiten auch nur annähernde Vollständigkeit nicht zu verlangen war. Der Herausgeber sagt in der Vorrede ungefähr: „Bei dieser Sammlung habe ich mich im Allgemeinen von demselben Princip leiten lassen, das ich in dem letzten Buch verfolgte und das, nach dessen Popularität zu schließen, die Ansprüche der englischen Leser des Deutschen befriedigt hat. Ich habe von jedem Dichter diejenigen Balladen ausgesucht, die ich für die besten hielt, und besonders auf solche Dichtungen Werth gelegt, welche das Charakteristische und den Fortschritt, den die deutsche Balladendichtung in jeder Periode von Bürger bis auf unsere Zeit gemacht hat, zu kennzeichnen geeignet waren. Ich kann kaum erwarten, daß diejenigen, welche mit der deutschen poetischen Literatur bekannt sind, nicht irgendwelche Lieblinge vermissen werden. Sammlungen von poetischen Arbeiten gleichen darin ausgesuchten Gesellschaften. Wie viel Sorgfalt der Wirth darauf verwendet haben mag, die erwünschtesten und ausgezeichnetesten Gäste einzuladen, wird doch immer irgend einer enttäuscht sein, diesen und jenen nicht berücksichtigt zu finden. Aber eine Linie wird doch irgendwo gezogen werden müssen, in Gesellschaften wie in Büchern u. s. w." Wenn er sehr gegen seinen Wunsch genöthigt war, manches schöne Gedicht auszulassen, so habe er doch das Vertrauen, daß die Sammlung, wie sie vorliegt, „an adequate and interresting picture of German ballad-poetry" geben werde. — Dies läßt sich bestätigen. In der Einleitung, die sich als eine durchaus selbständige, den englischen Leser trefflich unterrichtende Abhandlung über die deutsche Ballade darstellt, theilt Professor Buchheim drei Perioden ab; von Bürger bis Chamisso, von Uhland bis Heine und von Freiligrath bis auf die Gegenwart. Außer den Genannten berücksichtigt er in der ersten Herder, Goethe, Schiller, Tieck, Schenkendorf, Körner, Brentano; in der zweiten Kerner, Eichendorff, Rückert, Zedlitz, Schwab, Wilhelm Müller, Platen, Annette von Droste-Hülshof, Kopisch, Vogl, Lenau, Simrock, Moser, Seidl, Mörike, Reinick; in der dritten Grün, Hebbel, Geibel, Frankl, Prutz, Beck, Otto Ludwig, Fontane, Mosenthal, Lingg, Heyse, Dahn, Pröhle. Es fehlt also nicht an guten Namen. Die dritte Periode freilich ist räumlich sehr zu kurz gekommen (mit etwa 50 Seiten gegen etwa 110 und 120 der der beiden andern); die Autoren sind nur mit wenigen Proben, viele nur mit einer, zum Wort gelassen, und ob sie selbst überall mit der Auswahl einverstanden sein würden, kann bezweifelt werden. Fontane und Dahn sind nur mit je einem Gedicht vertreten, und hier muß es überdies auffallen, daß der Herausgeber sich ihre besonders schönen, aus schottischen und englischen Stoffen herausgebildeten Balladen hat entgehen lassen, die seine Bemerkung in der Vorrede, die englische und deutsche Balladendichtung zeige viel Verwandtes und dürfe daher auf gegenseitige Sympathie der beiden Nationen rechnen, in jeder Richtung bewahrheitet hätten. Hoffentlich gibt recht bald eine neue Auflage die Veranlassung und die Möglichkeit einer Vervollständigung dieses letzten Theiles. Die am Schlusse des Buches folgenden Noten enthalten literarische und historische Nachweisungen, Erklärungen dunkler Stellen, Uebertragungen ungewöhnlicher Ausdrücke, grammatikalische Nachweise u. s. w. Es läßt sich nicht bezweifeln, daß sie dem englischen Leser das Verständniß sehr erleichtern werden. Die Ausstattung läßt nichts zu wünschen, was bei englischen Büchern kaum noch erwähnt werden darf.

χιβ **Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft.** Erster Jahrgang, 1890. Mit Grillparzer's Porträt. Konegen, Wien 1891.

Am 21. Januar 1890 ist in Wien die Grillparzer-Gesellschaft gegründet worden. Sie soll „ein Mittelpunkt" sein „für alle Bestrebungen, die darauf abzielen, die Werke dieses großen Genius zu verbreiten, sie wissenschaftlich zu erforschen, durch die lebendige Rede, wie durch das gedruckte Wort, für die Vertiefung ihrer Volksthümlichkeit einzutreten, das Andenken an den Stolz unseres Landes wach zu erhalten, seinen Ruhm zu wahren." Ueber die Stiftung erfahren wir das Genauere in vorliegendem ersten Jahrbuch dieser Gesellschaft. Es gibt sodann gegen zweihundert und fünfzig ungedruckte Briefe, die meisten an Grillparzer gerichtet, manche von ihm ausgehend. Vieles in den Correspondenzen ist äußerst interessant für die Literaturgeschichte: die Briefe Müllner's in Sachen der „Ahnfrau" und der „Sapho", der Briefwechsel mit Schreyvogel, und einige gelegentliche Aeußerungen Grillparzer's. So was er über seine eigene Stellung in der Dramatik schreibt: „Wenn meine Arbeiten nur irgend einen Werth haben, so haben sie ihn dadurch, daß ich, ohne mich durch Speculation und falsche Gründlichkeit irre machen zu lassen, immer den Weg gegangen bin, den Schiller uns Deutschen für lange, lange Zeiten, wohl gar für jede künftige, vorgezeichnet hat." (An Roscher 1859). Als Persönlichkeit wird der

Dichter am klarsten aus dem Briefe an Kathi Fröhlich erkannt. Froh aber macht die Erkenntniß nicht.

χς **Mosaik.** Vermischte Schriften von A. F. Graf von Schack. Stuttgart, Cotta, 1891.

An Leidenschaft für das Schöne überragt Graf von Schack seine Zeitgenossen wohl alle. Interessiren sich andere Schriftsteller für Heroen oder für das Volk, für den alten oder einen neuen Glauben, für Liebe oder Gold: Schack findet die Kunst das Wichtigste, was es auf der Erde gibt. Große Dichter stellt er über große Könige; den Verlust äschyleischer Tragödien und griechischer Lyrik betrachtet er beinahe als Argument gegen die Vorsehung — (Zeus von Olympia, wie ferne liegt dieser Gesichtspunkt uns Modernen sonst!) — und eine Lieblingsfigur seiner Poesie ist der gescheiterte Künstler. Gestalten solcher „Enthusiasten" läßt Graf Schack auch in vorliegender Sammlung von Aufsätzen an uns vorüberziehen. Als glühender Classicist träumt er auf der atheniſchen Burg vom Alterthum und von dionysischen Theaterfesten. Ein Reiseaufenthalt zu Vaucluse gibt ihm Gelegenheit, Feines und Geistreiches über Petrarca zu sagen und interessante Briefe und Fragmente dieses Neu-Antiken in formvollendeter Uebersetzung mitzutheilen. Auch zu berühmten weiteren historischen Blicken klimmt er empor; wie er vor Sta. Maria la Blanca in Toledo sitzt, gleiten ganze Jahrhunderte, Jahrtausende unter den Füßen des rastlosen, sinnigen Wallfahrers dahin. Am mindesten gelungen scheint uns der Essay über Todtenbestattung. Die Verbrennung der Leichname wird mit feuriger Begeisterung gefordert: aber der sprachlich und geschichtlich hochgebildete Autor läßt sich hier auf die unabsehbaren Gefilde der Naturwissenschaft locken und begeht dabei, sowie bei Besprechung des orientalischen Früh-Alterthums, allzuviel Fehler im Thatsächlichen; so liest man auch die herrliche zweite Hälfte des Aufsatzes mit einigem Zweifel. — Der Stil Schack's ist rein wie Gold; nur nicht ganz wurzeldeutsch, von den geliebten griechischen Classikern oft zu sehr beeinflußt.

φλ. **Pflanzenleben.** Von Anton Kerner von Marilaun. II. Band. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1891.

Der zweite Band von Kerner's schönem Werk enthält die Geschichte der Pflanzen. Nicht eine Historia plantarum im Sinne der Clusius, Bauhin und Haller, welche die Pflanzen nur nach ihren äußeren Merkmalen ordneten, und den Standort angaben, wo der Botaniker die einzelnen Species finden konnte. Also nicht eine „Flora" hat Kerner geschrieben, sondern er hat die Lebensbedingungen der einzelnen Pflanzen geschildert; er zeigt, wie Boden und Klima beschaffen sein müssen, damit die Pflanze gedeihe, welche Vermehrungs- und Verbreitungsmittel ihr zur Verfügung ständen, und wie sie dadurch zur Bevölkerung eines ganz bestimmten Bezirkes käme. Von der Geschichte der Individuen schreitet die Darstellung zu einer Geschichte der Arten vor. Die letzteren sind nicht von jener Beständigkeit, welche man früher angenommen hatte. Sie haben sich im Verlaufe der Zeit geändert; man hat in fossilen Resten untergegangene Pflanzenformen gefunden, in denen man die Vorfahren der heute lebenden Arten erkannte. Aber man sah auch gleichzeitig ein, daß die heutigen Floren vieler Länder durchaus nicht dem Pflanzenwuchse jener entlegenen Epochen entsprechen, der aus den versteinerten Resten uns sein Dasein beweist. Es können also die heutigen Pflanzen eines Landes so wenig von denen seiner fossilen Reste unmittelbar abstammen, wie etwa die heutigen Italiener von den alten Römern. Es müssen gleich jenen großen Völkerwanderungen des Mittelalters auch Pflanzenwanderungen stattgefunden haben, durch welche neue Florenreiche gegründet und alte gestürzt wurden. Indem erforscht wird, welche Ursachen diesen Veränderungen zu Grunde lagen, und wie sie im Einzelnen sich vollzogen, erhebt sich die Darstellung zu einer Geschichte der ganzen Pflanzenwelt: dem höchsten und letzten Ziel botanischer Wissenschaft. Wem es einen Genuß gewährt, solchen Zielen nachzugehen — und welcher Gebildete thäte das nicht? —, der nehme Kerner's Buch zur Hand. Er wird sich durch die Fülle des Stoffes, durch die klare Ordnung, mit der die nahezu unfaßbare Menge der Thatsachen überwunden wird, durch die Leichtigkeit und Eleganz der Darstellung, welche auch schwierige Probleme deutlich macht, immer aufs Neue angezogen und freudig erregt fühlen. Die herrlichen Abbildungen, mit denen das Werk fast verschwenderisch ausgestattet ist, werden ihm das Verständniß erleichtern und in ihm die Illusion wachrufen, daß er mit der Natur selber zu thun habe. — Mit diesem Bande schließt die „Allgemeine Naturkunde", durch deren Herausgabe das Bibliographische Institut ein Werk von ganz unvergänglichem Werthe geschaffen hat. Es ist im wahrsten Sinne klassisch. Ein Jeder muß es kennen.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 10. April zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Arpad. — Letteratura Ungherese di Zigany Arpad. Ulrico Hoepli. Milano 1892.

Beiträge zur Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane. Hermann von Helmholtz als Festgruss zu seinem siebzigsten Geburtstag dargebracht von Th. W. Engelmann, E. Javal, A. König, J. von Kries, Th. Lipps, J. Matthiessen, W. Preyer, W. Uhthoff. Gesammelt und herausgegeben von Arthur König. Hamburg und Leipzig. Verlag von Leopold Voss. 1891.

Bierbaum. — Freiherr Detlev von Liliencron. Von Otto Julius Bierbaum. Mit von Liliencron's Porträt. (Die moderne Litteratur in biographischen Einzel-Darstellungen. V). Leipzig. Verlag von Wilhelm Friedrich, K. K. Hofbuchhändler.

Bötticher. — Der deutsche Michel. Von Georg Bötticher. Randzeichnungen von Fedor Flinzer. Leipzig. Verlag von Carl Jacobsen.

Brentano. — Das Schlechte als Gegenstand dichterischer Darstellung. Vortrag gehalten in der Gesellschaft der Literaturfreunde zu Wien von Franz Brentano. Leipzig. Verlag von Duncker & Humblot. 1892.

Candler. — Junker Quirin. Ein Jahr seines Lebens. Dichtung von J. Candler (Florus Retland). Herausgegeben von Alexander Engel. Leipzig. Literarische Anstalt (August Schulze). 1892.

Capasso. — Il primo Viaggio di Pier Luigi Farnese, Gonfaloniere della Chiesa negli Stati Pontifici (1537). Di Gaetano Capasso. Parma. Casa Editrice Luigi Battei. 1892.

Curti. — Catilina. Ein Trauerspiel von Theodor Curti. Zürich. Th. Schröter. 1892.

Democritus. — Tempora mutantur! Glossarium zum Schulgesetzentwurf von Christianus Democritus. Düsseldorf. Verlag von Felix Bagel.

Deutsche National-Literatur. Historisch-kritische Ausgabe. Unter Mitwirkung von Dr. Arnold u. A. herausgegeben von Joseph Kürschner. Lfg. 702: „Das Drama des Mittelalters", 2. Bd., 2. Lfg., herausgegeben von Dr. R. Froning. — Lfg. 703—706: „Wilhelm Hauff's Werke", 3. Bd., 1. Abt., 1.—4 Lfg., herausgegeben von Dr. F. Bobertag. — Lfg. 707: „Goethes Werke", 32. Bd., 1. Lfg., herausgegeben von Dr. G. Witkowski. — Lfg. 708—716: „Herders Werke", 4. Bd., 1. Abt., 1.—4. Lfg.; 2. Abt, 1.—4. Lfg.; 3. Abt., 1. Lfg., herausgegeben von Dr. Eugen Kühnemann. — Lfg. 717: „Goethes Werke", 32. Bd., 2. Lfg., herausgegeben von Dr. G. Witkowski. — Lfg. 718—720: „Herders Werke", 4. Bd., 3. Abt., 2.—4. Lfg., herausgegeben von Dr. Eugen Kühnemann. — Lfg. 721: „Goethes Werke", 32. Bd., 3. Lfg., herausgegeben von Dr. G. Witkowski. Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Engel. — Ahnen und Enkel. Roman von Georg Engel. Zwei Bände. Jena. Hermann Costenoble. 1892.

Erdmann. — Theater-Reformen? Kritische Studien von Gustav Adolf Erdmann, Verfasser von „Die Lutherfestspiele". Berlin. Verlag von Eduard Rentzel. 1892.

Farges. — Stendhal Diplomate. Rome et l'Italie de 1829 à 1842. D'après sa Correspondance officielle inédite. Par Louis Farges. Paris. Librairie Plon: E. Plon, Nourrit & Cie. 1892.

Gedichte eines Ungenannten. Zweiter Theil. Norden. Henricus Fischer Nachfolger, Verlagsbuchhandlung. 1892.

Grellet-Dumazeau. — Les Exilés de Bourges 1753—1754. D'après des Documents inédits et le Journal anecdotique de Président de Meinières. Par A. Grellet-Dumazeau. Portrait en Héliogravure. Paris. Librairie Plon: E. Plon, Nourrit & Cie. 1892.

Greßler. — Der Schulgesetzentwurf des Cultusministers Grafen von Zedlitz-Trütschler, vom pädagogischen und socialpolitischen Standpunkte aus beleuchtet durch J. Greßler, Hauptlehrer. Bielefeld. Verlag von A. Helmich's Buchhandlung (Hugo Anders).

Helene Friedlaender. — Ein Denkmal. Mit zwei Lichtdrucken. Wien. Verlag der k. und k. Hofbuchhandlung Wilhelm Frick. 1892.

Hellen. — Das rothe Programm. Leitfaden für Agitatoren sowie zum Selbstunterricht in der Socialdemokratie. Von Dr. Eduard von der Hellen. Weimar. Herm. Weißbach. 1892.

Hoernes. — Ueber Ballonbeobachtungen und deren graphische Darstellung mit besonderer Berücksichtigung meteorologischer Verhältnisse. Im Anhange: Ausgeführte Ballonreisen zu wissenschaftlichen Zwecken. Von Hermann Hoernes, Oberlieutenant im k. u. k. Eisenbahn- und Telegraphen-Regimente Mit zwei Tafeln und neun Figuren im Text. Wien, Pest, Leipzig. A. Hartlebens Verlag.

Huberti. — Gottesfrieden und Landfrieden. Rechtsgeschichtliche Studien. Von Dr. jur. Ludwig Huberti. Erstes Buch: Die Friedensordnungen in Frankreich. Mit Karte und Urkunden. Ansbach. Verlag von C. Brügel & Sohn. 1892.

Karlweis. — Ein Sohn seiner Zeit. Roman von C. Karlweis. Stuttgart. Verlag von Adolf Bonz & Comp. 1892.

Kröfell. — „Das Vaterland sei unser Ruhm!" Knabenfestspiel zum Geburtstage Sr. Majestät des Kaisers Wilhelm II. in zwei Aufzügen. Von Wilhelm Kröfell. Berlin. Verlag von August Riese.

Lange. — Frauenbildung. Von Helene Lange. Berlin. L. Oehmigke's Verlag (R. Appelius).

Lange. — Unsere Bestrebungen. Vortrag, gehalten in der ersten allgemeinen Versammlung deutscher Lehrerinnen zu Friedrichroda am 27. Mai 1890 von Helene Lange. Zweite Auflage. Berlin. L. Oehmigke's Verlag (R. Appelius). 1892.

Lange. — Ueber Frauen- und Lehrerinnen-Vereine. Vortrag, gehalten am 13. Februar 1891 für die Berliner Mitglieder des Allgemeinen deutschen Lehrerinnen-Vereins von Helene Lange. Zweite Auflage. Berlin. L. Oehmigke's Verlag (R. Appelius). 1892.

Lange. — „Noth". — Vortrag, gehalten auf der sechszehnten Generalversammlung des Allgemeinen deutschen Frauenvereins zu Dresden am 29. September 1891 von Helene Lange. Drittes und viertes Tausend. Berlin, L. Oehmigke's Verlag (R. Appelius). 1892.

Lange. — Die Frauenbewegung im Bewußtsein unserer Zeit. Vortrag, gehalten im Verein „Frauenwohl" zu Königsberg i. Pr. am 16. Januar 1892 von Helene Lange. Berlin. L. Oehmigke's Verlag (R. Appelius). 1892.

Levertin. — Dr. G. Zander's medico-mechanische Gymnastik, ihre Methode, Bedeutung und Anwendung, nebst Auszügen aus der einschlägigen Literatur. Von Dr. Alfred Levertin. Mit einem Porträt des Dr. Zander, nebst vielen erläuternden Abbildungen und einer Karte. Stockholm. Königl. Buchdruckerei P. A. Norstedt & Söner. 1892.

Lietzow. — Tanger in Marokko und Gibraltar. Reiseskizzen von Paul Lietzow-Berlin, Verfasser von „Nord- und Südgermanen", „Handbuch der Philatelie" u. s. w. Berlin. Verlag von Paul Lietzow. 1892.

Marchand. — Poètes et Penseurs. Par Alfred Marchand. Paris. Librairie Fischbacher. 1892.

Nardelli. — Le Primavere Liriche della Germania. Di Gaetano Nardelli. Roma. Ditta G. B. Paravia & Comp. 1891.

Neumann. — Buddhistische Anthologie. Texte aus dem Pali-Kanon zum ersten Mal übersetzt von Dr. Karl Eugen Neumann. Leiden. E. J. Brill. 1892.

Oechelhaeuser. — Erinnerungen aus den Jahren 1848 bis 1850. Von Wilhelm Oechelhaeuser. Berlin. Verlag von Julius Springer. 1892.

Ompteda. — Ein hannoversch-englischer Officier vor hundert Jahren. Christian Friedrich Wilhelm Freiherr von Ompteda, Oberst und Brigadier in der Königlich Deutschen Legion. 26. November 1765 bis 18. Juni 1815. Von Ludwig Freiherr von Ompteda. Mit einem Bildniß in Heliogravure und einer Karte. Leipzig. Verlag von S. Hirzel. 1892.

Poesie di una Regina Carmen Sylva. Prima versione dal Tedesco di G. R. di S. Con fac-simile di lettera autografa e di un ritratto di S. M. la Regina di Rumania. Ulrico Hoepli. Milano 1892.

Powell. — Tenth Annual Report of the United States Geological Survey to the Secretary of the Interior 1888—89. By J. W. Powell, Director. Part I: Geology. — Part II: Irrigation. Washington. Government Printing Office. 1890.

Proelß. — Das junge Deutschland. Ein Buch deutscher Geistesgeschichte von Johannes Proelß. Mit den Bildnissen von Gutzkow und Laube. Stuttgart. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger. 1892.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Paul Lindenberg in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Capitän Feddersens Kummer.

Hamburger Erzählung

von

Ilse Frapan.

„Captäns Garten" war in der ganzen Nachbarschaft berühmt, obgleich er nicht viel größer war als ein zweischläferiges Bettlaken und eine gemeine schwarzgetheerte Planke, an der in schwüler Sommerzeit unzählige braune, klebrige Harzperlen funkelten, ihn von der übrigen grünen Welt der kleinen Seitenstraße abschloß. Schwerlich aber gab es noch einmal irgendwo in Hamburg eine solche Menge von Blumen auf so kleinem Raum. Und so seltene dazu. Freilich, hochstämmige Fuchsien, die wie ein Springbrunnen aus roth und weißen Blüthen aussahen, besaßen auch andere Leute, wenngleich vielleicht nicht in derselben Mannigfaltigkeit und Fülle. Aber schon das silberweiße Pampasgras, die großen japanischen Goldbandlilien waren etwas Rares, ebenso der stämmige Feigenbaum, in der sonnigsten Ecke des sonnigen Hintergartens, dicht an der Planke, der jedes Jahr eine Menge Früchte trug, grüne, harte, kleine Früchte, die aber in Mutter Captänsch Einmachhafen unter Rum und Zucker ihre vollständige Reife und Genießbarkeit erlangten. — Es war ein ganzes Wunder, dieser Garten! Vorn lag das Häuschen des Capitäns, hart an der Straße, und guckte mit seinen vier blanken Fenstern, zwei unten und zwei oben, in eine bescheidene dörfliche Welt, ohne Bürgersteig, mit holprigem Pflaster und wimmelnd von Kindern, die hier „Häschen in der Grube" spielten und manchmal stundenlang „Holl[1]) op de Brück, holl dal de Brück" sangen, oft noch spät in der Sommerabenddämmerung, bis sie nacheinander hereingeholt wurden.

Dort hinten aber war's still, dort stieß Garten an Garten, und Mutter Captänsch, wie die ganze Nachbarschaft sie nannte, saß auf ihrer grünen Bank an der warmen rothen Hauswand wie „Müschen in de Heed"[2]), so mollig und geborgen und sah zu, wie ihr Mann, hemdärmelig und die kurze Thonpfeife im Munde, grub und pflanzte, und zwischen den Beeten auf- und niedertauchte. Und wie er die Besucher seines Gartens in Verwunderung setzte, wenn er, eine

[1]) Zieh auf — zieh ab. — [2]) Werg.

Hand durch das buntgestickte Tragband schiebend, mit pfiffigem Lächeln vor ein paar übermannshohen, kleinblättrigen, glänzend grünen Büschen stehen blieb und fragte: „Je, und was glauben Sie nu woll, was das is?"

„Natürlich Buxbaum," hieß es dann.

„So?" lächelte der Alte; „na denn reiben Sie man mal 'n Blatt zwischen den Fingern, und wenn das denn noch Buxbaum is, denn geb ich Ihnen noch 'n büschen was zu. Myrthen sind das! Myrthen! hab' ich all' selbst aus kleinen Ablegern gezogen."

Wenn aber der Besucher solch Gedeihen bewundernd anstaunte, dann zuckte der Capitän die Achseln: „Je, viel höher dürfen sie nu man nich werden, das kann ich nich brauchen, das gibt zu viel Schatten. Und denn der Tropfenfall! Sehn Sie, der Haemanthus — heißt zu deutsch Blutblume — der hier früher stand, den hab ich nu all wegnehmen müssen, weil er hier den Regen so zu sagen immer aus zweiter Hand noch mal kriegte. Nee, Bäume kann man ja nu auf so 'n kleinen Platz nich ziehn. Besonders die Rosen, wenn die unterm Tropfenfall stehn, denn sind die ja gleich hin. Aber nu will ich Ihnen mal drinnen was zeigen — das is meine Puppe, mein Prachtstück!" Und er schlurfte eilfertig voran über den schmalen Vorplatz und hinein durch die niedrige, braune Stubenthür in das geräumige Wohnzimmer mit seinen tiefen, breiten Fensterbänken. Dort am Fenster blieb er stehen: „Nu, kucken Sie mal hier! Feine Flanze, was? Stanhopea odoratissima! Riechen Sie mal! Wie lauter Vanille, nich? Hat mir mein Sohn aus Brasilien geschickt. Und die Ampel dazu hab ich selbst zusammengeschustert, is mit Sphagnum gefüllt. Bester Nährboden für die Orchideen! Aber daß sie all dies Jahr blühen würde, das hab ich selbst nich gedacht."

Wenn der Capitän so sprach, dann sah ihm Keiner seine achtundsiebzig Jahre an. Sein wetterbraunes Gesicht mit der kurzen Nase, dem eingesunkenen Mund, um den ein paar farblose Bartstoppeln standen, war jugendlich, denn die runden, hellblauen Augen hatten den arglosen Schelmenblick eines Kindes. Barhaupt stand er und ließ die Sonne auf seinen rosigen Kahlkopf scheinen und trocknete sich bei vierzehn Grad Reaumur die Stirn mit dem rothen Taschentuch, und so hurtig und sicher bewegte er sich auf seinen kurzen, stämmigen Beinen, als stecke nicht das eine schon seit achtunddreißig Jahren steif und unbiegsam in den schwarz- und graucarrirten Bukskins. Beim großen Brande, 1842, hatte er sich einen schweren Beinbruch geholt, als er vom Dach der Börse heruntergestürzt war. Mit anderen rüstigen Männern hatte er dort oben gehockt, Tag und Nacht, und die auffliegenden Funken mit nassen Segeltüchern gelöscht. Dabei war ihm zuletzt der Fuß eingeschlafen, und in der Erschöpfung und Steifigkeit der Glieder war er dann fehlgetreten. Zur See konnte er seitdem nicht mehr, damit war's aus. Aber er bekam einen ruhigen Beamtenposten, der ihn, wenn auch ganz bescheiden, ernährte und den er mit Ehren ausfüllte. Dazu hatte er seine gute Frau, der sein Unglück zur Freude ausgeschlagen war, denn sie durfte ihn nun daheim behalten, seine braven Kinder, seinen Garten, der ihm sommerlang die schönsten Stunden bereitete, und — seine Sammlung, die in drei großmächtigen Schränken sorgsam geordnete Algensammlung, der Stolz und die geistige Freude seines Lebens. Schon als Capitän hatte er den

Grund zu diesem großen Herbarium gelegt, hatte er angefangen, die „Blumen des Meeres“ zu sammeln.

Stolzer als eine junge Hausfrau den frischgefüllten, duftenden Wäscheschrank, schloß der Alte seinen Schatz auf, nachdem er zuvor den Gast auf die geschnitzten Engelsköpfe zwischen den Rosenguirlanden, auf die zierlichen Schlösser mit untergelegtem rothen Tuch aufmerksam gemacht. „Sind Erbstücke,“ sagte er erklärend, „feine Arbeit, nich? Nee, der dritte da, der is neu, das sehn Sie gleich, weil er ganz einfach is. In den zwei alten steckt en Berg Geld in, so 'n hätt ich mir nich anschaffen können! En büschen dunkel sind sie ja im Zimmer, und viel Platz nehmen sie auch weg, aber sie sind ja doch beinah alle voll. Erst wollt meine Frau da immer nich viel von wissen, wollt sie auf 'n Vorplatz stellen —“ er drehte sich um und nickte drohend der trippelnden Alten zu, die ihnen gefolgt war und mit ihrer kleinen gebeugten Gestalt und dem verschrumpften Gesichtchen wie ein braunes Hausheimchen aussah. Wichtig zupfte sie ihren Alten am Hemdärmel und flüsterte:

„Papa, hett he all de Stanhopea sehn?“

„Ja, Mutter, wir sind all bei den Algen,“ erwiderte der Capitän, „ich nenn' sie am liebsten die Blumen des Meeres! Sehn sie nich aus wie Blumen? An Farbenpracht fehlt da gewiß nix! Aber, daß wir uns auch recht verstehn — eigentliche Blumen haben sie ja gar nich. Das sind ja Alles Kryptogamen, das heißt blüthenlose Pflanzen, wissen Sie woll. Aber nu kucken Sie sich mal diesen Sphärococcus an, oder das Prachtblatt — Mutter, krieg Du uns mal das Prachtblatt raus, weißt woll aus dem andern Schrank, dritter Bort von oben, ganz links. Ja, meine Frau, die kennt die schönsten auch, nur mit den lateinischen Namen, da geht das immer noch so 'n büschen kröpelig, was Mutter?“ Dann griff er, sich bückend, eilfertig in die unterste Schrankecke und holte einen Klumpen Seegras heraus, den er dem Gast dicht unter die Nase hielt.

„Und nu sehn Sie, mein werther Herr Nachbar, in was für 'n Zustand ich das Alles krieg'. Wenn das nachher so fertig aufgeklebt liegt, denn weiß man das gar nich. Das nehm ich nu her und wasch das und laß das aufquellen, und manchmal muß ich das auch mit Säuren behandeln, daß das seine natürliche Farbe und Form wieder kriegt. Selbst kann ich ja nu leider nich viel sammeln, bloß so 'n büschen auf Helgoland und in Düsternbrook, wo ich jedes Jahr auf en paar Tage hingeh. Das Meiste schicken mir meine Jungens, die in der ganzen Welt verstreut sind. Und in der letzten Zeit krieg ich auch manches von dem großen Schiffsrheder N. —“ er versetzte bei dem Namen dem Gast einen kleinen triumphirenden Rippenstoß, während er die Stimme geheimnißvoll dämpfte. „Ich kenn' da nämlich en jungen Mann“ — er verstummte, als habe er zu viel verrathen und bemerkte erst nach einer Pause, während er seine Mappen vorgewiesen: „Ja, sehn Sie, ich bin ja bloß en Sammler; en Gelehrter bin ich ja nich, aber auf die Algen, da versteh ich mich. Ich hab alle Specialwerke, sehn Sie hier, den ganzen Bücherbort voll. Und nu, Mutter, nu krieg uns auch mal die Feddersia raus!“

Das war der höchste Trumpf. Erwartungsvoll, als habe er sie selbst noch nicht gesehen, blickte der Alte nach dem Bogen — seine Augen trübten sich vor

Freude, als er ihn in Händen hielt. „Das is nämlich ne Alge, die ich entdeckt hab," sagte er kichernd. „Oder vielmehr so: mein Sohn in Neuseeland schickt mir 'n rohen Klumpen Seegras, und wie ich das nu behandle, wie ich Ihnen vorher gesagt hab, kommen da drei Pflanzen zum Vorschein, die es noch gar nich gibt!" Er schlug sich aufs Knie, daß es klatschte. „Zwei werden woll Ulven sein, aber diese dritte, die kennt kein Mensch. Wie so 'n zarter Hauch schwamm sie auf 'm Wasser, ich mußt da mit 'n steifen Papierblatt unter fahren, sonst hätt ich sie gar nicht gekriegt. Nu hab ich sie einstweilen als Feddesira eingetragen, denn Feddersen Sohn hat sie ja mit aufgefischt, und Feddersen Vater, was ich bin, hat sie entdeckt. Ich wollt sie erst Hansinia nennen, nach meiner Frau, die Hansine heißt."

Hier erhob Mutter Captänsch abwehrend die Hand mit dem Schlüsselbund und kopfschüttelte lebhaft: „Wull ick jo nich hebben!"

„Nee, wollt sie ja nich," sagte der Capitän. „So heißt sie also Feddersia, vorläufig." Er genoß den Namen so zu sagen, während er ihn aussprach — liebkoste ihn mit der Zunge wie etwa ein Stückchen fetten Aals, seinen Lieblingsleckerbissen.

„Ich hab Exemplare davon an die ersten Autoritäten in dem Fach geschickt," erzählte er dann wohl, „der Eine, Pringsheim, hat mir sehr nett geschrieben — der berühmte Ehrenberg in Berlin, auf den ich mich eigentlich am meisten gespitzt hatte, hat mir nich geantwortet; nu hör ich, daß der Mann seit vier Jahren todt is! Das is 'n Verlust, so 'n Mann, der wird nich so bald ersetzt. Wir haben ja auch hier einen, was unser Professor is — ein sehr gelehrter Mann" — er zog die Augenbrauen hoch, blickte einen Augenblick starr so zu sagen zu der Höhe jenes Gelehrten empor — „aber so nett das auch wär', wenn man mal mit dem Mann sprechen dürfte, denn da wär ja viel zu lernen —"

Der Capitän pflegte diese Betrachtung nicht zu beenden, pflegte nichts weiter zu sagen über den in Rede stehenden Professor, von dem einige sarkastische Aeußerungen über die Theilnahme des Publicums an dem großen und bedeutenden botanischen Garten in eben diesem Publicum schon böses Blut gemacht hatten. „Die Gewächshäuser dem öffentlichen Besuch zugänglich machen? Wohl gar für Damen mit Schleppkleidern? Nein, nein! wenn wir den Hamburgern ein Hamburger Wappen aus rothen und weißen Levkojen machen, das ist viel gescheuter, das sichert uns eine unsterbliche Popularität." So erzählte man sich, habe der Professor gesprochen; aber die angestrebte Popularität besaß er leider noch immer nicht.

In der letzten Zeit hatte der Zufall gewollt, daß Capitän Feddersen dem gestrengen Herrn mehrmals begegnet war. Seit der Pensionirung hielt der Alte fest an einem mehrstündigen Nachmittagsspaziergang, mit dem er bereitwillig kleine Besorgungen für den Haushalt oder sich selbst verband. Als er an einem trübkalten Novemberabend nach Hause kam, war das Erste die Mittheilung, daß er „dem Mann" nun heute zum dritten Male begegnet sei. „Ich kam grade von Deike, weißt Mutter, und wie ich die Treppe hinuntergeh, kommt er herauf, ich kannt ihn gleich. Und weil wir doch nu so aneinander vorbeigehn, daß ich ihn mit 'n Rockärmel streifen muß, grüß ich ihn; denn wenn man auch so

allerlei über ihn hört, so is er doch en Mann der Wissenschaft und en großer Botaniker. Aber er hat mir wieder nich gedankt! Er hat mich so 'n büschen angeschult[1]) und is denn steif vorbei gegangen. Je, Gott, ich bin ja auch kein berühmter Mann — bloß wenn ich ihn nu noch mal seh, denn grüß ich ihn auch nich wieder; er könnt ja denken, ich wär 'n aufdringlicher Mensch, nich Mutter? Er kriegt da auch immer Pflanzen, hör ich man — all so 'n exotische Sachen, jedes Schiff des Rheders N. bringt was für ihn mit. Orrendlich getrocknet, nich in so 'n Klumpen wie das, was ich da krieg. — Na, es is ja auch in Ordnung so; er hat da ja sein Leben lang auf studirt, und ich bin ja bloß 'n Sammler."

„Lat man god sin," meinte Mutter Captänsch kopfschüttelnd, „he har sin Hôt woll trecken kunnt; weiß Gott, ob er von die Algen so viel versteht als Du." Und die alte Frau zog ihr sanftes Gesicht in mißbilligende Falten. Dann klopfte sie dem brütend Dasitzenden freundlich auf die Schulter.

„Kumm, min gode Papa, hüt Abend drinkst Du 'n stieben Grog — dat ward all so kolt; Din Näs' is orrendlich blau."

„Na ja, Mutter," sagte er mit einem kleinen Seufzer, „aber Du mußt mitdrinken, alleen smeckt mi dat ja doch nich. En paar fette Bückel hab ich auch mitgebracht; in 'n Rock draußen sind sie."

Und einen Blick durch das beschlagene Fenster werfend, fuhr er in lebhaftem Tone fort: „Kiek, da kommt all unse Annie! Herrjeh, wie sie um die Ecke seilt[2]) mit ihrem weiten Regenmantel! Kind, flieg man nich auf, und fall man nich über Deine eigenen Füße, Großmutter Captänsch löppt Di jo nich weg!"

Laufend fast und mit erhitzten Wangen trat ein überschlankes junges Mädchen über die Schwelle des dicht mit Möbeln besetzten Zimmers, riß ihren kleinen Filzhut mit einer knabenhaften Gebärde vom Kopf, warf ihn auf einen Stuhl und rief dazu ein helles, aufgeregtes „Guten Abend, Großpapa, guten Abend, Großmama!" herein.

Der Capitän war hinter dem Tische hervorgekommen und reckte seine kleine, untersetzte Figur, so viel er vermochte; aber die „Kleine" überragte ihn dennoch fast um Kopfeslänge und drückte ihm einen scherzenden Kuß auf die rosige blanke Glatze. Dann nahm sie den Mantel von den Schultern und wickelte ihn lachend um den vor ihr Stehenden, drehte ihn wie einen Kreisel um sich selbst und schwang sich zuletzt auf den Stuhl neben der Großmutter, deren beide Hände sie ergriff.

„Uns' Annie is ganz ut de Tüt," sagte die alte Frau pfiffig und lächelte die Enkelin an, deren frisches Gesicht, von der Abendkühle geröthet, wie eine junge Rose glänzte. Und sich auf ihrem Sopha zu dem Großkind hinschiebend, flüsterte sie neugierig: „Na, nu vertell mal!"

Annie antwortete nur mit einem Seitenblick; sie rieb sich die Hände über der Spiritusflamme, die auf dem Tisch brannte und hob geschäftig den Kessel herunter, um die zwei bereitstehenden Gläser zu füllen, aus denen ein starker „schnapsiger" Geruch, wie Annie sagte, sich durchs Zimmer verbreitete. Sie nippte leicht an dem einen Glase und reichte es dann dem Alten, das Gesicht zu einer Grimasse verzogen.

---

[1]) angeschielt. — [2]) segelt.

„Na na," drohte Capitän Feddersen, „mach man nich meinen Grog 'n schiefes Gesicht zu! Trinken brauchst ihn ja nich, Du kleine Südseeinsulanerin! Trinkt denn Dein Vater keinen? Na, in Eurer Gegend, wo die Schwäne schwarz sind und die Vögel Haare haben, da trinken woll die Schiffscapitäne Brauselimonade oder Milch und Wasser, nich?"

Er lachte herzhaft über die Vorstellung und spülte sie mit einem Extraschluck hinunter.

„Na, Kind, er is Dir woll wieder begegnet," sagte inzwischen die Alte.

„Ja — vor der Hausthür bei Doctors — er hätt schon 'ne halbe Stunde da gewartet, sagt er. Auf wen denn? frag ich so recht verwundert. Da fängt er an zu stottern —" Das junge Mädchen kicherte verlegen und doch übermüthig.

„Na und da?" horchte die Großmutter.

„Da hat er mich begleitet, bis hier an die Ecke, denn es wäre schon so dunkel, sagte er."

„Na, hat er denn 'n Laterne bei sich gehabt?" warf der Capitän mit gutmüthigem Spott ein.

„Ich hab ihm gesagt: das ist nun aber das letzte Mal, Herr Deike," erzählte Annie und gab ihrer Stimme eine unerschütterliche Festigkeit.

„Das is recht," lobte die Alte, „na, was meinte er denn dazu?"

„Ach, er wurde ganz lebendig und hoffte doch gerade das Gegentheil und sagte, ich sollte mich man um Gotteswillen nicht verheirathen!" lächelte Annie.

„Kind, laß Dir nichts in 'n Kopf setzen! Oder sagte er, er wär 'ne Ausnahme? Ihn könntest Du dreist nehmen?" fragte der Capitän.

„So ungefähr," Annie sah den triumphirenden Großvater ganz verdutzt an, „woher weißt Du denn das?"

Der Alte lächelte verschmitzt: „Ja, woher ich das nu woll weiß, nich? Meinst, ich wär nich auch mal jung gewesen?" Und er warf einen unternehmenden Schelmenblick zu seiner alten Frau hinüber.

„Denn die Meisten heiratheten doch nur nach Geld, und das wäre ja eine Beleidigung für die Frauen!"

„Das laß ich mir gefallen!" schrie Capitän Feddersen und schlug beifällig auf den Tisch.

„Da wäre es ja gut, ein armes Mädchen zu sein," sagte ich, „und ich freute mich recht, daß ich es wäre," beichtete Annie.

Die zwei alten Leute beugten sich gespannt vor: „Na und da?" fragte die Großmutter mit ihrer gewohnten vertrauenerweckenden Ruhe.

„Da sagte er" — nein, Annie konnte es nicht sagen! Sie seufzte plötzlich mit einem Blick auf den kochenden Kessel und stotterte: „Ich muß eine Tasse Thee haben, sonst komm ich um vor Durst." Dann sprang sie auf und aus dem Zimmer, die Alten hatten das Nachsehen. Aber sie wußten genug — sie hörten, wie die Kleine draußen sang; das Kind war offenbar sehr glücklich.

Mutter Captänsch konnte sich nicht enthalten, mit aller Kraft in die Küche hinauszuschreien: „Na, Annie, will er denn nich mal herkommen?"

„Ja, Sonntag!" klang es mit unterdrücktem Jubel zurück, „dann will er Euch fragen."

Die Großmutter strahlte. „Komm, Mutter," sagte der Alte und stieß leise mit ihrem Glas an das seine, aber sie zeigte blinzelnd hinaus: „Man nich zu früh! wer weiß, ob das Annie nich genirt."

Aber Capitän Feddersen lachte über ihr zartes Bedenken: „Und daß er nu gerade Privatsecretär bei dem Schiffsrheder is!" jubelte er. „Bloß neugierig bin ich, was für 'n Gesicht er macht, wenn er nu herkommt. Er ahnt ja noch gar nich, daß Annie meine Enkelin is, Mutter!"

„Herrjeh, he ward dat doch ok ehrlich meinen? He ward doch kamen?" rief die Frau mit plötzlich erwachendem Unbehagen.

„Ehrlich meinen? Mutter, der Jung hat 'n Gesicht wie 'n blanken Schilling! Na, Du kennst ihn ja von Ansehn, wie so 'n gutes, ehrliches, holsteinisches Butterfaß, sag ich immer! Das is es ja grade, was mir an dem jungen Menschen vom ersten Augenblick an gefallen hat, außer daß er mir die Algen zuwendet. Das heißt, was abfällt. Es geht ja Alles durch Deike. Ihn, was der Schiffsrheder persönlich is, kenn ich ja gar nich."

„Aber dat Deike nich weet" — begann verwundert die Alte.

Doch der Capitän unterbrach sie, obgleich er, die Wahrheit gesagt, den Mund gerade voll Brot hatte.

„Mutter, ich hab es ja Annie verboten! Sie soll von ihrem Großvater nich eher sprechen, als bis er sich erklärt hat. Er soll nich beeinflußt werden! Ob nu ihr Großvater die größte Algensammlung in Hamburg hat oder nich — —" Ein stolzes Lächeln umspielte seinen eingefallenen Mund; seine Blicke glitten mit schlauem Zwinkern über die großen Schränke voll Herbarien und botanischen Werken.

„Wenn er kommt, darauf freu ich mich!" rief er, auf den Tisch schlagend, „Junge, Du kriegst nicht bloß 'n süße, kleine Deern, Du kriegst auch en Großvater — — Das wird en Spaß! Morgen muß ich noch mal zu ihm, heute war noch nichts für mich da — er hatte Eile, haha, ich weiß woll warum. Morgen geh ich nu 'n Stunde früher hin, aber sagen thu ich kein Wort!" Und als die Enkelin wieder hereintrat: „Hörst, Annie, wenn Du ihn sehn solltest, kein Wort! Du weißt, von uns aus is nix im Wege. Ein tüchtiger Mensch is er, die Ehrlichkeit steht ihm auf 'm Gesicht geschrieben, en gute Stelle hat er — er sagt zwar, er wär lieber Gärtner geworden."

„Das hat er mir auch gesagt," fiel Annie lebhaft ein.

Der Alte wiegte den Kopf. „Wär auch nett gewesen, is ja nu aber nich — man kann nich Alles haben, was man möchte; is mir ebenso gegangen!" Er streichelte sein steifes Bein, das er im Sitzen grade vor sich ausgestreckt halten mußte. „Na, und ewig als englische Bonne bei fremden Leuten sein, das is am Ende auch nichts. Was, Kind?"

„Doctors lassen mich nicht fühlen, daß ich nur eine Bonne bin," sagte Annie, den hübschen Kopf aufrichtend, und mit ihren heiteren, braunen Augen dem Großvater zulächelnd. „Frau Doctorin spielt immer mit; heute waren wir grade zwei Pferde und gingen auf allen Vieren, als Herr Deike hereinkam."

Sie erröthete und guckte unter den Tisch, als ob die eben geschilderte Scene dort noch vor sich gehe. „Nachher sprangen wir Alle auf und tranken Thee

zusammen, und dann wollte der kleine Emil mit Gewalt, Herr Deike sollte das Pferd sein, und ich kriegte den Zügel in die Hand."

Der Alte lachte, daß sich das Weiße seiner munteren Augen dunkelroth färbte.

„Das war 'n gute Vorübung, Kind," rief er, „hübsch am Zügel führen, aber nich zu straff anziehn." Und so neben ihr auf dem Stuhl konnte er gut ankommen und ihr lachend die weiße Schläfe streicheln.

„Eigen Herd is Goldes werth," sagte die Großmutter.

„Ja, Mutter, das sagst Du woll," rief der Alte neckend; „aber Annie, die möcht nicht heirathen, das seh ich all!"

Auf diese Scherzfrage blieb das junge Mädchen ihrem Großvater die Antwort schuldig; zur Großmutter aber sagte sie offen und ernst, wie man es ihrem lachenden Gesicht kaum zugetraut hätte: „Wenn es einmal Einer sein soll, dann muß es Albert Deike sein — das hab ich gleich gewußt, als ich ihn ein paarmal bei Doctors gesehn hatte." Aber als sie dies Bekenntniß ablegte, war es im dunkeln Schlafzimmer unterm Dach, wo Annie hauste; die Großmutter begleitete sie jeden Abend dort hinauf, wie sie Annie's Mutter, ihre Tochter, vor Jahren hinauf begleitet. Die wohnte jetzt in Neuholland, war mit dem englischen Capitän Woodcock verheirathet und hatte die älteste Tochter ihnen herübergeschickt, damit sie die alte Heimath kennen, die Großeltern lieben lerne. Ueber Erwarten gut war es der kleinen Halbengländerin ergangen. Sie hatte nach ihrer tüchtigen selbständigen Art sich um eine Stelle bemüht und Freunde gefunden. Die Großeltern verhätschelten sie, und Sonntag wollte der Mann, den sie liebte, kommen und um ihre Hand anhalten. Sie hatte ihn heute zum ersten Male „Albert" genannt. — —

Am nächsten Nachmittage saß Mutter Captänsch allein in ihrem Korblehnstuhl hinter dem einen der zwei niedrigen blumenverstellten Fenster ihrer dämmrigen Wohnstube. In diesen Novembertagen brach die Dämmerung schon um halb Drei an. Sie hatte gestrickt; sie besorgte trotz ihrer achtzig Jahre noch all die Strickerei für sich und den Mann. Aber die schwarzen Wollmaschen liefen nun vor ihren Augen durcheinander; eine schläfrige matte Laune überkam sie. Die Hände sanken ihr in den Schoß, das dunkle, runzlige Gesichtchen, das fast unter der großen gelblichen Haube voll Spitzengekräusel verschwand, hing auf die Brust. Ihr freilich war ihr Alter deutlich aufgeprägt; sie sah nicht zwei, sondern zehn Jahre älter aus als ihr Mann, zumal, wenn, wie jetzt, ihre noch immer glänzenden Augen geschlossen waren. Für den Vorübergehenden, der eben neugierig zum Fenster hereinlugte, war da nicht viel zu sehen. Nichts als eine saubere, viereckige Stube mit altmodischen, hellgelb lackirten Stühlen und Tischen von Zuckerkistenholz, weißgrauen Tapeten, vielen weißen Decken und besonders vielen blühenden Pflanzen.

Sein Auge haftete denn auch weder an dem bescheidenen Innenraum noch an der schlummernden alten Frau, die in ihrem dunkelbraunen Kleide mit dem gestrickten wollenen Kragen ebenso behaglich aussah wie das unter dem Tisch auf dem Rücken liegende graue Kätzchen, das spielend nach einer Troddel langte — er hing vielmehr mit einem wahren Richterblick an der noch immer blühenden

Stanhopea odoratissima, die ihre wachsgelben, rothgesprenkelten und wie ein Krebs geformten Blüthen in seltener Größe und Vollendung aus den Ampelfugen hervor nach allen Seiten sandte. Die Hände auf dem Rücken gefaltet, den Hut im Nacken, das scharfe Kinn vorgeschoben, so betrachtete der Herr die hierher verirrte Tropenblume, als sei sie sein verloren gegangenes Eigenthum — es sah aus, als wolle er durch das Glas dringen, sie zurückfordern. Schon stellten sich ein paar kleine Jungen, die sich bis jetzt mit ihrem Drachen beschäftigt hatten, neben dem Betrachter auf und versuchten ihre Nasen an Mutter Captänsch Scheibe platt zu drücken. Einer, der nicht begreifen konnte, was es da Neues zu sehen gäbe, trommelte mit seinem sandigen Fäustchen an das Glas. Die alte Frau schrak zusammen; ihr Gehör war noch scharf wie vor Jahren, und schnell aufblickend, gewahrte sie den Fremden, der nun Miene machte, sich aus der Gesellschaft der Straßenjungen zurückzuziehen. Mutter Captänsch runzelte die Stirn; sie war es ganz gewohnt, daß Vorübergehende vor den stets mit blühenden Pflanzen geschmückten niederen Fenstern stehen blieben, aber dieser hatte so dreiste und dabei unfreundliche Augen! Hastig guckte sie ihm nach. Er ging mit wiegenden Schritten und hängenden Schultern schon ziemlich fern. Die Sonne schien auf seinen abgeschabten grünlich-schwarzen Rock und auf das hellblonde Haar, das ihm unverschnitten, in mageren Strähnen über den Rockkragen hing.

„Herrjes, dat is ja de Professor! dat mutt he sin!" murmelte Mutter Captänsch, sich über die Stirn fahrend — dann stemmte sie beide Hände aufs Fensterbrett und versuchte ihn noch zu erkennen, der jetzt undeutlich wie ein dunkler, einsamer Schatten über die sonnenbestreifte Straße ging. „De hett en Gesicht, as de böse Feind! Dat mutt ick min Papa vertelln — wenn dat Gesicht em nich dankt op sinen Gruß, denn is dat ok nich schad! Und de Ekel will nu 'n berühmten Mann sin?"

Ein Geräusch draußen ließ sich hören. Die alte Frau richtete sich schnell auf und stieß dabei mit der Haube an die Orchideenampel; eine der großen, herrlichen Blumen fiel mit abgeknicktem Stengel herunter. Traurig und erschrocken hob Mutter Captänsch sie auf: „Oah, wat en Unglück! Nu hew ick de beste Blom afstött! von de Stanhopea! Wat ward min arme Papa seggen! Und all dat um den Dübelskerl!"

Ganz in das Zusammenpassen der abgebrochenen Stengel versenkt, bemerkte sie nicht, daß ihr Mann eingetreten war und wandte sich erst um, als er hinter ihr stand. Aber mit einem Schreckensruf legte sie sogleich die Blume auf die Fensterbank, faßte nach ihm mit beiden Händen und sagte: „Papa, Di is wat Slimmes passirt."

Capitän Feddersen hatte sich auf einen Stuhl gesetzt, noch mit dem Hut auf dem Kopfe. Die Lippen fest zusammengedrückt, die vollen sonnengebräunten Backen fahl und zitternd, tiefe Falten zwischen den weißgrauen Brauen, so saß er da, ein Bild der Verstörung.

„Min olen Papa, min gode Mann, wat is Di passirt?" rief die Frau mit zitternder Stimme und legte ihm beide Hände auf die Schultern. Er streichelte matt ihre Rechte und richtete sich mit einem tiefen Seufzer auf.

„Nix, Mutter, nix — ick hew mi blot en beten argert," sagte er mit gepreßter Stimme.

„Ach Gott, an wat denn? Büst Du bi Deike west? Is dat nix mit ehre Utsichten?" Aengstlich und zärtlich trippelte sie um ihn herum, nahm ihm den Hut vom Kopf, legte ihn auf einen Stuhl, dann auf einen anderen, und stellte sich zuletzt, als ihr Auge auf die abgebrochene Blume fiel, zwischen die Fensterbank und ihren Mann, damit er nicht auch das noch gleich sehe. „Willst mi dat nich vertelln?" sagte sie bittend.

„Mit de Algen bi den Schippsrheder is dat nu ut," erwiderte er in kurzem Tone.

„Wat? Kriegt he denn keen mehr?" rief Mutter Captänsch verwundert.

Der alte Mann lachte höhnisch auf. „He woll, aber ick nich."

Sprachlos blickte die Frau in sein zuckendes Gesicht.

„He hett seggt — weetßt, wat he seggt hett? He hett seggt: ‚Schmeißen Sie doch Ihre Perlen nich — nich so'" — seine Stimme brach, sein Gesicht ward dunkelroth, er ballte die Faust in die Luft.

„Nich vor die Säue!" schrie er und sprang auf, daß der Stuhl umfiel, auf dem er gesessen.

Die alte Frau schlug die Hände zusammen, dann faßte sie rathlos nach dem Stuhl, um ihn wieder aufzurichten.

„Wer hett dat seggt?" murmelte sie.

„De Professor, gistern Abend —"

„An wen?"

„An den Schiffsrheder."

„Und wer hett Di dat wedder vertellt?"

„Deike!" Er sah die Frau mit einem vielsagenden Blick an. „Mutter," rief er dann, „wo kummt he dato, mi en Sau to nennen? Bün ick en Sau?"

„Ach, Papa, dat steiht ja in de Bibel!" sagte die Alte begütigend.

„Wat hett he denn mit de Bibel to dohn, dat he se mi an 'n Kopp smitt? Wat hew ick em dahn? He kennt mi ja gar nich. Deike hett em seggt, dat ick en Sammlung hew und von den Schippsrheder Algen krieg, de so as Verpackung mitkamt. Da hett he dat seggt! Und ick mutt mi dat gefallen laten! He is ja en groten Gelehrten. He mutt dat ja weeten." Er lachte bitter und starrte mit zusammengezogenen Brauen nach der dunkeln Masse an der Wand, den großen eichenen Schränken; es kam ihm vor, als ob all' die pausbäckigen Engelchen dort die Backen aufbliesen und den Mund spitzten, einzig um ihn auszupfeifen. „Nu hew ick all min Leben lang dacht, ick har wat, und nu —"

„Papa, wat snackst Du dar," wehrte begütigend die Alte, „wat brukst Du na em hen to hören? Wat so 'n afgünstigen Mann seggt — he is ja" —

„He is de einzigste Minsch in ganz Hamborg, der wat davon versteiht," murmelte der Capitän kopfschüttelnd; „immer hew ick hofft, ick wur em noch mal to spreken kriegen; ich wull em min Sammlung wiesen, ick wull em fragen" —

Er schluckte und konnte nicht gleich weiter. Seine Frau sah ihn kummervoll an. In all den langen Jahren ihrer Ehe erinnerte sie sich nicht, ihn in solcher Niedergeschlagenheit gesehen zu haben.

„Wat wullst Du em fragen?" sagte sie, mütterlich liebkosend wie zu einem kranken Kinde.

„Ob dat woll de Möh werth wär, min Sammlung meen ick, dat ick dat in min Testament an dat naturhistorische Museum — vermaken däh" — er lachte wieder, so fremd und unangenehm, daß die alte Frau zusammenfuhr — „je, wat sick de Minsch nich Allens inbildt! Ick kann man Gott danken, dat he mi noch fröh genog en Licht opsteckt hett! Ick har mi woll schön blamirt mit min Kram! Nu kannst dat to 'n Füeranmaken nehmen, wenn ick mal dot bün."

Die Frau faßte ihn bei der Hand. „Nu holl op! nu kann ick dat nich mehr mit anhören! Kumm, Papa, treck Din Stäbeln ut, mak Di dat bequem. Wat wullst Du um den Kerl, den de Afgunst un de Inbillung op't Gesicht schreben is, ut det Huut[1]) fohren, de Di nu achtunsöbentig Johr god un warm seeten hett! He hett Di beleidigt, dat is en Schandewerth, un ick wull, ick har em hüt Nachmiddag, as he dar in min Finster keek, en Emer Water öbern Kopp gaten, dat sick sin Hitzigkeit en beten leggt har!" Sie richtete ihre kleine Gestalt kampfbereit auf. „Din Sammlung bliwt, wat se is, und denn heft Du de Entdeckung makt mit de Feddersia," sagte sie stolz, „ick glöw nich, dat he wat entdeckt hett" — und als das Alles nicht verfangen wollte, setzte sie halbleise hinzu: „Lat man god sin — un wenn he ok de grötste Botaniker hier is, wat is he gegen unsen Herrgott, de all de Planten un Blomen makt hett? Und vor unsen Herrgott sünd wi doch all gliek; je, wer weet, viellicht is da grad he de Sau, de anner Lüd ehr Freud verdarwt und in 'n Dreck treckt und da um und um wöltert." Sie wischte sich eine zornige Thräne aus dem Auge. „Wat ward min Annie seggen, wenn de dat hört!"

Was Annie sagte? O, sie war außer sich, noch ganz anders als die Großmutter! Sie schalt und weinte durcheinander, schalt sonderbarer Weise am meisten auf den unglücklichen Secretär, der die häßlichen Worte ohne Milderung ihrem armen guten Großpapa wieder erzählt hatte. Freilich, er hatte nicht gewußt, daß die kleine englische Bonne, die er so lieb gewonnen, die Enkelin des alten Sammlers war; vielleicht wäre er, wenn er's gewußt, minder offen gewesen, sich und ihm zum Vortheil. Aber Annie schwor, daß es ihr Freude mache, ihn noch rechtzeitig in seiner Rücksichtslosigkeit und Härte kennen gelernt zu haben, obgleich ihr diese Freude heiße Thränen auspreßte. Es ward ein trauriger Abend. Der Alte schwankte zwischen Vernichtung und Zorn; — als ihm Annie sagte: „Ich werde Herrn Deike meine Meinung schreiben," sah er sie einen Augenblick starr an, dann rief er hastig: „Ich dacht es mir! Es kann ihm ja auch nicht angenehm sein, so unter die Säue zu heirathen! Schreib Kind, Du weißt, was Du Deinem alten Großvater schuldig bist."

So schrieb sie denn. Hart und kurz warf sie's aufs Papier in ihrer flüssigen englischen Handschrift:

„Der alte Herr, den Sie beschimpft haben, ist mein Großvater, Capitän Feddersen. Er besitzt die größte Algensammlung der Welt und das beste Herz in ganz Europa. Nie, nie kann ich Ihnen verzeihen! Annie Woodcock."

---

[1]) Haut.

Und als könne er's nicht schnell genug erfahren, trug sie den Brief gleich noch in den Postkasten am Ende der kleinen dörflichen Straße, in der heute keine Kinder mehr spielten; ein heftiger kalter Regen klatschte, vom Winde getrieben, übellaunig gegen die Hausmauern und auf die vereinzelten Regenschirme; schon standen spiegelnde Pfützen zwischen den reingespülten röthlichen Straßensteinen. Aber die Kleine ließ es regnen und beschleunigte ihren Schritt nicht, obgleich es sie bis ins Mark fröstelte. Blaß und mit gerötheten Augen saß sie nachher neben dem Sopha der Alten; Keiner mochte sprechen; das Abendessen ward fast unberührt wieder vom Tische getragen.

Mit Kopfschmerzen und einem dumpfen inneren Druck trat die kleine Bonne am nächsten Morgen ihren Weg zu der Familie an, wo sie die Kleinen zu unterrichten und zu beschäftigen hatte.

Es regnete noch immer, und die Pferdebahnen und Omnibusse hatten alle Fähnchen ausgesteckt und hingen hinten über, so besetzt waren sie. Mit nässeschweren Kleidern und vom Sturm zerknicktem Schirm langte Annie endlich am Mönkedamm an. „Bist Du heute lustig?" rief ihr der Jüngste seine gewöhnliche Begrüßung entgegen. Es ward ihr schwer, darauf zu lächeln wie sonst und den lieben Schelm in ihre Arme zu nehmen. Allmälig aber übte die Heiterkeit der Kinder ihre Wirkung; sie hatte eben angefangen, sich zu vergessen, als die junge Hausfrau mit einem Gesicht, das wie ein einziges großes Fragezeichen aussah, ins Spielzimmer trat und ihr geheimnißvoll zuwinkte, in eine Ecke zu kommen.

„Liebe Annie — ich will nur nicht, daß die Kinder es hören," flüsterte sie aufgeregt — „denken Sie sich, Herr Deike ist unten und sagt, er müsse Sie nothwendig sprechen!"

Annie fuhr zusammen und blickte die Dame verstört an.

„Mein Gott, der junge Mensch hat wenig Manieren, wenn er auch meines Mannes Schulfreund ist," fuhr die junge Frau in scharfem Tone fort, „und sehr dringend muß es ja wohl sein, sonst hätte er sich doch kaum erlaubt — ich muß Ihnen sagen, ich war wie aus den Wolken gefallen; ich dachte bis jetzt, er besuchte hier im Hause mich oder meinen Mann! Na, Sie werden doch nicht anfangen zu weinen? Annie, ich bitte Sie, Emil kuckt schon her! Aber ich muß doch sagen, wenn Sie so bekannt miteinander sind, warum sucht er Sie denn nicht zu Hause auf, wo Sie frei sind?"

Annie drängte die Thränen zurück, die ihre Rathlosigkeit ihr auspreßte.

Wie fremd, wie argwöhnisch blickte die Dame sie an, sie, die vorgestern Annie's Arm durch den ihren gezogen und sie ihre Freundin, die Miterzieherin ihrer Kinder genannt! Sie warf den Kopf zurück und sagte so kalt und ernsthaft, wie sie es vermochte:

„Ich weiß nicht, wie Herr Deike dazu kommt! Wenn Sie erlauben, soll ihm das Kleinmädchen sagen, daß ich hier als Bonne bin und natürlich keinen Besuch empfangen kann."

Die junge Frau Doctorin räusperte sich etwas und sagte dann einlenkend: „Na, Annie, thun Sie nu man nich so! Sie werden wohl ganz gut wissen, was das zu bedeuten hat! Lassen Sie ihn nich lange unten schmachten; ich kenne

Sie und kenne den jungen Mann, meinetwegen dürfen Sie gern —" und sie machte eine herablassende Handbewegung nach der Thür hin.

Die Bonne aber vergaß sich. Das heftige Blut ihres Großvaters stieg in ihr auf und färbte ihre Wangen mit dunkler Röthe. „Aber ich will ihn nicht sehn!" sprudelte sie heraus; „sein Benehmen ist unverantwortlich, solch ein Mensch ist mir noch gar nicht vorgekommen!" Und sie stampfte kräftig auf den Boden vor der entrüstet zurückfahrenden Frau.

Die großen verwunderten Augen ihrer Zöglinge brachten sie zu sich selbst — die Worte der Doctorin: „Ich lerne Sie ja heut von einer ganz neuen Seite kennen, Fräulein Woodcock; Sie werden mir hoffentlich Aufklärung geben," fielen wie Tropfen eiskalten Wassers in ihre besinnungslose Aufregung. Zum Glück war die Dame eilig hinausgegangen.

„Kommt, Kinder," sagte Annie mit zitternder Stimme, „jetzt singt mal ‚Mary had a little lamb', so laut Ihr könnt — damit ich die Thür unten nicht gehn höre," setzte sie für sich hinzu. Sie sang die letzten Zeilen sogar mit und stärkte sich an dem Vorsatz, weder sich noch ihrem Großvater irgend Etwas gefallen zu lassen, komme danach was wolle. Und immer tiefer steigerte sie sich in ihren Zorn gegen den Secretär hinein, der neben die erste große Dummheit so schnell und geschickt diese zweite gereiht hatte.

Als das Mädchen vor dem Mittagsmahl — das sie hier in der Familie mit erhielt, damit die Kinder „englisch" essen lernten, — wie täglich einen Augenblick ins Schlafzimmer der Kleinen trat, um vor dem Spiegel Haar und Anzug zu ordnen, kam ihr die Doctorin entgegen, als ob sie schon hier auf sie gewartet habe und sagte, während sie sich selbst auf einem hohen Puff niederließ, zu der Stehenden in strafend scherzendem Ton:

„Na, Fraulein Woodcock, haben Sie sich besonnen?"

Dabei reckte sie ihren großen runden, vorn mit hellblonden Locken, hinten mit einem spiegelglatten Knoten verzierten Kinderkopf empor und kniff erwartungsvoll die Nase zusammen.

Annie schlug die Augen nieder. „Bitte, verzeihen Sie meine Heftigkeit," sagte sie demüthig, und machte dabei eine halbe Wendung gegen den Waschtisch. Die Doctorin sah, daß es dem Mädchen schwer ward, Stand zu halten. Sie lehnte sich weit zurück, — der Puff war ja sicher, — setzte sich den goldnen Kneifer auf, den sie immer bei „Abkanzelungen" benutzte und sagte in nachlässigem Ton: „Ihre Heftigkeit, — übrigens ein schönes Beispiel für meine Kinder! — wollen wir vorläufig bei Seite lassen; aber sagen Sie mir doch, in welchem Verhältniß stehn Sie denn zu dem jungen Deike, und warum haben Sie mir verheimlicht, daß Sie ihn kennen?"

„Ich habe den Herrn bei Ihnen zuerst gesehen!" rief Annie hastig. Die Dame zuckte die Achseln. „Das verstehe ich nicht! Wie konnte er Sie denn so hercitiren?" Und als Annie nur eine unmuthige Bewegung mit dem Kopf machte:

„Ja, wenn Sie sich mir gegenüber aufs hohe Pferd setzen wollen, dann — Sie werden doch zugeben, daß ich danach fragen muß! Schon meiner Kinder wegen. Was man nicht offen erzählen kann, das pflegt gewöhnlich nichts Gutes

zu sein; und unklare Elemente in meinem Hause dulden? Sie wissen doch, wie streng mein Mann ist!" Und mit dem Instinct des Quälens, den fast alle Frauen besitzen, heftete sie ihre kleinen, sonst so gutmüthigen Augen lauernd auf das Mädchen, das mit zitternden Wimpern vor ihr stand.

„Nun, wie hängt das zusammen?" rief sie mit dem Fuße trommelnd.

Annie sah sie trotzig an.

„Erlauben Sie, daß ich nach Hause gehe," sagte sie schluchzend, „ich kann nicht wieder hierher kommen! Wer sind wir denn, daß man uns beschimpft? O Gott, und ich glaubte, Sie meinten es so gut mit mir." Die Thränen liefen ihr über die Backen, aber auch die junge Frau war in Aufregung gerathen.

„Das hat man davon, wenn man zu freundlich ist," rief sie emporschnellend. „Sie setzen mir den Stuhl vor die Thür, als ob ich die Schuldige wäre! Aber glauben Sie nicht, daß Sie mit diesem harten Kopf durch die Welt kommen! Halten will ich Sie nicht, aber bis ich Ersatz gefunden habe, müssen Sie bleiben. Sie werden sich doch nicht auf eine Stufe stellen mit meinem Stubenmädchen, das aus dem Dienst läuft, sobald es ihm einfällt?"

„Ich werde Ihnen Ersatz besorgen, aber wiederkommen kann ich nicht!" hauchte das Mädchen, tonlos und wie gebrochen, während sie mit einer Verbeugung aus dem Zimmer eilte. Hinter ihr rief mit schriller Stimme die junge Hausfrau: „Nicht einen Pfennig Gehalt bekommen Sie, wenn Sie so fortgehn — —"

Annie horchte nicht weiter hin, sondern riß Hut und Mantel an sich und stürzte die Treppe hinab. Den Mantel zog sie auf der letzten Stufe an, die Handschuhe erst auf der Straße. „Bin ich's denn wirklich, die aus diesem Hause mit Schimpf und Schande weggejagt wird?" dachte sie verwundert und preßte die Hände zusammen. „Und ach, warum, warum?" Als wolle er die Antwort geben auf ihre Frage, stand plötzlich der junge Secretär ihr gegenüber. Aber sie sah nicht in sein blasses, geängstigtes Gesicht; sie streifte ihn nur mit einem Blick der Entrüstung, und als er einen Versuch machte, zu reden, rief sie mit klingender Stimme: „Nie! niemals, jetzt erst recht nicht!" und rannte ohne umzusehen gradeaus weiter, während er wie versteinert mitten auf dem Trottoir stehen blieb.

Als sie das Dammthor hinter sich hatte, am zoologischen Garten hinaufging, wo es still war und zu dem Aufruhr in ihrem Innern nicht auch noch der Straßenlärm sie betäubte, fing sie an sich zu besinnen. Was würden die Großeltern zu ihrem Heimkommen in so ungewohnter Stunde sagen, was gar, wenn sie erführen, was geschehen war! Würde nicht diese Geschichte die Kränkung von gestern schmerzlich wiederholen, ja verstärken? „Der Schneeball und das böse Wort, sie wachsen, wie sie rollen fort," klang es dem Mädchen ins Ohr, — ja ja, es war gewachsen und hatte ihr schon wie eine Lawine das sichere Dach über dem Kopf weggerissen. Aber wie schnell die Leute mit dem Verdammen sind! Und wie fremd die ganze Welt. In ihrer sorglosen Jugend war dies die erste bittre Erfahrung, und tief schnitt sie ein. Aber genug, daß sie darunter litt, die guten alten Leute sollten nichts erfahren. Es war Scham und Gram genug ohne dies.

So machte sie denn eine Ausrede wegen ihres zeitigen Kommens, aß ein Butterbrot, denn bei den Ihrigen war die Mahlzeit längst vorüber und griff dann mit Eifer nach den „Hamburger Nachrichten", um sogleich nach einer neuen Stelle Umschau zu halten. Sie schrieb Briefe und trug sie zum Briefkasten, ohne daß die Großmutter sie befragt hätte; Annie war immer ein selbstständiges Mädchen gewesen, und zudem saßen heut die zwei Alten geduckt und flügelhängend wie zwei kranke Vögel, in ihren Lehnstühlen. Einmal sah Annie den Großvater aufstehen, das Schlüsselbund ergreifen und so in der Hand wägen. Dabei warf er sehnsüchtige Blicke nach den Herbarienschränken. Aber wie von plötzlicher Muthlosigkeit erfaßt, legte er die Schlüssel wieder nieder, hüstelte, schlich langsam zu den Topfpflanzen, kratzte ein bischen in der Erde mit einem selbstgeschnitzten Holzspaten, gähnte, warf einen trostlosen Blick auf die überschwemmte Straße, auf der heut die Steine wie einzelne runde Inseln nur emporragten, und kehrte mit verhaltnem Seufzen zu seinem Fenstersitz zurück.

Mutter Captänsch strickte zwar, aber sie ließ Masche auf Masche fallen und mußte fortwährend Annie's Hülfe anrufen, und sie that es in so ungewohnt kläglichem Ton, und die Enkelin half ihr mit einem so gleichgültigen steifen Gesicht, daß es gar nicht dieselbe Familie zu sein schien. Sogar Pussy litt unter der allgemeinen Verstimmung. Als sie sich an den Capitän anschmiegen wollte, that er, als kenne er sie nicht, und schlug feindselig die Schlafrockschöße, an die sie doch ebenso gut ein Recht hatte, um seine Knie zusammen. Als Mutter Captänsch' großes weiches Wollenknäuel über den Boden rollte und Pussy voller Freude über die kleine Zerstreuung in weitem Bogen ihm nachsprang, mußte sie's erleben, daß die gute Alte die Hand gegen sie erhob und ärgerlich murrte: „De oll Katt! mak, dat du weg kummst!" Und als sie darauf mit herzbrechendem Miauen vor Annie stehen blieb, das Schwänzchen gehoben, bereit zum Sprung auf ihren Schoß, sah die sie mit demselben gleichgültigen steifen Gesicht an, wie sie das Strickzeug der Großmutter angesehen, und es war dem Kätzchen fatal, als sie's unsanft packte und auf ihren Schoß schmiß. Es sprang gekränkt wieder hinunter und legte sich an den Ofen, um über die Unzuverlässigkeit menschlicher Zuneigung nachzudenken.

So ähnlich vergingen auch die nächsten Tage. Es goß noch immer, und der alte Mann hatte keine Beschäftigung als seine Zeitung, oder wollte wenigstens keine; die Frau strickte nichts als Kummer und Seufzer, und nur Annie fing allmälig an, die Gleichgültigkeit wieder abzustreifen und um sich zu sehn, statt in sich hinein.

Und eines Tages sagte sie, wie von einem zufälligen Gedanken angeregt, — der Alte war eben wieder an den Schränken herumgestrichen, ohne sie zu öffnen:

„Hör mal, Großpapa, ich muß Dich was fragen: sind die Algen eigentlich Pflanzen oder Thiere?"

Der Capitän fuhr eifrig herum, so daß er sich an einer Stuhllehne halten mußte, denn sein steifes Bein vertrug so plötzliches Rucken nicht. „Kind," rief er, „wie kannst Du so was fragen; natürlich sind es Pflanzen, obschon —"

„Ja, aber die Zitteralgen, — bei denen weiß man es doch nicht genau," sagte Annie mit einiger Entschiedenheit.

Der Alte begann zu lachen.

„Sieh, sieh, nu weiß sie was von Zitteralgen!“ rief er und öffnete die Augen, so weit er konnte, „Mutter, hast es gehört?“

Mutter Captänsch hörte auf zu stricken und horchte.

„Hast Du auch welche in Deiner Sammlung?“ fragte Annie, immer in demselben angeregten Ton.

„Gewiß hab ich das!“ lächelte der Großvater, „aber wenn Du sie sehn willst, — es is mehr was fürs Mikroskop.“ Annie hatte das sehnlichste Verlangen, bezweifelte aber die Möglichkeit, diese Dinger herbeizuschaffen.

Nun gerieth der Alte in Bewegung. „J, die krieg ich woll,“ rief er mit Ueberlegenheit, „Mutter, da steht ja 'n Blumenglas, nimm mal die Blumen raus, und gib mir das Wasser mal her! Is all 'n büschen grün? Desto besser, denn will ich man gleich das Mikroskop herkriegen — wenn Annie das doch gern sehn will — —“ Und mit eiligen Schritten hinkte er zu dem Bücherschrank; sogar in seinen Schlafrock schien ein ganz neues Leben zu fahren. Die noch eben schlaff und lahm niederhängenden Schöße pendelten nun lustig um seine kurzen Beinchen. Als aber Annie die Großmutter ansah, bemerkte sie, daß der Blick ihrer guten sanften Augen schon auf ihr geruht hatte. Hinter dem Rücken des Alten nickte sie der Enkelin zu, und ein unbeschreiblicher Ausdruck der Dankbarkeit und Freude ging über ihr kleines runzeliges Gesicht.

„Großpapa,“ sagte Annie, nachdem der Capitän das Vergrößerungsglas eingestellt und sie hatte durchblicken lassen, „eigentlich ist es doch eine Schande, daß ich so wenig von der Botanik weiß!“

„Is auch wahr!“ stimmte die Großmutter ein.

Der Alte sah die Kleine ein bischen überrascht an: „Fällt Dir das nu erst ein?“

„O, ich habe schon oft dran gedacht,“ sagte die Enkelin erröthend, „wenn Du mir ordentlich Stunde geben wolltest, Großpapa!“

„Je, warum denn nich? Mit dem größten Vergnügen!“ rief der Capitän mit glänzendem Gesicht; „mein liebes Kind, eine Quelle der reinsten Freuden, eine Erquickung für Seele und Sinne, ein Trost für trübe Tage, eine Abwehr gegen Genußsucht und Oberflächlichkeit, das ist die Beschäftigung mit der Natur!“ Er sprach dies langsam, pathetisch, als habe er's vollkommen inne, oder wiederhole es nur, aber die Ueberzeugung leuchtete ihm dabei aus den Augen.

„Wo man was lernen kann, da soll man das wahrnehmen,“ bekräftigte die Alte mit verständnißvollem Blick.

„Wann wollen wir denn anfangen?“ rief der Großpapa, schon ein bischen ungeduldig, wenn es nicht gleich sein sollte.

Aber es sollte gleich sein. Annie wollte am liebsten schon heute ihre erste Stunde haben. Schnell ward das Abendbrot verzehrt, und dann öffnete Capitän Feddersen seinen Schrank und schleppte heraus, was er für den ersten Unterricht brauchte, sechs dicke Bände und einen Haufen Herbarien, und gleich die erste Stunde dauerte von sieben bis elf, und als sie zu Ende, war der Lehrer wenigstens noch kein bischen müde.

Annie lief einige Tage so umher, stellte sich hier und dort vor, ward an den Thüren abgewiesen, indem ihr das Dienstmädchen einfach entgegenschrie: „Schon besetzt!“ und fand zuletzt doch wieder eine Stelle, dank ihrer Zähigkeit und ihrem frischen einnehmenden Aeußern. Doch wurde ihre Anwesenheit jetzt nur für kürzere Zeit beansprucht, der Nachmittag war frei. So war sie gezwungen, den Großeltern zu sagen, daß sie ihre Stellung gewechselt habe. Sie nahmen die Nachricht mit der Ruhe des Alters auf; die Großmutter sagte zwar: „Herrjes, Du mochtest da ja doch so gern sein! Warum das denn?“ Der Alte aber nickte ihr zu: „Unsere Annie is 'n fixe Deern, — wenn es ihr irgendwo nich mehr paßt, denn geht sie flott wo anders hin, was?“

Groß aber war die Freude des Capitäns, daß nun das Enkelkind soviel häufiger bei ihnen und zu Haus war. „Das kommt unsern botanischen Stunden schön zu paß!“ sagte er, „sollst heute auch en ganz besonders schönes Präparat zu sehen kriegen.“

„Ich muß das aber auch sehn!“ sagte Mutter Captänsch und streckte schon das zitternde Häuptchen vor.

„Ja, natürlich! ja, selbstverständlich!“ rief Feddersen mit überströmender Zärtlichkeit, indem er seiner Frau die Wange streichelte, „Mutter weiß ganz gut bescheid, Mutter kennt Alles, was ich kenn! achtundfufzig Jahre sind wir nu verheirathet, da hat sie mir so nach und nach Alles abgekuckt. Als ich heut Morgen bei dem Präparat sitz und so zu mir selbst sag: „je, nu is das dumm, nu ziehn sich von dem starken Spiritus die Zellen zusammen,“ weißt, was sie da sagt, Annie? „„Nimm da en büschen Glycerin zu,““ sagt sie. Ganz wie 'n alten Mikroskopiker! Ja, Kind, Deine Großmutter, sie is ja nu nich mehr so jung, daß ihr das Loben schaden thät —“

Es war seltsam zu sehn, wie jugendlich die Greisin noch erröthen konnte. „Min gode Papa,“ sagte sie, „he mutt ümmer Spaß maken. Und warum ok nich? Spaß mutt sin, un erst recht bi uns Froenslüd! Dat Leben is sonst to swar. All min Kinner sünd in de wide Welt. Blot min Papa is bi mi bleeben.“ Sie sah ihn dankbar an.

Dann, nach einer Weile, fing der Alte an, unruhig umherzurücken: „Na, Annie, bist Du soweit? Wollen wir anfangen?“ und die Stunde begann.

Dieser Unterricht wurde bald des Capitäns Lebenselement, um so mehr, da er jetzt, im Frühwinter, im Garten nichts zu thun hatte und die Zimmerpflanzen bald versorgt waren. Die Algensammlung aber rührte er nicht an. Ergab sich die Nothwendigkeit, etwas für die Stunde herauszunehmen, so ging er hastig und unwillig an den sonst so gern gehegten Schatz, kramte mit zitternder Eile unter den Mappen und Bogen, ja warf sie rücksichtslos durcheinander und kehrte zuletzt mit gerunzelter Stirn wie von einer unangenehmen Begegnung, der er doch nicht habe ausweichen können, an den Tisch zurück. Die alte Frau sah dem ihr fremden Gebahren mit kummervoller Miene zu, doch sprach sie nicht darüber, auch nicht, wenn sie mit Annie allein war. Das Kind war ihr eben doch so viel, viel ferner als der alte Mann. Aber sie versuchte, mit Annie über Deike zu sprechen.

„Is he nu so ganz von selbst wegbleeben den Sündag, oder hest Du da wat to dahn?“ fragte sie eines Abends, als sie die Enkelin in ihr Schlafkämmerchen geleitete.

Das Mädchen nickte traurig:

„Er ist den Tag darauf, — den Freitag zu Doctors gekommen."

„Na, dat is recht! he hett sick woll entschuldigt?" sagte die Großmutter aufhorchend.

Annie zupfte an ihrer Halskrause: „Ich wollt ihn nicht sprechen, — es thut mir so furchtbar leid, daß ich ihn so ablaufen ließ, aber —"

„Wolltst ihn nich sprechen? ich mein, Du wolltst ihn heirathen?" und die alte Frau riß überrascht die Augen auf, während sie in das Licht blickte.

Das Mädchen schluchzte leise.

„Ach, das ist ja lang vorbei."

„Ich mein', Du machst Dir so viel aus ihm?" fuhr die Großmutter fort, „un nu willst ihn aufgeben?"

„Ach, Du weißt ja warum!" weinte Annie.

Die Alte schüttelte den Kopf: „Nee, denn mußt auch durch Dick und Dünn mit ihm gehn, sonst is da nix hinter! Wenn das achtundfufzig Jahre dauern soll, wie bei uns, denn mußt Du nicht übelnehmisch sein," sagte die Großmutter.

„Aber er hat sich doch gegen Großpapa —" rief Annie außer sich. Ein orakelhaftes Kopfschütteln und Schulterziehen war die einzige Antwort. „Ich wollt noch recht auf Deiner Hochzeit tanzen," meinte sie dann, „aber viel Zeit, Kind, viel Zeit hab ich nu nich mehr." Sie holte schwer Athem, — dieses mühsame Athmen war dem jungen Mädchen schon in den letzten Wochen aufgefallen. Aengstlich faßte sie der Großmutter Hand.

„Mir düselt der Kopf en bischen," sagte diese freundlich aufblickend, „das is en schönen Einfall von Dir! Achtundfufzig Jahre sind wir nu verheirathet gewesen, und mir is das nich eingefallen." Sie lächelte bedauernd. „Ach, Kind, wen he man en goden braven Minschen is, wenn he denn ok mal en Dummheit seggt! Von den Professor is dat en Slechtigkeit, und wer sin Gesicht ankiekt, de kann em dat totruen, aber von em is dat ja blot en Dummheit. Min gode Papa mutt em schrieben, dat he't nu selbst insüht."

Damit ging sie, und hoffnungsvoll, aber doch noch im Zwiespalt mit sich selbst blieb Annie zurück. Vergeblich wartete sie andern Tags auf ein Anzeichen beim Großvater. Nein, milde war er nicht, verstimmt war er und blieb es sogar während der Stunde. Er machte eine verächtliche Bemerkung über die Sammler.

„Lieber Großvater," sagte Annie begütigend, „was so ein einziger mißgünstiger Mensch —"

Aber kopfschüttelnd unterbrach sie der Alte. „Nee, nee, Du," und sein Gesicht zog sich ganz in die Falten eines heftigen zähen Eigensinns, „ich hab mir das überlegt, Recht wird er woll haben. Wenn man die nöthige Vorbildung zu so was nich besitzt, denn soll man eigentlich doch davon bleiben. Man macht sich doch leicht lächerlich. Sieh, wenn ich denk, wie mühsam ich mir die Terminologie angeeignet hab, und denn die Etymologie, was die Abstammung und Erklärung der Namen is! Einer, der in der Schule Griechisch und Latein gelernt hat, für den ist ja das all en Kinderspiel! Ich natürlich — ich bin ja in 'ne Armenschule gegangen. Und nich mal regelmäßig, das war ja in der Franzosen-

zeit. Nee, Kind, es is nix mit Deinem alten Großvater, da is kein Staat mit zu machen!"

Mutter Captänsch rückte unruhig auf ihrem Sitz umher. Annie sah, wie schwer es ihr wurde, nicht zu widersprechen, sondern die niedergeschlagene Stimmung zu eines Andern Gunsten zu benutzen.

„Je, Papa, denn hett aber doch Deike —" begann sie zu murmeln.

Aber wie er da plötzlich losfuhr: „Deike? Deike is en dummer Junge! Was hat der nöthig gehabt, mir das brühwarm wieder zu erzählen? Nee, mit dem geh mir man los!" Er fuchtelte mit der Hand in der Luft, als wolle er Spatzen aus dem Korn scheuchen.

„Je, Du mußt ihn aber doch ausgefragt haben —" sagte Mutter Captänsch unbeirrt.

„Natürlich hab ich das," lachte der Alte offenherzig. „Muß ich ja auch, wenn der mir sagt: Herr Feddersen, ich will es Ihnen man gleich sagen, hier is was Unangenehmes passirt, und ich kann Ihnen leider keine Algen mehr geben, nich bloß heute, nein überhaupt nicht mehr. Na, mußt ich ihn da nich ausfragen? Und da kommt er ja nu mit dem ganzen reizenden Satz zum Vorschein!" Der Capitän schlug auf den Tisch, daß die Bücher tanzten.

„Je, Papa, aber was hätt er denn eigentlich sagen sollen?" wagte die Frau schüchtern einzuwerfen.

Darauf sah der Alte sie starr an, lachte etwas betroffen vor sich hin, antwortete aber nicht.

Annie winkte der Großmutter, nichts weiter zu sagen, sie selbst aber seufzte traurig in sich hinein.

Der lange Winter mit seinen dunkeln feuchten Tagen lag diesmal schwerer als sonst auf dem alten Paar. Auch der Capitän begann die Gebrechen des Alters zu fühlen. Einmal, beim Stiefelanziehen, ward ihm schwindlig, und er fiel zu Boden. Mit entsetztem Gesicht lief Annie herbei, um ihn aufzuheben. Er erholte sich zwar bald, aber eine Mattigkeit, die auch aufs Gemüth wirkte, war nachgeblieben, die ihn trübsinnig und in sich versenkt, dasitzen ließ. Ein paarmal sprach er gar vom Sterben, während sonst einer seiner Lieblingssätze hieß: „Junge Leute wie wir." Und wenn das geschah, immer sah ihn Annie lange nachdenkliche Blicke auf die Pflanzenschätze heften, die er in der letzten Zeit nicht vermehrt hatte.

Da, kurz nach Neujahr, an einem klaren scharfen Frosttag, kam der Capitän mit seinem früheren, stampfenden Schritt zur Hausthür herein. Mutter Captänsch horchte auf: das hatte vielleicht etwas Gutes zu bedeuten. Sie hatte in der letzten Zeit immer einen Drang gehabt, von dem ungeschickten Secretär anzufangen; sie dachte auch heute zuerst: am Ende ist er bei Deike gewesen. Aber als sie ihn darauf anredete, murmelte er verwundert: „Hoho, wie käm' ich dazu?" warf aber mit einer munteren Gebärde ein Päckchen Bücher auf den Tisch. Es waren gelbbroschirte Bände, ein bischen staubig und zerfetzt, mit einem Bindfaden zusammengebunden. Annie sah, daß sie, obwohl alt, nicht aufgeschnitten waren. „Der Mensch im Spiegel der Natur von Roßmäßler"; las Annie, „ist das schön, Großpapa?"

Der Alte zuckte die Achseln. „Hab ich von 'ner Karre auf der Judenbörse gekauft; der Titel gefiel mir. Sonst weiß ich nichts von dem Mann; als Algenautorität hab ich ihn nicht nennen hören. Ich bin neugierig."

Und kaum hatte er den gut gewärmten Schlafrock um seine steifen Knie geschlagen, als er auch schon nach dem Bücherpack griff, um den Bindfaden zu zerschneiden. „Nee, min gode Papa," rief Mutter Captänsch, „nich kaput sniden, dat wär schad, lat mi de Knütten oppulen!" Sie zog ihm das Päckchen aus den Händen, denn Knotenlösen war ihre Specialität und ihr Vergnügen.

Das dauerte nun seine Zeit. Der Alte wiegte sich während dessen in seinem Lehnstuhl hin und her und verwandte kein Auge von dem Geschäft. Manchmal stieß er einen Ruf der Ungeduld aus und gab einen Rath, der aber nur mit stummem Kopfschütteln entgegengenommen ward. Als die Schnur gelöst war und die Alte, unbekümmert um die Bücher, die ihr vom Schoß auf das Fußkissen rutschten, den langen starken Bindfaden wohlgefällig zusammenwickelte und die Absicht aussprach, ihn sogleich ihrem „Bandbeutel" einzuverleiben, ward er unwillig und brummte: „Na, so'n alten Bindfaden kost doch höchstens en Dreiling (er konnte und wollte sich nie an die neue Münzordnung gewöhnen), und für die Bücher da hab' ich doch zwei Mark gegeben." „Twee Maark?" rief die Alte, die Hände zusammenschlagend, „min gode Papa, de sind je nich dree Sosling werth!"

Aber sie wurde noch denselben Abend anderer Meinung, als sie ihren Mann über dem Buche Essen und Trinken vergessen sah. Das hatte er ja nicht einmal über den Algen vergessen. Aber nun saß er da, das Buch dicht unter die kleine Milchglaskuppel der Lampe haltend mit gestrecktem Arm, und seine übrigens so weitsichtigen Augen blickten kaum auf, als Annie das Tischtuch aufzulegen versuchte, und als sie dazu gar die Lampe emporheben mußte, protestirte er mit Hand und Blick, und Mutter Captänsch wurde beinah ärgerlich auf das Buch. Besonders, als sie ihm auch seine zwei Schnitten Schwarzbrot, butterbestrichen und nett mit geriebenem grünen Käse bestreut, vor die Nase geschoben hatte, ohne daß er Miene machte, zuzugreifen.

„Herrjes, Papa, Din Käs, Din Grog, da swemmt ja all Is in!" sagte sie ermahnend, „Du kannst ja naher wieder lesen."

Da glänzte er sie an mit hellen begeisterten Augen, schlug auf den Tisch und rief, wie er schon seit Monaten nicht mehr so voll und freudig gerufen: „Mutter, der Mann hat Recht!"

Aber Mutter Captänsch schien heut zum ersten Male kein Verständniß für ihren Mann zu haben.

„So?" sagte sie trocken, „na, dat freut mi. Aber, nu itt ok wat." Der Alte ließ, durch den Ton betroffen, das Buch sinken, überblickte die Zurüstungen und langte dann mit schuldbewußter Miene nach dem Brod. Aber während des bedächtigen Kauens, das seine ganze untere Gesichtshälfte, die kleine runde Nase eingeschlossen, in rhythmische Bewegung versetzte, schielten die Augen nach dem verstäubten vergilbten Bande, und er sprach nur in abgebrochnen Lauten, die keinen Bezug auf das Abendessen hatten.

Als die alte Frau ihn fragte: „Na, Papa, noch en Glas?“ hatte er schon die eine Hand auf das Buch gelegt und sagte, ernsthaft mit dem Kopf nickend: „Ja, ins Volk muß es dringen!“ so daß Mutter Captänsch, fast pikirt, ihre Frage noch einmal lauter wiederholte. „Jawohl, Mutter, danke, Mutter!“ kam es nun bereitwillig und vergnügt als Antwort, aber das war auch das Letzte, was die beiden Frauen an diesem Abend von ihm zu hören bekamen. Mutter Captänsch druselte ein; ihre langen hölzernen Stricknadeln hatten ihr Geklapper gegen die Tischkante schon eine Weile früher eingestellt. Annie, die gleichfalls mit einer Handarbeit beschäftigt, auf ihrem Stuhl dem Sopha der Großeltern gegenüber saß, freute sich, daß der alte Mann etwas finden gekonnt, was ihn so ganz einnahm. Ihr eigener Kummer, der so lange bescheiden in den Winkel gekrochen war, nun, da er das Feld frei fand, wagt' er sich heraus und sah sie mit Augen voll Thränen an. Auch ihr stiegen die Thränen auf und rollten still auf ihre weiße Stickerei. Sie hatte nichts von weichlichem Mitleid mit sich selbst; sie dachte nicht an ihre Zukunft: sie dachte einzig an den guten Menschen, den sie gekränkt hatte, und dem sie so gern wieder ein freundliches Wort gesagt. Sie hatte erfahren, daß er seine Stellung bei dem Schiffsrheder aufgegeben, vielleicht hatte er Hamburg verlassen. Ach, wie schlimm wir armen Mädchen daran sind, dachte sie, und besonders hier! Bei uns zu Haus hätt' ich mich vielleicht erkundigen können, ob es ihm gut geht, ob er gesund ist und nicht zu traurig; hier darf man an so etwas nicht denken. Großmutter hat gut reden, daß ich mit ihm durch Dick und Dünn gehn soll; um mit ihm zu gehn, müßt' ich ihn doch erst haben! Und sie seufzte laut. Auf dies Geräusch hin sah sich der Alte um und sagte, seine Stimme dämpfend mit Rücksicht auf die Eingeschlafene neben ihm: „Kind, das is en gutes Buch, das mußt Du auch lesen.“

„Ja,“ murmelte sie, ihre Thränen verbergend.

Dann las er weiter.

„Großpapa, die Lampe will ausgehn,“ sagte Annie nach einer Stunde.

Der Alte blickte auf das gläserne Bassin; ja, es war kein Tropfen Petroleum mehr darin, und plötzlich erlosch die kleine Flamme, die schon seit zehn Minuten mit dem Tode gekämpft hatte. Sie saßen im Dunkeln, und der alte Capitän stieß bei dem Versuch, ein Streichholz in Brand zu setzen, seine Frau an und erweckte sie. Das heißt Mutter Captänsch erwachte nicht völlig, sondern stammelte verwundert in das Dunkel hinein: „Büst Du noch bi mi, Papa, oder bün ick all in de Ewigkeit?“

Da faßte der Alte sie fest in seinen Arm: „Nee, Mutter, wi lewt noch, — und de Mann, de dat Book schreeben hett, de hett mi en Licht opsteeken, wenn dat ook hier den Ogenblick düster is!“ sagte er feierlich.

Dann brachte Annie die Küchenlampe, und Mutter Captänsch erzählte ihren Traum, — Deike war an ihrem Fenster vorbeigegangen, hatte hereingesehn und gesagt, „Mutter Captänsch, is min Fro nich hier binnen?“ Und da hatte Mutter Captänsch geantwortet: „Ja, min Jung, hier sitt se in de Eck!“ Und da hatte sie denn auch wirklich gesessen. — Darauf erwiderte Capitän Feddersen kein Wort, — die Großmutter aber flüsterte ihrer Enkelin ins Ohr: „Wenn he nu wedder mal vorbi kummt, denn roop ick em rin.“

Seit jenem Abend ging es wieder aufwärts, wie das Jahr. Die traurige Gewohnheit der letzten Monate, stundenlang unthätig in der Dämmerung hinzubrüten, ohne Licht, das Stübchen nur erhellt vom Schein der Straßenlaterne, ward wieder aufgegeben. Sobald der Tagesschimmer nicht mehr so hell, daß man dabei lesen konnte, durch die blumenverstellten Fensterchen fiel, mußte Annie die kleine Lampe anzünden, und der Großpapa begann zu lesen. Aber nicht mehr allein. Nachdem er das Buch, das soviel an ihm gethan, zweimal für sich durchgelesen, las er's nun seiner Frau und Annie vor, und ruhte nicht, bis sie Alles verstanden. Und er schrieb einen begeisterten Brief an den Verfasser, und als derselbe, grade wie der andre, den er früher einmal an Ehrenberg geschrieben, uneröffnet, aber mit der Aufschrift: „Adressat seit Jahren verstorben" zurückkam, da war er tief betrübt, und Mutter Captänsch schnuffelte den ganzen Tag in ihr Taschentuch, und am andern Morgen ging er und bestellte für den Todten, dem er nicht mehr danken konnte, einen wunderschönen Kranz auf sein Grab. Freilich, die Stanhopea blühte nun nicht mehr; aber was er sonst an schönen und seltenen Blumen vor seinem Fenster hatte, das schnitt er ab, und die beiden Alten, — Annie war auf ihrer Stelle, — fügten sie mit zitternden Fingern in den Kranz hinein. Dann legten sie die Gabe sorgsam und tief bewegt in eine große flache Spahnschachtel zwischen Watte und Papierschnitzel, und als sie auf die Post gegegeben war und die alten Gatten still bei einander saßen, sagte der Mann: „Mutter, der hätt mich nich vor die Brust gestoßen, nich?" Und als die Frau nur schweigend nickte, fuhr er fort: „Schön wär' das doch, wenn das wahr wär', und es gäb' 'n Unsterblichkeit und Wiedersehn da oben, und ich könnt' ihn da mal zu Gesicht kriegen und ihm die Hand drücken! Meinst, daß er das thät, Mutter?" —

„He däh dat, he däh dat ganz gewiß," sagte die Frau überzeugungsvoll. Die weiche Stimmung hielt auch noch am Nachmittage vor, als Annie wieder ihre botanische Stunde hatte. Es war ein lauiger sonniger Tag im Vorfrühling; eins der Fenster stand offen, und der milde Hauch strich um die duftenden Hyacinthen, die weißen vollen Mandelblüthen, die scharlachrothen Anemonen. „Großvater, da ist sogar schon eine Biene!" rief Annie, und sie und der Alte folgten mit den Augen dem fleißigen Thierchen, dem summenden Frühlingsboten, wie es tief in eine porcellanblaue Hyacinthenglocke hineinkroch, so daß nur die wachsbeladenen Hinterbeinchen noch herausragten. „Sie hat schon Hosen an!" rief Annie jubelnd. Im selben Augenblick aber bückte sie ihr Gesicht dunkel erglühend zwischen die Pflanzen, trat dann leise hinweg und setzte sich an den Tisch, wo der Alte schon wieder Platz genommen.

Draußen auf dem kleinen ziegelgepflasterten Vorplatz ließ sich ein Scharren hören; dann ging die Stubenthür auf, und Mutter Captänsch führte einen schlanken jungen Mann im grauen Sommerüberzieher an ihrer Hand herein.

„Sieh, Papa, hier is Herr Deike!" sagte sie bittend, „er wollt nich hereinkommen! er hat nu 'n Gärtnerei in der Grabenstraße." Der junge Mann stand da, blaß bis zu den Lippen; aus seinem mit unzähligen Sommersprossen bedeckten Gesicht sahen ein Paar ehrliche wasserblaue Augen mit der größten Bekümmerniß von Annie auf den Großvater, von dem Alten auf Annie; er hatte nur

leise einen Gruß gemurmelt. Capitän Feddersen sah gleichfalls betreten aus. „So, so, Herr Deike," hüstelte er, „na was machen Sie denn? hab ja lange nich das Vergnügen gehabt; bitte, wollen Sie sich nich setzen?" Und er erhob sich mit dem Oberkörper und deutete mit einer gewissen steifen Würde nach einem Sitz.

Annie war aufgestanden und lehnte jetzt hinter ihrem Stuhl, die Arme darauf verschränkt, aber so leicht, als ob sie jeden Augenblick weglaufen wolle. Auch sie war bleich; jetzt, wo er da war, schien ihr die Kluft eine ganz unübersteigbare. Hätte er doch nur ein Wort gesprochen auf des Großvaters Anrede! Aber nun saß der Unglücksmensch da stumm und starr auf seinem Stuhl und hielt den Hut vor sich, als wolle er hineinbeten. Ach ja, ein Stoßgebet. Könnte ich ihm doch helfen! dachte Annie, und dabei blickte sie ihn, ganz unbewußt, so innig an, daß ein bischen Roth in seine Backen kam.

Mutter Captänsch hatte inzwischen für etwas zu trinken gesorgt.

Als sie die stumme Gesellschaft sah, suchte sie zu ermuntern: „Hier, Herr Deike, en kleinen Kirschenlikör; hab ich selbst angesetzt. Papa, Du doch auch einen? und Annie? en büschen zur Gesellschaft? Schieben Sie man die Bücher en beten op de Sid, dat sünd uns' Annie ehr Lehrböker, nich min Papa? Annie kriegt nu Botanikstunde, ja, alle Dag. Nich, Annie?"

Das junge Mädchen hatte den Secretär, der noch immer kein Wort sagte, immer erstaunter gemustert; nun blitzte ihn ihr Auge zornig an, und unter diesem Eindruck stammelte er halb bewußtlos:

„Es wäre mein höchster Wunsch, daß Sie mir auch Unterricht gäben, ich hab nämlich 'n kleine Gärtnerei übernommen, Herr Capitän!"

Der Alte zwinkerte scharf.

„Mit oder ohne Annie?" sagte er lauernd.

„Ja, warum denn dat?" fragte hier Mutter Captänsch in treuherzigem Erstaunen; „dat is ja doch man 'n halben Kram!"

Aber Annie lächelte boshaft. „Laß ihn nur, Großmutter," flüsterte sie ihr zu, „das ist ihm gut!"

Deike hatte es gleichwohl gehört.

„Nun muß ich mich wohl empfehlen," sagte er aufstehend.

„O Sie stören uns weiter nicht," meinte der Alte herablassend, „wenn Sie nu doch mal da sind" — —

„Na, wann kamt Se denn wedder?" drängte freundlich die Großmutter.

Der junge Mensch schüttelte den Kopf. „Herr Capitän kann mir das nicht vergessen, und Fräulein Annie auch nicht," sagte er halblaut zu der Alten.

Da zog sie ihn mütterlich zu sich heran: „He ward dat woll vergeeten, und Annie hett 't all lang dahn. Gah hen, giw em de Hand, min Jung — so 'n Word von en slichten Minschen, dat is nich werth, dat dat de Lüd utenanner ritt, nich Papa," rief sie, ihre Stimme erhebend, „Du willst em dat entschuldigen? — He is geern en beten mit Ehren gedient," flüsterte sie dann wieder Deike zu — „wi wölt so lang rut gahn, mak Du dat mit em af!" Und sie winkte Annie, mit ihr das Zimmer zu verlassen.

Als sie wieder herein kamen, eine gute Stunde später etwa, fanden sie die beiden Männer in eifrigem Gespräch neben einander am Tische sitzen; der eine der Herbarienschränke stand offen; der Tisch war mit Mappen bedeckt.

„Mutter," rief der Alte den Eintretenden entgegen, „Deike hat mich eben auf eine ausgezeichnete Idee gebracht: ich will meine Algensammlung an den Arbeiterbildungsverein vermachen. Und das bei Lebzeiten, daß ich noch en büschen Dank davon hab!" er schlug triumphirend auf den Tisch: „Ins Volk muß das dringen, sonst nützt das nichts! Deike hat mit dem Verein zu thun; er meint, so was haben sie da noch nich. Da kann ich Ehre einlegen. Grade, weil ich kein Gelehrter bin. Bei dem Roßmäßler — ach, Deike, was is das für 'n herrlicher Mann — da is mir so allerlei eingefallen! Mutter, machst en Glas Grog mehr; Deike bleibt heute zum Abendbrot, wir haben da noch mehrerlei über zu sprechen."

Das war ein neuer Anfang, der schönen Fortgang verhieß. Die vier Leute, das alte und das junge Paar, hatten nicht nur über die Algen mit einander zu reden, und Annie wachte darüber, daß der gewaltthätige Großvater den gefügigen Deike nicht ganz allein in Beschlag nehme. Außer der Botanikstunde zu Zweien, die nun doch eingerichtet worden, gab es kleine Inspectionsreisen in die Gärtnerei an der Grabenstraße, die den Alten wie die Kleine beglückten, und wenn ihnen der junge Besitzer im blauen Arbeitshemd, den gelben Strohhut auf dem rothen Haar und eine schöne Marschall-Nielrose für Annie in der Hand aus dem Gewächshaus entgegentrat, dann sah auch er aus, als sei ihm die Freude an der Arbeit, der schönste Lebensgenuß, erst jetzt aufgegangen.

Und dann, im Mai, kam der Tag der feierlichen Schenkung. Es hatte ein bischen Ueberredung gekostet, bis auch Mutter Captänsch inne wurde, daß die Eichenschränke mit zu der Sammlung gehörten. Was für ein Schatz für Annie's Aussteuer wären die gewesen! Sie weinte beinah, daß die Enkelin sie nicht bekommen sollte. Erst als der alte Mann sich beleidigt aufrichtete und im Tone der tiefsten Kränkung sagte: „Mutter, soll ich denn mein liebstes Kind nackt und bloß in die Welt stoßen?" verstummte sie und schüttelte abwehrend den Kopf. Aber sie blickte ihm den ganzen Tag traurig nach, das ging ihr doch zu weit. Und als der große Möbelwagen vor der Thür hielt, und der Alte wie ein Rabe mit verschnittenen Flügeln eifrig die Schränke und den Wagen umkreiste und nichts von Kummer und Bedauern blicken ließ, und am Nachmittage mit hellen Augen vor der leeren Wand stehen blieb und sagte: „Ich wollt, ich könnt noch mal von vorn anfangen, und ich thu's auch — nu mach ich 'n kleine Sammlung für die Sanctpaulianer Volksschule," da schlich sie zu Annie und sagte: „Ick will 'n beten hier bi Di sitten gahn, ick mag den witten Fleck nich sehn — und Mannslüd bliewt doch Mannslüd!"

Ein paar Tage darauf aber saßen sie Alle in dem Local des Arbeiterbildungsvereins, dessen Mitglieder zahlreich, mit Frauen und heranwachsenden Kindern, erschienen waren. In der zweiten Bank, gut in der Mitte, der lebende Testator mit rothen Backen und frohen Blicken, neben ihm sein gebücktes, altes Frauchen, an der anderen Seite Annie und Deike. Er hatte schon eine Menge ausgestreckter Hände gedrückt und sich nach rechts und links verbeugt; nun gab der Vorsitzende ein Klingelzeichen und sagte, sobald Ruhe eingetreten, in starkem feierlichen Ton:

„Herr Capitän Feddersen hat das Wort."

Man klatschte und rief Bravo zum Voraus, aber das Podium, nach dem die Blicke sich richteten, blieb leer. Nein, von seinem Platz aus wollte er sprechen; „wozu Umstände machen, meine Damen und Herren," sagte er, „wir sind hier ja Alle unter uns." Noch einen Augenblick machte sich der Redner mit seinem großen rothen Taschentuch zu thun, dann — das Aufstehen auf engem Raum ward ihm immer ein bischen schwer, richtete er sich mit Annie's Hülfe auf, und sein rosiger Kahlkopf glänzte in nackter Unschuld über der Versammlung.

„Meine Damen und Herren!" begann er mit hoher deutlicher Stimme, die zuerst ein bischen zitterte, bald aber in einen lauten, freudigen Ton überging, „meine Damen und Herren, zuerst meinen aufrichtigen Dank für die freundliche Aufnahme meines kleinen Geschenks." Er dienerte nach allen Seiten, auch nach rückwärts und kam erst nach einer Pause wieder zu sicherem Stehen.

„Ich muß Ihnen die Wahrheit sagen, ich hab da zuerst höher mit hinaus wollen! Ich dachte an das naturhistorische Museum, aber (mit starker Betonung) ich bin davon zurückgekommen! Es ist meine Lebensarbeit, so zu sagen, was Ihr da in den drei Schränken aufgestellt seht," er deutete ungefähr nach der entsprechenden Richtung mit allen fünf Fingern — „und wenn sie Einer achten kann, dann könnt Ihr das! Und warum? Weil die größte Freude an der Natur im Volke wohnt!" Er wendete das runde, rothe Gesicht im beengenden Halskragen feierlich nach rechts und links und nahm kopfnickend das laute Bravo! entgegen. „Ja, meine Herren und Damen, so is es, bei den Andern is es von oben herunter, bei uns is es von Herzen. Sehn Sie sich mal bei uns kleinen Leuten um — ziehn wir nich Alle en paar Blumen, wo es man angeht? Und wenn es auch man en paar bunte Bohnen oder Asturcicum sind — was eigentlich mit dem richtigen Namen Nasturtium heißt — stecken wir sie nich in die Erde, wo wir man 'n büschen auftreiben können? Sind nich die Lauben an den Fleeten ganz bewachsen damit? Und so 'n Wärterhaus, kuckt Euch mal so 'n Wärterhaus an, is es nich grün von oben bis unten? Und sind nich die Frauensleute hintern kleinen Ableger her, als wenn das Wunder was wär? Und is auch was! Streckt nich all das kleinste Bündelkind seine Hand nach 'ner Blume aus?" Lachen und Jarufen antworteten ihm. Mit Begeisterung fuhr er fort: „Meine Damen und Herren, die Reichen haben woll die schönsten Gärten, und manche machen sich ja auch was daraus, aber die meisten haben sie doch so, wie sie auch die schönsten Häuser haben. Sie sind es nich, die die Häuser bauen und die Gärten pflanzen. Die Einrichtung besorgt ihnen der Tapzier und den Garten der Gärtner. Es is so Mode, sie machen es mit, aber ob Einer darum en Naturfreund is, das weiß ich deshalb noch lange nich. Bei dem armen Mann, der sein Geranium vorm Fenster blühn hat, da weiß ich Bescheid — wenn der es sich nicht pflanzt, denn hat er keins."

„Dat is wahr," murmelte Mutter Captänsch und sah andächtig an ihrem Alten hinauf, der vor ihren Augen zu einer ganz pastorenhaften Hoheit und Würde emporwuchs. Aber es war nichts von Salbung, es war ein spielend leichter Ton, mit dem er fortfuhr: „So is es auch mit den Thieren. Wie oft hab ich so 'n Arbeiter stehn sehn, mit 'n ledernen Schurzfell und 'n große Säge unterm Arm — der Mann is gewiß müde von seinem langen Arbeitstag, wird

auch woll Hunger haben; aber er steht still und horcht ins Gebüsch rein, da beim botanischen Garten. Was horcht er denn? Da singt 'n Nachtigall!" Er ahmte mit gespitztem Munde ein paar der langgezogenen Locktöne nach, während sich ein feuchter Flor über seine glänzenden kleinen Augen zog. Dann nach einer Pause fuhr er fort: „Wo hat woll in den feinen Stuben en Hausthier Platz? Geht ja nich! Macht ja Schmutz! En Kanarienvogel macht Schmutz! En Hund macht Schmutz! En Katze macht Schmutz! Marsch hinaus mit ihr in 'n Stall, in 'n Pferdestall! Und wo sitzt sie bei uns? In der Sophaecke sitzt sie, wenn wir eine haben und schnurrt." Und nun schnurrte er selbst so natürlich, daß sogar die Kinder, und die vor Allen, in die Hände klatschten. Lachend wischte sich der Alte die Stirn und fuhr behaglich fort: „So 'n Kanarienvogel, so 'n Papagei, ja bei uns gehört das zur Familie! Sie sitzen mit uns am Tisch, sie werden aus 'm Mund gefüttert — in manchem Wirthshaus, in mancher Fabrik hab ich sie gesehn, und selten is da Einer, der sich nich um sie bekümmert, und beinah Jeder lacht, wenn so 'n Vogel pfeift oder gar en passendes Wort spricht. — Und um nu wieder auf die Algen zu kommen — sie sind ja zart, und ich hört erst Einen sagen, da gehörten aber feine Finger zu. Is nich wahr! Kucken Sie mal meine Finger an" — und er streckte sie alle Zehn gespreizt in die Luft — „die sind doch gewiß nicht fein, aber ich kann da en Haar mit anfassen! Vorsichtige Finger, geübte Finger, liebevolle Finger, wenn ich so sagen darf, die gehören dazu, weiter nichts. Hab ich all selbst präparirt und aufgeklebt. Und einen Nachmittag jede Woche will ich hier sitzen und sie Jedem zeigen und erklären, der was davon wissen will. Was für Farben und Formen! Und so billig is das Alles! Ja, da müßt Ihr nich über lachen, das is ja doch grade für uns en wichtiger Punkt! Das kauft man nich in 'n Laden! Das wächst Einem zu, und wer es findet, der darf es behalten. Die Schönheit hat hier keinen Preis! Man kann sich an ihr freuen und seine Augen laben — man muß es anstaunen und sich wundern, wie klein der Mensch is, der nichts Aehnliches mit allen Mühen und Maschinen zu Stande bringen kann." Andacht und Rührung verklärten sein Gesicht, seine Augen standen voll Wasser, aber seine Stimme klang noch stärker als zuvor, wie er sich nun zusammenfaßte: „Meine Damen und Herren, die Liebe zur Natur und ihren Geschöpfen, die soll blühn! Und meine paar Algen sollen hier in diesem Verein dazu beitragen. Wenn ich jetzt die Wahl hätte unter den berühmtesten Museen, ich sagte nein!" Mutter Captänsch nickte hinter des Redenden Rücken Annie zu; Annie und Albert drückten sich die Hände. „Dem Arbeiterbildungsverein soll meine Sammlung gehören," rief der Alte mit donnernder Stimme, „Niemand sonst! Denn der Arbeiter hat Freude nöthig und Schönheit nöthig, und Erhebung nöthig aus seinem eintönigen und oft schmutzigen Tagewerk, und das all' kann er finden in der Natur. Der Arbeiterbildungsverein, er lebe hoch!"

Der Saal erdröhnte von Beifall und Dank.

„Min gode Papa, weetßt, wat Deike seggt?" flüsterte Mutter Captänsch, „an den middelsten Schrank kummt en Schild, und op dat Schild steiht Din Nam'!" und überwältigt von Freude und Stolz lehnte sie sich an den Arm des glücklichen Alten.

Ueber die Arten und Stufen der Intelligenz.

Akademische Rede
von
G. Rümelin.
(Tübingen 1885.)

Ich habe wiederholt an dieser Stelle versucht, kleinere oder größere Fragen der praktischen Seelenlehre zu besprechen. Ich war dabei stets sorgfältig beflissen, jenen ungelösten Räthseln über das Wesen der Seele, über die Zusammenhänge des körperlichen und geistigen Lebens, über die Genesis des Menschenthums aus dem Wege zu gehen, da ich wußte, zu ihrer Lösung nichts beitragen zu können. Soweit dies Ausweichen nicht ganz durchführbar erschien, hielt ich unbeirrt an dem alten Postulate fest, daß das, was wir als unser Ich kennen und benennen, reale Monaden, wirkliche Eigenwesen seien, und begnügte mich für die Deutung des Selbstbewußtseins mit der einfachsten Auskunft, daß wir in Wahrheit ein Selbst sind und hiervon das unmittelbarste Bewußtsein haben. Im Uebrigen aber schien es mir, daß man jene Geheimnisse auch auf sich beruhen lassen und der praktischen Lebenserfahrung, der Beobachtung seiner selbst und Anderer, der Geschichte und den Werken der Dichtkunst bei genauerem Aufmerken Manches entnehmen und abfragen könne, was sich der Beachtung leicht entzieht und ihrer doch nicht unwerth ist; eingedenk des Dichterworts: „Willst du dich selber erkennen, so sieh' wie die Andern es treiben. Willst du die Andern verstehn, blick' in dein eigenes Herz." Es war besonders ein Thema, dem ich von verschiedenen Seiten her näher zu treten versuchte, die Frage, wie man Personen nicht bloß nach ihrem Aeußeren, sondern auch nach ihren psychischen Merkmalen beschreiben könne, oder mit anderen Worten, worin sich die individuellen Seelen von einander unterscheiden. Wie man wenigstens in groben Umrissen, die aber doch ihren Zweck nicht verfehlen, Personen nach ihrer Leiblichkeit zu charakterisiren vermag, können wir alltäglich in jedem Reisepaß oder Steckbrief lesen; aber wenn wir ein gleiches oder ähnliches Verfahren auch auf den inneren Menschen anwenden wollen, so fehlt es gleich an jeder Uebereinstimmung über die Rubriken, die dabei aufzustellen und mit bestimmten Prädikaten auszufüllen wären. Ich

überzeugte mich dabei, daß sich wenigstens drei solcher Hauptrubriken, vorbehältlich zahlreicher Unterabtheilungen, bezeichnen lassen, welche diesen Dienst leisten können und bei keiner Beschreibung von Personen fehlen dürfen. Sie heißen Charakter, Temperament und Intelligenz; oder es sind die leitenden und vorherrschenden Ziele und Richtungen des Willens, die Aeußerungsformen der inneren Gemüthserregungen und die Arten der geistigen Begabung. Diese drei Factoren unseres inneren Lebens stehen zwar unter sich in mannigfaltigster und innigster Wechselwirkung; sie sind aber doch insofern ganz unabhängig von einander, als keiner von ihnen auf den andern zurückzuführen, jeder Charakter mit jedem Temperament und jeder Stufe von Intelligenz vereinbar ist und niemals vom Einen auf das Andere geschlossen werden kann. Ueber Charakter und Temperament habe ich schon früher meine Auffassung dargelegt; über das dritte, schwierigste und unübersehbarste Thema, die Intelligenz, wünsche ich nun ohne jeden Anspruch auf Vollständigkeit einige Betrachtungen vorzutragen.

Es ist dies nicht wohl ohne etliche Vorbemerkungen thunlich.

Einmal versteht es sich von selbst, daß ich von den Unterschieden menschlicher Intelligenz nur insoweit reden kann, als sie auf Naturanlagen, nicht auf Unterricht und besonderer Ausbildung beruhen. Die Kluft, welche der Factor der Bildung bewirkt, ist so groß, daß deren niedrigste Stufen von den höchsten viel mehr als von der Thierwelt abstehen, selbst bei großer Aehnlichkeit der ursprünglichen Naturgaben.

Die deutsche Sprache bietet uns sodann eine reiche Auswahl von Worten, um geistige Kräfte und Fähigkeiten zu bezeichnen, wie Verstand, Vernunft, Einbildungskraft, Phantasie, Geist, Fassungskraft, Urtheilskraft, Witz, Gedächtniß u. a. Diese Ausdrücke haben zwar alle ihren guten und wohlberechtigten Sinn, werden aber völlig mißverstanden, wenn man dabei an gesonderte Theilkräfte denkt, die zusammen das Ganze des Menschengeistes ausmachen; wie sich denn auch solche Begriffe gar nicht genau unter sich abgrenzen lassen, sondern nach allen Richtungen in einander übergreifen. Es kann sich dabei überall nur um verschiedene Bethätigungsformen oder Functionen einer einzigen Grundkraft, des menschlichen Denkorgans handeln. Es gilt dies nicht nur von der vielerörterten Unterscheidung von Verstand und Vernunft, die gar nicht auf psychologische Wurzeln zurückzuführen ist, die sich nicht auf verschiedene Arten, sondern nur auf verschiedene Ziele und Objecte des Denkens beziehen kann und die den anderen, den alten wie den neuen Culturſprachen völlig fehlt, was nicht wohl der Fall wäre, wenn von gesonderten Seelenkräften gesprochen werden könnte. Es verhält sich ebenso mit dem Unterschied von Verstand und Phantasie. Die Phantasie denkt auch, und sie denkt nach den gleichen logischen Gesetzen, wie seinerseits der Verstand ebenso nach Deutlichkeit und Anschaulichkeit seiner Vorstellungen zu streben hat. Beide wirken in allem klaren und normalen Denken ununterscheidbar zusammen. Wir bedürfen eines zusammenfassenden und einheitlichen Ausdrucks für das Ganze der menschlichen Denkthätigkeit, und dieser bietet sich uns in dem Wort Intellect, dem lateinischen intellectus entsprechend, dar, dessen Definition etwa dahin zu lauten hat, daß er das an unsere Gehirnfunctionen gebundene Organ ist, Vorstellungen zu bilden und unter einander zu

ordnen. Was aber Vorstellungen sind, läßt sich nicht weiter beschreiben, sondern ist Jedem in jedem Augenblick unmittelbar in seinem Bewußtsein gegeben, und jeder Versuch, sich dies noch klarer zu machen, wäre von selbst schon eben das, was man Vorstellung nennt. Von dem Intellect ist die Intelligenz zu unterscheiden; wir legen sie nur dem Einzelnen bei; sie ist dessen besonderer Antheil an der Entwicklung des Intellects, die individuelle Art und Stufe des Intellects.

Ich muß nun aber auch an die ganze Stellung, die dem Intellect in unserem Seelenleben zukommt und damit an die schon wiederholt hier vertretene Lehre von der leitenden Stellung, dem sogenannten Primat des Willens erinnern. Sie besagt, daß der Intellect für sich allein uninteressirt und gleichgültig gegen den Inhalt und Werth der von ihm gebildeten und verknüpften Vorstellungen ist, daß aller Antheil, der seine Thätigkeit begleitet, aus dem Willen und den Gefühlen, die ihrerseits wieder in Triebreizen verschiedenster Art wurzeln, stammt, und daß ohne diese Zuthat alle intellectuellen Acte wie kalte Schattenbilder als rein logische und gleichförmige Operationen an unserem Bewußtsein vorübergleiten müßten. An sehr feinen, aber unzerreißbaren Fäden weisen die Werthgefühle dem Intellect seine Ziele an und lassen ihn keinen Augenblick ganz davon los. Selbst da, wo er scheinbar ganz in seinem reinsten Elemente frei zu athmen scheint, im Erforschen der Wahrheit um der Wahrheit willen, ist das, was ihn in Bewegung setzt, ein Denkenwollen, ein Trieb der Erkenntniß, die Lust an der Wahrheit als solcher. Es ist ein wesentlicher und weittragender Irrthum und Widerspruch in der Lehre Schopenhauer's, wenn er, der jene Abhängigkeit des Intellects vom Willen aufs Stärkste betont und in seiner geist- und glanzvollen Weise begründet hat, doch wieder die Ausnahme zuläßt, daß derselbe sich von jener Dienstbarkeit auch losmachen und den Willen wie dessen Bejahung des Lebens ertödten könne und solle. Den schärfsten Gegensatz zu jenem Primat des Wollens bildet die Herbart'sche Schule, wenn sie das Allerwechselndste und Abhängigste, den Flugsand der Vorstellungen, zum Ausgangspunkt und zur Unterlage allen Seelenlebens macht und aus ihren Beziehungen zu einander, ihren Verschmelzungen, Stärkegraden und Widersprüchen auch alles Fühlen und Wollen ableiten zu können glaubte. Als ob irgend Jemand anzugeben vermöchte, wodurch eine Vorstellung stärker und lebhafter als eine andere sein kann, als durch das subjective Interesse, das sich für ihren Inhaber an deren Inhalt knüpft. Für die sorgliche Hausfrau wird der Gedanke, daß ihre Garteneinladung verregnet werden, daß der rauhe Wind dem Kind, das ausgetragen wurde, oder dem Mann, der seinen Ueberzieher zu Haus gelassen hat, Schaden bringen könnte, eine weit stärkere und lebhaftere Vorstellung sein, als die Zeitungsnachricht, daß ein schreckliches Erdbeben oder ein Eisenbahnunglück in fernen Landen unsäglichen Jammer gestiftet hat, oder eine Erzählung von den Greuelthaten des dreißigjährigen Krieges oder der französischen Revolution. Auch die ganze bekannte Lehre von der Ideenassociation oder der natürlichen Reihenfolge unserer Vorstellungen wird durch die Thatsache, daß stets ein leicht wechselndes Interesse den Lauf unserer Gedanken leitet und beherrscht, zwar nicht aufgehoben, aber auf einen weit engeren Wirkungskreis beschränkt. Der Intellect gleicht stets nur dem Steuermann, dem das Ziel der Fahrt vorgeschrieben ist, der aber die

Pfade zu suchen und das Schiff zu lenken hat, oder um ein bekanntes, in anderem Zusammenhang gebrauchtes Bild zu wiederholen, der Magd, die ihrer Herrschaft mit der Fackel vorausleuchtet, oder auch dem Minister eines unumschränkten Monarchen, der diesem mit berathender Stimme seinen Wünschen entgegenkommende Anträge stellt und dann seine Befehle zur Ausführung bringt. Wir können lediglich nichts denken oder thun ohne ein Motiv; alle Motive stammen aber aus dem Willen, wäre es auch nur das Verlangen, die Leere und Langweile zu vertreiben. Jede Psychologie wird, nach meinem Dafürhalten, ihr Ziel verfehlen, wenn sie diese Wahrheit nicht erkennt und an ihre Spitze stellt, und es sind noch weit nicht alle Folgerungen aus derselben gezogen.

Um nun nach diesen Vorbemerkungen dem Thema von den Unterschieden der Intelligenz näher zu treten, so bietet uns die deutsche Sprache, wie vorhin für die verschiedenen intellectuellen Functionen, so auch eine reiche Auswahl von Prädicaten, durch welche wir die Arten und Stufen der Geistesthätigkeit einzelner Personen bezeichnen; so die Ausdrücke klug, verständig, scharfsinnig, geistreich, talentvoll, genial, witzig, einsichtig und die Gegenstücke hierzu thöricht, einfältig, beschränkt u. a. Das bekannteste und gebräuchlichste solcher Begriffspaare bildet der Gegensatz von gescheidt und dumm. Jedermann glaubt zu wissen, was diese Ausdrücke besagen, und wird stets Beispiele genug von Personen, Reden und Handlungen für das Eine oder Andere zu nennen wissen; aber die Frage, was denn damit im Grunde gemeint sei, wird er nicht so leicht zu beantworten im Stande, sondern in Gefahr sein, sich im Kreis herumzudrehen und mit verschiedenen Worten immer wieder dasselbe zu sagen oder wenigstens zu meinen. Die Sprache gibt uns darüber einige willkommene Auskunft. Gescheidt kommt von Scheiden her und heißt geschickt im Scheiden, im Unterscheiden. Das Wort weist demnach auf die erste und wichtigste Function alles Denkens hin, das Verschiedene aus einander zu halten, um dann das Aehnliche und Zusammengehörige zu verknüpfen. „Willst im Unendlichen dich finden, mußt unterscheiden und dann verbinden.“ Im Kopf des Gescheidten liegen die Vorstellungen gleichsam wie in einer geordneten Bibliothek nach Fächern sowohl getrennt als verbunden aneinander gereiht, und innerhalb des Zusammengehörigen das Wesentliche geschieden von den Unwesentlichen, so daß jedes nach Bedarf leicht zur Hand ist. Dumm dagegen, in der älteren Sprache thumb lautend, hängt mit dumpf, stumpf, vielleicht auch mit Dunkel zusammen. In dem dummen Kopf liegen die Vorstellungen ungeordnet und unbeleuchtet unter einander, das Wichtige und Gleichgültige in bunter Mischung, so daß bei gegebenem Anlaß die gerade passende schwer zu finden ist. Uebrigens pflegen wir ja nicht alle Leute entweder dumm oder gescheidt zu nennen, sondern wie bei andern solchen Begriffspaaren, groß oder klein, fett oder mager, gut oder schlecht nehmen wir ein Mittleres oder Durchschnittliches als Maßstab an, auf welchen wir jene Prädicate nicht anwenden. Nur daß dieser Maßstab bei den genannten Beispielen mehr ein objectiver, übereinstimmend angenommener ist, während bei Ertheilung des Prädicates, gescheidt oder dumm, jeder von sich selbst, d. h. von der Meinung, die er über sich hat, auszugehen pflegt. Ueberdies sind die Ausdrücke auch in dieser Beschränkung nicht allgemein und unbedingt zu gebrauchen. Zwar, ob es Leute

gibt, denen das Zeugniß der Dummheit in allen Beziehungen zu ertheilen wäre, will ich nicht entscheiden; doch werden die Fälle, soweit die Geistesschwäche nicht schon an der Grenze des Krankhaften steht, nur selten sein können, da auch sonst beschränkte Köpfe ihre nächst liegenden Interessen wohl zu verstehen pflegen und nur beim Eintritt von Störungen und Hindernissen des Gewohnten ihre Mängel verrathen. So sagt schon ein altgriechischer Spruch: „Oft weiß auch der thörichte Mann verständig zu reden." Aber um so unbedenklicher möchte ich bei der Beschränktheit aller menschlichen Einsicht und Erfahrung behaupten, daß kein Mensch das Prädicat, gescheidt, allgemein und unbedingt in Anspruch nehmen kann. Auch bei größter Vielseitigkeit und der höchsten Bildungsstufe wird Jemand nur annähernd und stets nur unter der Einschränkung, daß er sich überall, wo ihm die sachlichen Kenntnisse fehlen, nicht urtheilend, sondern fragend und lernend verhält und sich höchstenfalls auf eine nur hypothetische Aussage beschränkt, auf jenes Lob Anspruch erheben können. Es ist aber selten und in der That schwer ausführbar, über Alles, was man nicht versteht, wo man jenes Unterscheiden des Ungleichen und Verbinden des Zusammengehörigen nicht sachgemäß zu vollziehen vermag, die Bescheidenheit des Schweigens oder nur problematischen Urtheils einzuhalten. Diese Enthaltsamkeit wird eben da am wenigsten gepflegt, wo sie vielleicht am nöthigsten wäre und im kleinsten Maß durch die auf andern Gebieten gesammelten Kenntnisse und Erfahrungen ersetzt werden kann, in der Politik, im Urtheil über gesellschaftliche und staatliche Ordnungen, und wenn der Gesetzgeber durch das allgemeine Wahlrecht jedem männlichen und erwachsenen Staatsbürger ein Urtheil über die schwierigsten und wichtigsten Probleme auferlegt, so macht er das Gescheidtsein zu einer officiellen, aber für die Meisten unerfüllbaren Forderung, da es ja nicht an Beispielen fehlt, daß selbst große Geister und hochgelehrte Männer gerade auf diesem Gebiet der menschlichen Unvollkommenheit den reichlichsten Tribut abstatten.

Es ist jedoch mit allen solchen gegensätzlichen Eigenschaftswörtern wie klug und thöricht, gescheidt und dumm, so praktisch brauchbar und unentbehrlich sie sein mögen, für unser Thema nicht viel zu erreichen; sie sind zu allgemein und unbestimmt, um einen näheren Einblick zu gewähren. Die Unterschiede des Denkens sind nach Form und Inhalt genauer zu verfolgen.

Man kann, wie mir scheint, vier Formen oder Abstufungen des Denkens unterscheiden, je nach dem Vorstellungselement, in welchem sich dasselbe bewegt. Es gibt nämlich 1. ein wahrnehmendes, an äußerlich gegebenen Sinneseindrücken haftendes Denken; 2. denken wir in Erinnerungsbildern oder innerlich angeschauten Gestalten; 3. denken wir in Worten und Sprachformen; 4. gibt es ein an keine dieser drei Formen gebundenes, gestalt- und wortloses, unvermitteltes Denken. Diese vier Denkformen wechseln und verbinden sich in der mannigfaltigsten Weise; sie sind gleich nothwendig und werthvoll; keine derselben kann irgend Jemandem ganz fremd sein, aber bei Jedem wird eine von ihnen oder eine bestimmte Combination derselben das Vorherrschende und Charakteristische sein.

Die Wahrnehmung von Dingen und Vorgängen der Außenwelt ist selbstverständlich für Jedermann die Grundlage von allem Weiteren. Es gibt keine gewissere Erkenntniß der Psychologie und der Logik, als daß das Wahrnehmen

auch schon ein Denken ist, daß die Außendinge nicht gleichsam von selbst, wie durch ein offenes Fenster oder wie in einem Spiegel, gerade so wie sie in Wahrheit sind oder sein mögen, in unser Bewußtsein hereinscheinen, sondern daß unser Denken gleich mit den ihm anhaftenden Voraussetzungen, mit einem bestimmten Interesse, mit der Unterscheidung eines besonderen, von seiner Umgebung und seinem Hintergrund abgelösten Dinges, seiner Eigenschaften, seines Thuns oder Leidens an dieselben herantritt und so nicht ein Spiegelbild, eine Photographie, sondern schon ein Denkpräparat in sich aufnimmt, ein aus der Combination eines äußerlich Gegebenen mit der Zuthat des Geistes entstandenes Gebilde, das dann mit den bereits vorhandenen Vorstellungen durch Unterscheiden und Verknüpfen in die mannigfaltigsten Beziehungen eintritt. Die bloße Sinnesschärfe ist dabei nur etwas Secundäres, und das schwache Auge kann mehr und richtiger wahrnehmen als das schärfste. Wir beschäftigen uns mit den Außendingen auf doppelte Weise, entweder bloß betrachtend oder zugleich handelnd, d. h. Veränderungen an ihnen vornehmend. Nach unseren gesellschaftlichen Einrichtungen ist der weitaus größte Theil der Menschen, nämlich alle, welche Handarbeit höherer oder niedrigerer Art an äußeren Objecten verrichten, aber auch der Naturforscher, der Arzt, der Künstler, auf dies wahrnehmende, an der Anschauung haftende Denken vor allem Andern hingewiesen. Welche weitere Vorstellungen sich dann an die Sinneseindrücke anschließen können, ist unsagbar und unübersehbar; es ist von einem Newton, den der Anblick eines vom Baum fallenden Apfels auf die Idee des größten aller physikalischen Gesetze geführt haben soll, bis zu dem Lohnarbeiter, der stumpfsinnig und gleichgültig auf den Gegenstand seiner einförmigen Hantirung blickt, der das Gewohnte als das Selbstverständliche, nur die kleinen Abweichungen vom Gewohnten als beachtenswerth ansieht, eine unendliche Reihe von Abstufungen.

Das wahrnehmende Denken erstreckt sich jedoch keineswegs bloß auf die unseren Sinnen dargebotene Außenwelt, sondern auch auf das, was in und an uns selbst vorgeht, auf körperliche Empfindungen von Lust oder Unlust, wie auf innere Vorgänge und Stimmungen, auf die Gefühls- und Willensregungen, die, aus einer dem Intellect verborgenen Quelle stammend, sich ihm, wir wissen nicht wie, bemerklich machen und ihn veranlassen, dieselben zu deuten und mit den entsprechenden Vorstellungen zu begleiten.

Alle Wahrnehmungen wären werthlos und müßten immer wieder von Neuem gemacht werden, wenn nicht von ihnen Erinnerungsbilder auf eine für uns ebenfalls nicht weiter erklärbare Weise zurückblieben, an welche sich eine zweite Denkform, das Denken in Gestalten oder inneren Anschauungen knüpft. Indem diese Bilder, losgerissen von ihren ursprünglichen Anlässen, in uns fortleben, stets um- und fortgebildet, auch durch das, was man nicht selbst angeschaut, sondern von Andern vernommen und nach der Analogie des Bekannten fortgestaltet hat, ergänzt und erweitert werden, entsteht uns durch diejenige Denkthätigkeit, der wir den Namen Phantasie oder Einbildungskraft beilegen, eine innere Gestaltenwelt, an welche je nach den Motiven, unter deren Leitung und Herrschaft sie gestellt sind, sich die höchsten Leistungen des Menschengeistes, wie auch die verderblichsten Wirkungen anknüpfen können. Das Wesentliche dabei

ist, daß dies Phantasiespiel unabhängig von der Außenwelt, wie in wachem Traumleben, innere Anschauungen von Dingen oder Vorgängen an unserem Bewußtsein vorübergleiten lassen kann, ohne dabei der Worte und der sprachlichen Fassung der Gedanken zu bedürfen, wiewohl die Phantasie sich auch über dieses Gebiet, und zwar gerade in ihren höchsten Erzeugnissen zu erstrecken vermag. Wir können uns ins Einzelnste ausmalen, was wir Alles thun würden, wenn wir das große Loos gewännen; wir können uns ein Haus bauen und darin jedes Möbel an seinen Platz stellen. Wir können uns das angenehmste Schlaraffenleben und jede Art von Sinnenlust bei aller Enge und Aermlichkeit unseres wirklichen Daseins in hohlen Traumbildern verschaffen, selbst ganze Länder regieren, siegreiche Schlachten schlagen, unsere Feinde bestrafen, die Freunde beglücken, uns jede äußere oder innere Auszeichnung beilegen, ohne daß uns, wofern wir unsere Träume nicht noch mit Monologen verzieren wollen, die Sprache hierbei irgend einen Dienst zu leisten hätte. Aber auch die bildenden Künste, die Dichter in Worten und Tonwerken schöpfen aus dieser Quelle. Das Höchste wie das Niedrigste, das Ideale wie das Gemeinste findet hier seine Stelle. Es gibt kein klares und noch weniger ein originelles und schöpferisches Denken ohne eine glückliche Phantasie, ohne einen reichen Schatz von Erinnerungsbildern und selbstgeschaffenen inneren Gestalten.

Allein bei aller grundlegenden Bedeutung sind das wahrnehmende und das Gestaltendenken doch nur Vorstufen und das wahre, normale, vollkommene Denken vollzieht sich nur in Worten und ist an diesen sprachlichen Ausdruck gebunden. Erst im Wort löst sich die Vorstellung von ihren subjectiven Ausgangspunkten einer äußeren oder inneren Anschauung ab und wird zu etwas Allgemeinem Mittheilbarem, zu einem geistigen Band mit unseres Gleichen. Erst durch die Sprache eignen wir uns den Schatz der Gedankenarbeit unseres Volkes und Zeitalters, sowie aller vergangenen Geschlechter an und gewinnen eine Masse von Vorstellungen, die wir anders niemals gefunden hätten. Erst in der Form des Urtheils und des sprachlichen, die Urtheile verknüpfenden Satzes erschließen sich uns die unendlichen logischen Beziehungen der Begriffe. Wir wissen gar nicht, welche logische Schulung wir nur jenen kleinen Bindewörtern verdanken, welche die Vorstellungen und Urtheile in einander flechten, dem Wenn und So, dem Weil, Obgleich, dem Und, dem Nicht, Oder, Nur, dem Wie, Daß, Damit, dem Zwar und Aber u. s. w., und wie darin die unbewußten apriorischen Elemente des Menschengeistes den glücklichsten und allverständlichen Ausdruck finden. All' dies ist ja schon oft gedacht und gesagt worden. Ein Wörterbuch ist zugleich ein aufgespeicherter Schatz von Begriffen. Der Eine kann aber ein dickes, ja ein mehrbändiges Lexikon in seinem Kopf haben, der Andere nur ein solches, das auf einem einzigen Druckbogen Platz fände. Nach englischen Zählungen, die freilich für die Statistik nur als annähernde Schätzungen gelten können, aber auch so noch von Werth sind, bewegt sich der Wortschatz eines gebildeten Engländers zwischen 3—4000 Wörtern, während ein Taglöhner auf dem Lande schon mit 300 Worten auskommen soll. Im alten Testament wurden 5642 Wörter gezählt, natürlich ohne die Flexionen und Wiederholungen, bei Shakespeare 15000. In Goethe's Werken würde sich wohl das Mehrfache dieser Zahl finden,

darunter Hunderte von neugeschaffenen Ausdrücken. Die deutsche Sprache ist überhaupt die wortreichste von allen, da die Möglichkeit der Zusammensetzung von Wörtern eine fast schrankenlose ist und Jeder jeden Tag ein neues Wort gebrauchen kann, das richtig gebildet und Jedermann verständlich ist. Uebrigens ist hier der Unterschied zu beachten zwischen den Wörtern, die man kennt und versteht, wenn man sie hört oder liest, und zwischen denjenigen, welche man selbst in Rede oder Schrift gebraucht. Die letztere Zahl wird wohl für Jeden viel kleiner sein als die erste. Ebenso ist nicht ausgeschlossen, daß jener Taglöhner mit seinen 300 Wörtern im engern Gesichtskreis klarer und schärfer denkt, als ein Anderer mit Tausenden. Denn man könnte die Menschen in diesem Punkt in vier Klassen eintheilen, je nachdem ihre Worte Gold-, Silber-, Nickel- oder Kupfermünzen zu vergleichen sind, wobei nach einem bekannten Spruch das Gold zuweilen auch im Schweigen bestehen darf. Es gilt von nichts so sehr wie von der Muttersprache das Dichterwort: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen."

Eine besondere Art des sprachlichen Denkens ist das stille Sprechen. Soweit meine freilich unvollkommene Kenntniß reicht, ist weder aus den physiologischen noch aus den psychologischen Lehrbüchern etwas Näheres darüber zu entnehmen; es wäre interessant zu wissen nicht nur, wie dasselbe zu erklären ist und welchen Antheil daran jener nach neuerlicher Forschung an einer bestimmten Stelle des Gehirns localisirte Sprachsinn hat, ob insbesondere bei Verletzungen dieses Organs nicht nur für das laute, sondern auch für dieses stille Sprechen Störungen eintreten, sondern es fehlen auch alle Beobachtungen darüber, wie weit sich dasselbe und in welchen Formen und Stufen bei Einzelnen und in ganzen Bildungskreisen erstreckt und ausbreitet. Es scheint, daß zahlreiche Menschen, und zwar ebenso Gebildete wie Ungebildete, mit demselben nicht leicht und bequem zurecht kommen, sondern — wenigstens sobald sie allein sind oder sich allein glauben und der Umgebung vergessen — laut peroriren, wie jener Jüngling in einer Goethe'schen Novelle, der Abends vor Schlafengehen alle Erlebnisse des Tages laut besprach und dabei von den Betheiligten, deren Gast er war, behorcht wurde. Ich finde, daß mein Denken, wenn ich allein bin, fast ausschließlich in einem solchen stillen Sprechen besteht, daß dabei die Worte nicht bis zu voller Artikulirung gelangen, sondern nur wie flüchtige, aber deutliche Schatten vorüberschweben, daß sie dialektlos und nur schriftdeutsch lauten würden, daß ich von bekannten Personen, Räumen, Gegenständen und Vorgängen nicht die Namen ausspreche, sondern jene nur still und gleichsam deutend hinzudenke, daß überhaupt das Gestaltendenken sich leicht und vorübereilend zwischen hinein schiebt.

Wenn nun aber das sprachliche Denken und zwar mit Recht als das wahre, dem Zweck angepaßteste, der Form nach vollkommenste Denken bezeichnet werden kann, so sollte man nicht vermuthen, daß es auch noch etwas jenseits desselben Liegendes und nicht niedriger zu Schätzendes geben könne. Und doch kann kein Zweifel sein, daß wir auch noch von einer vierten Denkform, von einem wort- und gestaltlosen, reinen und unvermittelten Denken, einem inneren Merken und Schauen von Beziehungen der Dinge zu reden haben, das dem sprachlichen Aus-

druck selbst noch vorangeht oder ihm überhaupt unzugänglich ist. Zwar die Selbstbeobachtung gibt darüber, wenigstens nach meiner Erfahrung, keinen directen Aufschluß; es scheint sich um einen so internen Act des Geistes zu handeln, daß ein ihn begleitendes Bewußtsein ausgeschlossen ist und darum auch keine Erinnerung davon zurückbleiben kann. Aber indirect läßt sich die Thatsache ja sicher erweisen. Denn wie hätte menschliche Sprache jemals entstehen und sich fortentwickeln können, wenn nicht die Vorstellungen, für die man ein allverständliches Lautzeichen vermißte und suchte, vorher schon ausgebildet und mit Bewußtsein gedacht wurden; wie sollten heute noch neue Wörter und Redeweisen aufkommen, wenn nicht eine sprachliche Lücke zuvor in sprachloser Form empfunden würde? Und wenn man auch sagen und zugeben kann, daß die Sprache mit den Bezeichnungen des sinnlich Erkennbaren, der Erinnerungsbilder, ihren Anfang genommen habe, so konnten doch die abstracten Begriffe, die logischen Binde- und Beziehungswörter, die allein der Sprache das Siegel des Menschengeistes aufdrücken, nicht lange ausbleiben und nur aus dessen unbewußten und apriorischen Elementen herauswachsen. Oder wie wollen wir uns das Denken des Taubstummen vorstellen, der doch sicher so gut wie wir den Gesetzen der Identität, des Widerspruchs und der Causalität folgt, ohne daß sie ihm in der Anschauung gegeben sind? Oder werden wir von dem Lügner, der anders spricht, als er denkt, von dem Diplomaten, der die Sprache als das Mittel, seine Gedanken zu verbergen, bezeichnet hat, annehmen, daß sie das, was sie eigentlich im Sinn haben, sich vorher oder daneben noch in stiller Rede vorsagen müßten? Ja, genauer genommen müssen wir bei allen Sprachen das, was wir sagen wollen, vorher einen Moment lang unsprachlich im Kopf haben, nur daß bei der sicheren Uebung des Gebildeten beides zeitlich ganz zusammen zu fallen scheint und sich nicht mehr von einander unterscheiden lassen will. Aber wie oft geschieht es auch, daß wir etwas sagen, was wir gar nicht sagen wollen, daß wir mehr oder auch weniger gesprochen haben, als wir meinten; in diesem Fall mußte doch immer etwas innerlich Gedachtes vorhanden sein, mit dem wir das wirklich Gesprochene vergleichen. Aus alle dem, meine ich, sei zu schließen, daß dies der Sprache vorausgehende und doch die sinnliche Anschauung überschreitende, reine und unvermittelte Denken der ursprünglichste und unverlorene Besitz unsers Geistes, die Urfunction unseres Intellectes ist, die zwar durch die reiche und hohe Ausbildung unserer Cultursprachen immer mehr in den Hintergrund gedrängt wird, aber doch stets deren erste und letzte Quelle und der Maßstab für alle Sprachvergleichung bleibt. Es gibt jedoch auch jetzt noch verschiedene niedrigere und höhere Formen, in welchen ein solches sprachloses Denken alltäglich zur Erscheinung kommt. Es geschieht dies in dem schon erwähnten, bei allen Ungebildeten fast als Regel geltenden Fall, daß man das, was man sagen möchte, nicht so herausbringt, wie man meint und will, nicht weil die Sprache die entsprechenden Ausdrücke nicht darböte, sondern nur, weil man nicht über sie verfügt. Sodann gibt es aber auch wirklich Unaussprechliches, Anschauungen sowohl als innere Regungen, die der Intellect zwar gewahr wird und zu deuten sucht, aber nicht in Worte zu fassen vermag. Schon für die sinnlichen Eindrücke versagt die Sprache vielfach ihren Dienst. Kein Mensch kann

den Geruch einer Rose, den Geschmack einer Speise, den Schmerz des Zahnwehs mit Worten beschreiben, obgleich der Intellect sie wohl erkennt, unterscheidet und mit Anderem vergleicht. Eine anmuthige oder ergreifende Musik erregt ein Gewoge von Vorstellungen, welche sich der Einkleidung in Worte entziehen und bei jedem Versuch, sie zu deuten, noch einen unausdrückbaren Rest übrig lassen. Und gilt das Gleiche nicht schließlich von allen Künsten? Aber auch nach oben für das Uebersinnliche, die Welt der Ideale, der Ahnungen eines Unendlichen und Unerforschlichen, wo ein sicheres Erkennen und klare Vorstellungen versagt sind, findet die Sprache ihre Schranken, ohne daß darum dies ganze Gebiet dem Menschengeist unzugänglich sein müßte.

Wenn man nun diese vier Formen, das wahrnehmende, gestaltende, sprachliche und wortlose oder unvermittelte Denken überblickt, so wird zwar Niemandem eine derselben ganz verschlossen sein, aber sie werden je nach Beschäftigung und Bildungsgang zu sehr ungleicher Entwicklung gelangen. Das Denken der meisten Menschen wird sich überwiegend in dem Element beschränkter Wahrnehmungen und der entsprechenden Erinnerungsbilder, an welchen die Einbildungskraft nur geringe Umbildungen vornimmt, bewegen; ihr sprachliches Denken wird an dem kleinen Umfang ihres Wortschatzes eine Hemmung finden, das wortlose Denken vorzugsweise an der Unfähigkeit, das Gedachte zum klaren Ausdruck zu bringen, haften. Bei Andern, vor Allem den Gebildeten und Gelehrten, wird das Denken in Worten den ersten Platz einnehmen und auch das anschauende und gestaltende Denken gern den adäquaten sprachlichen Ausdruck suchen; das wortlose Denken des Unaussprechlichen wird nur die seltenere Ausnahme bilden, gemäß dem Spruch: „Der Gedanke fliegt davon, wenn das Wort ihn nicht ereilt.“ Der Werth, Gehalt und die Wirkung des gesprochenen oder gedachten Worts wird aber immer durch die Zuthat der Phantasie, d. h. dadurch bedingt sein, daß die Worte keine bloß eingelernten Phrasen, keine Fabrikwaare oder Rechenpfennige, sondern der Ausdruck einer lebendigen inneren Anschauung und Empfindung sind. Das intuitive Denken in Worten ist nach der formalen Seite und abgesehen vom Inhalt, der sich in höheren oder niedrigeren Regionen bewegen kann, das Vollkommenste und darum die Poesie, wenn sie werthvollen Gehalt in den Schmuck des geflügelten, kunstvoll gestalteten Wortes zu kleiden vermag, nach dem Dichterwort, wenn sie „um die gemeine Deutlichkeit der Dinge den goldnen Duft der Morgenröthe webt“, in intellectueller Beziehung die höchste Leistung des Menschengeistes und als solche zu allen Zeiten erkannt worden.

Wenn ich zuvor gesagt habe, der menschliche Intellect sei das einheitliche Organ oder Vermögen, Vorstellungen zu bilden und zu ordnen, Phantasie, Verstand und ähnliche Namen seien nicht besondere Theilkräfte, sondern nur verschiedene Functionen desselben, so mag das im Bisherigen seine Begründung gefunden haben. Dagegen ist es mit jener Einheit und Einfachheit des Intellects wohl vereinbar, daß ihm für die Bildung und Ordnung seiner Vorstellungen specielle Fähigkeiten zur Seite und zu Diensten stehen, deren Zuthat und Stärkegrad Anlaß geben, bestimmte Ziele und Richtungen des Erkennens oder Handelns vor andern zu bevorzugen. Die alltägliche Erfahrung zeigt unwidersprechlich, daß es eine Anzahl specifischer, von einander unabhängiger Anlagen und Empfäng-

lichkeiten für bestimmte Classen von Vorstellungen gibt, die zwar Niemandem völlig fehlen und insofern zum allgemeinen Inventar der menschlichen Ausstattung gehören, die aber in höchst ungleichen Stärkegraden vertheilt und in der Regel ein anererbter Mangel oder Vorzug sind. Unabhängig von der bloßen Schärfe des Gehörsinns, unterscheiden sich schon in jeder Elementarschule die Kinder in ihrer Anlage für Musik, in der Fähigkeit, die Tonhöhe und die Intervalle abzumessen, Accorde und längere Tonreihen in der Erinnerung festzuhalten. Das Gleiche gilt für den sogenannten Ortssinn, die Auffassung und das Gedächtniß für räumliche Verhältnisse, die man in sehr hohem oder sehr geringem Maße haben, aber, wenn sie fehlen, nur ungenügend durch Uebung erwerben kann, und die wir bei gewissen Thiergattungen in einer uns so wunderbar erscheinenden Ausbildung finden. Jeder Lehrer wird ferner die Erfahrung machen, daß die Begabung für die einzelnen Lehrfächer, insbesondere für Sprachen und Mathematik, in keinem inneren Zusammenhang mit einander steht und ebenso oft getrennt als verbunden vorkommt. Auch das Verständniß für mechanische Zusammenhänge und Arbeiten ist eine solche Specialanlage. Diese verschiedenen Begabungen, die, wo sie in höherem Grad entwickelt sind, Talente heißen, schließen sich zwar keineswegs gegenseitig aus, hängen aber auch gar nicht unter einander zusammen. Ob sich auch in ähnlicher Weise von einem besondern Zeit-, Zahlen-, Formen-, Farben-, Ordnungssinn sprechen ließe, will ich nicht entscheiden. Aber absichtlich habe ich hier das Gedächtniß nicht genannt, weil es kein Gedächtniß im Allgemeinen und für Alles gibt, sondern die Erinnerung stets nur so weit reichen kann, als zuvor Interesse und Verständniß gereicht hat. Vor hundert Jahren hat Joseph Gall, unser geistvoller schwäbischer Landsmann, die genannten und noch manche andere Specialorgane an bestimmte Stellen des Gehirns verlegen und aus der Einsenkung, Flachheit oder Wölbung der Schädelform an den bezeichneten Orten auf deren Stärkegrade schließen zu können geglaubt. Seine Lehre, deren Hauptsätze den gewichtigsten Einwendungen unterliegen, hat in Deutschland kaum Geltung mehr, dagegen in England und Amerika noch zahlreiche Anhänger, darunter solche, die ohne vorgängige Schädelmessung keine Heirath und keine Freundschaft schließen, keinen Beruf wählen, ja keine Magd dingen sollen. Die Möglichkeit, daß specifische Fertigkeiten einen localisirten Sitz im Gehirn haben, läßt sich jedoch nicht zum voraus verwerfen, sondern nur an der Hand der Erfahrung prüfen, und nachdem in dem schon erwähnten Sprachorgan ein solcher Fall von Localisation nachgewiesen worden ist, läßt sich sogar mit großer Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß derselbe nicht allein stehen und der phrenologische Grundgedanke, wenigstens für das Gebiet der intellectuellen Vorgänge, noch weitere Bestätigung finden wird.

Wenn nun der Intellect nach dem früher Gesagten nur das Vollzugsorgan des Willens und Trieblebens ist, wenn die Stoffe und Ziele, mit denen er sich befaßt, ganz davon abhängen, ob die herrschenden Motive seines Inhabers, die Sinnenlust oder der Erwerbstrieb, die Herrschsucht, die Beifallsliebe, der Erkenntnißtrieb, die Lust an der Schönheit, das Pflichtgefühl, das religiöse Verlangen ausmachen, so verleihen ihm nun auch seine speciellen Anlagen und Talente, sowohl ihr Mangel als ihr Besitz, eine bestimmte Färbung und Rich-

tung, zumal jedes Talent nicht ein bloßes Können, sondern auch ein Wollen, eine Neigung seiner Bethätigung in sich schließt. Und so schaffen diese beiden Factoren in ihrem Zusammenwirken jene unendliche Mannigfaltigkeit individueller geistiger Begabungen und Eigenthümlichkeiten, die um nichts geringer ist, als die Verschiedenheit der Charaktere und der Temperamente. Es erklärt sich daraus, wie, ungeachtet dieselben logischen Functionen bei jedem Stoff an sich gleichmäßig wiederkehren, derselbe Mensch doch nach der einen Richtung höchst intelligent, nach einer andern ganz beschränkt und urtheilslos erscheinen kann. Es sind eben diese besonderen Modalitäten der angeborenen Intelligenz, auf welche wir bei der Wahl des Berufs für uns selbst oder für Andere einen großen, oft allzugroßen Werth legen. Wir können nun zwar von der Natur nicht erwarten, daß sie ihre geistigen Ausstattungen dem Schema einer modernen Berufsstatistik anpaßt, aber gewisse Typen lassen sich immerhin unterscheiden, die mehr nach der einen oder andern Richtung hinweisen.

Alle Intelligenz tritt erst im Urtheil und in der Form eines sprachlichen Satzes zu Tage, und da jedes Urtheil wieder seine Begründung fordert und auf Anderes zurückweist, so läßt sich kurz sagen: es ist die Erkenntniß der Causalzusammenhänge, worin sich Phantasie und Verstand zu erproben haben, und die Geister unterscheiden sich vor Allem darnach, auf welchen Gebieten des Erkennens und Handelns und mit welcher Bestimmtheit und Klarheit sie die Verhältnisse von Grund und Folge, die von Ursache und Wirkung erfassen.

Wenn ich absehe von der künstlerischen Begabung, die mir nicht auf einer Specialanlage, sondern immer schon auf einer glücklichen Combination von mehreren zu beruhen scheint, so treten uns die beiden Hauptgebiete menschlicher Thätigkeit, das Erkennen und das Handeln, oder die theoretische und die praktische Begabung entgegen, von welchen die eine wie die andere verschiedene Unterarten in sich befaßt.

Auf der theoretischen Seite ist eine Sache ganz ausgesprochener und besonderer Anlage das Verständniß der mechanischen Causalität. Es gibt höchst intelligente und gelehrte Männer, die es ihr Lebenlang nicht dahin bringen, den Mechanismus einer Mühle, einer Uhr, einer Locomotive zu verstehen, ja oft nicht eine Schleife zu knüpfen, oder sich richtig aus- und anzukleiden. Dagegen sehen wir ebenso oft, wie Andere, schon als Kinder und selbst bei sonst mittlerer oder schwacher Begabung, große Neigung und rasches Verständniß für alles Bauen, Construiren, Nachbilden und Verbessern mechanischer Werkzeuge und Gebilde haben. Die Phrenologen nennen diese Fähigkeit, wenn auch in etwas weiterer Ausdehnung, den Bausinn. Der schwäbische Dialekt hat in dem anderwärts unbekannten und etymologisch dunkeln Wort „Bästler" einen besonderen Ausdruck für den Inhaber jenes Talents. Es kann nicht wohl bedeutende Mechaniker oder Ingenieure geben, die dieser Anlage entbehrten, während dieselbe andererseits auch vielfach überschätzt und dabei verkannt wird, daß noch manches Andere hinzukommen muß, wenn sie für die Berufswahl entscheidend werden soll. Im Uebrigen wird freilich weder der Landwirth oder Handwerker noch der Techniker jeder Art, noch der experimentirende Naturforscher ohne einen

ordentlichen Antheil an dieser, den Kunstfertigkeiten gewisser Thiergattungen vergleichbaren Eigenschaft gut auskommen können.

Als zweite Art specifischer theoretischer Begabung nenne ich die mathematische. Die Mathematiker selbst sind zwar häufig geneigt, zu bestreiten, daß für ihr Fach eine besondere Beanlagung erforderlich sei. Mathematik sei nur angewandte Logik und bei gutem Unterricht und Fleiß Jedem nach dem Maß seiner allgemeinen geistigen Begabung zugänglich. Kein Lehrer wird ihnen jedoch nach seinen Erfahrungen hierin Recht geben, sondern bestätigen, daß auch unter sonst gleichen Bedingungen die Einen leicht und gerne folgen, Andere, selbst besser begabte Schüler, sich mit erzwungenem Fleiß ohne erhebliche Erfolge damit plagen. Es gehört eine ganz besondere und eigenartige Einbildungskraft dazu, um abstracte Zeichen und Formeln für die Relationen von Zahlen, Raumgrößen und Bewegungen, die nichts sinnlich Wahrnehmbares mehr enthalten und doch vom Sinnlichen gelten sollen, zu verstehen und mit ihnen zu operiren, als ob sie noch etwas Wirkliches wären. Das Zuviel und Zuwenig von Phantasie ist gleich hinderlich. Den geistvollsten und scharfsinnigsten Köpfen, ich nenne nur Goethe, Schopenhauer und Strauß, war die über das Elementare hinausreichende Mathematik abstoßend und unzugänglich. Der weiblichen Einbildungskraft ist kein Theil des menschlichen Wissens in gleichem Maße fremd, wenn es auch vereinzelte Ausnahmen gibt, und im Kopfrechnen die Knabenschulen von den Mädchenschulen durchschnittlich übertroffen werden sollen. Daß aber die allgemeine und die mathematische Begabung sich nicht decken, geht schon daraus hervor, daß nicht selten auch die größten Mathematiker gegen sehr einseitige und verkehrte Urtheile über Dinge eben der realen Welt, deren Maße und wirkende Kräfte sie uns berechnen, keineswegs gesichert sind.

Ich erwähne noch als Drittes das Verständniß für abstracte Begriffe und deren causale Zusammenhänge, das unumgängliche Erforderniß für jede in höherem Sinn wissenschaftliche, zumal für jede philosophische Geistesarbeit. Um mit reinen Denkerzeugnissen, die jede sinnliche Anschauung ausschließen, doch noch klare und scharf abgegrenzte Vorstellungen zu verbinden, ist eine eigenthümliche Feinheit und Präcision des Denkens erforderlich, die ohne specifische Anlage nicht wohl erreichbar und oft vielen reichbegabten Köpfen völlig versagt ist.

Etwas von aller theoretischen Begabung wesentlich Verschiedenes ist die Klugheit des Handelns, des praktischen Lebens. Sie zerfällt wieder in eine Menge von Unterarten, die ich nicht versuchen kann aufzuzählen, je nach dem Feld, auf dem sie sich zu bewegen hat; sie erstreckt sich auf das öffentliche und Privatleben, auf die beruflichen wie auf die geselligen Verhältnisse. Alle Stände bedürfen ihrer von den höchsten bis zu den kleinsten Verhältnissen. Das Wesentliche und Gemeinsame aller praktischen Thätigkeit ist aber, daß in allen wichtigeren Fällen mit unsicheren Factoren zu rechnen, auf der Grundlage unvollständiger Prämissen eine Entscheidung zu treffen, gewissermaßen die Zukunft zu errathen ist. Mit der bloßen Logik reicht man nicht weit, am wenigsten in dem wichtigsten Kapitel der Menschenkenntniß. Abgesehen von den wohlthätigen Schranken, welche Recht und Moral dem menschlichen Handeln setzen, ist stets noch ein weites Feld von Möglichkeiten offen, deren keine ganz gesicherte Chancen

bietet. Der Staatsmann, der Feldherr, der Arzt, der Kaufmann, der Unternehmer jeder Art, auch der Familienvater sind oft genug darauf angewiesen, mit theilweise unsicheren Größen zu rechnen, aus einzelnen, meist zusammenhangslosen Thatbeständen, Notizen und Anzeichen eine Hypothese zu ersinnen, mit welcher sich dieselben noch am besten vereinigen lassen, und sich schließlich mit einer Wahrscheinlichkeit zu begnügen, für welche doch die sogenannte Wahrscheinlichkeitsrechnung keinerlei Dienste zu leisten pflegt. Es handelt sich mehr um einen gewissen Takt, ein glückliches Errathen und Treffen, als um ein methodisches, schulgerechtes Denken, wie denn die Gelehrten meist keine guten Speculanten sind. Charakter und Temperament wirken mit der Intelligenz zusammen, und es ist die Totalität der ganzen Persönlichkeit, die aus dem Schlußergebniß erkennbar wird. Erst im Handeln, nicht im Denken zeigt der Mensch, was an und in ihm ist.

Ich weiß nun wohl, daß alle bisherigen Unterscheidungen einen Hauptpunkt, an den man bei unserm ganzen Thema zunächst denken mag, noch gar nicht berührt haben. Innerhalb aller dieser Denkformen und Anlagen gibt es wieder zahlreiche graduelle Abstufungen eines feineren und gröberen, eines rascheren und langsameren, eines tieferen und oberflächlicheren, eines logischeren und unlogischeren, eines verworreneren und klareren Denkens. Diese Gradunterschiede lassen sich jedoch nur constatiren, aber weder genauer abmessen noch erklären, so wenig wir etwas Weiteres darüber zu sagen wissen, warum der Eine ein schärferes Ohr, bessere Augen, eine feinere Nase und Zunge hat als der Andere. Hier haben die besonderen Talente und jene Prädicate scharfsinnig, tiefsinnig, geistvoll mit manchen andern ihren Platz, sowie auch deren Gegentheile. Die Logik gibt uns zwar die Bedingungen an, denen ein vollkommenes Denken entsprechen müßte, aber sie selbst will und kann uns nicht zu richtigen Urtheilen führen. Den bloßen Schluß aus zweifellosen Vordersätzen, daß, wenn alle Menschen sterben müssen und ein Mensch, Namens Cajus lebt, auch dieser Cajus dem Tod verfallen wird, oder daß, wenn alle Esel Säugethiere sind und alle Esel lange Ohren haben, es Säugethiere mit langen Ohren geben muß, vollzieht jeder Schulknabe so leicht und sicher wie der große Aristoteles. Es handelt sich darum, neue und richtige Urtheile zu bilden und unter sich zu verknüpfen; im Schlußsatz, im Ergo werden die Schwierigkeiten nicht liegen. Alle großen Entdeckungen und Fortschritte der Erkenntniß kamen nicht ohne, aber auch nicht durch die logischen Regeln zu Stande; sie hatten im Kopfe ihres Urhebers zuerst den Charakter von Einfällen einer glücklichen Stunde; sie entstammen einem mit einem Male sich erschließenden Merken oder inneren Schauen zuvor unbeachteter Bezüge von Erscheinungen oder Begriffen; der Beweis kommt in der Regel erst hintendrein. Es liegt eine tiefe Wahrheit in dem Spruch: „Das Geheimniß des Genies ist Aufmerksamkeit.“ Das intuitive oder schauende und von dem Gefühlswerth seines Inhalts begleitete Denken ist dessen höchste Form. Je tiefer sich der Menschengeist in seine höchsten Probleme versenkt, je reicher und vielseitiger andererseits seine Anschauungen und sein Wissen sind, um so weiter wird sich sein Gesichtskreis und Ueberblick erstrecken, und ein um so helleres Licht wird auch auf die Einzelerscheinungen fallen. Die Gegenwart liebt mehr als irgend

ein früheres Zeitalter den andern Weg der weitestgehenden Arbeitstheilung und Beschränkung. Sie hat alle Ursache, sich ihrer Erfolge zu rühmen und bietet den großen Vortheil, daß auch die Mittelmäßigkeit ihren Antheil an dem Aufbau der Wissenschaften nehmen kann. Viele kleine Fortschritte können sich zu einem großen summiren; sie thun es aber freilich nicht von selbst, sondern nur in dem Kopf, der sie zu verknüpfen weiß. Die Völker und Zeitalter haben auch in der Wissenschaft ihren specifischen Charakter. In Deutschland herrscht die mikrologische Forschung, die gelehrte Zwergwirthschaft, die Hochfluth der Monographien und Minimographie in dem Buch der Natur und noch mehr in dem der Geschichte, zumal der Literaturgeschichte, vor. Es wird wohl auch wieder eine Zeit kommen, in welcher das Zerstreute gesammelt, das Zusammenhangslose verknüpft, und auf dieser Grundlage eine neue Gesammtanschauung von Welt und Leben erstehen wird. Glücklich sind Diejenigen zu preisen, die eine solche Zeit erleben werden.

Colonialpolitik und ihre Mittel.

Vom
Vice-Admiral **Batsch.**

Für Colonialpolitik spricht ein Seeofficier, wie der Zolleinnehmer für Einfuhr, der Landwirth für den Kornzoll, der Agent des Lloyds für die Auswanderung, oder der Jäger für Aufforstung des Ackerlandes. Verfasser dieses hat deshalb auch nicht die Absicht, zu erörtern, ob Colonialausbreitung gut ist oder nicht; es ist ihm nur zu thun um einen Hinweis auf so Manches, was beachtenswerth ist, wenn man eine coloniale Ausbreitung für nützlich hält.

Daß es im Deutschen Reich „Colonialschwärmer" gibt, die der Sache gegenüberstehen mit der Anschauung, als wäre diese Art Ausbreitung nur eine unerläßliche Zuthat zu des Reiches Herrlichkeit, ist wohl nicht zu leugnen. Indeß glauben auch sie gute Volkswirthe zu sein, und lassen sich durch den Spott der Gegner nicht beirren. Und daß es so ist, kann man nur als ein Glück ansehen; denn ohne Zuthat von Schwärmerei werden Dinge, an deren Durchführung sich die öffentliche Meinung betheiligen soll, nur selten ins Werk gesetzt.

Daß solche Dinge indeß einer gesunden Begründung nicht entbehren dürfen, versteht sich von selbst. Es ist hier nicht am Platz, zu erörtern, ob dem so ist; es genügt die Thatsache, daß die Machtfactoren des Reichs, das ist also auch die Nation sammt dem größeren Theil ihrer Vertretung, sich für die Sache erklärt haben.

Zu Nutz' und Frommen Derjenigen, die den Beruf des Verfassers auf solchem Gebiete doch nicht für ganz einwandfrei halten, will derselbe schon jetzt erklären, daß eine Steigerung des Marineetats das Endergebniß dieses Aufsatzes nicht sein wird. Wenn etwas jenen Etat Betreffendes, so könnte es allenfalls eine Entlastung des Staatssäckels in anderer Beziehung sein.

Auch bei der Erörterung, um die es sich in diesem Falle handelt, kann man freilich nicht alles das übergehen, was von Freunden, wie von Gegnern pro et contra geltend gemacht wird; denn die Mittel, deren man sich zur Colonialpolitik bedient, erhalten dadurch ihre Beleuchtung.

Es ist für nicht Wenige befremdend gewesen, daß die Einleitung colonialer Ausbreitung dem Vollzug der neuen Wirthschaftspolitik, d. i. derjenigen von

1879, folgte. Sie meinten, eine überseeische Ausbreitung vertrüge sich nicht mit der Erschwerung des Grenzverkehrs, und eine solche meinten sie in dem erhöhten Zolltarif erblicken zu müssen. Das wird indeß durch die Thatsache widerlegt, daß recht alte Schutzzoll-Länder die Colonisation mit nicht wenig Erfolg betrieben haben.

Wenn man Diejenigen ausnimmt, denen es vorzugsweise darauf ankommt, dem jetzt herrschenden Streben den Boden unter den Füßen zu entziehen, so findet man, daß Gegner wie Freunde der Colonisation volkswirthschaftlich dasselbe wollen. Für den unbefangenen Beobachter bekämpfen sie sich nur in den Mitteln. Die Gegner der Colonialpolitik wollen erweiterte Märkte für die Erzeugnisse des Gewerbfleißes; sie verlangen nach neuem Raum für den wachsenden Ueberschuß der Bevölkerung, wenigstens will dies der größere Theil von ihnen; sie zählen in ihren Reihen viele, die der Thatsache einer Uebervölkerung überhaupt zweifelnd gegenüberstehen, so z. B. die Landwirthe, deren Arbeitsmarkt sich zusehends verdünnt, und die behaupten, daß unser eigenes Land bei Weitem noch nicht bevölkert genug sei. Und was die Ausfuhr von Fabrikaten betrifft, so sind sie der Meinung, daß diese durch Colonialausbreitung nicht gefördert werden könne, daß sie sich nicht in ein für allemal bestimmte Wege leiten lasse, sondern in ihren Zielen ungehemmt sein müsse. Auch mit der Auswanderung könne die coloniale Richtung niemals Hand in Hand gehen, denn der Trieb der Auswanderung und der Trieb der colonialen Ausbreitung könnten sich, so wie die Sachen liegen, nicht mehr decken. Den Gegenden, welche für Colonieen heute in Betracht kämen, werde die Auswanderung immer entfremdet bleiben.

Die Gegner dieses Schlages haben insofern Recht behalten, als es sich bis jetzt um Gegenden gehandelt hat, die einer Auswanderung nicht günstig sind. Aber auch für jede andere Art der Ausbreitung wollen diese Gegner von dem mit der Colonialpolitik verbundenen Flaggenschutz nichts wissen, weil schon allein dieser Schutz ihnen als ein Hemmniß erscheint, welches einer wirklich nützlichen Art von Ausbreitung hinderlich sei. An die Flagge, so meinen sie, knüpft sich immer die Drohung der Gewalt, und mit der ins Ungemessene fortzusetzenden Herrschaft der Gewalt müßte der heutige Culturstand nachgerade fertig sein.

Könnte man ihnen in diesem Punkte nur Recht geben, wie gerne würde man ihnen dann nicht in so vielen anderen folgen!

So sprechen die Gegner; aber merkwürdiger Weise sprechen in einem ganz ähnlichen Tone — was diesen Punkt anbetrifft — auch die Freunde der Colonialpolitik. Man hat namentlich in den ersten Jahren nach 1884, dem Jahre der Inauguration, sehr viel von der sogenannten „friedlichen" Colonialausbreitung hören müssen. Wenn bei den Versammlungen von starken Schutzmitteln die Rede war, erfolgte meistens eine weihevolle Ablehnung; darin hat sich aber seit den Unruhen und Mißhelligkeiten in Ostafrika ein heilsamer Wechsel vollzogen. Der Ausdruck „friedliche Colonialpolitik" wird nur noch selten gehört, denn man hat eingesehen, daß wilde, halbwilde, ja, sogar manche recht civilisirte Völkerschaften von dem Culturberuf eines neu hinzukommenden „weißen Mannes" nicht so leicht zu überzeugen sind.

Das Deutsche Reich hat jetzt sieben Jahre des Versuches einer Colonialpolitik hinter sich, und wenn man Rückschau hält, findet man, daß der hier beregte Irrthum eine große Rolle gespielt hat, und das ist in recht hervorragendem Grade der Fall gewesen bei denen, die sich die Freunde der colonialen Ausbreitung genannt haben. Man liebte es, den Culturberuf an die Spitze zu stellen, die höheren Ideale als das allein zu Erstrebende hervorzuheben, und man hat meistens übersehen, oder, wer es nicht übersah, hat es verschwiegen, daß die alten Formen und Mittel von den alten Beweggründen unzertrennlich sind. Man darf aber nicht ungestraft vergessen, daß die letzteren sich keineswegs mit den idealen Zielen decken.

Als der Prinz Eugen von Savoyen nach dem Utrechter Frieden eine Gesellschaft bildete, die sich Grundbesitz in Hindostan erwarb, und diesen mit Ostende in Verkehr setzte, legte er großen Werth darauf, daß gleich das erste Schiff bei der Rückkehr eine Dividende brachte. Aber wenn es auch dem ersten nicht gelänge, so müßte es wenigstens bei der zweiten Fahrt der Fall sein. Die Gesellschaft hat gute Geschäfte gemacht, und würde dem Culturberuf unter den Hindus gewiß mindestens ebensoviel Ehre gemacht haben, wie es nachmals die Engländer thaten. Es war nicht des Prinzen Schuld, daß die Gesellschaft wieder einging, und daß die deutsche Niederlassung am Hooghly der Englisch-Ostindischen-Compagnie in den Schoß fiel. Dies kommt hier nicht in Betracht. Der Untergang jener an sich ganz vielversprechenden Unternehmung lag hauptsächlich daran, daß man im Reich deutscher Zunge überseeische Politik für etwas ganz Utopisches hielt, und es danach behandelte.

Ich erwähne den Fall aus einem näher liegenden Grunde; auch einem Realpolitiker, wie dem Prinzen Eugen, lagen ideale Anschauungen nicht fern; er war ebenso durchdrungen von dem Culturzweck solcher Unternehmungen, wie man das heute zu sein vorgibt; aber er war ebenso überzeugt, daß der Culturzweck einer solchen Unternehmung jedesmal hinfällig werde, sobald sie nicht gewinnbringend sei. Dies wird heute oft übersehen oder verschwiegen.

Wäre nur das Erstere, das Uebersehen, der Fall, so wäre das ein geringer Fehler; schlimmer dagegen steht es um das letztere, das Verschweigen.

Daß thatkräftige Menschen sich rein idealen Zwecken opfern, ist in der Weltgeschichte oft dagewesen, und es ist zu hoffen, daß das Geschichtsbild unserer eigenen materiellen Zeit deren nicht ganz ermangelt; eine andere Frage ist es, ob man überseeische Unternehmungen darauf gründen kann. Unter den heutigen Freunden der Colonialpolitik sind viele, die es behaupten. Den Beweis, daß es wirklich geht, werden sie wahrscheinlich schuldig bleiben, und wenn man auf die sieben Jahre zurückblickt, ist man versucht, an den schon vorhandenen Gegenbeweis zu glauben. Man braucht nur Ostafrika ins Auge zu fassen, und wird nicht behaupten können, daß man nach siebenjährigem Streben der Verwirklichung idealer Zwecke schon sehr viel näher gekommen wäre. Dagegen wird man einwenden, daß der Zeitraum ein viel zu kurzer sei, um ein Urtheil zu rechtfertigen, und dies ist richtig; selbst ein Jahrhundert ist für die Verwirklichung großer Culturziele nur eine kurze Spanne Zeit; doch darf man wohl fragen, ob der betretene Weg zu einer Verwirklichung überhaupt führen kann.

Der Verfasser dieser Zeilen fühlt nur sehr eingeschränkt den Beruf, die Frage zu beantworten, und das Schlimmste für ihn ist die Befürchtung, daß er sich mit seinem Standpunkt weder bei den Freunden noch bei den Gegnern der Colonialpolitik Zufriedenheit erwerben wird.

Der Standpunkt des Seeofficiers verbietet ihm, wie schon betont, von der Flotte zu sprechen, soweit man darunter das schwimmende Material versteht. Das Personelle wird er nicht so ganz außer Betracht lassen können; sachlich wird er aber seiner Aufgabe gerecht zu werden suchen, ohne von einer Vermehrung der Schiffe zu sprechen. Kriegsschiffe sind ein nothwendiges Uebel, welches mit dem Maße colonialer Ausbreitung von selbst wächst, und die Ausbreitung zu fördern ohne dieses Wachsthum, ist schwer denkbar.

Stellt man sich auf den Standpunkt unserer Freunde der Colonialpolitik, so verlangen sie den Besitz von Landstrecken, die bis dahin herrenlos waren, wollen in diesen die nationale Flagge entfalten und diese durch Schutzbriefe verbürgt sehen. Machtmittel sollen von Seiten der heimischen Regierung nur in Gestalt von Kreuzerschiffen gegeben werden, die theils ständig, theils zeitweise an den Küsten sich aufhalten, und für die heimische Regierung eine Art von Vertretung darstellen. Die Sicherung von Land und Leuten im Innern soll den Machtmitteln der Colonie selbst überlassen bleiben. Im Uebrigen soll die Bedeutung und Macht des Vaterlandes den Schutzbriefen den erforderlichen Rückhalt gewähren.

Man kann zugeben, daß dies in vieler Hinsicht genügt, den Credit solch' auswärtigen Besitzes zu stärken, namentlich bei den unmittelbaren Nachbarn des heimischen Staates; denn jeder günstige Friedensschluß am Rhein oder an der Weichsel wird den betreffenden Grenzstaaten eine Verbindlichkeit auferlegen.

Für jede an Ort und Stelle auftretende Rivalität gestaltet sich das schon zweifelhafter. Dort können mißgünstige Nachbarn gebildeten, halbgebildeten oder rohen Völkern angehören; bei den gebildeten pflegt feindliche Einwirkung zuerst mittelbar aufzutreten, bei den halbgebildeten schon etwas directer, bei den rohen geradezu und unmittelbar. Bei den Letzteren zumal reicht die der Flagge erwiesene Achtung nur so weit, wie der ihren rohen Neigungen entsprechende Gewinn. Läßt dieser nach, so wenden sich ihre Neigungen dorthin, wo ihnen Ersatz geboten wird, und der Schaden der ihnen bis dahin als Schutz dienenden Flagge kommt dabei nicht in Betracht. Eingebildeten Vortheilen, zu welchen sie die „idealen Zwecke" rechnen, pflegen rohe Völker nicht sonderlich zugänglich zu sein. Hört man beispielsweise, daß hier oder da der Ungar dem Deutschen vor dem Engländer den Vorzug gibt, so darf man das nur so hoch schätzen, als es Werth hat. Wo der Brite dem Wilden mehr bietet, verliert der Deutsche gerade so viel als der Unterschied beträgt. Vor Allem aber hat der Wilde ein sehr feines Gefühl dafür, hinter welchem von beiden der nachhaltigere Druck der heimischen Regierung steht. Der gewöhnliche Maßstab für die Nachhaltigkeit solchen Druckes ist die Zahl, mit der die colonisirende Macht auftritt, die Dauer ihres Aufenthaltes und die „Ubiquität" oder das „Ueberall zur Hand sein" der Machtmittel. Das ist der Vortheil, den der Brite fast überall voraus hat. Beim Neuauftreten einer anderen Colonialmacht erscheint es zuweilen, als ob er im Nachtheil wäre,

weil rohe Völker sich dem Neuen gern zuwenden, und weil die von Ausbeutung strotzende Vergangenheit des Briten dieser Neigung Vorschub leistet.

Gelingt es unseren Landsleuten, die Ausbeutung in die Hand zu bekommen, so können sie eine Weile an der Reihe bleiben; auf die Dauer kommt sicher wieder der neu Hinzukommende daran, oder der alte Rival; es wäre denn, daß man ihn auf Dauer in dem zu gewährenden Nutzen und in der Drohung mit Machtmitteln überbieten kann.

Das gilt für diejenige Art auswärtigen Besitzes, die Handelsausbeutung zum Zweck hat, und wo man zur Förderung desselben die eigenen Flaggstöcke aufrichtet. Denn alle diejenigen Freunde der Colonialpolitik, die einer solchen Art Ausnutzung des Seehandels das Wort reden, verlangen die Entfaltung der Flagge; sie halten fest an dem Grundsatz, wonach der Handel der Flagge folgt. Es ist der Punkt, wo sie sich mit den Freunden des Seehandels, welche Gegner einer Colonialpolitik sind, im Gegensatz befinden. Die Letzteren erblicken in der Flagge der überseeischen Märkte lediglich eine Erschwerung des Handels, nicht eine Förderung desselben; und außerdem sehen sie in der Flagge einen Zuwachs von Verpflichtungen für den heimischen Staat, der, nach ihrer Meinung, unnöthiges Geld kostet und ihn namentlich zu einer sehr kostspieligen Marinepolitik zwingt.

Die Erörterung, welcher Mittel es zu dieser Art Colonialunternehmungen bedarf, ist nicht neueren Datums; sie bot reiches Material schon zu einer Zeit, wo selbst die an der Gründung des Deutschen Reiches betheiligten Staatsmänner — oder, wie ich wohl richtiger sagen muß: der Staatsmann — solchen Unternehmungen ganz abgeneigt waren. Man liebte es, die Nothwendigkeit von Colonien damit zu begründen, daß man einer Marine bedürfe. Die damit verbundene Vertauschung von Zweck und Mittel wurde häufig übersehen und nicht bedacht, daß man durch eine solche Begründung den Gegnern der Colonisation das Heft in die Hand gab. Denn für diese liegt ein Haupteinwand gegen die Colonialpolitik gerade darin, daß man, ihres Schutzes halber, „das nothwendige Uebel" einer Marine nicht vermeiden könne.

Daß dann eine Marine auch noch für andere Zwecke nützlich und nothwendig sei, als nur für den Schutz des Seehandels und der Colonien, wurde um so lieber übersehen, als man die heimathlichen Grenzen — gleich viel ob Wasser oder Land — durch das schlagfertige Heer für genügend sicher hielt.

Es ist nun bekanntlich vor dem Entstehen des Deutschen Reiches für die Schöpfung einer Flotte nicht gerade viel, für eine coloniale Ausbreitung aber gar nichts geschehen. Was das Erstere betraf, so konnte man sich dem Bedürfniß nicht verschließen; das Letztere aber hielten die Staatsmänner Preußens keinenfalls für angebracht. Die Richtung war mehr oder weniger freihändlerisch, und war auswärtigem Besitz, sei es in Privathänden mit Flaggenschutz, sei es als Kronbesitz, durchaus abgeneigt.

Demungeachtet hat man bei der Gründung der Marine Bedacht genommen, daß der Fall eintreten könne; und nun er eingetreten ist, wird er in der Entwicklung der Marine berücksichtigt. Beim Bau der Schiffe sucht man dem Colonialdienst gerecht zu werden, und schafft Fahrzeuge, welche sich für diesen Dienst besonders eignen. Es war beim Beginn der Colonialpolitik leider aus-

gesprochen worden, daß es zu deren Behuf einer Vergrößerung der Flotte nicht bedürfe. Eine solche Voraussage konnte sich aber nicht bestätigen, weil Ausbreitung über die Seegrenze hinaus ohne vermehrte Marineausgaben nicht denkbar ist. Die Voraussage war aber gemacht, und, weil sie nicht zutraf, gab sie den Gegnern berechtigten Grund zur Klage. Dies hatte die weitere unangenehme Folge, daß gegenüber dem wirklichen Bedarf die Marine sich zurückhalten mußte, um jener Klage nicht noch mehr Nahrung zu geben. Nur dadurch ist es gekommen, daß bei den bekannten ersten Unruhen in Ostafrika an der dortigen Küste Seestreitmittel in Thätigkeit traten, die drei verschiedenen Herren dienten. Der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, dem Reichs-Commissar und der Kaiserlichen Marine. Da Alle ihre Schuldigkeit in vollem Maße gethan haben, so braucht man nicht viel darüber zu sagen; immerhin ist es denkbar, daß eine solche Zersplitterung dem Zweck nicht entspricht, und sie würde in Zukunft wohl besser zu vermeiden sein.

Werden aber solche Schutzmittel in eine Hand gelegt, so kann es nur die der heimischen Regierung sein, und damit sie ihrer Schutzpflicht gerecht werden könne, muß sie den Aufwand für Streitmittel vermehren, und je mehr dies geschieht, desto mehr steigert sich der Widerstand der Gegner.

Der richtige Maßstab für eine Flotte, wie das Deutsche Reich sie benöthigt, ist noch nicht gefunden; Seeofficieren räumt man die Bemessung eines solchen nicht gern ein, denn sie verfallen zu leicht dem Verdacht „rabiater" Berufsleidenschaft. Hört man die Aeußerungen, wie sie heute von fast allen Parteien im Reichstag fallen, so wird beklagt, daß Fachmänner den Finanzpunkt zu sehr außer Acht lassen; das angeblich „Uferlose" ihrer Wünsche wird belächelt, denn — so heißt es — das ist doch klar, daß das Reich neben einem „großen Heer" nicht „auch noch" die Last einer großen Flotte tragen kann.

Der sogenannte „Völkerfrühling" von 1848 hallte wider von dem Ruf nach einer „Achtung gebietenden" Flotte. Zu einer Zeit, wo man auch die Einheit des Reiches noch zu den „uferlosen" Plänen rechnete, machte man sich nicht sonderliche Gedanken darüber, was unter dem „Gebot der Achtung" eigentlich zu verstehen sei. Hätte man das Wort zur That machen können, so würde wohl die Politik von Malmö und der Londoner Protocolle einen anderen Lauf genommen haben.

Das „Plus" an Truppenmacht, welches der deutsche Bundesfeldherr den Dänen wegen Mangels einer Flotte entgegensetzen mußte, berechnete der General von Hochmus auf etwa 40 000 Mann. Er interessirte sich für die Sache, denn er war zwar Oesterreicher, aber doch Reichs-Marineminister. Die Sachkunde konnte man ihm nicht ganz absprechen, denn er wußte aus eigener Erfahrung, was das Zusammenwirken von Landmacht und Seemacht zu bedeuten hatte. Die bekannte syrische Campagne gegen Mehemet Ali hatte ihm nicht unbeträchtliche Lorbeeren eingetragen. In den Herzogthümern handelte es sich um einen Feldzug in winzigem Maßstabe. Im Feldzug 1806/7 brauchte der erste Napoleon an Truppen, die lediglich an einer fast unangegriffenen Küste auf Wache standen, die nicht unbeträchtliche Zahl von 75 000 Mann. Wenn man die Zahlen über-

blickt, die bei einem Feldzug heute in Anschlag kommen, so ist leicht zu berechnen, welcher Flankendeckung es gegen den wesentlich verschärften Seeangriff bedarf.

Dies hat mit der Colonialpolitik nichts zu thun, sondern nur mit der Frage einer Flotte, die dem Steuerzahler „auch noch" aufgebürdet werden soll; von ihr hängt die Machtstellung in der Heimath ab, und diese hat mit der Colonialpolitik sehr viel zu schaffen.

So begegnet man mit Bezug auf den neuen Marineetat in der Presse der Aeußerung, wie es auffallen müsse, daß der Marineminister es nicht für nöthig finde, die Ostküste Südamerikas mit Schiffen zu besetzen. Die Aeußerung ist erklärlich, weil man es für gut befunden hat, „politische Dienste" als ein besonderes Marinecapitel aufzustellen. Sonst war die Marine nur eine militärische Anstalt, die dem politischen Dienst mit ihren Mitteln zu Hülfe zu kommen hatte, und alle Schiffe und Fahrzeuge, gleichviel welchem Typ und welcher Classe sie angehörten, dienten kriegerischen Zwecken. Heute macht man einen Unterschied zwischen solchen Zwecken rein militärischer Art und solchen für den politischen Dienst. Wird einer internationalen Differenz wegen ein Panzergeschwader ins Mittelmeer geschickt, so ist das „politischer Dienst", und wenn der Kreuzer „Schwalbe" einem Negerkönig in Camerun die Zähne zeigt, so ist auch das kaum etwas Anderes als politischer Dienst. Weil nun aber gerade jetzt die Negerkönige im Vordergrunde stehen, so nennt man die ihnen geschenkte Aufmerksamkeit vorzugsweise „politischen Dienst" und erregt damit den Zorn der Gegner der Colonialpolitik. Die Unterscheidung würde an sich ebenso wenig auf sich haben wie etwa die zwischen Uebungs-, Kreuzer-, Schul- und Manövergeschwader; sie bringt aber für den Uneingeweihten die ganze Marinefrage in ein unrichtiges Licht und in Folge dessen in eine unrichtige Behandlung.

Hier ist nicht der Ort, dies weiter zu erörtern; es möge die Andeutung genügen. Schreiber dieses hätte Grund genug, sich gegen Angriffe zu wehren, denen er gelegentlich einer Publication älterer Aufsätze ausgesetzt ist. Man macht ihm eine „uferlose" Liebhaberei für Schlachtflotten zum Vorwurf; eine solche Anklage ist indeß nicht begründet, denn auch er räumt gerne ein, daß es unendlich viel schöner und billiger wäre, wenn das Deutsche Reich sich ohne Schlachtflotten behelfen könnte; mit jedem Schritte näheren Eingehens auf den Gegenstand kommt er aber zu dem Ergebniß, daß weder die innere noch die äußere Sicherheit sich ohne solche kostbare Zuthaten wird garantiren lassen. Der Seehandel fordert Sicherheit der Etappenstraßen auch ohne Colonialpolitik; tritt diese hinzu, so wächst naturgemäß das Bedürfniß an Sicherungsmitteln, aber nicht bloß in Gestalt von Schiffen für den „politischen Dienst", sondern auch von solchen für einen etwaigen handgreiflichen Streit um die Freiheit der Bewegung auf dem Meere. „Seeherrschaft" ist ein anmaßendes Wort und klingt nach Chauvinismus; es war angebracht in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, wo nach Trafalgar die Souveränetät des britischen Dreizacks in den Schubfächern fast aller Waarencomptoire an den Hafenplätzen aller Oceane fühlbar war. In etwas hat sich das geändert mit der Herrschaft des Dampfes und mit der Ebenbürtigkeit, die auch unbedeutenderen Flotten daraus erwuchs.

Die hohe Politik ist nicht Sache seemännischer Fachleute, und die Frage, ob eine Flotte des Deutschen Reiches sich im nächsten größeren Seekriege mit der Rolle zu bescheiden hat, wie sie in den Napoleonischen Kriegen etwa die portugiesische Flotte zugetheilt erhielt, diese Frage zu beantworten, ist Sache der Staatsmänner, nicht der Seeleute. Im Gefolge einer anderen größeren Macht einherzuziehen, ist für eine so junge Flotte nicht gerade unehrenhaft; man muß nur eben des Anschlusses sicher sein. Flotten zu bauen, deren wesentlicher Zweck darin besteht, sich in den Häfen einzuschließen und auf die Gelegenheit zu jenen „Vorstößen" zu warten, mit denen manche Strategen und Taktiker sich so gerne beschäftigen, ist der größte Luxus, den ein Staat treiben kann, und um den die Steuerzahler am wenigsten zu beneiden sind.

Alles das erscheint wie eine Abschweifung von unserem Gegenstande, ist es aber nicht. Das erste und vornehmste Mittel einer Colonialpolitik ist eine Heimathsmacht, die bis in das Herz der Colonien fühlbar ist. Eine Armee genügt dazu nicht, und wenn sie noch so groß wäre. In der Erkenntniß dessen ist man bemüht gewesen, die Vorzüge der Armee auf die Colonien zu übertragen; die Art, wie es geschehen ist, genügt auf die Dauer aber ebenso wenig; man hält es für ausreichend, geworbene Schwarze in Reih und Glied zu stellen und sie durch weiße Officiere und Unterofficiere ausbilden und führen zu lassen. Daß man mit einem solchen Verfahren bis dahin gute Resultate erzielt hat, ist aller Achtung werth; es kommt aber darauf an, sie dauerhaft zu machen, und das auf die Dauer allein wirksame und gültige Mittel ist die Ueberlegenheit des weißen Mannes. Die Colonialpolitik stellt Aufgaben, denen noch so wohl dressirte schwarze Scharen nicht gewachsen sind.

Man hat wohl eingesehen, daß mit einigen Geschenken an die Negerkönige und mit den Palavern der Häuptlinge die Sache nicht abgethan ist, sondern daß ein großer Theil der Vertragsgebiete doch erst erobert werden muß. Es haben auch viele Erörterungen darüber stattgefunden, ob man sich mit schwarzen Truppen behelfen könne oder ob man weiße Soldaten hinausschicken müsse. Daß das Klima für Letztere gefährlicher ist, unterliegt keinem Zweifel; es ist nur die Frage, ob die Gefahr des Klimas nicht zurückzustehen hat gegen die Nothwendigkeit eines dauerhaften Besitzes. Daß weiße Truppen mehr kosten, ist ebenso wenig zweifelhaft; wenn sie aber für den Besitz bessere Gewähr bieten, dürfen die Kosten nicht in Betracht kommen. Und wenn die in Frage kommenden Gebiete die Kosten nicht werth sind, dann verlohnt es sich eben auch nicht, sie zu behalten, woraus wieder hervorgeht, daß der Kostenpunkt nur eine sehr untergeordnete Rolle spielen darf.

Ob nun der Steuerzahler oder der Actionär einer Pflanzergesellschaft die Kosten trägt, ist vom sachlichen Standpunkt gleichgültig; die Hauptsache ist, daß der Aufwand überhaupt angebracht ist. Ist er das nicht, so ergibt sich die Antwort von selbst; ist er es aber, so sehe man der Sache ins Gesicht und begnüge sich nicht mit knappen halben Maßregeln.

Colonialpolitik oder nicht; entschließt man sich aber, so hat man den Löwenantheil der daraus erwachsenden Arbeit nicht auf schwarze Schultern zu wälzen. Wo es sich um Einsetzung des Lebens handelt für europäische Cultur, da dürfen

nicht geworbene Neger in der vordersten Reihe stehen. Und das ist in Afrika der Fall. Den Einwand, daß weiße Officiere und Unterofficiere die Führer sind, kann man nicht gelten lassen. Man möge schwarze Truppen gebrauchen, so viel man will: ja, man kann sagen: je mehr, desto besser, aber der weißen Kerntruppe darf der dunkelfarbige Haufen nicht entbehren. Und es ist nicht bloß deshalb, daß der Schwarze nicht sagen darf, nur er könne in Masse das thun, wozu der Weiße nur in kleiner Zahl befähigt sei, sondern hauptsächlich deshalb, weil der Schwarze nur bis zu einem gewissen Grade zuverlässig ist, und weil man sich von seiner Zuverlässigkeit nicht abhängig machen darf.

Daß eine weiße Truppe mehr kosten würde, liegt auf der Hand; man hat nicht nur auf eine gute Besoldung, sondern auf die Kosten der Ablösung, der Hinaus- und Rücksendung, vielleicht sogar kostenfreier Urlaubsreisen, und auf alles das in höherem Maße Bedacht zu nehmen, was man den im Staatsdienst stehenden Landeskindern in der Heimath schuldig ist. Bekleidung und Verpflegung wird auch eine sehr sorgfältige und reichliche sein müssen. Es wird auch gewisser unentbehrlicher Garnisoneinrichtungen bedürfen, und der Pensionsfonds wird stark in Anspruch genommen werden.

Man wird hier einwenden, daß nach solchem Vorschlag von einer verheißenen Entlastung des Staatssäckels noch nichts zu merken ist; denn es würde sich hiernach um die Herstellung und Schaffung einer ganz neuen kostbaren Truppe handeln. Um die gute Ausstattung einer Truppe allerdings, nicht aber einer ganz neuen, sondern einer solchen, deren Einrichtungen bereits vorhanden sind.

Als König Friedrich Wilhelm IV. für die seiner Zeit vorhandene preußische Marine eine Infanterietruppe errichtete, geschah es in der Voraussicht eines zukünftig erforderlichen Colonialdienstes. Daß man ausgehobene Mannschaften nicht wohl in colonialem Garnisondienst verwenden könne, wußte man damals ebenso gut, wie jetzt. Schon damals aber sagte man sich, daß der eintretende Colonialbedarf eine andere, und zwar eine freiwillige Art des Ersatzes der Marineinfanterie nöthig machen werde. Ob dies mit sechs- oder mehrjährigem freiwilligen Dienst zu geschehen habe, wurde zwar erörtert; man hat sich aber nicht eingehender damit beschäftigt, weil man zufrieden war, die grundlegende Einrichtung zu erhalten.

Weil nun zwischen der Gründung der Marine-Infanterie und dem Gewinn von Colonieen ein ziemlich langer Zeitraum liegt, so ist es erklärlich, wenn die erstere im Lauf der Jahre eine ganz andere Gestalt angenommen hat. Auch der frühere Zweck der Einschiffung in kleinen Abtheilungen hat aufgehört, weil man bei dem noch ziemlich reichlichen Angebot von ersatzpflichtigen Seeleuten die Nothwendigkeit solcher Einschiffungen bestritt. Dazu kam der Umschwung in der Methode der Ausbildung. War es früher Dogma, die Seeleute vom Infanteriedrill nur das Allernothwendigste kosten zu lassen, so trat das Gegentheil an die Stelle, und das hatte den Vortheil, daß eine gar nicht unbeträchtliche Matrosen-infanterie entstand. War man auf diese Weise innerhalb der Marine zu zwei Arten von Infanterie gekommen, so trat für die Colonien die schwarze Infanterie noch hinzu. Da sie ebenfalls dem Marinebudget anheim fällt, so weist ein Personalbestand, der an ein Armeecorps noch lange nicht heranreicht, für den-

selben Dienst drei verschiedene Infanteriecorps auf: eine Complication, die der Vereinfachung fähig ist.

Es wird Niemand ernstlich bestreiten wollen, daß der Garnisondienst in den heimischen Seeplätzen von der Armee übernommen werden kann, ohne deren Budget zu vergrößern. In der Armee selbst fühlt man dieses Bedürfniß, sonst würde man einer Garnison, wie Kiel, die ohnehin von militärischem Personal fast überfüllt ist, nicht noch ein Infanteriebataillon aufbürden.

Demungeachtet ist seit geraumer Zeit das Bestreben vorherrschend, von dem Garnisonbetrieb der Seeplätze, der Besetzung und Bedienung der Küstenforts und der Hafensperren, soviel als irgend möglich, auf das Marinebudget abzuwälzen. Augenblicklich scheint man darin zu einem gewissen Stillstand gekommen zu sein; und das ist gut, denn wenn es so weiter ginge, würde der Procentsatz der Nichtcombattanten der Marine, — dahin rechnen strenggenommen alle Nichteingeschifften einer Flotte — ein sehr ungünstiger werden.

Den Verlust der Seeschlacht von Camperdown schrieb der holländische Admiral de Winter hauptsächlich dem Umstande zu, daß die Engländer seinen Leuten an Seegewohntheit so sehr überlegen seien.

Im Lauf der letzten drei Jahre hat das Marineamt ausschließlich für Beschaffung von Küsten-Artillerie 1 700 000 Mark verausgabt, und zwar nur für die Befestigungen an der unteren Elbe.

Daß man die Bewaffnung der Seefestungen zu einer Aufgabe der Flotte macht, ist nicht viel anders, als wollte man die Ausstattung der Landfestungen zu einer Aufgabe der Communen machen. Man könnte hier einwenden, daß es für die Finanzen des Staates gleichgültig ist, in welchem Budget Ausgaben, die doch unvermeidlich sind, verrechnet werden; darauf ist zu erwidern, daß es für die Flotte nicht gleichgültig sein kann, wenn ein erheblicher Theil ihres Geldes für Dinge ausgegeben wird, die auf ihre eigentlichen Leistungen nur mittelbar einwirken. Die Folgerungen, die man noch weiter daran knüpfen kann, sind eine Schraube ohne Ende.

Einen gewissen Gegensatz zu diesem Vorgehen bildete das Bestreben, aus der Marine-Infanterie eine den Armeezwecken sich anschließende Marschtruppe zu bilden. Als ein Vermächtniß des Generals von Manteuffel war im Anfang der sechziger Jahre die Einrichtung getroffen, daß der eigene Officierersatz sistirt und ein Hospitantenthum seitens der Armee eingerichtet wurde. Die Einrichtung bot damals, wo es sich um ein einziges Bataillon handelte, gewisse Vortheile, beengte aber das Seeofficiercorps in seiner Entwickelung; denn sie verhinderte die Einstellung von Officieren, die für die Marine-Infanterie sehr brauchbar waren, auf den Dienst auf der Commandobank der Schiffe aber verzichten mußten. Solche Leute mußte man entweder gehen lassen oder auf Gefahr des Seedienstes weiter versorgen.

Die Einrichtung hatte den ferneren Nachtheil, daß die eigentlichen Marinezwecke einer solchen Truppe allmälig zur Nebensache wurden. Die Commandeure warteten auf das Regiment und mußten darauf bedacht sein, mit den feldmäßigen Leistungen ihres Bataillons gut abzuschneiden.

Von Armeeofficieren wurde die Versetzung zur Marine-Infanterie nicht immer als ein Vorzug angesehen; namentlich geschah dies nicht mehr, als die Seecommandirungen aufhörten; diese hatten doch immerhin eine Art von Ersatz geboten für das unfreiwillige Opfer, welches man in der Versetzung erblickte. Diese Commandirungen fielen weg, als die Einschiffung der kleinen Abtheilungen aufhörte; denn ohne Mannschaften war für den Officier kein Platz mehr an Bord. Das hat eine gewisse Mißstimmung zur Folge gehabt, die sich, wie es scheint, doch so consequent zur Geltung brachte, daß man später für die Officiere Bordcommandirungen wieder eintreten ließ; zu welchem Zweck, ist für den Uneingeweihten nicht recht erkennbar. Jedenfalls aber ist es ein Beweis, daß die Truppe der Seecommandirung wohl fähig ist.

Will man sie ihrer ursprünglichen Bestimmung daher wiedergeben, so bedarf es nur einer Aenderung des Ersatzes; mit dieser aber ergibt sich auch die Nothwendigkeit einer nicht unbeträchtlichen Solderhöhung. Die Marine-Infanterie kostet heute 300 000 Mark jährlich; es sind zwölfhundert Köpfe; verwendet man die Hälfte davon in den Colonieen mit verdreifachtem Sold, so entsteht eine jährliche Mehrausgabe an Sold von rund etwa 150 000 Mark; rechnet man alsdann noch dieselbe Summe für besondere Ausgaben, so erhält man den Betrag dessen, was die Marine-Infanterie heute kostet.

Schreiber dieses ist weit entfernt, zu behaupten, daß es nicht auch andere Methoden gibt, dies ist aber die nächstliegende: da eine Marine-Infanterie einmal vorhanden und man sich wohl mit der Frage beschäftigen kann, ob sie in den heimischen Garnisonen am Platze ist, so ist der Vorschlag nicht so ohne Weiteres von der Hand zu weisen. Der Garnisondienst in Kiel beweist, daß die Werften von Truppen mit rothen Aufschlägen ebensogut bewacht werden, wie von solchen mit weißen, und die Schiffe der ins Ausland gehenden Geschwader beweisen, daß Schiffsbesatzungen auch ohne Marine-Infanterie leben können. Es führen unzweifelhaft mehrere Wege nach Rom; dagegen steht das Eine fest, daß weder mit den Intriguen der Araber, noch mit den Wahehes oder irgend einem andern der schwarzen Stämme ganze Arbeit gemacht werden kann, wenn nicht das „moralische Element des weißen Mannes" auch für Reihe und Glied der Schutztruppen ins Spiel kommt.

Es ist ein Fehler, daß selbst die Freunde der Colonialpolitik sich darüber noch nicht klar sind; es ist Zeit, daß sie es werden, oder daß sie sich zu der Zurückhaltung der Gegner bekehren.

Halbe Maßregeln und halber Wille führen nirgend zum Ziel; am allerwenigsten ist das der Fall, wenn das neue Deutsche Reich sich entschließt, Culturaufgaben größeren Umfanges außerhalb seiner Seegrenzen in Angriff zu nehmen. Von unserem „aufgeklärten" Standpunkte angesehen, ist der Schwarze zwar unzurechnungsfähig in seinem Urtheil. Wo ihm aber der „Intellect" fehlt, da tritt auch bei ihm ein gewisser „Instinct" an die Stelle, und dieser sagt ihm, daß er auf die Dauer nur da sich gefügig zu erweisen hat, wo einem Unternehmen der ernsteste Wille und die nachhaltigste Kraft zu Grunde liegen. Der erstere ist dabei sogar noch wichtiger, als die letztere; denn was diese anbetrifft, so lernt auch der Neger sehr bald, daß die schönsten und imposantesten Machtmittel vom

Telegraphendraht abhängig sind, und sich vom grünen Tisch eines heimathlichen Amtes leicht lenken lassen.

„Jeder Mißerfolg" — so sagt der Capitän zur See Stenzel in der „Allgem. Ztg." im Oktober v. J. — „bedeutet bei den Wilden eine schwere Schädigung des deutschen Ansehens"; dies ist so richtig, wie nur möglich. Noch schlimmer aber ist die Wirkung, wenn der Wilde herausfühlt, daß der Mißerfolg im Heimathlande sich als solcher nicht ganz fühlbar macht, und daß dort der Entschluß fehlt, ihn wett zu machen.

Gegner der Colonialpolitik gibt es in England so gut, wie bei uns; selbst die pessimistischen Anschauungen unserer erklärtesten Colonialfeinde reichen noch nicht heran an das Gladstonische „Perish India!" Der Unterschied ist nur der, daß man dort in enger Fühlung mit der öffentlichen Meinung vorgeht, bei uns dagegen ein allgemeiner, auf überseeische Politik gerichteter Drang keineswegs vorhanden ist.

Nächst dem moralischen Element ist auch „Klarheit des Zieles" ein vornehmes Mittel der Colonialpolitik. Man muß nicht auf Reisen gehen, und doch ein Pfahlbürger bleiben wollen. Ein englisches Sprichwort sagt: „You can't eat Your cake and have it". Coloniale Ausbreitung kann man auf freihändlerische und auf protectionistische Art betreiben. Bei der ersteren gehen die Schutzmittel des Staates dem Missionär, Unternehmer, Auswanderer und Kaufmann nach; bei der letzteren gehen sie ihm voran. Wir sind nun zwar keine eigentlichen Freihändler, wir sind aber auch nicht streng protectionistisch, und deshalb scheint es, daß unsere Methode der Colonialpolitik mehr der freihändlerischen als der protectionistischen Art ähnlich sein soll.

Man hat gegen die Verwendung weißer Truppen zur Geltung gebracht, daß auch die Engländer sich damit nicht mehr befassen. Die Berufung trifft aber nicht zu, denn sowohl in Südafrika, wie im Nillande verwendet England, wenn es darauf ankommt, immer weiße Truppen. Ist es in seinen ostafrikanischen Besitzungen noch nicht der Fall gewesen, so kommt das daher, daß es noch nicht nöthig war. Tritt eine solche Nothwendigkeit erst ein, werden auch die weißen Truppen nicht fehlen.

Es soll damit nicht geleugnet werden, daß schwarze Truppen unter weißer Führung gewissen Zwecken genügen; sie genügen aber nicht in den Fällen, wo vitale Fragen auf dem Spiel stehen, und dafür muß man eine weiße Kerntruppe im Rückhalt haben. Gegebenen Falles würde man die Erfahrung machen, daß der Einfluß einer einzigen weißen Compagnie in Kriegsstärke unschätzbar ist, und auf die Dauer wird man finden, daß man ohne dieselbe schlecht fährt.

Die Vorzüge der schwarzen Truppe leiden an einer natürlichen Beschränkung. Man kann sie nicht steigern, auch wenn man ihnen durch eine Parade vor dem Berliner Publicum eine Art höherer Weihe geben wollte. Namentlich kommt man über den Hauptnachtheil nicht hinweg, daß man mit ihrer alleinigen Verwendung der eigenen Rasse ein Zeugniß der Schwäche ausstellt, und das fühlt selbst der uncivilisirte Wilde in den afrikanischen Colonieen heraus.

Ein nicht unwichtiges Mittel der Colonialpolitik ist auch die Marine. Es könnte überflüssig erscheinen, dies zu betonen, denn es weiß ja Jedermann, von

welcher Bedeutung die Geschwader vor Zansibar gewesen sind. Es handelt sich aber nicht allein um Flottendemonstrationen; berücksichtigt man, was sie kosten, so steht zur Frage, ob sie oft angängig und nothwendig sind.

Der Nutzen der Marine liegt in erster Linie auf einem anderen Gebiet. Und zwar kann man auch in dieser Beziehung nur hinweisen auf die sehr zutreffenden Aeußerungen des Capitäns zur See Stenzel in der Münchener „Allgem. Zeitung" im October vorigen Jahres, betr. die Flußschiffahrt in Ostafrika. Er weist darauf hin, wieviel in dieser Richtung von Seiten der Engländer, und wie außerordentlich wenig von uns geschehen. In einem noch neueren, in der „Kreuzzeitung" veröffentlichten Aufsatz zeigt er, wie die mit so vielem Geräusch bei uns in Scene gesetzte Seedampfer-Angelegenheit im Sande zu verlaufen droht.

Für das Officiercorps der Schutztruppe hat man ein Asyl in der Marinerangliste gefunden. Warum findet man nicht ein Asyl für die Behandlung der Schiffahrtsangelegenheiten in Dar-es-Salaam oder einem der anderen Häfen, und zwar unter der Aegide eines der Organe der Admiralität? Schon bei der ersten Wißmann-Expedition in Ostafrika soll man mit den Transportdampfern übele Erfahrungen gemacht haben. Es ist schlechterdings nicht nöthig, daß sie sich wiederholen mit der für die Seen bestimmten Flottille. An Seeofficieren, die eine gute Besoldung in Ostafrika dem Pensionsfonds vorziehen würden, ist kein Mangel, und alle Theile hätten Nutzen davon.

Von einer Eisenbahn in das Innere wird viel gesprochen: von einer Benutzung der Flüsse als Wasserstraßen noch gar nicht. Nach Capitän Stenzel ist der englische Dampfer „Kenia" nicht weniger als 480 Kilometer den Tana hinaufgefahren, und schon die Erscheinung dieses Fahrzeuges hätte auf die Anwohner des Stromes einen so überwältigenden Eindruck gemacht, daß die Engländer von der Zeit ab das ganze Flußthal bis tief in das Festland hinein beherrschten. Natürlich ist der Dampfer besonders dazu eingerichtet: 24 m lang, 6 m breit, geht er beladen nur 1 m tief, und wird durch ein Schaufelrad am Heck bewegt. In Stücken ist er von England nach Ostafrika gebracht worden. Aehnliche Fahrzeuge sollen die englischen Kanonenboote „Herald" und „Musquito" auf dem Shirä und Zambesi sein. Wenn bei Erwähnung dieser Dampfer gesagt wird: „Nach alledem läßt sich für Britisch-Ostafrika eine verhältnißmäßig schnelle, gedeihliche Entwicklung ohne Aufwendung großer militärischer Streitkräfte erwarten, zumal ein starkes Geschwader im indischen Ocean, und die englische Regierung und Nation hinter der Gesellschaft stehen," so kann man nur beistimmen. Man darf namentlich den Einfluß des starken Geschwaders, insbesondere aber die Ständigkeit desselben nicht unterschätzen.

Mehr als das alles aber wiegt für den Erfolg dieser Bestrebungen, daß die Regierung und die Nation dahinter stehen, denn nirgends so wie in der Colonialpolitik gilt das Wort: „C'est à laisser ou à prendre!"

Anastasius Grün.

Von

Bernhard Seuffert.

Am 25. Juni 1891 wurden in den Anlagen des Schiller-Platzes zu Wien zwei marmorne Hermen enthüllt: Lenau und Grün [1]). Ungarns und Krains berühmte Söhne stehen nun als deutsche Dichter in der Kaiserstadt des Doppelreiches unter dem Schutze des deutschen Schiller. Die freie Entfaltung des Menschen nach innen und außen haben sie alle drei gefordert; für die politischen Rechte des Einzelnen, die der Eine auf der Bühne verfocht, kämpfte der Andere in Gedichten und von der Rednertribüne aus, wie der Dritte mit Epen religiöse Individualitäten vertheidigte. Der Edle von Strehlenau und der Graf von Auersperg traten unter bürgerlichem Namen als Dichter auf; sie mochten in ihrer revolutionären Zeit nicht gelten denn als freie Männer.

Weiter als Grün steht der in sich versinkende Lenau von dem thätig sich erziehenden Schiller ab. Lenau ist ganz und gar ins Innenleben gebannt; das geheimnißvolle Wesen der Welt, die Stimmung der Natur und der Menschen möchte er ergründen; was er ahnt im Kopfe oder im Herzen, spricht er poetisch aus, ohne die Absicht einer bestimmten Wirkung. Grün geht auch aufs Außenleben: er strebt nach unmittelbarer Wirkung; er ist activer als Lenau, ohne aber bis zur dramatischen Handlung wie Schiller vorzuschreiten; er will nicht nur verstehen, er will auch überzeugen oder überreden; und darum trifft er mit Schiller zusammen im declamatorischen Pathos, das Lenau, dem Liedersänger, fremd ist.

Lenau und Grün theilen den Cult der Natur mit einander. Er verbindet beide mit den jüngeren schwäbischen Dichtern, mit denen sie auch politisches Interesse oder religiöses Grübeln vereinigt. Er nährt auch in beiden den Sinn für die Volksballade, wie sie Uhland mit tiefeindringender mitempfindender Gelehrsamkeit sich aneignete. Aufs Epische ist Lenau's und Grün's Begabung und Neigung gewendet.

---

[1]) Die Büsten haben keinen fürs Auge günstigen Standort gefunden. Ihre zierlichen Gestalten werden von der Größe des Schiller-Denkmals allzu sehr gedrückt. Der Wiener Volkswitz hat denn auch mit der Bezeichnung „Petschierstöckeln" sein Urtheil über die Hermen gefällt.

Aber bei aller Verwandtschaft des dichterischen und geistigen Strebens und Schaffens sind die durch innige Freundschaft Verbundenen grundverschiedene Naturen. Die engen Lebensverhältnisse verstärkten in Lenau das Gebundene, immer mehr auf sich selbst Zurückgehende seines Wesens; die weiten des Andern entwickelten die weltmännische Erscheinung Grün's. Was der Eine mit immer tiefer sich versenkendem Gemüthe umfaßte, hat zwar auch der Andere verspürt, aber mit witziger spielendem Geiste leichter zu tragen vermocht. Dort tritt zum stärksten Gefühle eine Großes und Kleines gestaltende Phantasie, hier zur Empfindung der freier fliegende, in Bildern wechselnde Gedanke. Beide sind Dichter, aber Grün nicht so wie Lenau; „trotz seines schönen Talents nicht durch und durch", schrieb Lenau's Wiener Freundin Sophie einmal scharfsichtig.

Sie waren an Gesinnung gleich und an Wesen verschieden genug, einen festen Freundesbund zu schließen. „Eure warme andauernde Zuneigung, die sich nicht irre machen ließ und mein starres Herz nicht aufgab, hat mich überwunden," schreibt Lenau an Grün. Gleichlautend äußert sich die Beiden nahestehende Frau Sophie gegen Lenau: Grün's „persönliche Liebenswürdigkeit hat Sie überwältigt, seine Gegenwart Sie hingerissen; Sie lieben ihn, nicht seines Talentes, seines Charakters wegen, sondern blind, wie man selten einen Mann, meistens aber Weiber und Kinder liebt, und das ist vielleicht die dauerhafteste Neigung." Wirklich währte diese Zuneigung über den Tod hinaus: Lenau übertrug dem Freunde die Veröffentlichung seines Nachlasses, Grün erfüllte dies Vermächtniß und charakterisirte den Verlornen in einer wahren und warmen Studie.

Was Grün hinwieder zu Lenau zog, hat er in jenen Sonetten ausgesprochen, die er dem erkrankten Genossen widmete:

„Ich sprieße gern für mich allein im Grunde,
Doch mocht' an Dir zu ranken ich nicht meiden,
Ein Gottesurtheil war mir Dein Entscheiden,
Mein liebster Kranz Beifall aus Deinem Munde.
Du sprachst mir Muth, als Unmuth mich gebogen,
Du hieltst mich werth; Dein Mund, der nie gelogen,
Er lehrte mich an eignen Werth noch glauben."

Und nochmals möge bestätigend jene Freundin reden: „wie ich Grün kenne, würde er aufgehört haben, Sie zu respectiren in dem Augenblicke, da Sie sich herbeigelassen hätten, ihm zu schmeicheln. Er ist fein, geschickt einen Menschen zu durchschauen, und nur eine große Natur, in der er seinen Meister erkennt, ist im Stande, ihm Liebe und Achtung abzudringen."

Lange Jahre überlebte der fast gleichaltrige Freund den theuern Todten. Aeußerlich ward ihm wohl mehr Ruhm und Ehre zu Theil als dem Vorangegangenen. Der aber wurzelt tiefer im Herzen aller für Poesie Empfänglichen. Lenau's Bild ist fest geprägt; wer kennt und liebt es nicht? Verehrt und geachtet ist auch Grün, nach Verdienst; aber ich irre mich kaum in der Beobachtung, daß er, obgleich so viel später von uns genommen, schon mehr der Vergangenheit angehört als Lenau. Ein Grund davon ist darin zu suchen, daß ein gut Theil seiner Poesie sich enge an die politischen Verhältnisse seiner Heimath anschließt; mit ihrer Veränderung ist der actuelle Werth seiner Dichtung geschwunden oder doch gesunken, wie der anderer vormärzlicher Lieder. Ein anderer

Grund dafür ist gewiß der, daß Grün's Poesie nicht eine gleich unverwelkliche Kraft innewohnt wie der Lenau's. Wir sagen dies, das Auge der Liebe und das Auge der Wahrheit — wie es Grün vom Biographen forderte — zugleich auf das neue Denkmal heftend. Und wir versuchen vor dieser reinstrahlenden Büste die einzelnen Linien, die in der Erinnerung schon leise verblassenden Züge der Dichtergestalt zu einem Gesammtbilde zu fügen. —

Zwei Jahre, bevor Lenau's erste Sammlung von Gedichten ausging, im Jahre 1830, erschien ein kleines unscheinbares Bändchen Lieder in bescheidener Ausstattung, deren Verfasser sich Anastasius Grün nannte. Und im gleichen Jahre 1830 erschien ein stattlich Buch in Versen, in stolzem Quartformat und mit gestochenem Titel, dessen Verfasser wieder der Anastasius Grün war. Das kleine Büchlein verflatterte, obwohl es „Blätter der Liebe" enthielt; das größere ward der Grundstein zum Ruhme seines Dichters.

Die Zeitgenossen haben richtig geurtheilt. Auch heute können wir den Sänger der Liebeslieder nicht herzlich warm begrüßen. Daß der Schreiber der „Blätter der Liebe" jung an Jahren, jung in der Kunst sei, verrathen gewisse Unebenheiten der Ideen und der Ausdrücke. Er hat gewiß mit dem Herzen geliebt, aber der Kopf hat die Worte seiner Liebe dictirt: ein Gegensatz der Seelenkräfte, den auch der reife Dichter selbst noch gefühlt und bekannt hat. Es ist viel Rhetorisches in diesen Liebesklagen und viel Dialektisches. Der Dichter verwendet bis zum Uebermaß den Gegensatz und spielt mit dem Wasser und dem Feuer in den Augen der Geliebten, mit dem Gift und dem Honig auf ihren Lippen, dem leichten und doch festen Netz ihrer Haare, der Hitze und Kälte ihres Herzens. Die ferne Geliebte ist ihm nah, die nahe fern. Seine Liebe will sprechen, seine Liebe will schweigen. So zerreißt er das Band der Strophen und, was schlimmer ist, hindert das naive Aussprechen des wirklichen Gefühles. Nur wo er das Für und Wider dialogisch auseinanderlegt, ist diese antithetische Form erfreulich. Sie dient ihm, jedwedes Ding klügelnd von verschiedenen Seiten zu betrachten. Dann weiß er wie Hölderlin nicht, soll er die Liebe Glück nennen oder nicht; lachen macht sie ihn und weinen. Aber Ein Herz nur hat er und Einen Mund, doch zwei Augen zum Weinen; so tritt die Liebeslust zurück. Selbst das frohe Erlebniß genießt der Dichter nicht, auch dies mahnt ihn zur Trauer: es wird ja anders werden, glaubt er zu wissen. Da ist Weltschmerz, nicht so spöttisch schneidend wie der Heine's, nicht so klagend schaurig wie der Lenau's: aber der Unbestand, die Halbheit alles irdischen Genusses quält auch diesen Grün. Oder meint er sie nur zu fühlen? Er erwartet selbst den Vorwurf, nur der Strömung seiner Zeit zu folgen:

„Bei den Dichtern ist nun Mode
Thränen, Seufzer, Todespein,
Und auch wider Willen riß es
In dies Jammern mich hinein.
Aber würd' es einmal Mode,
Recht von Herzen sich zu freun,
Fänd' ich auch mit bestem Willen
Leider mich doch nie darein."

Wir müssen's glauben: hat Grün doch auch in die Lieder seiner ersten erhörten Liebe seine Zweifel hineingetragen zu einer Stunde, da er ihre Störung noch nicht ahnen konnte. Pessimistisch also ist das Gefühl des Poeten gewendet; je weicher und wärmer seine Empfindung ist, desto leichter verfällt er krankhafter Hoffnungslosigkeit. Und nur einzelne Laute verrathen, daß er gesunden könne.

Doch, eine sichere Gewähr ist dafür geboten in der hellen Freude an der Natur, die aus diesen Liedern klingt. Mit der Natur vergleicht der Dichter seine Gefühle gerne, nur zu gerne; Lenz, Lied und Liebe sind ihm Geschwister, zugleich geborne, die auch zugleich sterben. Von der Natur entlehnt er Bilder, zahlreich, überreich und nicht immer geschmackvoll: Flamme und Gluth, Wasser und Fluth, Quelle und Perle müssen oft zu Gebote stehn; die Frühlingslandschaft nennt er eine Braut, den Gletscher ihren weißen Brautschleier. So gibt er im Vergleiche, der versinnlichen soll, wieder seelische Vergleiche. Parallel führt er Vergleiche durch, Strophe setzt sich an Strophe, erst zum Schlusse werden sie priamelähnlich zusammengebunden. Und vor lauter überschäumender Lust an Wald und Feld, an Baum und Blüthe, an Vogelsang und allem Naturleben und im fortwährenden Beziehen der Erscheinungen aufs Geistige gewinnt sein Auge keinen sicheren Blick für das Eigenartige des Bildes, das ihm eine Landschaft bietet; er sieht nur Theile des Bildes, weiß nicht das Charakteristische daran zu schauen, so daß man nirgends den Eindruck eigener Beobachtung gewinnt. Immer gibt er der Natur seine Stimmung, nicht sie ihm die ihrige. Und diese Herrschaft seiner seelischen Empfindung oder auch nur seiner launischen Meinung über die Natur ist eine bleibende Eigenschaft Grün's.

Und noch ein anderes Merkmal seines Wesens zeigt dies erste Bändchen seiner Poesie. Am Schlusse bringt es „Vignetten für Liebende"; der wunderliche Titel deckt Romanzen. Auch in ihnen ist noch zu viel Gedachtes; auch in ihnen beherrscht der rednerische Contrast die Darstellung, auch in ihnen werden die möglichen Wendungen des Liedstoffes alle systematisch verstandesmäßig erwogen. Aber der Romanzensänger steht als Poet zweifellos höher denn der Dichter der Liebe. Hier ahnen wir das keimende Talent sicherer als in den Liebesklagen und freuen uns des neuen Anzeichens, daß der seufzende Schwärmer gesunden kann. Denn er hat doch auch Sinn für wirkliche Verhältnisse oder für äußere Vorgänge.

Um so begieriger nehmen wir den „Romanzenkranz" zur Hand, den Grün uns zur gleichen Zeit darreicht. „Dem letzten Ritter" gelten die Gesänge. Der Dichter hat Studien in Büchern und an Bildern zur Schilderung Maximilian's gemacht; in gelehrten Anmerkungen gibt er Quellennachweise und Ergänzungen, die sich nicht innerhalb der Poesie unterbringen ließen. Wo ihm die Geschichte versagte, gestand er gewissenhaft in den Liedern selbst: das weiß ich nicht. Kritisch prüft er die Ueberlieferung und lehnt z. B. die Engelsrettung auf der Martinswand ab. Absichtlich läßt er bei Seite, was der Idee des „letzten Ritters" nicht entspreche, was sich nicht zu seiner Darstellung poetisch füge. Licht und Schatten vertheilt er besonnen; auch für Maximilian's tapfere Gegner, für die Kufsteiner, besonders für die Pinzgauer hat er volle Anerkennung. Neben und nach Max besitzt Kunz von Rosen, der Hofnarr, seine besondere Liebe; nicht Witz, sondern trockner Humor gelangt in dessen Munde zum trefflichsten Ausdrucke.

Die Erzählung läuft nicht in zusammenhängendem Flusse, und doch sind die Romanzen auch wieder nicht in sich selbständig abgeschlossen; wie eine Reihe von Episoden folgen sie auf einander. Einer der Gesänge ist „Uebergang" betitelt; schon das zeigt die lässige Freiheit der Composition, verräth ein äußerliches Ordnen und Verknüpfen. Auch den örtlichen Zusammenhang wahrt der Dichter nicht; den zeitlichen Verlauf kennzeichnet er nicht deutlich.

Die modernisirte Nibelungenstrophe handhabt er bequem, ohne auf künstlerische Ausbildung strenge zu halten. Seine Sprache ist die des einfachen Verkehrs, wenig gehoben, ohne schmückende Beiwörter. Die Bildlichkeit ist also auch weniger aufdringlich, als in den „Blättern der Liebe", aber noch nicht immer geschmackvoll. Gerne redet der Autor persönlich und wendet sich unmittelbar an den Leser.

So mag der prüfende Aesthetiker Manches tadeln. Er sage auch: es fehle an Thaten, es sei zu viel beschrieben, zu wenig dargestellt; es überströme das Reden; der fromme, gefühlsweiche Held denke und monologisire zu viel; der Verfasser habe also von Herder und Uhland noch genug zu lernen. Der hingebende Leser aber wird sich trotz alledem an der Begeisterung dieses Romanzensängers erquicken, mit ihm und durch ihn seinen Helden lieben. Wie herzgewinnend weiß Grün Maximilian, den letzten Ritter, hinzustellen! Ein Ideal an ritterlichen Tugenden, an Tapferkeit, Treue, Achtung auch des Gegners, an Milde, an uneingeschränkter Zuverlässigkeit. Und hinter diesem Idealhelden lugt überall der Dichter hervor. Von Vers zu Vers wird deutlicher, daß hier eine Gesinnungsdichtung vorliegt, eine Dichtung, deren Schöpfer seinen Charakter und seine Ideale bekennt. Dies Gefühl des Lesers fesselt, es beherrscht alle andern Eindrücke. Der Sänger des Max singt für Volkesglück und Eintracht und Freiheit und Friede. Besonders das Schlagwort Freiheit, das in den „Blättern der Liebe" nur einmal anklang, schallt nun laut und wiederholt. Der Sänger des „letzten Ritters" singt für Recht und Licht, ihm so identische Begriffe wie Freiheit und Glück. Er singt das Lob des Spruches „Ein Mann, ein Wort", das Lob des deutschen Brauches. Wer so taub sein könnte, dies Lob aller Mannestugenden nicht als die lehrhafte Absicht des Historiendichters aus dem Preislied auf Max zu hören, dem öffnet der Epilog das Ohr. Da klagt Grün über das träge Geschlecht seiner Zeit, das verschlafene, dessen Dämon Gleichgültigkeit sei. Da ruft er Wahrheit und Begeisterung als Weckerinnen herbei. Da heißt er die Unterthanen den deutschen Fürsten, aber auch die Fürsten dem Volke vertrauen. Liebe werde den Thron erhöhen, und dann kommt das goldene Zeitalter der Freiheit, des würdig ist Deutschland, des würdig ist vor allen Oesterreich —

„Mein Oesterreich, dessen Boden ich hochbegeistert küsse,
Und das ich, freud'gen Stolzes, mein Vaterland begrüße."

Als enthusiastischer Oesterreicher bekennt sich Grün. In Oesterreich auch zuvörderst wünscht er Widerhall seiner Stimme.

Sie erschallte zu empfänglicher Stunde. Ein Jahr vor der französischen Julirevolution war die Dichtung vom „letzten Ritter" abgeschlossen, im Jahre der Revolution wurde sie veröffentlicht. Die Losung Freiheit, gerade so allgemein ausgesprochen, so ohne Ueberlegung, was sie praktisch bedeute, wie sie praktisch

werden könnte, schwebte auf den Lippen der Jugend. Wohl hatten ihr ältere romantische Dichter von alten deutschen braven Helden auch erzählt, wohl hatten auch sie wie Grün begeistert zur Nachahmung der biedern Vorfahren aufgefordert in Handel und Wandel: näher aber trat jetzt das glanzvolle Beispiel eines österreichischen Fürsten den Oesterreichern in dieser begeisterten Erzählung Grün's. Kein Zweifel, der Poet rief zu einer Revolution von oben auf. Wenn er auch den freien Schweizern besondere Achtung schenkt, den Demokraten war er nicht hold; das zeigte die köstlich humoristische Darstellung der Bürgerrebellion in Brügge. Und der Sänger war ein treuer Anhänger seines Fürstenhauses.

Es ist wichtig, diesen Standpunkt zu betonen, wichtig, weil Grün nicht allzeit auf ihm ausharrte, wichtig, weil er erklärlich macht, wie ein Aristokrat alten Geschlechtes, ein Sprosse der Auersperge, der sich in dem Pseudonym verhüllte, den Ruf Freiheit anstimmen konnte. Die Seele eines dreiundzwanzigjährigen Jünglings, der zwölf Jahre alt schon den Vater verloren hatte und nach wechselndem Studiengange nun im alten Erbe saß, auf sich selbst gestellt, erglühend für alles Edle, alles im wahren Sinne Adelige: die jugendlich muthige Seele dieses Jünglings drängte aus dem schlaffen Zustande der doch geliebten Heimath hinaus; sein Auge, kräftig ins Licht zu schauen, sah zürnend auf die Lande, in denen er die Uebung des Rechtes und die Erkenntniß der Wahrheit unterdrückt fand, und die ach! sein Vaterland waren. So legt der Graf einen Fürstenspiegel treu zu den Füßen des Thrones nieder, auf daß der Fürst sich drin beschaue und für Oesterreich sei, was Max ihm war, der ritterliche, der — letzte ritterliche!

Doch der Wunsch und die Hoffnung waren Wahn. Und grollend ob dieser Erfahrung wich Auersperg von den Stufen des Thrones, verzweifelnd an der Besserung von oben, aber unerschüttert in der Ueberzeugung, daß Besserung Noth thue, Manns genug auch, sein vorher bittend Wort nun drohend an den Hof zu richten. Zumal: er sieht die Schuld allein bei den Herrschenden; er redet fürder nicht mehr von dem trägen, verschlafenen Volke, nur noch von dem treuen und biedern.

Mit dieser Gesinnung tritt er wieder vor das Regiment. Im harmlosen Gewande eines „Wiener Spaziergängers" erscheint er, bietet Zweige und Blumen, die er auf „Spaziergängen" im Wald und auf Alpenhöhen gebrochen habe. Ruthen aber sind's und Disteln.

Der königstreue Patriot ist in Einem Jahre zum Helden erwachsen, kampfbereit fürs geliebte Volk, für das freie schöne Recht. Er tritt in der Widmung der „Spaziergänge eines Wiener Poeten" an Uhland's Schulter, will sein ein Held in Liedern, wie der ein Sieger war in Liedern. Recht, Licht und Freiheit: die Worte, mit denen „der letzte Ritter" ausklingt, eröffnen das neue Büchlein.

Wieder stellt der Dichter rühmend Beispiele der alten guten Zeit auf wie den letzten Ritter: den Ungernkönig Stephan, dessen Krone und Schwert und Eidesformel wohl noch da sind, aber nicht sein Geist, sein Arm, seine Treue; Maria Theresia, welche die Thränen des armen Mannes ehrte; und Kaiser Joseph, der wie ein Lenz über Oesterreich kam; aber die Rose des Lenzes gedieh nicht in seinem Reiche. Und auf Rudolf II. zeigt Grün, den sein Volk für todt hielt, da er lebte, weil er nur seinen curiösen Neigungen oblag und um die

Unterthanen sich nicht kümmerte; den es am Leben glaubte, da er todt war: denn, so will das Exempel gedeutet sein, auch die Nachfolger sorgten und sorgen nicht fürs Volk, es sieht sie am Leben, aber todt für sich. Auf die Gegenwart ist eben Alles bezogen. Kein schmähend lieblos Wort soll über die Fürstensärge gesprochen, nur die Gegenwart gewarnt und gemahnt werden. Denn das thut Noth; sieht doch der Poet im Traume Wien, sein Wien „in Schutt und Trümmern, Schutt auf Schutt".

Die Klage über die schlaffen Oesterreicher am Schlusse der Romanzen vom letzten Ritter kehrt als Anklage der Herrschenden wieder. Keine großen Thaten habe sich Oesterreich in der letzten Zeit gesammelt, an Wissenschaft und Kunst nicht fortgebaut, für Recht und Freiheit nicht gesorgt, ja nicht einmal immer edel und gerecht gekämpft. Wahrlich, er müßte weinen, der Wiener Poet, sollte er eine Hymne auf Austria anstimmen. — Wer sind die Schuldigen? Ist's das Fürstenhaus? Höhnend bekrittelt er sein Thun, sarkastisch wägt er in allerdings hypothetischen Sätzen ab, ob die Schuldigen Thoren oder Narren oder Bettler seien. Wer kennt nicht die berühmte Wendung, Oesterreichs Volk stehe vor des Kaisers glänzenden Gesellschaftssälen mit der artigen Bitte: „Dürft' ich wohl so frei sein, frei zu sein?" Offener noch schüttet Grün seinen Groll über die Pfaffen aus: schon im „Letzten Ritter" hat er sich antipapistisch geäußert; jetzt setzt er in vielgeübtem Contrast den echten Priester gegen den Pfaffen, setzt den dicken Pfaffen gegen den bösen dünnen in epigrammatisch zugespitzten Versen. Auch Mauth und Censur und Späherthum trifft seine Geißel: und die verbotene Waare „Gedanke" wird doch eingeschmuggelt, triumphirt er; und der so moralisch sich dünkende Censor ist ein durch und durch schlechter Kerl, versichert er: denn er ist ein Sünder an der lichten Freiheit.

Man sieht, der Patriotismus des Dichters, der im „Letzten Ritter" sich nur allgemein äußerte, hat bestimmte Ziele gewonnen. Die Hauptmißstände des Metternich'schen Systems greift er heraus, packt sie fest mit eiserner Faust. Er treibt Politik nicht nur mit dem Herzen, sondern auch mit dem Kopfe. Seine staatsmännische Weisheit liegt nicht mehr lediglich in zwei oder drei Schlagwörtern. Aber so löblich ihm diese Klärung ansteht, durch die er aus dem Kreise vieler vormärzlichen politischen Dichter herausragt, weil sie von politischer Thatkraft zeugt, so löblich steht es ihm auch an, daß er über dem Blick ins wirkliche Leben und bei allem scharfen Tadel desselben nicht verbittert, sondern den weiten Gefühlskreis der Liebe sich wahrt. Des idealen Schiller kräftige Stimme glaubt man zu hören in den Worten:

„Freiheit ist die große Losung,
Deren Klang durchjauchzt die Welt."

Und wie Schiller schleudert Grün seinen Enthusiasmus declamatorisch prunkhaft hinaus. Ein anderer Marquis Posa bittet er den Vater Franz um offenes Wort in Schrift und Rede, bittet er um Freiheit und Gesetz. „Frei das Wort! frei der Gedanke!" das ist die Forderung. Drohend wird sie ausgesprochen. Der Aristokrat ist weiter nach links geschritten, und der vordem die Revolution von oben vergebens gewünscht hat, denkt bei aller ungeschwächten Achtung und Verehrung für das monarchische Princip doch auch an die Möglichkeit einer

Revolution von unten herauf. Einmal gesellt sich zum Schlagworte Freiheit auch der gefährliche Bruder Gleichheit; einmal dräut der Volkstribun: siegt die Freiheit nicht mit Worten, so siegt sie gewiß mit dem Schwerte; kommen muß die Freiheit: sie allein fehlt diesem schönsten Lande, sie allein dem treuen guten biedern Volke. Und, fügt er wie früher bei, nur durch sie kommt wieder Vertrauen zwischen Fürst und Volk. — Der Satz zeigt, daß der leidenschaftliche Stürmer doch kein Demokrat war.

Freilich den schwermüthigen Liebessänger Anastasius Grün erkennt man in dem „Wiener Spaziergänger" kaum wieder. Geistig frei und geistig stark ist der kränkelnde geworden. Die Funken von Humor, die aus den Romanzen vom letzten Ritter gelegentlich hervorsprühten, schlagen nun als helle Flammen empor, und behender, scharfer Witz zuckt dazwischen auf. Freier und ungezwungener als ehemals fließt der Vers, nun ohne daß Reim und Takt Mühe machen, und wenn man diesen Gedichten noch eine Vervollkommnung wünschen möchte, so wäre sie jene Beschränkung des Meisters, jene Knappheit, die der Satiriker Grün wohl im Einzelnen erreicht, die der Enthusiast Grün im Ganzen nicht erträgt. Darin erkennt man den Sänger des „Letzten Ritters" wieder. Und in einer andern Eigenthümlichkeit tritt doch auch die wohlbekannte Art des Verfassers der „Blätter der Liebe" entgegen: in den reichlichen Naturbildern, den kühnen Vergleichen. Bestimmte Vorstellungen haben sich beim Wiener Poeten festgesetzt wie bei den Minnesängern. Winter ist ihm gleich Unterdrückung, Frühling gleich Freiheit. So gewiß die Natur aufersteht und sich mit neuem Grün bekleidet, so gewiß auch wird die Freiheit kommen.

So erklärt uns der Dichter selbst sein Pseudonym: Anastasius der Auferstehende, Grün der Frühling, die Freiheit.

Diesmal freilich hatte der kühne Vorkämpfer des Volkes sein charakteristisches Pseudonym nicht auf das Titelblatt der „Spaziergänge" gesetzt: ein Nothbehelf gegenüber der stark herausgeforderten Censur. Gleich vor den nächsten Dichtungen zeigt sich der Name des Sängers der auferstehenden Natur, der auferstehenden Freiheit wieder. „Schutt" nannte sie der Poet. Aber wir irren, wenn wir eine Schilderung des in Schutt gesunkenen Wiens erwarten, wie es der „Spaziergänger" im Traume gesehen.

Grün führt uns zunächst an einen verfallenen Thurm; er hört, in seiner Phantasie, die Lieder der Gefangenen, die einst hier, nach seiner Voraussetzung, schmachteten, und zeichnet sie auf. Aber hinterdrein erfährt er, daß seine Vermuthung ihn täuschte: die Ruine ist kein Rest dunkler Verließe, sie war ein Leuchtthurm, eine Quelle des Lichtes. Diese Aufklärung könnte so gedeutet werden, als ob selbst das Vergangene, das uns trüb und barbarisch erscheint, noch lichtvoll war, und der Vergleich mit der umgekehrt gearteten jetzigen Zeit wäre dabei zu ergänzen. Aber Grün will das Spiel erregter Phantasie kaum so verstanden wissen. Vielmehr zerstört er mit echt romantischer Selbstironie sein eigen Werk, und die Täuschung kleidet nur die zweifelnde Frage ein, ob nicht überhaupt die Quelle all seiner Schmerzen in ihm selbst, nicht in den Sachen liege. So sehr ist er irre geworden, wenigstens vorübergehend, an seiner Auffassung der Verhältnisse. Freilich in den vier seit den „Spaziergängen" verlaufenen Jahren

war die Reaction verstärkt statt vermindert worden, eine Folge des verhängnißvollen Frankfurter Attentates, dessen Thorheit auch dem entschlossenen Spaziergänger mißfallen mußte und ihn bedächtiger machte gegen seine politischen Freunde, ja gegen sich selbst. So haben ihn später auch die Wiener Octoberscenen von 1848 erschreckt und verletzt. Er ward an der Revolution von unten irre. Doch nur an den Wegen zum Ziele, nicht am Ziele selbst. Begreiflich ist, daß er es wieder allgemeiner faßt, sogar utopischer nun als je; wie andere Zeitgenossen ist er Prophet einer nebelhaften Zukunft.

Wesentlich unter diesem Gesichtspunkte fasse ich die „Schuttdichtungen". Ihr Ziel ist allgemeinste Humanität, eine Weltfriedensidylle, die uns fern an die Rosenkreuzerei des Goethischen „Humanus"-Fragmentes erinnern kann. Alte und neue Welt, alte und neue Zeit, die verschiedenen Religions- und Staatsformen fließen in einander. Der Dichter greift weit über Oesterreich hinaus, das er bis dahin fast ausschließlich ins Auge genommen hatte; als Kosmopolit überschaut er weite Länder, weite Zeiten. Was Wunder, daß die Bilder, die seine Feder zeichnet, etwas unklar ausfallen, daß sie Phantasmagorien zu sein scheinen, daß die Skizzenblätter auch wirr durch einander liegen.

Wie zum Leuchtthurm, so führt er in klösterliche Ruinen; und er erlauscht Mönchslieder, wie Freund Lenau in Huß'ens und Savonarola's Seele las. Er durchläuft in Sprüngen die Geschichte von Religionshader, wie Lenau in den „Albigensern", und von Menschenhader, indem er die Bilder von fünf Osterfesten auffängt. Er contrastirt Pompeji und Amerika, ohne doch, belehrt von den westlichen Erfahrungen Lenau's, in der neuen Welt Alles gut finden zu können. Ueberall sieht er Schutt, der abgeräumt werden muß für das goldene Zeitalter, von dem er schon im „Letzten Ritter" geträumt hat. Und wieder wie in den „Spaziergängen" lautet der Schluß: „mög' aus den Ruinen Frühling sprießen."

Mannigfaltig sind die Töne, mannigfaltig ist im „Schutt" die Kunst des Poeten. Wieder kleidet er in fremdes Kostüm, diesmal in verschiedenartiges, seine eigene Meinung. Wieder gibt er Episoden, fragmentarische Skizzen, die in ihrer blitzartigen Beleuchtung den Lenau'schen Faustscenen nahe stehen. Hier am meisten ist Grün von den bizarren Neigungen der Romantik erfaßt. Die Romantik hat es dem Modernen angethan: auch Ruinen sind schön, empfindet der, der einen neuen Staat aufbauen wollte. Träumerische Versunkenheit ist über den Dichter gekommen, aber sie lähmt nicht die erschütternde Kraft höhnender oder begeisternder Wirkung seiner Worte. Es triumphirt der Poet über den Politiker, aber nicht ohne Ringen; und daher erhält die Sammlung den Schein schwankender Haltung. Doch, täusche ich mich nicht, so ist Grün auf der Höhe seines künstlerischen Schaffens angelangt; die Poesie wirkt mächtiger in ihm als je zuvor.

In dieser Zeit kehrt er auch zu seinen ältesten unpolitischen Liedern zurück, sichtete, feilte und legte sie sodann dem Publicum aufs Neue vor. Eine größere Zahl jüngerer Gedichte gab er bei. Ihnen ist nicht mehr der Weltschmerz eigen. Aber das Studium Heine's merkt man doch auch an ihnen, wenn Grün z. B. singt:

„Fern vom Granatenhaine
Steht ein Granatenbaum,
Er grünt und blüht ganz einsam
Hart an des Meeres Saum;"

Er streut seine Blüthen und Früchte nur immer in das Meer;

„Dies Thun nimmt mich nicht wunder,
Doch wundert Eins mich traun:
Daß man den nutzenlosen
Nicht längst schon umgehaun."

Da würde Heine geendet haben. Grün setzt einen Strich und fährt fort: die Seejungfrauen schmücken mit seinen Blüthen sich und spielen mit den Aepfeln. Er kann mit der Nüchternheit nicht schließen.

Auch in den neuen Gedichten finden sich wie in den alten häufig Naturbilder. Die Eisblumen am Fenster sind dem Dichter Geister schöner Frühlingsrosen, die Schneeflocken Geister von Frühlingsblüthen. Immer wieder deutet er die Naturerscheinung aus. Nie genügt es ihm, die Landschaft allein zu zeichnen, allzeit findet er menschliches Sinnen und Thun in ihr, selbst dann, wenn er das Bild — was allerdings seltner geschieht — ohne lebende Staffage malt. Und gerne kommt er auf die alten Ideale, Freiheit und Recht, auch hierbei zu denken und schwört auf freiem Meere mit Herz und Mund und Lied dafür zu fechten. Aber des Politischen ist wenig in der Sammlung von „Gedichten". Grün dichtet jetzt überwiegend um der Kunst willen. Die Dichtung selbst ist ihm Lust und unentäußerlicher Theil seines Lebens. Als echter Romantiker findet er sie überall und ewig, und weiß deshalb, daß

„Singend einst und jubelnd
Durchs alte Erdenhaus
Zieht als der letzte Dichter
Der letzte Mensch hinaus."

Am gewinnendsten wirken wieder die Balladen. Das Beispiel Uhland's, der volksthümliche Einfluß ist wahrnehmbar, und wenn Grün auch selten den schwäbischen Meister an bündiger Klarheit erreicht, immer in das Gewand seiner Balladenhelden die eigne moderne Subjectivität steckt und so nicht rein naiv bleibt, auch schalkhaften Witz gerne zusetzt, so gelingt ihm doch in dieser Gattung vieles Vortreffliche. Ich erinnere nur an das eine dramatisch anmuthende Gedicht „Botenart", die bekannte Erzählung, worin der Bote, der, seinen Herrn zu schonen, mit dem Tode des Hündleins und des Rosses seinen Bericht beginnt, nach und nach mit dem Tode des Sohnes und der Gattin herausrückt und beim Brande des Schlosses endigt; ein für Grün auch darum charakteristisches Gedicht, weil es zeigt, wie seine Laune einen ganz und gar ernsten Stoff durch die Behandlung zu humoristischer Wirkung bringen kann.

Fort und fort, zahlreiche Auflagen hindurch, hat Grün an seinen Dichtungen gebessert und neue Gedichte hinzugesellt. Hart vor seinem Lebensende stellt er, der einstige „Spaziergänger", nun „In der Veranda" ruhend, eine immer noch unvollständige neue Reihe von Gedichten zusammen. Sie ist 1877, im Jahre nach seinem Tode erschienen. Manche derselben sind aber schon in der Zeit entstanden, als die ältere Sammlung veröffentlicht wurde. Die Dichtung geleitete Auersperg durchs Leben. Ueber größere Zeitereignisse muß er sich poetisch äußern, unmittelbar selbst sprechend oder durch den Mund einer erfundenen Gestalt. Die Eindrücke seiner Reisen muß er in Versen niederlegen,

ob sie im heimathlichen Gebirge oder auf der Adria, im südlichen Italien oder im nordischen Helgoland gewonnen waren. Er muß den Antheil an seiner Freunde Leben mit poetischen Worten kund thun, und nichts Ergreifenderes hat er geschrieben als die Sonette auf den erkrankten Bruder Lenau, aus denen ich einige Verse mittheilte; die Sonettform in ihrer undehnbaren Geschlossenheit hemmt glücklich seinen leicht abschweifenden Geist und zwingt ihn zu künstlerischer Beschränkung. Er muß endlich seine Lebensweisheit in poetische Sprüche, zum Theil echt volksthümlichen Gepräges schließen, und wahr ist, was der Siebenzigjährige sagt, daß er immer an die Sonnenkraft im Menschengeist und an den Lenz und an das Recht des Freien geglaubt und an das große, deutsche, eine Vaterland. So war Grün vom ersten Auftreten an gesonnen, so bleibt er gesonnen, ob seine Muse die kämpfende Lanze führt oder, müde der sieglosen Gefechte, sie niederlegt.

Es gab eine Zeit, da sie so müde war; es sind die vierziger Jahre. Graf Auersperg bekennt es selbst in der Dichtung mit dem wunderlichen Titel — er hielt etwas auf wunderliche Titel — „Nibelungen im Frack". Sechs Jahre hat er geschwiegen. Jetzt, 1843 ist es, entsiegelt er wieder den Mund. Der verhaltene Grimm drängt auf die herben Lippen. Hier, wo scheinbar ein humoristisches Stücklein erzählt werden sollte, bricht er in dem einleitenden Gesange hervor: Oesterreich schweigt, tief geknechtet. Aber doch meint der Dichter wahrzunehmen, es gehe überall vorwärts, langsam vorwärts. Denn es muß vorwärts gehen. Wem einmal ihren Strahl die Freiheit durchs Herz gegossen, der fällt nie und nimmer von ihr ab: das ist sein Evangelium. Je höher es ihm steht, desto eifriger warnt er vor Mißbrauch. Der Freie soll kein Knecht der Freiheit werden, nicht fanatisch intolerant sein, auch Fürsten ein offnes Wort verstatten, nicht überstürzend entweihen, was geweiht ist. Auch soll der Freie nicht die freie Poesie zwingen, politisch zu fechten, wie Grün ungestüm zugemuthet wurde. Zwar sagt er im schroffen Gegensatze zu Goethe:

„Politisch Lied ist ein Donner, der Felsenherzen spaltet,
Die heil'ge Oriflamme, zum Siegeszug entfaltet,
Die Feuersäule, dem Volk aus Knechtschaftswüsten helfend,
Die Kriegsposaune, der Zwingherrn Bollwerk all zerschellend."

Aber das politische Lied muß harren seiner Stunde, es allein vermag's nicht. Wenn es Zeit ist, wird Speere säen der Sämann goldner Saaten. Das heißt, Grün mißtraut der unbedingten Wirkung des Wortes; männlich geworden harrt er des Tages zur That. Und besonnener geworden lehrt er Selbstbeherrschung und Toleranz. Das alte Ziel aber hat er unverrückt vor Augen: „Das Wort, das deutsche freie, wir nimmer missen können."

Nicht nur in der Einleitung der „Nibelungen im Frack", auch innerhalb der poetischen Erzählung blitzt sein patriotischer Sinn gelegentlich auf. Oder ist die Rebellion der mit dem unthätigen Fürsten unzufriedenen Bürger, die durch des Herzogs Geigenspiel unterdrückt wird, nicht eine Satire? Ist die Reise des Herzogs, zu schauen, ob es denn übel stehe in seinem Lande, wobei der incognito Reisende lauter festlich vorbereiteten Empfang findet, nicht Satire? Da verräth sich der politische Poet. Aber gleich drängt er den politischen Schein wieder

zurück, wie er auch im Vorgesange den brausenden Erguß seiner Meinung eindämmt, und stockend in Gedanken und Worten hemmt. Denn er will ja kein politisch Werk dichten; er hat sich ja dagegen verwahrt, daß man ihn nur zu solchem zwinge; nicht als satirischer Schalk, sondern als launiger Humorist will er erzählen in langer Nibelungenstrophe. Und das vermag er, ob man gleich die Verbitterung über lästige Angriffe radikalerer Politiker und Poeten durchhört.

Wer, vom Titel geleitet, eine Parodie auf die alten Nibelungen erwartet, wird enttäuscht. Hier wird die Fiedel allein geführt, nicht des grimmen Hagens Fiedel und Schwert. Soviel ich sehe, ist der Titel der Dichtung mehr durch die metrische Form erklärbar. Grün erzählt vom geigenfrohen Herzog von Sachsen-Merseburg, der keinen höheren Wunsch hat, als einen Zwerg zu besitzen, so klein, daß er die Violine als Baßgeige zu spielen vermöge, einen Riesen so groß, daß er die Baßgeige als Violine benutzen könne. Grotesk schildert er die beiden Genossen, die dem Herzoge zugelaufen sind, und um deretwillen dieser fast in Krieg kommt mit dem zwergfreundlichen Czaren und dem Könige der Potsdamer Riesengarde. Mit wirklichem Geschicke fürs komische Epos hat er das Marottenmotiv ausgearbeitet, das er in dem Curiositätenliebhaber Rudolph II. angespielt hatte. Zum Schlusse aber reißt ihn sein Idealismus aus dem Lachen; er berichtet, wie der sterbende Herzog, dessen Hände rein sind „von Blut- und Tintengreuel", von Krieg und Diplomatie, die im Leben ersehnte Harmonie im Himmel findet. Ein weihevoller Ausklang, fast zu weihevoll für den barocken Gang der Erzählung.

Die Kunst also ist es, die reinigt. Freilich auf Erden verführt sie auch zu wunderlicher und unerlaubter Einseitigkeit, aber sie leitet doch zur Harmonie, unter der Grün wie im „Schutt" gleich Schiller die humane Bildung versteht.

Hat Grün hier in den „Nibelungen" ein anekdotisches Thema ausgesponnen, so greift er im „Pfaffen von Kahlenberg" wieder zu einer alten österreichischen Figur, die historisch weiter zurückliegt als der letzte Ritter. In dem Romanzenkranze auf diesen hatte er sich kritisch mit der Geschichtsüberlieferung auseinandergesetzt; schon in den „Nibelungen" ließ er die Poesie freier schalten und fügte wenige historische Anmerkungen bei; jetzt scheut er sich nicht, das wohlbekannte Bild des Pfaffen Wigand zu ändern, ihm den Cynismus zu nehmen, das Schnurrige seiner Rede zu mildern oder gar in ernste Moral zu verkehren. Er greift für die Darstellung hinter die „Nibelungen" zurück auf seine episodische Manier. Statt der Nibelungenstrophe wählt er nun kurze Verse, auf denen freilich das schwere Gerüste der von der epischen Langzeile her gewohnten großen Worte gelegentlich drückend lastet.

Im Frühling 1848 war das Werk fertig ausgearbeitet; der Dichter behielt es im Pulte bis 1850: es schien ihm zu klein für die große Zeit des heiligen Märzen. Wigand, der Pfaff vom Kahlenberge bei Wien, gilt ihm als Zeitgenosse des Herzogs Otto von Oesterreich und des lange in der deutschen Dichtung lebenden sangreichen Ritters Nithart. Diese drei feiert seine Erzählung. Und der letzte, Nithart der schalkische Bauernfeind, gelingt ihm am besten, wie eben auch im „Letzten Ritter" die komischen Episoden die lebendigsten sind. Das humoristische Wort, das zugleich witzig ist, findet Grün mit treffender Sicherheit.

Die Uebung an den „Nibelungen im Frack" kommt ihm zu Statten. Weniger geräth der Titelheld. Ihm gab er etwas von seiner resignirenden Stimmung. Und der aristokratische Verfasser fühlt bei allem Anfluge demokratischer Gesinnung doch mehr innere Verwandtschaft mit dem Ritter Nithart als mit dem Volksmanne Wigand. Gewiß hat Graf Auersperg romantische Neigung zum Volksthümlichen und gilt auch für ihn das Wort seines Bauern Engelmar: „In Dichtern tönt des Volkes Herz"; aber er kann doch nicht rein volksmäßig denken und sich aussprechen.

Die socialen Zustände und Gebräuche des mittelalterlichen Oesterreichs werden beschrieben oder berührt, wie das die ganze junge Romantik und noch ihre Widersacher lieben; man möchte dem kundigen Dichter fast gram werden, daß er z. B. die bäuerliche Belehnung des Herzogs Otto nicht mit den reichen Farben ausmalt, welche Immermann in seinem „Oberhof" aufgewendet hat. Lieder sind eingestreut, halb alt im Wortlaut, halb neu, wie wir das heute noch zu hören gewohnt sind. Ganz sich in die Vergangenheit zu versenken, vermag Grün nicht, dazu ist er ein viel zu moderner Mensch. Der politische Kämpfer des 19. Jahrhunderts lugt uns immer wieder aus den reichen Falten des umgeworfenen romantischen Mantels hervor. Er liebte es ja, wie er einmal sagte, im Bücherstaub aus alten Tagen den Räthseln jüngster Tage nachzufragen. Er hebt an vom Kampfe zwischen dem freisässigen Bauern und dem Fürsten zu reden und behandelt also wieder sein Thema: Fürst und Volk, singt auch aufs Neue das Lob der Freiheit und der alten Bauernherrlichkeit. Er schreibt eine starke Satire auf das Landtagswesen, indem er eine Fabel von einer Versammlung der Schafe erzählt: Der Schäfer verlangt von ihnen eine zweite Schur; die Einen nicken zu Allem „ja", die Anderen sind sachlich einverstanden, wünschen aber eine mildere Form oder doch die Erlaubniß zu klagen; die jungen sagen „nein", und — ihnen fällt die Majorität zu; der Vorsitzende jedoch, der als Schaf verkleidete Schäferhund, unterbricht den Beschluß durch ein rasches „Also ja", ihr seid einverstanden mit der höheren Abgabe, und läuft mit dieser Entscheidung davon.

Aber Grün's Muse spielt nur mit der Lanze, sie schleudert sie nicht wie ehemals. Der Dichter bringt Alles in friedliches Geleise, stiftet Versöhnung zwischen dem Bauernfeind und den Bauern, zeigt den Herzog Otto im fröhlichen Verkehr mit seinem Volke. Will er ein Idealbild entwerfen wie im „Letzten Ritter" und Versöhnlichkeit lehren? Sicher verzichtet er nicht ganz auf politische Wirkung. Denn am Schlusse grollt aus Wigand's Rede das alte: „Es werde Recht!" Und im Zukunftsbilde schaut er einen andern Barbarossa die Donau hinabfahren und das Banner der jungen Freiheit schwingen.

Lauter aber als der politische Redner spricht aus dem Werke der Naturfreund. Sein bis dahin zumeist auf die Culturlandschaft eingeengter Sinn zeigt sich jetzt erweitert zum Sinne für Waldesdickicht und Bergeinsamkeit; breit wird die Landschaft gemalt. Doch auch jetzt genügt ihm die beschauliche Freude daran nicht, auch jetzt deutet er die Bilder seelisch aus und vergißt nicht die moralische Nutzanwendung. Auersperg war ein Mann der That, des praktischen Lebens; nicht Phantasie allein hält ihn umfangen und befangen. Die Dichtung ziert

sein aufs Handeln gerichtetes Leben, wie er es einmal von dem Witze im „Pfaffen" sagt:

„Witzworte sind die Rankenschwingen,
Die keck den Baum der That umschlingen;
Den Kranken werden sie erdrücken,
Doch den Gesunden verschönernd schmücken."

Und zu Rathen und Thaten war der Graf berufen, noch ehe dies Werk vom „Pfaffen von Kahlenberg" den Schrein verließ. Längst hatte er seinen Platz auf der Herrenbank in der Krainischen Landstube. Selten freilich hat er ihn eingenommen, doch auch da ein unerschrocken mannhaft Wort der Opposition zu Gunsten seiner engeren Landsleute gesprochen. Im März 1848 ward er von den Laibachern ins deutsche Parlament nach Frankfurt gesandt. Mit ungemeinem rhetorischem Schwunge hatte er sich zuvor an seine slovenischen „Brüder" gewendet in einer Flugschrift und sie gewarnt, der Stimme der slovenischen Studenten zu horchen, die ihnen die Vertretung im Parlamente widerrieth. „Eure Trennung von Deutschland wäre auch Eure Trennung von Oesterreich," ruft er ihnen entgegen. Und sein Manifest schließt mit den Worten: „Hoch die Slovenen und die übrigen österreichischen Brüder! Hoch unser Ferdinand! Hoch unser constitutionelles Oesterreich! Oesterreich im innigen Bunde mit dem einigen Deutschland!"

Das ist das Programm, mit welchem Auersperg nach Frankfurt zieht. Hier begrüßt er mit dichterischem Gruße die andern Boten: „Das Morgenroth ist da!" Jubelnd jauchzt er dem Erzherzog-Reichsverweser Johann zu, dessen Herz hat mitgefühlt des Volkes herbsten Schmerz. Aber die Morgenröthe währte kurz, ihr folgte kein sonniger Tag. Bei den Septembergreueln zog Auersperg bekümmert heim. Traurig klagt er darnach — Walther's von der Vogelweide Stimme scheint aus dem Grabe zu schallen —: ein machtlos Krönchen nur ward in Frankfurt geschmiedet,

„Ein Schrei erscholl im Lande:
Weh' ein mißrathner Guß!
Solch' ungeheurem Brande
So jammervoller Schluß."

Zum Troste gab er sich wieder der Poesie hin. Die politische Sendung hat ihn in engere Fühlung mit seiner nächsten Heimath gebracht. Schon länger interessirt er sich für ihr Volkslied. Jetzt überträgt er krainische Lieder mit treuer Sorgfalt aus dem Slovenischen. Er schreibt eine liebevolle Einleitung dazu und reicht wieder den slovenischen Brüdern die Hand. Offen verhehlt er nicht, daß seine Wünsche dem Siege der Germanen über die Slaven gelten. Aber er sei nicht engherzig genug, das Maß der Berechtigung, die Macht der Begeisterung und heroischen Thatkraft auch im andern Lager zu verkennen und über dem einseitig starren Festhalten des nationalen Parteipostens die höheren weltbeherrschenden Losungsrufe der Menschheit zu überhören, vor denen das Feldgeschrei der Nationalitäten verstummen müsse, wie das Wort des Individuums vor der Stimme der Nation. — Wir begegnen wieder dem humanen Kosmopoliten der Schuttdichtungen, der auch gelegentlich ein philhellenisch und ein polenfreundlich

Wort gesprochen hat. Freilich, die slovenischen „Brüder" haben ihm zum Danke dafür seinen Denkstein in Laibach besudelt — —.

Das Volkslied hat unsern Dichter so mächtig angezogen, daß er, vierzehn Jahre später, abermals verdeutschte Balladen herausgab. Diesmal war das Original altenglisch: die „Balladen von Robin Hood". Man kann nicht abschätzen, wie wichtig für den Dichter des „Letzten Ritters" die Kenntniß dieser Volkslieder gewesen wäre; hier hat der Poet Rhapsodien mit Handlung gefüllt, lebendig und knapp. Wieder unternahm Grün sorgsame Studien. Es muß überhaupt betont werden, daß er ein feines literarhistorisches Talent hatte: neben den Einleitungen und Anmerkungen zu seinen Dichtungen und Nachdichtungen spricht als beredtestes Zeugniß dafür die psychologisch-literarische Studie, die er Lenau's Gedichten voranstellte. Jetzt beim Robin Hood forscht er auch nach der innern Quelle der Thaten dieses gewaltthätigen Gesellen, der wohl für Schiller's Räuber Karl Moor einige Züge lieh, und nach dem Grunde seiner Beliebtheit. Er glaubt in ihm einen Vertreter des von den siegreichen Normannen unterdrückten angelsächsischen Volksstammes zu finden, einen echten Frei- und Landsassen, einen wahren germanischen Gau- und Freimann, einen tapfern, guten, unabhängigen Vertheidiger seiner Stammesgenossen, einen Kämpfer für das alte angelsächsische Recht und neue verbriefte Freiheiten. So wie er einst die Bauern selbst als Gegner seines Maximilian gerühmt, und die aus Otto's Zeit gefeiert, so erhebt er diesen Mann aus dem Volke, macht den Räuber zu seinem politischen Gesinnungsgenossen und hegt wohl den Wunsch: möchte es solche Männer geben unter unsern deutschen Oesterreichern! Je ferner die Zeit Robin Hood's und der Schauplatz seiner Thaten liegt, um so stärker lockte es, ihn zu idealisiren.

Ueberdies ist in diesen Balladen noch ein anderes Element, dessen Reiz Grün gefangen nahm. Er sagt ausdrücklich, Robin Hood fessle ihn auch wegen seines Waldlebens. In diesen Balladen gelte der Wald noch im alten großen Charakter als Asyl der Verfolgten, als Schule freiwilliger Entbehrung und Kraftübung, als Heimath wettergehärteter Gesundheit und Mannesfreiheit. Ein höchst bezeichnendes Geständniß für den Natursinn Auersperg's: er preist nicht den poetischen Waldeszauber, er hebt seine praktische Bedeutung fürs sociale Leben und den Körper des Menschen heraus. Nochmals: die Natur gilt ihm nicht an sich, sondern nur in Bezug auf den Menschen.

Auch dies zeigt wieder, daß der romantische Poet praktischen Charakters war. Zu der Zeit, da „Robin Hood" erschien, war Auersperg aufs Neue in politische Thätigkeit eingetreten: 1860 hat ihn der Kaiser in den verstärkten Reichsrath berufen. Beharrlich hielt er an seinen Grundsätzen fest; maßvoll und tolerant vertrat er sie. Er schloß sich der großen Anzahl „treu gesinnter liberal conservativer Elemente" an, empfahl freundliche Verständigung, friedliches Zusammenleben. Die Worte „Recht und gesetzliche Freiheit" tönen aus seinen Reden. Im April 1861 erläßt er eine Broschüre über „die ungarische Bewegung und unsere Pflicht". Darin zeigt er sich als erfahrenen Historiker, als zielbewußten, aber nicht extremen Politiker. Er spricht sachlich, darum weniger rhetorisch als im 1848er Manifest; aber ein Realpolitiker ist er nicht. Er macht Ernst mit der Toleranz, die er wiederholt gepredigt, und constatirt eigens, daß er seine

Ueberzeugung der des Landes unterordne, dem er angehöre: so hat er es in der Vorrede zu den „Volksliedern aus Krain" gelehrt. Auch als fleißiger Mitarbeiter an den Geschäften des Herrenhauses, für welches ihn der Kaiser, nicht zu seiner Freude, zum lebenslänglichen Mitglied ernannt, bewahrt er diese vornehme Art.

So tritt zu Anastasius Grün's Poetenleben die glänzende Thätigkeit des Grafen Auersperg hinzu. Sie hindert uns, das von ihm gerühmte Wort Lenau's: „meine sämmtlichen Schriften sind mein sämmtliches Leben" auch auf ihn anzuwenden. Seine Dichtkunst hat sein äußeres und inneres Leben begleitet und geschmückt, hat ihm Trost gespendet und Muth verliehen. An alten Beispielen hat er seine Lebensideale gestärkt, in ihnen sie verkörpert; auch im unmittelbaren Ergusse seines Denkens und Fühlens hat er sie bekannt, sich und Anderen ausgestaltet. Aber er war nicht so „durch und durch" Dichter wie Lenau, weder der Begabung noch dem Streben nach.

Dies Urtheil durfte und darf gefällt werden, obgleich es Grün nicht an poetischem Sinne und poetischem Schwunge fehlt, obgleich ihm die Poesie mehr war als eine Ausfüllung müßiger Nebenstunden; sie lag in seinem geistigen Vermögen, sie war ihm Bedürfniß, ein wesentlicher Theil seines Lebens. Und darum sehen wir seine Büste gerne aufgestellt neben der Lenau's. Er war aber überdies ein Marquis Posa, ein ränkeloser, der für die Freiheit des Gedankens eintrat und für alle Freiheit in trüber Zeit. Darum sehen wir seine Züge auch gerne zu Füßen des Schiller-Denkmals.

Antike Rosse und Löwen zu Venedig.

Von

Theodor Kock.

Lebende Pferde gibt es bekanntlich in den Straßen von Venedig nicht; es besitzt nur die vier ehernen über dem Portal der Basilika seines Schutzheiligen, Löwen von Marmor, die geflügelten Wappenthiere von S. Marco, sieht man in großer Anzahl. Goethe nennt sie die „geflügelten Kater". Aber berühmter als sie alle sind die ungeflügelten antiken am Arsenal. Die Geschichte jener Rosse sowohl wie die der Löwen ist von einem dichten Gewebe mannigfaltiger Sagen so wirr umsponnen, daß es sich wohl einmal der Mühe lohnt, durch Zurückgehen auf die Quellen die Wahrheit zu ermitteln.

I. Die Rosse auf S. Marco.

Im Jahre 1197 begann ein französischer Priester Fulco von Neuilly, bald unter Zustimmung des Papstes Innocenz III., das Kreuz zu predigen zur endlichen Befreiung des heiligen Grabes in Jerusalem. In wenigen Jahren war die dadurch in Frankreich herbeigeführte Erregung der Gemüther so stark, daß ein großer Theil des Adels das Kreuz nahm; Graf Balduin von Flandern, Graf Ludwig von Blois, Simon Montfort, zwei Grafen von Brienne, Matthieu von Montmorency, Gottfried von Villehardouin, Marschall der Champagne, und viele Andere. Eine Gesandtschaft an die Republik Venedig erreichte 1201 den Anschluß derselben an die Unternehmung: die Venetianer versprachen außer den zum Transport nöthigen Schiffen noch fünfzig Galeeren mitzusenden; Papst Innocenz genehmigte den Zug unter der Bedingung, daß er nicht gegen christliche Herrscher oder Völker gerichtet würde. Diese Bedingung wurde nicht lange gehalten: da die Kreuzfahrer nicht im Stande waren, die für die Ueberfahrt nach dem heiligen Lande ausbedungene Summe im Voraus zu bezahlen, so mußten sie trotz ihres Widerstrebens auf das Verlangen der Venetianer eingehen, zunächst die von der Republik abgefallene Stadt Zara in Dalmatien, die sich dem König von Ungarn, einem Genossen des Kreuzzuges, ergeben hatte, zurückzuerobern. Unter dem Oberbefehl des Markgrafen Bonifacius von Montferrat

setzte sich, nachdem auch der Doge Enrico Dandolo und ein großer Theil des Adels von Venedig das Kreuz genommen hatten, den 8. October 1202 der Zug in Bewegung; Zara ward erobert und den Venetianern zurückerstattet, die Excommunication des Papstes auf die Vorstellungen der Kreuzfahrer bald zurückgenommen.

Mittlerweile war in Constantinopel der Kaiser Manuel Komnenos mit Hinterlassung eines neunjährigen Sohnes gestorben, und dieser letztere durch seinen Vetter Andronikos, der sich der Herrschaft bemächtigte, umgebracht. Andronikos wieder war durch Isaak Angelos und dieser durch seinen eigenen Bruder Alexios (III.) verdrängt. Isaak's Sohn Alexios (später IV.) hatte an den Höfen des westlichen Europa um Hülfe gebettelt und suchte endlich auch die Kreuzfahrer in Zara zur Wiedereinsetzung seines Vaters zu bewegen. Trotz des neuen Einspruches von Innocenz III. erwirkten die Venetianer die Annahme der Vorschläge; die Flotte segelte am 7. April 1203 von Zara nach Corfu, wo auch der junge Alexios mit einer großen Schar deutscher Herren sich einfand, und landete gegen Ende Juni, fünfhundert Segel stark, mit etwa 40000 Mann an der asiatischen Küste im Süden des Bosporus. Nach vergeblichen Verhandlungen mit Alexios III. erfolgte am 8. Juli mit Sonnenaufgang die Ueberfahrt nach Europa, und ohne daß die Griechen die Ausschiffung hinderten, landete das Heer im Osten des goldenen Horns. Die Bevölkerung von Constantinopel war damals sicherlich zehnmal so stark wie die Kreuzfahrer, und bald nach der Landung zog diesen eine kaiserliche Armee von 70000 Mann entgegen, floh aber beim Anrücken der Franken in solcher Eile nach der Stadt zurück, daß denselben das kaiserliche Zelt und das ganze Lager der Griechen in die Hände fiel. Bald war der Thurm von Galata genommen, und die venetianische Flotte erzwang, aller Hindernisse unerachtet, den Eingang ins goldene Horn. Ein Doppelsturm zu Lande und zu Wasser wurde zwar, obwohl die Venetianer, die Galeere des damals mehr als neunzigjährigen Dandolo stets voran, in die Stadt drangen, da die Landarmee sich der Vorstadt Blachernä im äußersten Nordwesten von Constantinopel nicht bemächtigen konnte, abgeschlagen; aber Alexios III. gestattete dem griechischen Heere unter dem tapferen Theodor Laskaris keinen ernstlichen Ausfall und war durch den Verlauf des Kampfes so entmuthigt, daß er mit seinen Juwelen und Schätzen heimlich nach Thracien entfloh. In Folge dessen ward Isaak Angelos wieder auf den Thron berufen, sein Sohn Alexios IV. ihm zum Mitkaiser gegeben und von beiden ein Vertrag mit den Kreuzfahrern auf Grund der von diesen schon bei Beginn des Zuges gestellten Forderungen abgeschlossen. Aber es war unmöglich, die darin bedungenen Geldsummen aufzubringen; noch weniger durfte man hoffen, die gleichfalls versprochene Unterwerfung der Griechen unter die römische Kirche, wofür doch allein des Papstes Verzeihung zu erwarten war, durchzusetzen: es kam zu Zwietracht und heftigen Reibungen, so daß die Kreuzfahrer nunmehr auch den beiden von ihnen eingesetzten Kaisern den Krieg erklärten. Vergeblich versuchten die Griechen, die venetianische Flotte durch Brand zu vernichten; von Pera und Galata aus wurden die Vorbereitungen zum Sturm getroffen. Eine neue Revolution in Constantinopel brachte Alexios Murtzuphlos auf den Thron: Isaak Angelos

starb vor Schreck, sein Sohn Alexios IV. ward erdrosselt. Nachdem ein erster Angriff (9. April 1204) nicht zum Ziele geführt hatte, ward am 12. April der zweite Sturm unternommen. In der Nacht entfloh Murtzuphlos durch die „goldene Pforte" an der Propontis zu Schiff nach Westen, Theodor Laskaris nach Asien, wo er (in Nicäa) zum Kaiser ausgerufen wurde; am nächsten Morgen ergab sich die Stadt. Schon während der vorangegangenen Ereignisse waren mehrmals Brände ausgebrochen; eine neue Feuersbrunst verheerte die Stadt; eine mehrtägige Plünderung brachte die Einwohner an den Rand der Verzweiflung; wer fliehen konnte, floh; colossale Reichthümer wurden erbeutet, unzählige Kunstwerke vernichtet, die von Marmor zerschlagen oder verstümmelt, die Bronce zu Münzen eingeschmolzen. Balduin von Flandern ward zum Kaiser gewählt; Murtzuphlos, der später in die Gewalt der Eroberer fiel, für seinen schmählichen Verrath an dem eigenen Heere von einer hohen Säule in der Mitte der Stadt (Villehardouin 307. 8), deren es, nach Art der römischen Trajans- und Antoninssäule, in Constantinopel mehrere gab, hinabgestürzt.

Es sind noch heute Verzeichnisse der Kunstwerke vorhanden, welche während dieser Schreckenszeit der Vernichtung anheimfielen. Es ist eine stattliche Reihe; unter denen, welche diesem Schicksal entgingen, nehmen die Rosse von S. Marco eine bevorzugte Stelle ein. Sie wurden als ein Theil der den Venetianern zufallenden Beute von dem Dogen Enrico Dandolo in Anspruch genommen und auf dessen Anordnung durch den ersten Podestà der Republik in Constantinopel, Marino Zeno, nach Venedig gesandt. Der Befehlshaber eines der Schiffe, die sie dorthin überführten, war Domenico Morosini, welcher einen abgebrochenen Hinterfuß auf sein Verlangen zum Andenken erhielt; man ließ das Fehlende durch einen gewöhnlichen Handwerker ersetzen. Enrico Dandolo sah seine Siegesbeute nicht mehr in Venedig; er starb 1205 in der hauptsächlich durch seine Thatkraft eroberten Stadt und wurde mit großen Ehren in der Sophienkirche beerdigt. Die Rosse blieben bis zur Einnahme Venedigs durch Bonaparte in ihrer neuen Heimath; 1797 wurden sie auf Befehl desselben nach Paris gebracht und auf dem Triumphbogen des Carrousselplatzes aufgestellt; 1815 kamen sie durch den Kaiser Franz von Oesterreich auf ihren früheren Standort zurück.

Das sind hinsichtlich der Geschichte dieser Rosse die feststehenden und von keiner Seite angezweifelten Thatsachen; alle anderen Ueberlieferungen sind mehr oder minder bestritten; doch lassen sich immerhin daraus noch einige nicht unwesentliche Einzelheiten ermitteln.

Es gibt eine Art periodenweise sich erneuernder Wanderung der antiken griechisch-römischen Kunstwerke. Aus Hellas, ihrer eigentlichen Heimath, und den hellenischen Colonien kommen sie in Scharen namentlich seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts v. Chr. nach Rom; von hier und auch wieder aus Griechenland wandern sie seit Constantin dem Großen nach Constantinopel; von da in viel geringeren Massen nach dem Occident, namentlich nach Venedig, bis in neuerer Zeit immer kärglichere Züge von den vielen Pflegestätten der Kunst im Alterthum in die verschiedenen Mittelpunkte unserer heutigen Cultur gelangen.

Als die Rosse, von denen wir reden, nach Venedig gekommen waren, gab es hier über sie eine sonderbare Ueberlieferung. Marino Sanuto der Jüngere,

geboren in Venedig 1466, gestorben 1535, aus einem der edlen Geschlechter seiner Vaterstadt und mit allen Vorgängen in derselben genau vertraut, im Uebrigen wie seine Zeitgenossen in merkwürdigen Irrthümern befangen, erzählt in der Lebensbeschreibung des Dogen Dandolo (Vite de' Duchi di Venezia, abgedruckt in Muratori, Rerum italicarum scriptores, XXII, S. 399 ff.): „Es wurden nach Venedig gebracht vier große Rosse von Bronce, vergoldet, die in Constantinopel gewesen. Dieselben waren in Persien gearbeitet, und als die Römer Persien eroberten, nahmen sie die vier Rosse und ließen sie nach dem Meeresstrande bringen; auf ihren Geld- und Denkmünzen ließen sie auf der Kehrseite besagte vier Rosse, die dann nach Rom gebracht waren, anbringen; als Constantin endlich, der Kaiser von Rom, seinen Wohnsitz nach Constantinopel verlegte, nahm er besagte vier Rosse von Rom mit sich. Und es ist ein ganz ausgezeichnetes Werk, schön gegossen und fein. Eines von diesen Rossen war auf der Galeere des Ser Domenico Morosini, und durch einen unglücklichen Zufall brach einer der Hinterfüße ab; und als sie nach Venedig gekommen, stellte man sie, nachdem sie ausgeladen waren, oben auf der Kirche des heiligen Marcus auf; aber der Signor Morosini wollte jenen Fuß zum Andenken behalten. Daher ließ die Signoria einen anderen machen und an dem Pferde befestigen, wie man gegenwärtig bemerken kann; und ich habe besagten Fuß gesehen über einem Sockel (modione) oben an einem Hause bei S. Agostino, das dem Ser Alessandro Contarini, ehemals Ser Carlo, gehörte, der seine einzige Tochter an Ser Marco Tiepolo von S. Apostolo verheirathete. Dieser ließ nach Erbauung des Hauses bei S. Apostolo besagten Fuß von S. Agostino entfernen und ihn an seinem genannten Hause über einem Sockel außen an einer Ecke anbringen. Aber später ward er fortgenommen, ich weiß nicht, aus welchem Anlaß, und gegenwärtig ist besagter Fuß . . . . ." (Lücke).

Die abenteuerliche Sage von dem persischen Ursprunge der Rosse konnte begreiflicherweise nicht lange Stand halten; an deren Stelle trat die nicht minder unrichtige, sie seien in Rom entstanden. Namentlich Zanetti in seiner Erklärung der Statuen von S. Marco, und entschiedener Cicognara in einer eigenen Schrift über „Die vier Pferde, die auf der Vorhalle der Basilika von S. Marco aufgestellt sind" (Venedig 1815), haben diese Ansicht verbreitet, nach welcher sie unter Nero in Rom gearbeitet wären, und den Triumphbogen dieses Kaisers, dann des Trajan geschmückt hätten. Durch Constantin den Großen wären sie dann nach dessen neuer Hauptstadt und von hier nach Venedig gekommen.

Diese Ansicht, von der die quellenmäßige Geschichte ebenso wenig weiß wie von dem persischen Ursprung, wurde von Cicognara durch allerlei kunstgeschichtliche Betrachtungen gestützt, von denen sofort die Rede sein wird. Es ist nur zu verwundern, daß ein Neugrieche, der in den byzantinischen Quellen der Geschichte seiner Vaterstadt Constantinopel wohl bewandert ist und auch die Widerlegung Cicognara's durch A. W. von Schlegel und Mustoxidi kennen konnte, die alte Mär in etwas veränderter Fassung wieder vorbringt. Skarlatos sagt in seinem zu Athen 1851 erschienenen Buche *Κωνσταντινούπολις* (S. 234): „Die Rosse wurden zuerst, wie man sagt, aus Korinth" (vermuthlich weil sie in Bronce gegossen sind) „nach Rom überführt und auf den Triumphbogen des

Nero und später des Trajan gesetzt; zur Zeit der Frankenherrschaft (1204) aber wurden sie von dem Dogen Enrico Dandolo, wie man sagt, nach Venedig gebracht und in der Vorhalle des heiligen Marcus aufgestellt, wo sie noch heute stehen."

Alle diese und ähnliche Ueberlieferungen über die Herkunft der Rosse sind unhaltbar. Cicognara war namentlich bemüht, den römischen, nichtgriechischen Ursprung derselben zu erweisen: denn, sagte er, die Griechen kannten erstens keine Triumphbogen; zweitens sei die Vergoldung broncener Statuen erst in der Zeit der ersten römischen Kaiser häufiger geworden; drittens sei der Guß unvollkommen; viertens die Körper der Pferde zu fleischig und rund, um für ein griechisches Werk gelten zu können. Außerdem nahm Zanetti an der Beschneidung der Mähnen Anstoß.

Die von Cicognara vorgebrachten Einwendungen hat A. W. von Schlegel in einem von starken Flüchtigkeiten nicht freien Aufsatz (Œuvres écrites en français, II, p 30 ff.) hinreichend widerlegt. Erstens sei es durchaus nicht nothwendig, anzunehmen, daß das Viergespann auf einem Triumphbogen gestanden habe; es konnte sehr wohl auf einem Tempel oder einem anderen Denkmal, auch auf einer einfachen Basis aufgestellt sein. Schon zur Zeit der Peisistratiden (Ol. 66) war zu Olympia ein Viergespann des Ageladas, den Sieg des Kleosthenes aus Epidamnos verherrlichend (Pausanias 6, 10, 6); aus dem Ende des sechsten Jahrhunderts stammt das broncene Viergespann, welches, vom Zehnten der Beute nach einem Siege über die Einwohner von Chalkis auf Euböa errichtet, auf der Burg von Athen gleich links am Eingange stand (Herodot 5, 77; Pausanias 28, 2). Und aus späterer Zeit gab es ein Viergespann des Helios von Lysippos in Rhodus (Plinius 34, 63) und andere „multorum generum" von demselben (Plinius 34, 64), nicht wenige Viergespanne auch von Kalamis (34, 71), einem Zeitgenossen des Pheidias, von Euphranor (34, 78) nebst vielen anderen.

Zweitens ist auch die Vergoldung bei den Griechen, abgesehen von den Standbildern aus reinem Gold und Elfenbein, etwas nicht Ungewöhnliches. Auf der Mitte des Giebels vom Tempel des Zeus in Olympia stand eine vergoldete Nike, vergoldete Kessel an den vier Ecken des Daches (Pausanias 5, 10, 4, 2); ein vergoldetes Standbild der Phryne von Praxiteles gab es in Delphi (Pausanias 10, 15, 1); und überdies wäre es nicht einmal unmöglich, daß die Vergoldung an den Rossen später vorgenommen wäre, wie z. B. Nero ein Bildniß Alexander's des Großen von Lysippos, das er sehr liebte, vergolden ließ (Plinius 34, 63).

Drittens. Größere oder geringere Vollkommenheit des Gusses kann schwerlich ein entscheidender Beweis für die Herkunft eines Werkes sein: denn Nachbesserungen des Gusses lassen sich an sehr vielen Broncewerken der verschiedensten Zeiten erkennen. Auch sind über den Guß des venetianischen Viergespannes die Ansichten sehr verschieden; und wenn Zanetti und Winckelmann behaupten, die Pferde seien in zwei Hälften (von vorn nach hinten) gegossen, so hat, wie Cicognara (S. 36) berichtet, eine genauere Untersuchung des einen, von dem sich Kopf und Hals während des Transportes von Paris nach Venedig abgelöst hatten, dargethan, daß vielmehr Kopf und Hals bis zu den Schultern einerseits und der Rest des

Körpers andererseits für sich gegossen und die Löthung der beiden Theile durch eine breite Binde vom unteren Ende der Mähne bis zur Mitte der Brust verdeckt ist.

Wenn ferner auch zuzugeben ist, daß die Pferde am Parthenon, um von der arabischen und unseren heutigen Rassen zu schweigen, weniger fleischig sind als die von S. Marco, so hat Schlegel mit Recht bemerkt, daß die Pferde zu Pheidias' Zeit andere waren als z. B. die in Alexander's des Großen Tagen. Auch sind die des S. Marco unstreitig weder Kriegs- noch Rennpferde, sondern Paradepferde, wie ihr ruhiger, gemessener Schritt hinlänglich beweist. Syrakusische Münzen späterer Zeit zeigen durchaus denselben Typus.

Das Bedenken Zanetti's endlich hinsichtlich der Kürzung der Mähne beruht auf einem Irrthum. Diese Kürzung ist vielmehr recht eigentlich altgriechische Gewohnheit: um nur zwei Beispiele von vielen zu erwähnen, sowohl an den Rossen des Parthenon wie auf dem berühmten Mosaikbild der Alexanderschlacht aus dem Hause des Faunus zu Pompeji sind (mit Ausnahme der Wagenpferde des Darius) die Mähnen in Form eines Kammes oder einer Bürste gestutzt.

Durch die Hinwegräumung dieser Einwürfe gegen den griechischen Ursprung ist nichts bewiesen, als daß dieser möglich ist. Undenkbar wäre es nicht, daß das Werk, zu welchem die Rosse gehörten, von einem griechischen Künstler in Rom geschaffen wäre. Jedoch läßt sich das Gegentheil auch positiv beweisen.

Wenn die Uebertragung von Constantinopel nach Venedig einem Zweifel nicht unterliegen kann, so fragt es sich zunächst, wo in Constantinopel das Viergespann aufgestellt war. Die allgemeine Tradition sagt, im Hippodrom; aber da dieselbe Tradition sogar einen persischen Ursprung der Gruppe annahm, so wäre auch in Betreff der Aufstellung bei der grenzenlosen Unwissenheit der Eroberer ein Irrthum nicht ausgeschlossen.

Es gab in Constantinopel mehrere Viergespanne. Glücklicherweise können in dieser Frage nur zwei davon ernstlich in Betracht kommen, die einander ziemlich nahe, wohl miteinander verwechselt werden konnten: das auf dem sogenannten Milium und das des Hippodroms. Das Milium oder Augusteum war ein Platz im Süden der Hagia Sophia, auf welchem das nach dem Muster des römischen gebildete, aber weit prächtigere Miliarium stand, nach dem die Entfernungen im Reiche seit Constantin gemessen wurden. Auch die kaiserliche Post befand sich hier; außerdem (nach Georgios Kodinos, Ueber die Antiquitäten Constantinopels, S. 40, 1 f. und 59, 11 f. der Bonner Ausgabe) ein „Viergespann des Helios", von „feuerfarbenen" (das andere Mal nennt er sie „goldglänzend") „Rossen gezogen", „die von zwei Säulen auffliegen"; „der Wagenlenker trägt in der Rechten ein säulenartiges Bildwerk, das für die Glücksgöttin (Τύχη) der Stadt galt." Kodinos gehört dem fünfzehnten Jahrhundert an und erlebte noch die Eroberung Constantinopels durch die Türken, hat jedoch seine Notizen aus viel älteren Quellen, namentlich einer Topographie der Stadt in acht Büchern von ungenanntem Verfasser (abgedruckt in Bandurii Imperium orientale, Paris 1711, Bd. I, S. 13 ff.), geschöpft. Es kann kaum ein Zweifel sein, daß der Wagenlenker der Kaiser Constantin selbst war, der sich gern mit dem Sonnengott vergleichen ließ; das säulenartige Bildwerk in seiner Rechten wird eine

Victoria oder immerhin eine Fortuna Constantinopels gewesen sein. — Dieses Viergespann kann eine Gemeinschaft mit den venetianischen Pferden nicht gehabt haben: die letzteren können in ihrem ruhigen, gravitätischen Schritt unmöglich als von zwei Säulen auffliegend gedacht werden.

So kann denn nur, nach der in diesem Punkte richtigen Tradition, der Hippodrom von Constantinopel der Standort des Viergespannes gewesen sein. Dieser Hippodrom oder Circus, der in der Geschichte des byzantinischen Kaiserreiches und den zahlreichen scheußlichen Palastrevolutionen desselben eine verhängnißvolle Rolle gespielt hat, heutzutage der Atmeïdan, mit der tief in die Erde gesunkenen berühmten ehernen Schlangensäule, liegt unweit der Propontis (des Marmarameeres) und des großherrlichen Seraj in der ehemaligen dritten Region der Stadt. Die Wagenrennen darin waren wie die ludi Circenses in Rom für die Bewohner der Kaiserstadt das ersehnteste und aufregendste Schauspiel, sehr oft der Anlaß barbarischer Gewaltthätigkeiten. Seine Gestalt und Einrichtung kann man sich bei einem Aufenthalt in Rom am besten durch einen Besuch des Circus des Maxentius vor der Porta S. Sebastiano veranschaulichen: ein Oblong, durch einen Kreisbogen geschlossen, in der Mitte, nicht ganz bis zu diesem hin, von der sogenannten Spina, in Constantinopel Euripos genannt, durchzogen, einer nicht zu hohen Mauer, dazu bestimmt, die abfahrenden Wagen von den rückkehrenden zu scheiden. Der Eingang lag in Constantinopel am südwestlichen Ende dem Kreisbogen gegenüber; über dem Eingang und den Schranken erhob sich auf vier nicht sehr hohen Porphyrsäulen ein Ausbau, der bald als Tetrakion (Vierpfeilerbau), bald als Thurm bezeichnet wird und der Kaiserin als Eingang diente, wenn sie die Spiele zu schauen kam. Hier standen die lorbeerbekränzten Bildnisse der Kaiser, hier auch die jetzt in Venedig befindlichen vier Rosse. Nicht bloß der Anonymus (in Bandurius Imperium orientale, Bd. I, S. 41), die Enarrationes chronographicae (im Bonner Kodinos, S. 192) und auf Grund dieser Berichte Kodinos selbst (S. 53, 14. 15 der Bonner Ausgabe) sprechen, zum Theil in ganz denselben Worten, von den vier vergoldeten Rossen über den Schranken des Hippodroms: wir haben auch eine kurze Beschreibung des Kunstwerkes von Niketas Akominatos, einem Zeitgenossen des vierten Kreuzzuges, der die Eroberung Constantinopels 1204 selbst miterlebt und beschrieben hat[1]). Er erzählt (in der Beschreibung der Regierung des Kaisers Manuel 3, 5 S. 156, 4 ff. der Bonner Ausg.) von einem Gaukler, der bei dem Versuche, zu fliegen, in Constantinopel verunglückte: „Er stieg auf den Thurm am Theater" (d. h. dem Hippodrom) „empor, auf dem oben vier erzgetriebene, mit Gold überzogene Rosse aufgestellt sind, mit gekrümmtem Nacken, einander entgegen gewandt und wie beim Lauf in der Rennbahn schnaubend." Der letzte Ausdruck enthält, da die Pferde in gemessenem Schritte einherziehen, einen leicht verzeihlichen Irrthum; sonst aber stimmt, wie ein Blick auf eine Photographie zeigt, die Beschreibung des Niketas mit den Rossen von S. Marco in ganz auffallender Weise überein.

---

[1]) Die Angabe A. W. von Schlegel's (a. a. O. S. 51), Niketas stamme aus der Zeit nach der Eroberung Constantinopels, beweist nur, daß er ihn nicht gelesen hat.

Wenn dem aber so ist, so stammt dieses Viergespann von der Insel Chios und wurde, wie die oben angeführten Schriftsteller berichten, auf die zuerst hingewiesen zu haben das Verdienst von Andrea Mustoxidi ist (Sui quattro cavalli della basilica di S. Marco in Venezia. Padova 1816), von dem Kaiser Theodosius II. (408—450), dem schwachen Gatten der berühmten Athenaïs, von Chios nach Constantinopel überführt. Ein Irrthum jener Gewährsmänner ist ganz ausgeschlossen: es wird ausdrücklich überliefert, daß auf allen im Hippodrom und sonst aufgestellten Statuen „inschriftlich vermerkt war, von wem und woher sie" nach Constantinopel gebracht waren (Bandur. Bd. I, S. 42; Kodinos 54, 9. 55, 5).

Zu welcher Zeit und von wem das Kunstwerk geschaffen und auf welche Veranlassung es in Chios aufgestellt wurde, ist vollständig unbekannt. Erinnert man sich der Quadriga, welche zum Andenken an den Sieg über Chalkis auf der Akropolis von Athen errichtet war (s. oben), so könnte man versucht sein, das venetianische Viergespann mit dem Siege in Verbindung zu bringen, den die Einwohner von Chios 357 v. Chr. in ihrem Hafen über die athenische Flotte erfochten haben. Von da an hatte die Insel ihre glänzende Zeit bis zum Ausgang des vierten Jahrhunderts v. Chr. und konnte sich einer großen Anzahl von Künstlern rühmen (Plinius 36, 11 ff.); doch braucht nicht gerade ein Chier die Rosse gebildet zu haben. Nur aus Rom können sie nicht nach Chios gekommen sein. Denn daß nach Rom, wie später nach Constantinopel aus allen Enden der Welt Kunstwerke zusammengeschleppt wurden, ist bekannt; daß aber je solche von Rom nach Chios überführt wären, ist weder bezeugt noch annehmbar.

Aber nicht bloß in Betreff der Herkunft hatte die Sage die Wahrheit verdrängt; auch die Aufstellung in Venedig hat sie verdunkelt. Die Rosse sollen nämlich, wenn man der Tradition trauen dürfte, ehe sie nach S. Marco kamen, in oder vor dem Arsenal aufgestellt gewesen sein: eine Stelle aus einem Briefe Petrarca's soll das beweisen (vergl. A. W. von Schlegel a. a. O., S. 51). Aber wer immer diesen Brief zuerst für diese Annahme citirt haben mag, er hat ihn unmöglich im Zusammenhange gelesen, denn er bezeugt gerade das Gegentheil. Er stammt aus dem Jahre 1364 und ist an den Rhetor Petrus von Bologna gerichtet (Epist. rer. senil. 4, 2 oder bei Fracassetti 3). Francesco Petrarca war damals in Venedig und wohnte dort einer großartigen öffentlichen Feier an der Seite des Dogen bei. Er schreibt (nach einer wörtlichen Uebersetzung des lateinischen Originals): „Kein Geschlecht, kein Alter, kein Stand fehlte. Der Doge selbst hatte bereits mit einem ungeheuren Gefolge des Adels seinen Sitz auf der Front des Tempels (d. h. von S. Marco) über dem Eingang eingenommen, von wo von einer marmornen Tribüne aus (die dort befindliche Loggia ist gemeint) Alles zu seinen Füßen lag (der Platz von S. Marco). Es ist dies der Ort, wo jene vier ehernen und vergoldeten Rosse stehen, von antiker Arbeit und das Werk eines vorzüglichen Künstlers, wer es auch mag gewesen sein, aus der Höhe fast wie lebend (denn vivi ist zu lesen, nicht vivis) den Beschauer anwiehernd und mit den Füßen stampfend." Der jetzige Standpunkt des Viergespannes kann nicht deutlicher bezeichnet werden; daß es aber derselbe von Anfang an war, ergibt sich aus den oben angeführten Worten Marino

Sanuto's: er erzählt ausdrücklich, daß die Pferde, nachdem sie ausgeladen waren, oben auf der Kirche von S. Marco aufgestellt wurden; und da er schon über die wechselnden Schicksale des einen abgebrochenen Hinterfußes so ausführlich zu berichten weiß, so ist es undenkbar, daß er über die Wanderung der Rosse selbst vom Arsenal nach S. Marco nichts erfahren oder nichts erzählt haben sollte.

Aus dem Briefe Petrarca's läßt sich auch ein Irrthum Goethe's berichtigen. Er schreibt über die Pferde im Reisetagebuch September 1786 (Weimarer Ausgabe 1887) S. 246: „Diese kostbaren Thiere stehen hier wie Schafe, die ihren Hirten verloren haben. Wie sie näher zusammen, auf einem würdigeren Gebäude, vor einem Triumphwagen eines Weltbeherrschers standen, mag es ein edler Anblick gewesen sein." Und S. 274: „Treffliche Gestalten. Ich hatte von unten auf leicht bemerkt, daß sie fleckig waren, theils einen schönen gelben Metallglanz hatten, theils kupfergrünlich angelaufen. In der Nähe sieht und erfährt man, daß sie ganz vergoldet waren, und sieht sie über und über mit Striemen bedeckt, da die Barbaren das Gold nicht abfeilen, sondern abhauen wollen . . . Was mir sonderbar scheint, ist, daß sie oben schwerer und unten vom Platze leicht wie die Hirsche aussehen." Die Striemen mögen von dem Transport herrühren; über das Verfahren der Barbaren aber ist Goethe wohl durch einen Cicerone getäuscht worden. Die Vergoldung der Pferde war ohne Zweifel nicht durch Auflegung von Metallblech — was übrigens auch vorkam — sondern durch den üblichen dünnen Ueberzug bewirkt worden, den man schwerlich durch Abhauen zu entfernen sich bemüht haben würde. Auch wissen wir aus Niketas und Kodinos, daß die Franken 1204 die metallenen Statuen vielmehr durch die sehr viel mühelosere Art des Einschmelzens vernichteten. Endlich berichtet Petrarca am angeführten Orte, daß er die Rosse 1364 noch vergoldet gesehen hat, ohne im geringsten von einem Schwinden des Goldglanzes etwas zu bemerken. Wenn nun Goethe diesen zum Theil noch wahrgenommen hat, heute aber, wie Jeder sich leicht überzeugen kann, nichts mehr davon zu sehen ist, so darf man wohl annehmen, daß die Vergoldung durch den Einfluß von Luft, Regen und Sonne allmälig von selbst verschwunden ist. Sehr richtig dagegen ist Goethe's Urtheil, daß das Gespann in seiner ursprünglichen Aufstellung, näher zusammengerückt vor einem kunstreichen Wagen (wenn auch nicht gerade Triumphwagen) und — darf man wohl hinzufügen — von allen Seiten frei zu sehen, etwa wie die Victoria auf dem Brandenburger Thore, noch einen ganz anderen Eindruck gemacht haben wird als heute.

Auch in anderer Beziehung wird die ursprüngliche Aufstellung von der gegenwärtigen verschieden gewesen sein. Die vier Rosse stehen jetzt auf einer Plattform, die sich über die das Untergeschoß von S. Marco krönende Balustrade erhebt, durch die große Wölbung des Mittelbogens des Portals in zwei Paare getrennt, je zwei mit den Köpfen einander zugewendet. Genau so beschreibt sie Niketas Akominatos, „den Blick einander zugewandt" (ἀντιβλέποντες ἀλλήλοις); und diese Uebereinstimmung in einer keineswegs gewöhnlichen Sache ist ein sprechender Beweis für die Identität des venetianischen Viergespanns mit dem auf dem Hippodrom zu Constantinopel, wo sie also auch, durch einen weiteren Zwischenraum getrennt, auf den beiden Flügeln des Einganges in zwei Paaren

aufgestellt gewesen sind. Bei einer solchen Sonderung mag die gewählte Anordnung zweckmäßig sein; ihre ursprüngliche Reihenfolge war es schwerlich, wenn anders sie, woran nicht zu zweifeln ist, einen Siegeswagen zogen. Eine der ältesten griechischen Quadrigen, wenn nicht die älteste, die in dem bekannten Metopenrelief von Selinus, wie eine der neuesten, die auf dem Brandenburger Thor, zeigen die natürliche Stellung der vier Rosse, nämlich die beiden Außenpferde mit den Köpfen nach außen gewandt. Mithin hat man sich auch das venetianische Viergespann auf seinem ersten Standort in Chios so zu denken, daß die Reihe nicht a b c d, sondern b d a c war.

II. Die Löwen vor dem Arsenal.

Mußten wir uns bei der Betrachtung der Rosse von S. Marco Constantinopel im Jahre 1204 vergegenwärtigen, so führt uns die Geschichte der marmornen Löwen vor dem Arsenal um fast ein halbes Jahrtausend später nach dem damals noch immer halb verschollenen Athen.

Im Jahre 1453 hatten die Türken durch die Eroberung Constantinopels die Vernichtung des oströmischen Kaiserreiches vollendet und dann zwei Jahrhunderte hindurch die gesammte Christenheit in einem fortdauernden Zustande der Aufregung und des Schreckens erhalten. Erst die Niederlage vor Wien durch Johann Sobieski 1683 hatte den Ruf der Unbesiegbarkeit des Islam gebrochen und Europa wie von einem drückenden Alp befreit.

Der Eindruck dieses Ereignisses war ungeheuer. Am 25. April 1684 ward von Venedig, dem Papste, Polen und Oesterreich ein Bund gegen die Türken geschlossen, dessen Seele Venedig war: am 15. Juli übergab der Bevollmächtigte der Republik in Constantinopel die Kriegserklärung — der erste Fall der Art in der Geschichte. Sofort wurden Schweden, Franzosen, Slavonier und Italiener, namentlich aber Deutsche angeworben, ein buntes Gemenge, das nur durch einen eisernen Willen zu einem Heer verschmolzen werden konnte. Es war ein glücklicher Griff, daß man den heldenmüthigen Vertheidiger von Candia gegen die Türken — er hatte erst nach beispiellos hartnäckiger Gegenwehr am 6. September 1669 auf einem Trümmerhaufen die ehrenvolle Capitulation unterzeichnet, welche die Insel dem Halbmond überließ — Francesco Morosini, damals 66 Jahre alt, als General-Capitän an die Spitze des Unternehmens stellte; nicht minder glücklich war, im zweiten Jahre des Krieges, die Ernennung des schwedischen Feldmarschalls Grafen Otto Wilhelm von Königsmark, eines Sohnes der Mark Brandenburg, der sich in den ungarischen Feldzügen gegen die Türken gebildet und bewährt hatte, zum Oberbefehlshaber über alle Landtruppen. Seine Gemahlin, nicht zu verwechseln mit der berüchtigten Aurora von Königsmark, war mit ihren Ehrendamen seine treue Begleiterin im Kriege. Der Feldzug wurde im Juni 1685 mit ungefähr 8200 Mann eröffnet; man nahm Koron und Kalamata im Peloponnes, drang in das Innere der Halbinsel und rief die Bewohner der Maina zum Aufstande. Noch erfolgreicher war, nachdem der neue Oberbefehlshaber die auf 10 800 Mann gebrachte Armee vortrefflich eingeübt hatte, das zweite Kriegsjahr: Navarin (Pylos), Modon, Napoli di Romania, die be-

deutendsten Plätze von Morea, wurden genommen; und der dritte Feldzug brachte durch den entscheidenden Sieg von Patras (24. Juli 1687) den ganzen Peloponnes mit Ausnahme von Malvasia (Monemvasia, im Alterthum Epidauros Limera), der nur durch eine Brücke mit dem Festlande verbundenen Felsenfestung an der Ostküste von Lakonika, in die Hände der Sieger. Am 9. August wurde Korinth von den Venetianern besetzt; Morosini erhielt für die erfochtenen Siege den Titel „des Peloponnesiers." Ehe man die Winterquartiere bezog, wollte man noch einen Abschluß der bisherigen Thätigkeit, und obwohl ein türkischer Seraskier in Theben stand, entschied man sich trotz der Bedenken Morosini's für einen Angriff auf Athen und seine starke Festung, die Akropolis. Mit 9,800 Mann und 870 Pferden landete man am 22. September im Peiräeus; die Unterstadt, welche die überraschten Türken in Eile und Unordnung aufgegeben hatten, war eine leichte Beute; die Burg wurde sofort belagert, aber tapfer vertheidigt. Hierbei geschah es, daß am 26. September 1687 abends um 7 Uhr eine Bombe, von der Ostbatterie unter Leitung eines Lüneburgischen Lieutenants geschleudert, den Pulvervorrath der Türken im Parthenon entzündete und den unvergleichlichen Tempel in der Mitte zerriß. Trotz des dadurch entstandenen Schreckens capitulirte die türkische Besatzung erst, als die Hoffnung auf Entsatz durch den Seraskier, der zwar heranrückte, aber einen Angriff nicht wagte, geschwunden war. Am 4. October verließ sie, 500 Mann stark, mit der türkischen Bevölkerung, die sich auf die Burg geflüchtet hatte, die Stadt, um im Peiräeus nach Smyrna eingeschifft zu werden. Das Heer der Venetianer nahm Winterquartiere in der Stadt und der Umgegend.

Aber mit der Eroberung Athens trat der Umschwung im Kriegsglück ein. Morosini hatte Recht: der Peloponnes ließ sich, da die venetianische Flotte das Meer beherrschte, und mit Hülfe der wiederhergestellten Mauer über den Isthmus von Korinth leicht behaupten; Athen lag allen Angriffen ausgesetzt. Schon seit längerer Zeit und mit wachsender Heftigkeit verheerte die Pest Morea und decimirte die Armee; die weiteren Unternehmungen mißglückten; man mußte sich endlich entschließen, Athen und Attika wieder aufzugeben (9. April 1688) und die eben befreite Bevölkerung zu ihrer Sicherung vor der Rache der Türken nach Salamis, Aegina und Morea überzuführen. Am 15. September 1688 starb der Graf Königsmark an einem hitzigen Fieber vor Negroponte auf Euböa in den Armen seiner Gemahlin, die ihn bis zum Ende treu gepflegt hatte. Morosini, inzwischen nach dem Tode Antonio Giustiniani's zum Dogen erhoben, mußte, ohne die Insel erobern zu können, abziehen. Die Bevölkerung von Athen, die ihre Heimath trotz aller Leiden nicht vergessen konnte, erhielt erst nach drei Jahren, während deren Stadt und Land verödet lagen, vom Sultan die Erlaubniß zur Rückkehr.

Sobald im venetianischen Hauptquartier der Beschluß gefaßt worden war, Attika aufzugeben, dachte alle Welt in der Armee daran, ein Andenken oder Siegeszeichen mit nach Hause zu nehmen, und zumal Morosini glaubte nicht ohne ein solches heimkehren zu dürfen. Seiner Familie, aus welcher wiederholt die Dogen gewählt worden waren, hatte der Befehlshaber des Schiffes angehört, das eines der Broncerosse von Constantinopel nach Venedig entführt hatte; der

abgebrochene Hinterfuß war im Besitz Domenico Morosini's verblieben. Wie Enrico Dandolo ein auserlesenes Kunstwerk von seinem Feldzuge nach Hause gesandt hatte, so sollte das Andenken an die Eroberung von Morea, der Ruhm des Peloponnesiers durch kein geringeres Zeichen in Venedig erhalten werden. Zuerst war dazu der Poseidon und die zwei Rosse von Athena's Gespann im Westgiebel des Parthenon als die am besten erhaltenen Stücke von den Wunderwerken des Pheidias ausersehen; aber die Arbeiter waren ungeschickter oder unvorsichtiger als dereinst die Dandolo's: es stürzte Alles herunter und zerbrach in tausend Stücke (Depesche Morosini's aus Porto Lion vom 19. März 1688). So wählte man denn aus den leichter fortzuschaffenden Schätzen des Landes drei Löwen, um so lieber als der Löwe das Thier des heiligen Marcus ist, und sandte sie aus dem Peiräeus nach Venedig, wo sie vor dem Arsenal ohne besondere Feierlichkeit aufgestellt wurden: wenigstens enthalten die Beschreibungen von dem Triumphzuge des Dogen nichts darüber. Inschriften, an der Basis der Löwen angebracht, verkündeten den Ruhm des Eroberers; die an dem Sockel des größten lautet: Franciscus Maurocenus Peloponnesiacus expugnatis Athenis marmorea leonum simulacra triumphali manu e Piraeeo direpta in patriam transtulit futura Veneti leonis quae fuerunt Minervae Atticae monumenta. Eine weit merkwürdigere Inschrift aber zeigt sich auf beiden Flanken und Vorderschenkeln desselben, sehr sorgfältig in schönen Schlangenlinien eingemeißelte Runen, wahrscheinlich dem Anfang des 11. Jahrhunderts angehörig, die jedoch bis jetzt jeder wissenschaftlich befriedigenden Deutung gespottet haben.

Es sind vier Löwenbildnisse, die gegenwärtig vor dem Arsenal in Venedig liegen: drei männliche und eine Löwin. Der eine der ersteren, mit der Inschrift Anno Corcyrae liberatae ist erst 1716 von Corfu nach seinem jetzigen Standorte gebracht und künstlerisch so unbedeutend, daß die gegenwärtige Betrachtung sich nicht weiter mit ihm beschäftigen wird; die beiden anderen männlichen sind das Gewaltigste, was man in Venedig von griechischer Kunst zu sehen bekommt.

Goethe (Italienische Reise, Stuttgart und Tübingen, Bd. XXIII, S. 100, 101) schildert sie folgendermaßen: „Zwei ungeheure Löwen, von weißem Marmor, vor dem Thore des Arsenals; der eine sitzt aufgerichtet, auf die Vorderpfoten gestemmt, der andere liegt — herrliche Gegenbilder von lebendiger Mannigfaltigkeit. Sie sind so groß, daß sie Alles umher klein machen, und daß man selbst zu nichte würde, wenn erhabene Gegenstände uns nicht erhöben. Sie sollen aus der besten griechischen Zeit, und vom Piräus in den glänzenden Tagen der Republik hierher gebracht sein." Und in dem schönen zwanzigsten Epigramm:

Ruhig am Arsenal stehn zwei altgriechische Löwen;
Klein wird neben dem Paar Pforte, wie Thurm und Canal.
Käme die Mutter der Götter herab, es schmiegten sich beide
Vor den Wagen, und sie freute sich ihres Gespanns.
Aber nun ruhen sie traurig; der neue geflügelte Kater
Schnurrt überall, und ihn nennet Venedig Patron.

Zu den letzten beiden Versen vergleiche auch Epistel 1, 56.

Der Eindruck, den der Anblick dieser Thiere macht, kann nicht besser geschildert werden. Wenn aber schon die Rosse von S. Marco den Schafen zu

vergleichen sind, die ihren Hirten verloren haben, so erscheinen diese Löwen, wo sie jetzt stehen, noch viel einsamer und verlassener, in einer ganz fremdartigen Umgebung. Der große hochaufgerichtete ist von dem Künstler, der ihn bildete, gedacht worden, als ob er mit gespannter Aufmerksamkeit wie in eine endlose Weite hinausschaute; und hier steht er auf einem winklichten Plätzchen, das ihm durch ein paar ganz unbedeutende Häuser jede Aussicht verschließt. Beide verlangen einen großen freien Raum, um von dem Beschauer recht gewürdigt zu werden; hier aber liegen sie, dicht an die eiserne Umgitterung des Eingangs zum Arsenal wie angeklebt, in beklemmender Enge; und wenn sie von ihrem ursprünglichen Standort nicht ganz so verschlagen, ihrer natürlichen Bestimmung nicht ganz so entfremdet sind wie die Herden von Statuen in den Museen, wo aber die Verwandtschaft der Gegenstände wieder eine gewisse Harmonie hervorbringt, so ist doch die Gesellschaft, in die sie gerathen sind, ihrer ganz unwürdig. Denn das an sich geschmackvolle Bauwerk, vor dem sie stehen, das Portal des Arsenals von 1460, ist durch einen der „geflügelten Kater," der sich neben seinen edlen Vettern sehr kläglich ausnimmt, und über der Giebelspitze durch eine heilige Justina verunziert; neben und hinter ihnen hat man auf den Pfeilern der Umfriedigung sieben oder acht nichtssagende allegorische Marmorgruppen in allerlei verkünstelten Bewegungen angebracht, die eher in einen Balletsaal als an diesen ernsten Ort gehörten; und dem ruhenden ist gar ein Schilderhaus so vor die Nase gesetzt, daß man kaum einen Standpunkt findet, ihn im Ganzen zu überschauen.

Mit Recht bezeichnet Goethe sie als Gegenbilder von lebendiger Mannigfaltigkeit. Der eine senkrecht auf seinen Vordertatzen, das gewaltige Haupt gerade aus, die Augen fest auf einen Punkt gerichtet, jede Muskel nicht straff gespannt, aber zum Sprunge bereit; der andere in vornehmer Unthätigkeit hingelagert, das Haupt gemächlich und ohne bestimmtes Ziel für die Augen seitwärts gewandt, die Vordertatzen nach vorn lang ausgestreckt, in vollkommener Sicherheit, daß nichts in der Nähe oder Ferne eine Anstrengung erfordere: in dem einen ist die Wachsamkeit vor dem Streite, in dem anderen die Ruhe nach dem Siege verkörpert.

Es ist bisher wenig von der Löwin geredet, die auch allerdings die Aufmerksamkeit im geringeren Maße in Anspruch nimmt. Und doch legte Morosini auf sie, obwohl sie von nur mittelmäßiger Arbeit ist, ein unverhältnißmäßiges Gewicht. In einer Depesche an den Senat von Venedig vom 19. März 1688 (abgedruckt in Graf de Labordes Athènes, Bd. II, S. 225—6) erzählt er, daß er beschlossen habe, sie von Athen mitzunehmen, obwohl ihr der Kopf fehlte, „der sich", wie er sagt „vollkommen wird ersetzen lassen, mit dem Stück ähnlichen Marmors, das ich mit übersenden werde." Wer würde hierbei nicht an Mummius in Korinth erinnert? — Sie ist von hymettischem Marmor und war auf der Akropolis vor dem Parthenon aufgestellt. Guillet, der Athen nie gesehen, aber in seiner nach dem Geschmack der Zeit etwas phantastischen Beschreibung oft gute Quellen benutzt hat, sagt (Athènes, 2. Ausg., S. 192) „parmy les figures du dehors (des Parthenon) on admire particulièrement un lyon" (vielmehr Löwin) „de marbre." Auch um sie hat der Mythus sofort die Fäden des Irrthums

gesponnen. Jo. Gratianus erzählt (Francisci Mauroceni gesta. Patav. 1698, S. 338): „Das andere Standbild" (der Löwin) „haben die Athener zum Andenken an die Hetäre Leäna gestiftet, welche die Schwäche ihres Geschlechts durch die Tugend des Schweigens überwand." Er meint die Geliebte des Harmodios oder Aristogeiton, welche nach der Ermordung des Hipparchos, da sie durch die Folter gezwungen werden sollte, was sie von der That wußte anzugeben, sich die Zunge abbiß, um nichts zu verrathen. Die Athener setzten ihr zur Erinnerung das Denkmal einer Löwin auf der Akropolis (Plinius 34, 72. 3). Doch hat diese Löwin mit der venetianischen nichts zu thun: sie stand in den Propyläen und war von Erz (Pausan. 1, 23, 1—2; Plutarch. Mor. 505e; Polyän. 8, 45).

Von den beiden Löwen stand der ruhende, der jetzt links vom Eingange (rechts für den Beschauer) liegt, in der Unterstadt von Athen nicht weit entfernt von dem noch erhaltenen sogenannten Theseustempel, wo ihn der Stadtplan der französischen Kapuziner von Athen, entworfen etwa um 1670, der zuverlässigste Plan der Stadt vor ihrer Eroberung durch Morosini, ganz richtig abbildet (Laborde, Bd. I, S. 79), an dem Wege nach dem Dipylon und der Akademie. Zuerst erwähnt ihn eine Handschrift der Pariser Bibliothek aus der Mitte des 15. Jahrhunderts (cod. gr. 1631 A, Bl. 158) als den „marmornen Löwen (*λεοντάρι*) in der Nähe des Theseion." Ebendaselbst sah ihn der Jesuit Babin, von dem wir in einem Brief an den Abt Pecoil in Lyon vom 8. October 1672 die erste genauere Beschreibung Athens besitzen: „An fünfzig Schritt von da" (dem sogenannten Theseion) „steht auf einem großen Wege ein Löwe von Marmor weiß wie Schnee, an der Erde auf seinen Füßen liegend. Er ist dicker und länger als ein Pferd; man möchte sagen, daß er zu irgend einer Wasserkunst benutzt worden ist, nach seinem offenen Rachen und einem großen Loche zu urtheilen, das durch seinen Kopf geht, wodurch ein Mensch den seinigen stecken könnte." Und ganz ähnlich Spon (Voyage II, S. 190, Ausg. Lyon 1678): „Zweihundert Schritt davon auf dem Wege nach Lepsina" (Eleusis) „ist ein schöner Löwe von Marmor, von vollendeter Arbeit, auf seinen Tatzen liegend, aber ein wenig beschädigt, der dem Aussehen nach zu einer Fontäne gedient hat, denn man sieht an ihm ein großes Loch, welches durch seinen Kopf geht." Und Guillet (S. 254): „Jetzt sieht man in der Nähe dieses Tempels einen großen und schönen Löwen von Marmor, auf der Erde liegend und dargestellt, als ob er schliefe." Die letzten Worte, „als ob er schliefe," erklären sich daraus, daß Guillet nicht als Augenzeuge schreibt; die Verschiedenheit der Entfernung vom Theseion in den Angaben von Babin und Spon, dessen Notiz gewiß die richtigere ist, scheint nicht von der Unsicherheit der Schätzung herzurühren: Babin schrieb seinen Brief erst in Smyrna und aus der Erinnerung. Endlich die Verwendung von Löwenbildwerken zu Springbrunnen und dergleichen ist alt. Pollux (8, 113) und Photios (*κρηνοφύλαξ*) erwähnen einen Löwen von Erz in Athen des Namens „Quellenwächter", durch den das in den Gerichten zur Abmessung der Zeit für die Reden bestimmte Wasser floß.

Der aufgerichtete Löwe, ein Colossalwerk von dreifacher Lebensgröße, lag im Bereich des Peiräeus, der nach ihm im Mittelalter Porto Lione oder, was dasselbe sagen will, Porto Drako hieß (Drako = Ungeheuer, Coloß). Dieser Löwe ist um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts von Cyriacus aus Ancona, 1537 von

Jehan de Vega, der auf einer französischen Flotte den Peiräeus besuchte, gesehen worden und wird seit der Zeit öfters erwähnt. Babin sagt: „Den Hafen nennt man Port Lyon, auf Veranlassung eines großen Löwen von weißem Marmor, der an dem äußersten Ende „des Hafens" von der Stadtseite her (à l'extrémité du côté de la ville) liegt, in der Nähe eines einzelnen unbewohnten Hauses, das man gebaut hat, um dort die Waaren unterzubringen, ehe man die Schiffe damit befrachtet" (vergl. Spon, Lyoner Ausgabe, Bd. II, S. 234) . . . „Obwohl dieser Löwe auf seinem Hintertheil sitzt, trägt er sein Haupt doch so hoch, wie es eines der schönsten Pferde thun würde." Guillet (Athènes, S. 125): „Alles, was man im Peiräeus sieht, ist ein sehr schöner Marmorlöwe, der diesem berühmten Hafen den Namen gibt. Der Löwe wendet (présente) den offenen Rachen der Meeresseite zu. Er ist dargestellt wie brüllend und bereit loszuspringen auf die Fahrzeuge, die dort vor Anker gehen." Man sieht auch hier wieder, wie die Phantasie statt der Autopsie die Beschreibung übernimmt. Spon (Voyage II, 231, Lyoner Ausgabe): „Der Peiräeus wird von den heutigen Griechen Porto Drako und von den Franken Porto Lione genannt, beides nach einem schönen marmornen Löwen von zehn Fuß Höhe und dreifacher Lebensgröße, der auf dem Ufer im Hintergrund des Hafens liegt." Ebenso Wheler (Journey, S. 418). Und Anna Akerhjelm, die als Ehrendame der Gräfin von Königsmark dem Kriegszug des Grafen folgte, schreibt in ihrem Tagebuch vom 6. September 1687 (Laborde, Bd. II, S. 312. 313): „Wir landeten alsdann, um den Löwen zu besuchen. Er ist von Marmor, 4½ Ellen hoch, einer seiner Vorderschenkel hat eine Dicke von ¾ Ellen."

An welcher Stelle im Bereich des Hafens Peiräeus hat der Löwe gelegen? Diese Frage läßt sich für das letzte Jahrhundert vor seiner Entführung nach Venedig schon an der Hand der oben angeführten Gewährsmänner leicht und sicher beantworten. Spon nennt die innerste Bucht des Hafens (au fond du Port sind seine Worte) als den Standort. Wheler sagt at the bottom of the bay. Und dasselbe meint Babin. Denn da der Peiräeus in seiner Längenrichtung zwei „äußerste Punkte" hat (er sagt à l'extrémité), die Einfahrt und die dieser diametral gegenüber liegende innerste Bucht des Hafens, so setzt er, um diese zu bezeichnen, hinzu, von der Stadtseite aus gerechnet (du côté de la ville), d. h. er meint den auf einer von der Einfahrt des Hafens nach der Stadt gezogenen geraden Linie gelegenen innersten Punkt desselben. Und wenn noch irgend ein Zweifel möglich wäre, so wird dieser beseitigt durch den von den französischen Ingenieuren Plantier und Gebrüder de Combes 1685 aufgenommenen, bei Laborde (II, 61; vergl. 241. 2) in verkürztem Maßstabe abgedruckten Plan, auf welchem er sich neben dem von Babin erwähnten unbewohnten Hause eingezeichnet findet. Es ist dies die Stelle dicht an dem heutigen Quarantänegebäude, nicht weit von dem Platze, wo auf dem Plan der Häfen von Athen in Bursian's Geographie von Griechenland, Bd. I (vergl. den Plan in Ulrich's Reisen und Forschungen II zwischen S. 156 und 157) Konon's Aphrodision angegeben ist.

Hier stand der Löwe bis zu seiner Wegführung durch Morosini. Eine andere Frage ist, ob er hier immer gestanden hat. Dieselbe theilt sich in die

zwei: Hat er immer im Peiräeus und hat er im Peiräeus immer an derselben Stelle gestanden?

Eine Vorfrage ist: Seit wie lange steht er nach dem Stande unseres Wissens im Peiräeus? Diese kann vorläufig nur durch die Hinweisung erledigt werden, daß der Hafen im Mittelalter nach ihm benannt wurde, und daß dieser Name (Porto Lione) sich, wie es scheint, zuerst 1318 auf den in Venedig angefertigten Seekarten des Pietro Visconte von Genua erwähnt findet. Natürlich wird dadurch nicht ausgeschlossen, daß die Benennung viel älter ist. Man hat vermuthet, daß Guido II., aus dem Hause de la Roche, Herzog von Athen (Hopf in Ersch und Gruber, Encyklopädie Bd. 85, S. 368), oder gar erst einer der Herzöge aus dem florentinischen Hause Acciajuoli das Bildwerk habe errichten lassen. Aber die letztere Annahme wird schon dadurch widerlegt, daß der Name Porto Lione älter ist als die Herrschaft der Acciajuoli (seit 1385); die erstere entbehrt jedenfalls einer zwingenden Begründung. Man könnte höchstens, aber gleichfalls ohne Beweis, annehmen, daß Guido II. oder ein Anderer aus dem Hause de la Roche den Löwen von einer anderen Stelle hierher überführen ließ. Denn daß derselbe etwa in dieser Zeit geschaffen sei, ist unmöglich. Für dergleichen Kunstwerke war in jenen Jahrhunderten weder Verständniß noch ein Künstler vorhanden. Die Entstehung des Colosses im hellenischen Alterthum unterliegt keinem Zweifel.

Hat er nun immer im Peiräeus gestanden? Auch in dieser Beziehung ist die Sage geschäftig gewesen: sie erzählt, ursprünglich habe er auf dem Schlachtfelde von Marathon gelegen, und Laborde (Bd. II, S. 247, Anm.) erwähnt sogar die weitere Legende, daß die Runenschrift auf seinen Schultern bei Gelegenheit seiner Ueberführung von dort nach dem Peiräeus eingegraben sei. Wie schon bei Homer der Löwe, „des Gebirges Sohn", ein Symbol ist für den heldenstarken Schlachtenkämpfer, so ist ein Löwenbild zum Andenken auf Siegesfeldern und für löwenmuthigen Tod von alten Zeiten her häufig. Wer sollte nicht gleich an den zu Leonidas' Ehre in den Thermopylen errichteten „steinernen Löwen" (Herodot 7, 225) oder an den Löwen auf dem Schlachtfelde von Chäroneia (Pausanias 9, 40, 10), endlich an Thorwaldsen's Luzerner Löwen denken? Freilich würde für das Schlachtfeld von Marathon der ruhende Löwe in Venedig, bei dem jedoch schon seine Verwendung als Wasserspeier jeden solchen Gedanken verbietet, als Sinnbild der durch den Sieg völlig gesicherten Freiheit geeigneter sein als sein jetziger Nachbar. Aber weder der Eine noch der Andere hat Marathon gesehen: denn dort hat kein Löwe gestanden. Die Athener begnügten sich, zum Gedächtniß ihres ewig unvergeßlichen Sieges zwei Gräber aufzuschütten, eines für die Bürger von Athen, darauf Säulen mit den Namen der Gefallenen, phylenweis geordnet, das zweite für die Platäer und Sklaven. Außerdem errichteten sie ein Tropäon aus weißem Marmor und ein besonderes Denkmal für Miltiades, Kimon's Sohn, den siegreichen Feldherrn (Pausanias 1, 32, 3. 4). Wäre das ein Löwe gewesen, so hätte Pausanias das ohne Zweifel, wie bei Chäroneia, ausdrücklich bemerkt.

Von einer Aufstellung außerhalb des Peiräeus wissen wir also durchaus nichts: war nun innerhalb des Hafens sein Standort jemals ein anderer?

Diese Frage scheint, entgegen der Ansicht des neuesten Forschers über die Topographie Athens (Wachsmuth, Bd. I, S. 318, Anm. 3; vergl. S. 747, Anm. 1) entschieden bejaht werden zu müssen. Daß im siebzehnten Jahrhundert der Löwe an der oben näher bezeichneten Stelle gelegen hat, ist über jeden Einwurf erhaben. Auf die von M. von Hammer (Geschichte des osmanischen Reiches, Bd. VI, S. 789) erwähnte Mittheilung eines Atheners, er habe am Eingang des Hafens gelegen, ist freilich nichts zu geben; aber man hat die Aussage eines älteren Zeugen nicht hinlänglich gewürdigt, des Cyriacus von Ancona aus dem fünfzehnten Jahrhundert, welcher ausdrücklich berichtet (Epigramm. per Illyr. Rom 1747, p. XVI) „ad portum exstant . . . ad faucem ingens marmoreus leo."

Ciriaco (Kiriakus) de' Pizzicolli, in Ancona um 1391 geboren, war Kaufmann und machte als solcher weite Reisen, die ihn auch nach dem Orient führten. Er gewann Geschmack am Alterthum, sammelte Inschriften und Antiquitäten, und war ein bis zur Schwärmerei begeisterter Bewunderer Griechenlands und seiner Ruinen. In Athen war er zweimal, vom 7. bis 22. April 1436, und im März 1447 als Gast des Herzogs Nerio II. auf der Akropolis. Sein Reisebericht ist in einem oft schwülstigen Latein abgefaßt und enthält viele, aus dem damaligen Stande der Archäologie leicht zu erklärende Irrthümer. Aber sein guter Wille, die Wahrheit zu sagen, kann, in diesem Falle wenigstens, nicht bestritten werden, und bei einer Angabe, wie die oben bezeichnete, ist auch die Möglichkeit eines Versehens ausgeschlossen.

Was besagt also sein Zeugniß? Als er den Löwen sah, d. h. in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, lag derselbe am Hafen Peiräeus ad faucem. Daß dieser Ausdruck nicht die innerste Bucht, den Hintergrund des Hafens, bezeichnen kann, liegt auf der Hand. Das Wort (im Singular ist nur der Ablativ gebräuchlich) bedeutet in übertragenem Sinne einen schmalen Zugang, einen Engpaß, und vom Hafen gebraucht die enge Einfahrt desselben (Cäsar, Bell. civ. 1, 25, 5; fauces angustissimae portus; vergl. 3, 24, 1 und namentlich 3, 39, 2). Mithin sah Cyriacus den Löwen an der Einfahrt des Hafens an der engsten Stelle, da wo die Ufer von beiden Seiten am nächsten an einander treten.

An dieser Stelle sind Bildwerke nicht selten. Oefter waren es wohl zwei, je eines auf beiden Seiten. Am Hafen von Syrakus z. B. lagen bei der Einfahrt zwei eherne Widder, von denen der eine noch heute im Museum zu Palermo zu sehen ist. Auch am athenischen Hafen hat man so zwei Löwen vermuthet, dem unseren gegenüber einen verlorenen oder auch den zweiten venetianischen (Arrighi De vita Fr. Mauroceni Patav. 1749, p. 347; Pittakis, l'ancienne Athènes, p. 2). Doch läßt sich eine solche Annahme nicht begründen.

Im Gegentheil, wie Cyriacus, wenn man aus dem ungewöhnlichen Singular (auch der Plural findet sich bei ihm) einen Schluß ziehen darf, nur auf der einen Seite der Einfahrt einen Löwen gesehen hat, so scheint die eigenthümliche Natur des Peiräeus es wahrscheinlicher zu machen, daß auch stets nur einer vorhanden gewesen ist.

Bei der Mehrzahl der Seehäfen ist der Eingang auf beiden Seiten von weiter ausgedehnten Meeresküsten flankirt, so daß die Schiffe, abgesehen von der Fahrt über die offene See, in mehr oder weniger senkrechter Richtung auf die Oeffnung von zwei Seiten einlaufen können. Der Peiräeus ist nicht so gelegen. Der saronische Meerbusen bildet für den Schiffsverkehr so zu sagen eine Sackgasse, und überdies liegt ihm im Norden die Insel Salamis vor, welche die Bucht von Eleusis bis auf zwei Engen an der West- und Ostseite so zuschließt, daß hier nur für ganz kleinen Ortsverkehr Raum war. Der Weltverkehr blieb auf die eine Straße vom Süden oder Südwesten her beschränkt; und wer von welcher Richtung auch immer in den Peiräeus einlaufen wollte, mußte die Halbinsel im Süden in der Richtung erst von Süden und dann von Westen her umsegeln. Ueberdies tritt von den beiden Vorgebirgen, welche die Einfahrt verengen, die fauces des Hafens bilden, das südliche, am Alkimos genannt, viel weiter und massiger und nach der Mitte der Halbinsel zu höher sich erhebend, westlich in den saronischen Golf hinaus, während das nördliche Eetioneia, zungenförmig länger, felsig, aber niedrig und unansehnlich, ganz hinter das südliche zurückweicht. Wenn man also ein weithin sichtbares Denkmal errichten wollte, so konnte dies nur auf dem südlichen Ufer geschehen, welches der ankommende Schiffer Stunden lang vor der Einfahrt vor Augen hatte; ein Wahrzeichen auf Eetioneia wäre, durch die Halbinsel im Süden verdeckt, so zu sagen erst im letzten Augenblicke bei dem Einbiegen nach Nordost (und dann nach Osten) sichtbar geworden. Daher kann ad faucem bei Cyriacus nichts Anderes als die rechte, d. h. die Südseite der Einfahrt in den Hafen Peiräeus bezeichnen.

In dieser selben Gegend aber lag noch ein anderes denkwürdiges Monument.

Das tragische Schicksal eines der größten Söhne Athens, des Themistokles, ist bekannt. Der Sieger von Salamis, der Retter Griechenlands und Neugründer seiner Vaterstadt, der dann die großartige Befestigung Athens und des Peiräeus allen Hindernissen zum Trotz mit seltener Klugheit und Thatkraft durchgeführt und dadurch sein Volk von dem Drucke Spartas befreit hat, mußte sich, nachdem man ihn durch die falsche Beschuldigung der Theilnahme an dem Verrath des spartanischen Feldherrn Pausanias in die Verbannung getrieben und wie ein flüchtiges Wild von Ort zu Ort aus ganz Hellas hinausgehetzt hatte, zuletzt entschließen, bei dem Perserkönig, dessen Haß er vor Allen herausgefordert, Aufnahme zu suchen. Er fand bei ihm mehr Edelmuth als bei seinen Landsleuten: der Großkönig schenkte ihm nicht bloß Sicherheit und Schutz, sondern zu seinem Unterhalt drei reiche Städte Kleinasiens, Myus, Lampsakos und Magnesia im Thal des Mäander (nicht mit Magnesia am Sipylos zu verwechseln), wogegen Themistokles ihm die Unterjochung Griechenlands versprochen haben soll. Als er diese Zusage erfüllen sollte, ereilte ihn, fünf und sechzig Jahre alt, rechtzeitig der Tod; er starb, die Einen sagten freiwillig, Andere an einer Krankheit, in Magnesia, und hier war sein Grabmal auf dem Markte noch lange Zeit eine vielbesuchte Sehenswürdigkeit (Diodor. 11, 57). Seine Gebeine aber sollen später, wie man sagte (Thukyd. 1, 138), auf seine Anordnung von Verwandten heimlich nach Attika gebracht und hier beigesetzt worden sein. So viel steht fest, daß die Athener in gerechtfertigter Reue über ihren

Undank und das ihrem größten Mitbürger zugefügte Unrecht ihm ein Denkmal, wenn auch vielleicht nur ein Kenotaphion, errichtet haben oder durch seine Verwandten haben errichten lassen, und zwar am Peiräeus, dem großartigsten Zeugen seines Muthes und seiner Willensstärke. Schon der Komiker Platon, ein jüngerer Zeitgenosse des Aristophanes, erwähnt dasselbe in den aus einer ungenannten Komödie erhaltenen Versen (Fragm. 183 K.)

An würd'gem Standort aufgeschichtet wird dein Grab
Den Reisenden Willkommen bieten überall;
Es wird die Segel heim- und seewärts ziehen seh'n
Und jeder Wettfahrt uns'rer Schiffe Zeuge sein.

Ja, diese Worte haben ganz das Aussehen, als wären sie um die Zeit der Errichtung des Denkmals gedichtet worden. Und wenn Aristoteles (Thierkunde 6, S. 569 b, 9 f.) erzählt, daß die Sardellen an schattigen und windstillen Orten sich finden, wie z. B. in der Nähe von Athen bei Salamis und dem Themistokleion, so kann damit nichts Anderes gemeint sein als eben dies im Peiräeus in der Nähe des Meeres gelegene Heroon des Themistokles. Pausanias (1, 1, 2) hat es noch selbst gesehen; und Plutarch (Leben des Themistokles a. E.), der daran nur deswegen zweifelt, weil er das Grab in Magnesia am Mäander allein für das echte hält, schildert nach einer Schrift des Periegeten Diodoros (oder Heliodoros?) „Ueber Denkmäler" ganz genau die Lage desselben. „Am großen Hafen des Peiräeus" sagt er, „von dem Vorgebirge am Alkimos ragt eine Art Ellenbogen vor, und wenn man diesen nach innen zu umfahren hat, so ist da, wo das Meer ziemlich ruhig und glatt wird, ein großer Sockel zu sehen und eine altarförmige Erhöhung, das Grab des Themistokles." Die Ansicht, daß dasselbe in einem noch heute am äußersten westlichen Vorgebirge der Halbinsel befindlichen Steinsarge zu suchen sei, ist längst aufgegeben, da dieser mitten in der Brandung steht, während nach dem eben genannten Periegeten und der Andeutung des Aristoteles das Denkmal an windstillem Wasser lag. Man hat es an dem nur von Plutarch erwähnten Vorgebirge Alkimos, innen am Hafen nahe der Einfahrt zu denken.

Grabmäler am Meere waren im Alterthum auch sonst bekannt. Die Hügel des Aias und Achilleus schauten auf den nahen Hellespont; am Matinischen Ufer, dessen Lage nicht genauer bestimmbar ist, war dicht an der See der Mathematiker und Philosoph Archytas bestattet. Und wer konnte passender am Gestade des „vielaufrauschenden Meeres" begraben werden als der erste aller griechischen Seehelden, der gewaltige Mann, der seinen Vorgänger Miltiades an Kühnheit, Klugheit und Kraft weit überragte, der seine Mitbürger zuerst entschieden auf das Meer als ihr Element hinwies, der Schöpfer von Athens Seemacht und Größe? Und wo konnte sein Denkmal schöner stehen als an der Einfahrt des Hafens, seiner Schöpfung, im Anblick der durch seine Thatkraft geschaffenen Befestigung, mit der Aussicht zugleich auf die Burg von Athen und auf das nahe Salamis, die Stätte seines unvergänglichen Ruhmes?

Weshalb das Vorgebirge Alkimos oder genauer „am Alkimos" hieß, ist unbekannt. Ulrichs vermuthete (Reisen und Forschungen II. 176, 7, Anm. 45; vgl. Bursian, Geogr. Griechenl. I. 265), „der Starke" sei der große venetianische

Löwe, der hier aufgestellt gewesen. Die Erklärung der Benennung ist nicht sehr glaubhaft: weder daß ein Löwe einfach „der Starke" noch daß ein nach einem Löwen benanntes Vorgebirge anders als das Vorgebirge des oder bei dem Löwen geheißen hätte, ist wahrscheinlich. Aber man kann kaum umhin den Löwen mit dem Grab des Themistokles in Verbindung zu setzen, ihn als Symbol der „löwenmuthigen" Stärke des Mannes an oder auf demselben zu denken. Ja, hier würde man das gewaltige Thier in seiner gespannten Wachsamkeit, mit den weit über die Meeresfläche bis nach Salamis hindringenden Augen, hoch aufgerichtet auf seinen Vordertatzen und in jedem Augenblick zum Sprunge bereit gegen jeden Bedroher der Schöpfung seines Freundes, auf dessen Grabhügel ihm die Ehrenhut anvertraut war, — hier würde man ihn, der sich in Venedig wie im Kerker fühlen muß, erst recht verstehen. Und wenn man Leonidas, dem Löwen von Sparta, in den Thermopylen ein Denkmal in Gestalt eines Löwen gestiftet hatte, soll der Held von Salamis und der erste große Seesieg der Griechen über ungeheure Uebermacht der Barbaren etwa weniger gelten?

Zum Schluß mag eine Notiz, die als unerheblich für den Gang wie für das Ergebniß der bisher angestellten Betrachtung noch nicht berücksichtigt worden ist, wenigstens Erwähnung finden. Spon fügt den oben angeführten Worten über den Löwen des Peiräeus (Voyage II 231) die Bemerkung hinzu: „Er sitzt auf seinen Hinterfüßen (derrière), den Kopf sehr hoch, durchbohrt durch ein Loch, das dem Rachen entspricht, nach dem Merkmal einer Röhre (à la marque d'un tuyau), die dem Rücken entlang ging: was erkennen läßt, daß er zu einer Wasserkunst diente, wie der, welcher nahe an der Stadt" (dem sog. Theseion) „befindlich ist." Folgt eine Angabe über das Vordertheil eines Pferdes in der Mauer im Norden der Burg (du château) des Peiräeus, welches für das eines Löwen gehalten wurde. „So werde ich mich begnügen zu sagen ‚Du kannst wohl schlafen, Löwe von Athen: der des Hafens wacht für dich,' gemäß (à cause) der verschiedenen Haltung (posture) dieser zwei Löwen."

Die letzten Worte sind nur der Vollständigkeit wegen hinzugesetzt. Von dem Loch und der Röhre in dem Kopf und dem Rücken des Löwen weiß Babin nichts; und es wäre erst noch zu untersuchen, ob beide, wenn sie Spon's Angabe entsprechend sich finden, nur aus der Benutzung zu einer Wasserkunst zu erklären sind. Ref. hat die seines Wissens von keinem der neueren Topographen Athen's beachtete Notiz erst nach seinem letzten Aufenthalt in Venedig kennen gelernt und früher an dem Löwen, wie er von unten auf zu sehen ist, nichts derart wahrgenommen. In keinem Falle kann die Benutzung des Löwen zu einer Fontäne ursprünglich beabsichtigt sein. Der Ausdruck des Kopfes und die ganze Körperhaltung widersprechen dem, und an der Einfahrt des Hafens, weit entfernt von der östlich davon liegenden Hafenstadt, ist weder eine Wasserleitung noch eine Fontäne denkbar. Die Möglichkeit, daß das Thier nach seiner Versetzung in den Hintergrund des Hafens dazu eingerichtet wäre, in einer Zeit ohne Geschmack und Empfindung für Kunst, ist nicht gerade abzuweisen, aber schwerlich bis zur Wahrscheinlichkeit zu erheben.

Nachtrag.

Ein in den letzten Monaten wiederholter Besuch von Griechenland und Venedig hat zu einigen weiteren Bemerkungen Anlaß gegeben.

Mit dem Goldglanz der Rosse auf San Marco ist es ein wunderliches Ding. Im December 1862, Anfang Mai 1883 und März 1889 ist davon trotz genauer Betrachtung von verschiedenen Augenzeugen nichts bemerkt worden; Ende Mai 1891, an allerdings sehr günstigen, sonnenhellen Tagen war er mit der größten Deutlichkeit nicht bloß oben auf der Loggia, sondern auch unten vom Marcusplatz aus wahrzunehmen.

Die richtige Reihenfolge der Rosse ist schon von Thiersch (Reisen in Italien, Bd. I, S. 135. Leipzig, 1826) angegeben. Freilich findet sich auf einer Medaille bei Zanetti Statue greche e romane in Venezia (1740) S. 43 ein Viergespann in genau derselben Ordnung wie das auf San Marco: aber auf der Außenseite des Gespannes gehen zwei Männer, welche die Pferde halten.

In Betreff der Löwen mag zunächst bemerkt werden, daß das Schilderhaus, welches früher den Anblick des liegenden beeinträchtigte, jetzt beseitigt ist. Eine genaue Besichtigung des sitzenden vermittelst einer von den Beamten des Arsenals bereitwilligst herbeigebrachten Leiter hat ergeben, daß oben im Kopf zwar ein — höchstens vier Centimeter tiefes — Loch vorhanden ist, eine Durchbohrung aber nie stattgefunden hat. Da auch in dem Rachen sich keine Oeffnung zeigt, die dem Loch im Kopfe entspräche, so ist eine Benutzung des Löwen zu einer Wasserkunst ausgeschlossen. Am Rücken entlang läuft nicht eine Röhre, wohl aber eine flache Vertiefung, wie sich eine solche auch rechts und links an den Schultern findet. Hier dient sie zur Aufnahme von zwei heute vorhandenen schmalen Eisenschienen, welche den Marmorcoloß zusammenhalten; und denselben Zweck hatte ohne Zweifel auch die Rinne auf dem Rücken und das Loch an dem Kopfe.

Wenn hierdurch Spon's Angabe in Betreff des sitzenden Löwen entkräftet ist, so wird sie auch hinsichtlich des liegenden zweifelhaft. Derselbe zeigt heute keine Durchbohrung des Kopfes; doch ist von diesem ein Theil gebrochen und neu ergänzt.

Das Themistokleion wird von Milchhöfer (im erläuternden Text zu den Karten von Attika von Curtius und Kaupert, Heft I, S. 54, wo übrigens auch Spon's Bemerkung über den Kopf des Löwen erwähnt wird) wieder mit dem im äußersten Westen der Peiräeushalbinsel in der Nähe des modernen Leuchtthurms halb im Wasser liegenden antiken Grabe identificirt. Aber diese Lage entspricht weder den Versen des Komikers Platon noch der Beschreibung des Aristoteles, da gerade an dieser Stelle der Küste bei Südwestwind starke Brandung herrscht. Wenn nun, um den letzteren Einwand zu beseitigen (Heft I, S. 69, Anm. 70), das von Aristoteles erwähnte Themistokleion als ein von dem am Alkimos verschiedenes vermuthungsweise nach der phalerischen Bucht verlegt wird, wo noch heute reichlicher Sardellenfang sei, so ist dagegen zu bemerken, daß von diesem phalerischen Themistokleion nirgends etwas überliefert ist. Uebrigens glaubt auch Milchhöfer, daß der Venediger Löwe irgendwo in dieser Gegend des Peiräeus gestanden hat. Sehr lehrreich sind seine Angaben über den colossalen Löwen bei Hag. Nikolaos am Hymettos (Heft II, S. 31), der gleichfalls zur Bekrönung eines Grabmonumentes gedient hat.

Herr Generalconsul Lüders war am Ende der siebziger Jahre Augenzeuge bei der Sprengung einer mächtigen Basis, offenbar eines antiken Grabmonumentes, dicht am Eingang zu dem neu angelegten königlichen Park am Vorgebirge Alkimos, da wo heute der Laterne auf der Landzunge Cetioneia gegenüber die südliche Laterne an der Einfahrt des Peiräeus steht. Das wäre genau die Stelle, wo nach dem Bericht Plutarch's das Grab des Themistokles muß gelegen haben, und wo man sich am liebsten den Venediger Löwen als weithin sichtbaren Markstein denken möchte.

Die Herabsetzung der Menschenverluste im Kriege.

Von
Professor E. Richter.

Zu einer Zeit, wo ganz Europa in Waffen starrt und die Welt mit Bangen dem Augenblick entgegensieht, da aus dem gewappneten Frieden sich ein Weltkrieg entwickeln möchte, ist von competenter Seite die Frage aufgeworfen worden, ob denn die Mittel, welche die geschlagenen Wunden heilen sollen, in gleichem Maße wie die verletzenden Waffen an Leistungsfähigkeit zugenommen haben, und hat von gleicher Stelle keine vollbefriedigende Antwort gefunden, daher auch in den Völkern eine gewisse angstvolle Unruhe zurückgelassen.

In der That hört man ja auch jahraus jahrein so viel von Verbesserungen der Gewehre und Kanonen reden, und weiß Jedermann, daß in wenig Jahren alle europäischen Heere mit Schnellfeuerwaffen ausgerüstet sein werden, deren weittragende Geschosse die gewöhnlichen Hindernisse spottend überwinden, wie daß die Sprengstoffe neuer Erfindung, mit welchen der Artillerist seine Granate füllt, deren Wandungen in einen wirksamen Hagel von Hunderten kleiner Eisensplitter zu zerreißen vermag. Da so in der That die Zahl der verwundenden Kräfte gegen früher einen gewaltigen Zuwachs erhalten hat, so darf man sich gar nicht über die Meinung wundern, es könnten die heilenden mit ihnen fortan nicht mehr gleichen Schritt halten.

Wenn wir dieser Angst im Folgenden entgegenzutreten versuchen, so stützen wir uns dabei auf die gesicherte Erfahrung, welche zeigt, daß in der That seit der Zeit — vom Beginn der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts an —, in welcher die Verbesserung der Waffentechnik ihre gewaltigen Fortschritte gemacht hat, die Menschenverluste in den Kriegen nicht allein sich nicht gesteigert, vielmehr in ganz beträchtlichem Grade abgenommen haben, und zwar wegen der gleichzeitigen Wandelungen auf dem Gebiete der schädigenden wie der helfenden Kräfte. Auf Grund dieser Erfahrungen dürfen wir uns aber auch der Hoffnung hingeben, daß bei entsprechenden Fortschritten nach gleicher Richtung hin auch für einen zukünftigen Krieg eine Verschlimmerung dieser Verhältnisse nicht zu erwarten steht, vielmehr mit größerer Wahrscheinlichkeit sich eine noch weitere relative Herabsetzung der Verlustgröße voraussetzen läßt.

I.

Dem Begriff „Menschenverluste im Kriege" kann man engere oder weitere Grenzen ziehen. Entweder versteht man darunter nur die Verluste, welche die mobilisirte Armee, das Volk, so weit es bewaffnet ist, erleidet, oder man begreift darunter die Vermehrung der Todesfälle, ja die Behinderung der Bevölkerungszunahme in einem ganzen Volke, das sich mit einem zweiten im Kriege befindet. Schädigungen der letzteren Art können einen größeren Umfang erreichen als die ersteren, namentlich in dem Lande, das den Kriegsschauplatz bildet, bald durch Seuchen, welche die Heere in ihrem Gefolge mit sich bringen, bald durch mangelhafte Ernährung, wie sie die enge Umschließung einer gewaltigen Festung nothwendig nach sich zieht, bald durch Herabsetzung der Wohlhabenheit der ausgesogenen Bevölkerung. Unser deutsches Vaterland, das von dem Beginn des dreißigjährigen Krieges fast zweihundert Jahre hindurch das Schlachtfeld Europa's gebildet, weiß von solchen Verlusten nur zu viel zu erzählen: bedurfte es doch etwa eines Vierteljahrtausends, bis seine Einwohnerzahl wieder jene Höhe erreicht hat, deren es sich beim Beginn jener blutigen Epoche erfreute.

Und auch die friedliche Bürgerschaft des Landes, dessen Gebiet durch das siegreiche Vorrücken seiner Heere von den directen Greueln des Krieges frei gehalten wird, ist nicht geschützt vor dem Einbringen der Kriegsseuchen durch Freund und Feind; wie wir ja auch selbst erlebt haben, daß die zahlreichen Gefangenen, welche 1870 auf deutschem Boden untergebracht werden mußten, Pocken und Typhus zu uns hereinschleppten.

Da sich aber die Größe solcher Verluste nicht in auch nur einigermaßen sicheren Zahlenwerthen angeben läßt, so beschränken wir uns hier auf die Betrachtung jener Verluste, welche die Truppen allein im Kriege erleiden.

Entweder sind diese nun durch Verwundungen oder sie sind durch Krankheiten veranlaßt. Schenken wir unsere Aufmerksamkeit zunächst jenen!

Für sie vor Allem gilt ja und erklärt sich, wie schon angedeutet, leicht die allgemein verbreitete Ansicht, der Krieg müsse mit den Fortschritten in der Waffentechnik immer blutiger, immer männermordender werden. Und doch ist das Gegentheil wahr, war es mindestens bis in die neueste Zeit bei den Völkern, welche sich einer guten Ausrüstung und tüchtigen Ausbildung wie sachgemäßen Leitung ihrer Truppen erfreuten.

Allerdings steht gegenüber den allerneuesten schnellfeuernden Gewehren die Ernstprobe auf die durch sie gesetzten Verwundungsmengen noch aus. Sehr wahrscheinlich aber gilt auch für sie die alte und immer erneute Erfahrung, daß der Soldat um so weniger Munition verbraucht, je rascher hintereinander er schießen kann, daß er wartet, bis er sein Ziel gut ins Auge zu fassen und zu treffen vermag, und daß deshalb eine procentuale Vermehrung der Verletzten ebenso wenig eintreten dürfte, wie sie eintrat, als die Vorderlader den Hinterladern das Feld räumten. Hinzu kommt ja auch noch der Umstand, daß das rauchschwache Pulver, die angestrebte Glanzlosigkeit der militärischen Bekleidung und die immer häufiger angewandten Deckungsmittel den Soldaten zu einem unsicheren Zielpunkt machen.

Natürlich darf man nicht aus dem Auge verlieren, daß, wenn wir von Verlustgrößen sprechen, überall nur relative, nicht totale gemeint sind. Wenn beispielsweise ein Heer von 100 000 Mann deren 5000, ein solches von 10 000 Mann aber 1000 in einer Schlacht einbüßt, so erscheint der Totalverlust hier zwar weit geringer als dort, im Verhältniß zum Einsatz übertrifft er ihn aber um das Doppelte. Erlitten die 32 000 Preußen bei dem glänzenden Siege von Leuthen einen Verlust von 5800 Todten und Verwundeten, die 220 000 bei Königgrätz einen solchen von 8900 Mann, so war die Einbuße des Großen Friedrich an Heeresstärke und Bevölkerungsgröße relativ weit bedeutender als hundert Jahre später der Verlust Wilhelm's des Siegreichen in der entscheidendsten seiner Schlachten. Die hier eingeschaltete Tabelle (Nr. I) möge jene Behauptung von der Herabsetzung der Verwundungsmengen in den neueren Schlachten bekräftigen. Um möglichst verwerthbare Ziffern zu gewähren, enthält sie überall nur die Verluste auf Seiten des Siegers.

Totale und relative Verluste der siegreichen Heere in Schlachten der letzten 130 Jahre.

Tabelle I.

Ort der Schlacht	Datum	Kämpfendes Heer	Größe des Heeres	Zahl der Todten und Verwundeten	Procentgröße des Verlustes
Mollwitz	10. 4. 1741	Preußen	23 000	3 920	17
Czaslau	17. 5. 1742	=	18 200	4 050	22,3
Hohenfriedeberg	4. 6. 1745	=	76 975	5 231	6,7
Prag	6. 5. 1757	=	58 000	10 950	18,9
Roßbach	5. 11. 1757	=	24 000	540	0,22
Leuthen	5. 12. 1757	=	32 000	5 851	18,3
Zorndorf	25. 8. 1758	=	32 760	9 900	30,2
Aspern	21./22. 5. 1809	Oesterreicher	75 000	23 300	31
Wagram	5./6. 7. 1809	Franzosen	151 000	17 000	11,3
Borodino	7. 9. 1812	=	120 000	22 000	18,3
Groß-Görschen	2. 5. 1813	=	150 000	15 000	10
Bautzen	20./21. 5. 1813	=	155 000	25 000	16,1
Dennewitz	6. 9. 1813	Preußen	41 800	9 000	21,5
Leipzig	16.18. 10. 1813	Verbündete	306 000	53 000	17,3
Belle-Alliance	18. 6. 1815	=	82 000	26 000	31,7
Magenta	4. 6. 1859	Franzosen	46 900	4 560	9,5
Solferino	24. 6. 1859	Franko.-Sarden.	184 000	16 630	9,04
Königgrätz	3. 7. 1866	Preußen	220 980	8 877	4,02
Colombey	14. 8. 1870	Deutsche	72 493	4 557	6,3
Vionville	16. 8. 1870	=	83 567	14 117	16,8
Gravelotte	18. 8. 1870	=	219 152	18 767	8,5
Sedan	1. 9. 1870	=	202 509	7 759	3,8
Amiens	27. 11. 1870	=	43 654	1 195	2,7
St. Quentin	19. 1. 1871	=	36 605	2 216	6,0

Vorstehende Tabelle beweist augenscheinlich, daß die relativen Verlustgrößen der in den Schlachten Gefallenen und Verwundeten in den Kriegen von 1866 und 1870 auf preußisch-deutscher Seite entschieden unter dem Durchschnitt der früheren Kriege gestanden haben. Nur bei dem gewaltigen Ringen bei Vionville vor Metz, am 16. August, erhob sich die Zahl der Todten und Verwundeten in unserer Armee auf fast 17 von 100 Kämpfenden, bei St. Privat erreichte sie $8^1/_2$, bei Sedan nicht ganz 5, bei Königgrätz nur etwas über 4 Procent, Zahlen so niedrig, wie sie von früheren Entscheidungsschlachten kaum bekannt sind. Und nehmen wir die Gesammtzahl der sofort Gefallenen und später an ihren Wunden Gestorbenen aus den Kriegen von 1854 — dem Krimkrieg — bis 1870, so ergibt die nachfolgende (Tab. II), dem vom preußischen Kriegsministerium herausgegebenen trefflichen Sanitätsbericht über die deutschen Heere 1870—71 entnommen, daß wir die großen Errungenschaften dieser letzteren Jahre erreicht haben mit dem Heldentode von 36 unter 1000 der durchschnittlichen Heeresstärke — 1866, in dem sehr viel kürzeren Kriege, von der böhmischen Armee sogar nur 14,3 — während die Franzosen 1859 in ihrem kurzen Kriege gegen Oesterreich 43, im Krimkriege aber 204 von 1000, also fast sechsmal so viel wie wir 1870—71 durch Waffengewalt eingebüßt haben.

Gesammtzahl der überhaupt Verwundeten, der Gefallenen, später an Wunden Gestorbenen und von Wunden Geheilten im Verhältniß zur Kopfstärke der Heere in verschiedenen Kriegen.

Tabelle II.

Nation und Kriegsjahr	Durchschnittl. Kopfstärke	Gesammtzahl der Verwundeten		Unter der Gesammtzahl befanden sich					
				Gefallene		später Gestorb.		Geheilte	
		absol.	%	absol.	%	absol.	%	absol.	%
Amerik. Rebellionskrieg .	544 704	328 293	60,3	44 238	8,1	34 849	6,4	249 206	45,7
= (nach anderer Berechn.)	492 369	328 293	66,7	44 238	9,0	34 849	7,1	249 206	50,6
Engländer 1854/56 . .	etwa 45 000	14 849	33,0	2 755	6,1	1 840	4,1	10 254	22,8
Franzosen 1854/56 . .	= 99 000	50 108	56,6	10 240	10,3	10 000	10,1	29 868	30,2
Franzosen 1859 . . .	130 302	19 590	15,0	2 536	2,0	2 962	2,3	14 092	10,8
Preußen 1864 . . .	= 50 000	2 443	4,9	422	0,84	316	0,63	1 705	3,4
Preußen 1866 (Armee in Böhmen)	280 000	16 284	5,8	2 553	0,91	1 455	0,52	12 276	4,4
Deutsche 1870/71 . . .	788 213	116 821	14,8	17 255	2,2	11 023	1,4	88 543	11,2

Daß nach weiteren Berechnungen (Tabelle III) auch die Zahl der sofort Getödteten sich bei unseren Truppen auffallend niedrig gestellt hat, verdanken wir zunächst deren richtiger Kampfesweise, vor Allem also ihrer Ausbildung und Führung. Und wir dürfen von der Tüchtigkeit unseres erprobten Officiercorps erwarten, daß es auch die in der sogenannten Verbesserung der Waffen gelegenen neuen Gefahren unserer Tage durch eine derselben angepaßte Gefechtsweise abzuschwächen verstehen wird.

Andererseits aber sind wir Aerzte der Ansicht, daß die neuen Waffen, abgesehen von der größeren Feuergeschwindigkeit der Gewehre, durchaus nicht

gefährlicher für das Einzelindividuum geworden sind, insofern sie mehr und mehr den Wünschen entsprechen, welche in den letzten Jahrzehnten gerade die Chirurgen in Bezug auf die Umänderung der Waffen ausgesprochen haben.

Verhältniß der Gefallenen, der später an Wunden Gerstorbenen, der überhaupt Gestorbenen und der Geheilten zur Gesammtzahl der Verwundeten in verschiedenen Kriegen.

Tabelle III.

Nationalität	Gesammtzahl der Verwundeten	Von 100 des Gesammtverlustes			
		fielen auf dem Schlachtfelde	starben später	Summa der Gestorbenen	wurden geheilt
Amerikan. im Rebellionskriege 1861/65 . . .	328 293	13,5	10,6	24,1	75,9
Engländer 1854/56 . .	14 849	18,6	12,4	30,9	69,1
Franzosen 1854/56 . .	50 108	20,4	19,9	40,4	59,6
Franzosen 1859 . . .	19 590	12,9	15,1	28,1	71,9
Preußen 1864	2 443	17,3	12,9	30,2	69,8
Preußische Armee in Böhmen 1866 . . .	16 284	15,7	8,9	24,6	75,4
Deutsche 1870/71 . . .	116 821	14,8	9,4	24,2	75,8

Die Gewehrgeschosse, welche nach Abschaffung der glatten Rohre und der dazu gehörigen Rundkugeln zur Einführung kamen, waren zunächst plumpe, schwere, an ihrer Oberfläche geriefte Bleimassen von gewaltigem Durchmesser, die große Wunden schlugen, Kleiderfetzen mit sich in den Körper hineinrissen, in demselben vordringend leicht ihre Gestalt veränderten, breit und zackig wurden, die Knochen und Weichtheile in der Tiefe weithin zerstörten, häufig im Körper zurückblieben, aber nur schwer in denselben fest einheilten. Die Verbesserungen, die allmälig ihr Bau insofern erlitt, als sie einen geringeren Durchmesser, eine glattere Oberfläche und niedrigeres Gewicht erhielten, kam zunächst dadurch nur wenig zur Geltung, daß gleichzeitig ihre Fluggeschwindigkeit und durch deren Vermittelung ihre relative Weichheit wuchs, und ihnen damit — wenigstens bei Schüssen auf geringe Entfernung — eine ganz eigenartige Zerstörungskraft zu Theil wurde, welche sogar den gegenseitigen Vorwurf entstehen ließ, der Gegner bediene sich explodirender Geschosse — ein Vorwurf, der bekanntlich durchaus unbegründet gewesen ist. Auf größere Entfernung aber, bei welcher, entsprechend dem langsameren Fluge, jene eigenthümliche Zerstörungskraft nicht mehr in Wirksamkeit trat, zeigten diese neueren Geschosse entschieden mindere Gefährlichkeit als die früheren. Was in Folge dieser Erfahrungen die Chirurgen im Hinblick auf die Herabsetzung der Verwundungsgröße wünschten, das waren also, wie leicht verständlich, Geschosse von geringem Kaliber, niederem Gewicht und Unveränderlichkeit der Gestalt selbst gegenüber so bedeutenden Widerständen, wie sie starke Knochen gewähren.

Das aber besitzen wir nun in den modernsten Geschossen, wie sie fortan die meisten europäischen Heere führen werden: vorn abgerundete Bleicylinder,

etwa vom Durchmesser eines Faber-Bleistiftes, nur ungefähr 14—16 Gramm schwer (gegenüber dem doppelten, ja dreifachen und höheren Gewicht bei früheren Constructionen) und durch eine feste Hülle von Stahl, Nickel oder Metallcompositionen gegen gröbere Gestaltveränderungen geschützt. Solche Geschosse, die sich sogar der Bezeichnung der humanen erfreuen — eines entschieden übertriebenen Ehrentitels, so lange auch das Anschießen noch nicht zu den humanen Beschäftigungen gehört, und das Todtschießen nicht ausgeschlossen ist — diese Geschosse also setzen in der That im Durchschnitt kleinere und damit weniger gefährliche Verletzungen, verändern ihre Gestalt kaum, reißen nur ausnahmsweise Theile der bedeckenden Kleider mit in die Wunde hinein, bleiben äußerst selten im Ziele sitzen und schaffen so von vornherein günstigere Wundverhältnisse.

Und wie derartig die Infanteriegeschosse an Gefahr eingebüßt haben, so auch die artilleristischen wenigstens insofern, als auch hier bei dem Streben, die Granate durch das in ihr befindliche moderne Sprengmaterial in möglichst viele und damit also möglichst kleine Stücke zerreißen zu lassen, in der Kleinheit des Geschosses und damit in den entsprechend geringen Dimensionen der Wunde eine gewisse Gefahrlosigkeit beruht. Von beiden Geschoßarten können wir endlich annehmen, daß sie — einige seltene Ausnahmen abgerechnet — uninficirt, chirurgisch rein in den Körper eindringen, also die von ihnen erzeugte Wunde nicht vergiften. Diese bietet somit oft Aussicht auf Heilung ohne Zwischenfall, wenn anders sie nicht lebensgefährliche Organe betrifft oder secundär vergiftet wird.

Gerade hierin, in dieser späteren, meist künstlichen Vergiftung der Wunde lag früher eine Gefahr, die, in ihrer Schädlichkeit nur von Wenigen — den Genialsten — erkannt, erst seit dem Ende des großen deutsch-französischen Krieges allen Chirurgen klar geworden, nachdem uns Josef Lister, der berühmte Erfinder des antiseptischen Heilverfahrens, ihr vorzubeugen bezw. sie zu beseitigen gelehrt hat. Schlossen sich früher an die große Ueberzahl der Schußverletzungen heftige Entzündungen der getroffenen Theile und weitgreifende Eiterungen mit ihren örtlichen und allgemeinen Gefahren, specieller den Blutungen, der Eitervergiftung, dem Hospitalbrande an, so wissen wir jetzt, daß damals die Bringer dieser Gefahren in einer sehr großen Zahl von Fällen unbewußt durch die Aerzte und Pfleger der Verwundeten, und zwar durch ihre nicht absolut reinen Instrumente und Finger, wie durch gefährliche Verbandmaterialien der bis dahin reinen Wunde erst secundär eingeimpft wurden. Man kannte die Gefahren noch nicht, welche Finger und Instrumente von vorher von ihnen berührten Wunden her noch an sich trugen; man ahnte nicht, daß die Charpie, welche mitleidige Hände im ganzen Lande zupften, weil nicht absolut rein, die Wunde, die sie heilen sollte, vergiften konnte.

Wenn wir uns trotzdem schon 1870, bevor noch das Lister'sche Verfahren Anerkennung gefunden, verhältnißmäßig guter Resultate in der Wundbehandlung erfreuen durften (s. die Tab. IV und V), fast ebenso guter wie im Feldzuge 1866, und besserer als sie in irgend einem der großen Kriege unseres Jahrhunderts erreicht worden waren, so dürfen wir das ebenso wohl der tüchtigen, allgemein wissenschaftlichen Durchbildung unserer Aerzte wie der guten Organisation der

Hülfs- und Pflegeeinrichtungen zuschreiben, auf welche wir bald zu sprechen kommen.

Verhältniß der später an Wunden Gestorbenen zu den Gefallenen und zu den Geheilten, sowie des Gesammtverlustes an Todten zu den Geheilten in verschiedenen Kriegen.

Tabelle IV.

Nation und Kriegsjahr	Es verhielt sich		
	Zahl der später Gest. zur Zahl der Gefallenen	Zahl der später Gest. zur Zahl der Geheilten	Gesammtverlust an Gest. zur Zahl der Geheilten
Amerikaner 1861/65	1 : 1,27	1 : 7,15	1 : 3,15
Engländer 1854/56	1 : 1,50	1 : 5,57	1 : 2,23
Franzosen 1854/56	1 : 1,02	1 : 2,99	1 : 1,48
Franzosen 1859	1 : 0,86	1 : 4,76	1 : 2,56
Preußen 1864	1 : 1,34	1 : 5,40	1 : 2,31
Preußen 1866	1 : 1,75	1 : 8,44	1 : 3,06
Deutsche 1870/71	1 : 1,56	1 : 8,03	1 : 3,13

Verhältniß der später an Wunden Gestorbenen und der Geheilten zur Gesammtzahl der in ärztliche Behandlung gelangten Verwundeten (d. h. nach Abzug der Gefallenen) in verschiedenen Kriegen.

Tabelle V.

Nation und Kriegsjahr	Von 100 ärztlich behandelten Verwundeten	
	wurden geheilt	starben
Franzosen 1854/56	74,92	25,08
Franzosen 1859	82,63	17,37
Preußen 1864	84,36	15,64
Engländer 1854/56	84,79	15,21
Amerikaner 1861/65	87,73	12,27
Deutsche 1870/71	88,93	11,07
Preußische Armee in Böhmen 1866	89,40	10,60

Wir können aber wohl mit Sicherheit voraussagen, daß wir unter Ausnutzung der in den letzten zwanzig Jahren erworbenen Kenntnisse in der Wundbehandlung in einem kommenden Kriege auch durch unsere chirurgische Kunst die Gefahren der Verletzungen um ein gut Theil werden herabdrücken können. Oder sollten wir Deutschen mit unseren Behandlungsresultaten zurückstehen müssen hinter jenen, welche neuester Zeit unter Verwerthung der Antiseptik im bulgarisch-serbischen Feldzuge, in den außereuropäischen Kämpfen der Engländer, den Colonialgefechten der Holländer in der That erzielt worden sind und die Erfolge der letzten großen europäischen Kriege sehr zu ihren Gunsten übertreffen? Sicherlich nicht. Vielmehr dürfen wir ähnlich gute Erfolge um so mehr er-

hoffen, als unser Aerztematerial gewiß auf der Durchschnittshöhe der allgemeinen kriegsärztlichen Fachbildung steht und nur mit bestem Instrumental- und Verbandmaterial arbeitet. Dazu werden wir das neuere antiseptische und neueste aseptische Verfahren vom ersten Augenblicke an derartig vereinfacht anwenden, daß die Möglichkeit fast ausgeschlossen erscheint, durch Vielgeschäftigkeit zu schaden.

II.

Mit der Kunst, jede einzelne geschlagene Wunde local richtig zu behandeln, ist's aber nicht allein gethan. Vorbeugend haben wir dahin zu streben, daß Körper und Energie des Mannes in jeder Richtung gekräftigt, allen Angriffen gegenüber widerstandsfähiger gemacht, daß das Menschenmaterial gebessert werde. Zum Theil trägt hierzu schon die allmälig sich hebende Gesammtlebenshaltung der Bevölkerung bei, wie solche ja zweifellos stattfindet, Beispiels halber sich in unserem Vaterlande in den allmälig immer günstiger ausfallenden Resultaten der Aushebung zum Soldatendienst kund thut. Es trägt dazu ferner im Kriege selbst bei die ausreichendere und zweckmäßigere Verpflegung der Mannschaften, nach welcher Richtung hin die neuere Zeit unter Anderem in der Anfertigung nahrungsreicher, rasch genießbar zu machender und leicht zu transportirender Conserven gewaltig vorwärts schreitet; und schon 1870 wußten wir den Werth der Erbswurst dankbar zu schätzen. Natürlich dient weiter diesem Zwecke die Sorge für gute Bekleidung und Unterkunft, namentlich aber die ärztliche Beaufsichtigung des Mannes während des Dienstes im Frieden. Und daß gerade in letzterer Beziehung die deutsche Armee sich mustergültiger Verhältnisse erfreut, möge die Thatsache darthun, daß sich in ihr während der letzten Friedensjahre der Verlust durch Krankheiten so erheblich vermindert hat wie in keinem anderen europäischen Heere, daß in dem zwanzigjährigen Zeitraum von 1868 bis 1887 die Zahl der Gesammterkrankungen in der Friedensarmee um fast die Hälfte, die jährliche Sterbeziffer um mehr als die Hälfte, um 54 Procent zurückgegangen ist, d. h. mit anderen Worten, daß im Jahre 1887 in der Armee 1539 Mann weniger gestorben sind, als gestorben wären, wenn die Gesundheitsverhältnisse auf dem Standpunkte des Jahres 1868 stehen geblieben wären. Somit können wir also sagen, das Menschenmaterial, mit dem wir in einen neuen Krieg eintreten würden, dürfte sicherlich körperlich noch widerstandsfähiger sein als das des Jahres 1870. Es würde auch in jeder Beziehung hygienisch besser ausgerüstet und dazu von einem ärztlichen Personal begleitet sein, auf dessen Ausbildung, mindestens so weit es sich um den eigentlichen Stamm der Militärärzte handelt, größere Mittel verwendet und von dem ausgebreitetere Kenntnisse gefordert werden als jemals früher.

Weit weniger Aenderungen haben seit 1870 die einzelnen speciellen Organisationen der Militärkrankenpflege im Kriege erlitten, einfach weil dieselben damals ihre Feuerprobe mit Glück bestanden haben. Unmittelbar vor dem Kriege unter Berücksichtigung der Erfahrungen, welche fremde Staaten und Preußen selbst in den vorhergehenden Kriegsjahren gemacht hatten, neu eingerichtet, haben sie sich nach den meisten Richtungen hin derartig bewährt, daß man sie nur in Einzelheiten weiter auszubauen oder erweitern brauchte.

Nicht nur die einfache Menschlichkeit, sondern auch die Rücksicht auf einen möglichst günstigen Wundverlauf verlangt, daß der Verletzte so rasch wie möglich vom Schlachtfelde aufgesucht und der ärztlichen Pflege zugeführt werde. Besondere Einrichtungen speciell für diesen Zweck kannte man früher kaum; noch während des Krimkriegs überließ man den Rücktransport der Verwundeten aus der Schlachtlinie wesentlich den Kameraden der kämpfenden Truppe, die gerade zur Hand waren; man nahm dazu bei den Engländern auch wohl besonders angestellte Soldaten, ohne ihnen aber eine specielle Vorbildung für ihren Dienst angedeihen zu lassen; oder man übertrug — bei den Franzosen — diesen Dienst den Militärmusikanten, die eben auf dem Schlachtfelde nichts Besseres zu thun hatten. Uebrigens besaßen die Franzosen außerdem noch mit Tragbahren oder Sesseln ausgerüstete Maulthiere, die bis zur Fundstätte der Verletzten vorgeführt wurden.

Zwar hatten sie nun in der Krim weder mit der einen noch der anderen Einrichtung gute Erfahrungen gemacht, aber trotzdem waren sie in dieser Beziehung ganz ebenso mangelhaft ausgerüstet, als sie 1859 gegen Oesterreich in den Krieg zogen. Die Folge war, daß nach Solferino bei einzelnen Verwundeten fünf bis sechs Tage zwischen Verwundung und Eintritt in ärztliche Pflege verrannen. Kaum besser sah es damals allerdings auch bei den Oesterreichern aus. Und auch die Amerikaner, bei denen aus der blutigen Saat des fast vierjährigen Secessionskrieges so manch' schöne Frucht auf dem Felde der Krankenpflege emporsproßte, begnügten sich bis zum Ende des Krieges bei dem Auf- und Abladen der Verwundeten an den Krankentransportwagen mit der Hülfe der Trommler, Pioniere oder Trainmannschaften.

All diesen Staaten gegenüber hatte Preußen schon 1855 in seiner Armee eigene, während des Friedens durch Aerzte zu unterrichtende und praktisch auszubildende Krankenträger eingeführt, die sich auch sofort bei ihrer ersten Feuerprobe — 1864, im Kriege gegen Dänemark — vollauf bewährten. Den damals gemachten Erfahrungen gemäß einigermaßen modificirt, namentlich aber an Zahl vermehrt, haben sie dann in den beiden späteren Kriegen die trefflichsten Dienste geleistet und bleiben sicher ein dauernder Besitz unserer Armee. In anderen haben sie neuerdings Aufnahme gefunden.

Principiell aus den tüchtigsten, gebildetsten, moralisch erprobtesten Leuten ausgewählt, für ihren Specialdienst genau vorbereitet, zu einzelnen geschlossenen Truppenkörpern vereint, mit Verbandmaterial, Bahren, zum Verwundetentransport besonders hergerichteten Wagen ausgerüstet, während des Kampfes durch ebenso ausgebildete Reservetruppen unterstützt, eilen diese Krankenträger unter militärischer Führung auf das Schlachtfeld vor, lesen die Verwundeten auf, verbinden solche, bei denen dies durchaus nöthig, und leiten, tragen oder fahren sie auf einzelne, bei dem Beginn des Kampfes ausgewählte, und zu ihrer Bestimmung rasch hergerichtete Verbandplätze. Ebenda hat sich gleichzeitig nach ebenfalls feststehenden Vorschriften eine möglichst große Anzahl von Aerzten zusammengefunden, den ankommenden Kameraden ihren sachverständigen Dienst zu leisten.

Dafür, daß mit dieser Einrichtung im Großen und Ganzen das Richtige getroffen war, möge einer der angesehensten französischen Chirurgen, le Fort,

als Gewährsmann auftreten. Derselbe hob 1870 rühmend hervor, er habe vierundzwanzig Stunden nach den so ungemein blutigen Schlachten vom 16. und 18. August Gelegenheit gehabt, die preußischen Lazarethe vor Metz genau zu besichtigen und habe damals die französischen wie preußischen Blessirten in ihnen alle gelagert und verbunden angetroffen. Auf dem von mir geleiteten Verbandplatze der 2. Gardedivision langte in der Schlacht bei St. Privat der erste Verwundete am 18. August Nachmittags gegen 5 Uhr an; trotz der ungeheuern Verluste, welche die Garde erlitten, wurde der letzte auf unserem Terrain aufgehobene ziemlich früh am Vormittag des 19. August eingebracht.

Es waren damals solche Leistungen möglich, weil die mobile Armee Norddeutschlands, Sachsen ausgeschlossen, 1870 fast 11000 Krankenträger besaß. Und da nun neuerdings die Zahl derselben nach um 1/3, also auf etwa 15000 für dieselbe Zahl kämpfender Truppen erhöht worden, andererseits sich aber die Schwere der Schußverletzungen vermindert, also die Zahl derjenigen Blessirten zugenommen hat, welche im Stande sind, sich selber auf den Verbandplatz zu begeben, so dürften in unserer Armee die Hülfskräfte der ersten Linie auch den gesteigerten Ansprüchen wohl genügen.

Als nothwendige Folge einer Einrichtung, welche die Blessirten so rasch den Aerzten zuführte, ergab sich nun natürlich die Forderung, auch Lazarethe zu ihrer Lagerung und dauernden Behandlung sofort zur Stelle zu bringen; denn für einen Schwerverwundeten ist nichts vortheilhafter als dauernde Pflege in möglichster Ruhe, also in nächster Nähe des Ortes, wo er verwundet worden. Somit mußten die Feld-Lazarethe so beweglich gemacht werden, daß sie der marschirenden Truppe unmittelbar folgen und sich gleich mit dem Beginn einer Schlacht nahe an der Kampflinie zur vollen Krankenpflege einrichten konnten. Eine ungemein schwierige Aufgabe, wenn man bedenkt, daß das Lazareth außer Bettstellen und Bettstroh Alles, was zur Krankenpflege nothwendig, mit sich führen muß, und dazu die Forderung im Auge behält, daß, wenn auch — wie bei Metz — hintereinander zwei, drei blutige Schlachten geschlagen worden und eine erdrückende Anzahl von Verwundeten geliefert haben, doch für jeden in Aussicht stehenden neuen Kampf den vorrückenden Truppen sofort wieder unbeschäftigte und völlig ausgerüstete Lazarethe auf dem Fuße folgen müssen.

Auch diese Forderung hat die preußische Armee, und sie zuerst unter allen großen Armeen derartig zur Ausführung gebracht, daß wie gesagt nach ihrer Feuertaufe im Kriege 1870 eine wesentliche Aenderung der Einrichtungen nicht vorgenommen zu werden brauchte.

Es handelt sich da um eine große Anzahl leicht beweglicher Fuhrparks, deren jeder — wenn erforderlich noch einmal zu theilen — die volle Einrichtung zu einem Lazareth für 200 Kranke enthält, ein Personal von 48 Mann mit sich führt und unter alleiniger Leitung eines höheren Arztes steht. Obere Behörden leiten ihre Vertheilung bei den Truppen, entlasten sie durch Fortschaffung transportabler Blessirter in stehende Lazarethe, die schleunigst in größeren Ortschaften im Rücken der Armee eingerichtet werden, sorgen für ihre Ablösung durch Reserve-Mannschaften und Reserve-Materialien, oder schicken diese sofort in die erste Linie, um keinen zu raschen Wechsel im behandelnden Personal eintreten zu

lassen. So gewähren sie, wenn Alles klappt, wie es beabsichtigt und erfahrungsgemäß auch meist möglich ist, in der That die geforderte rechtzeitige Lazarethpflege.

Am schwersten läßt sich dabei die Forderung nach genügenden Unterkunftsräumen erfüllen. Früher machte man in dieser Beziehung nur geringe Ansprüche, häufte die Blessirten namentlich in den Kirchen und Schulen zusammen, die sich nicht eben durch hygienisch günstige Verhältnisse auszeichneten, und zog hier geradezu künstlich sowohl Wundkrankheiten wie innere Leiden groß, die man unter günstigen Verhältnissen vermeiden kann.

Als vor Allem zur Unterbringung Verwundeter geeignet hatten erfahrene Feldärzte schon zur Zeit des siebenjährigen Krieges neu errichtete Holzbauten (Baracken) schätzen gelernt und ihren Bau, wo erforderlich, empfohlen. Einige Male, doch nur ausnahmsweise, kamen solche auch während der Freiheitskriege wieder zur Anwendung. Als die Heere aber in der Krim einander gegenüberstanden, war das alles in Vergessenheit gerathen, ja, man hatte auf dem unwirthlichen Boden zunächst nichts als gewöhnliche Soldatenzelte, die, wenn der Sturm sie nicht umblies, während der warmen Jahreszeit zwar einigermaßen genügten; im Winter aber stellten sie dadurch, daß man sie wegen der Stürme und Kälte zum Theil in die Erde eingrub, zum Theil mit Erde bedeckte, in ihrer Feuchtigkeit und Unsauberkeit ungesunde und, obwohl man hier und da ein Oefchen in ihnen aufstellte, vor den Witterungseinflüssen doch nur ganz unvollkommen schützende Höhlen dar. Erst ganz spät, als die eigentliche Belagerung schon ihrem Ende entgegenging, entschloß sich die französische Intendantur doch zur Errichtung von Holzbaracken, stellte dieselben aber so mangelhaft, so ohne alle Rücksicht auf hygienische Erfordernisse her, daß die Aerzte sie geradezu als Infectionsherde für die Kranken und ihre Pfleger bezeichneten, ja, daß die Unterbringung in diesen Heilstätten fast wie ein Todesurtheil angesehen werden konnte.

Dergleichen muß deshalb hervorgehoben werden, weil es, während gerade im zweiten Winter die französische Armee durch Krankheiten, namentlich Typhus, in furchtbarem Maße litt, und ihre Baracken- und Zeltlazarethe wahren Pesthöhlen glichen, den auf ganz demselben Boden und unter den nämlichen Witterungsverhältnissen fast Schulter an Schulter neben ihnen campirenden Engländern gelang, den Gesundheitszustand ihrer Truppen so zu heben, daß er zu der gleichen Zeit sogar den Durchschnittsstand im Frieden übertraf.

Allerdings war auch den Engländern im ersten Jahr, als nur Zelte, auf der blanken Erde aufgestellt und nicht mit Betten, nur theilweise mit inhaltslosen Strohsäcken ausgestattet, als Spitalräume benutzt werden konnten, mehr als 1/3 der Armee an Verwundungen und Krankheiten gestorben. Aber bei ihnen folgte der Erkenntniß der Fehler baldmöglichst deren Beseitigung, vor Allem die nach jeder Richtung, nach Menge wie Beschaffenheit genügende Herstellung von Holzbaracken mit ausreichendem Luftraum, mit befriedigenden Ventilationseinrichtungen — zum ersten Mal Dachfirstventilation, wie sie seitdem als Norm für ähnliche Anlagen gilt —, mit festem Holzfußboden und mit Oefen für den Winter. Für größte Sauberkeit im Inneren sorgte das geübte Auge der seit jenen Tagen so viel genannten, noch jetzt als hochverehrte Dame in England

lebenden, für ihren Beruf namentlich in Kaiserswerth ausgebildeten Miß Nightingale, deren Verdienste um die Organisation des inneren Lazarethdienstes und seine Aufsicht nicht hoch genug gerühmt werden können.

Im Ganzen war hiermit für jetzt — und hoffentlich für alle Zeiten — der Beweis erbracht, daß man selbst den schlimmsten Kriegsseuchen gegenüber und trotz deren Fortbestehen in nächster Nachbarschaft durch Herstellung gesundheitsgemäßer Lebensbedingungen eine Armee vor Krankheitsgefahren schützen kann.

Mit den hier seitens der Engländer gemachten Erfahrungen war für die Errichtung von großartigen Hülfslazarethanlagen für stationäre Armeen, also etwa vor belagerten großen Festungen, oder für solche in größeren Centren der Krankenbehandlung ein Vorbild gegeben, das dann in dem vierjährigen Secessionskrieg die Nordamerikaner mit ihrem technisch praktischen Sinn und ihrer großartigen Opferwilligkeit für ihre kranken Krieger nach jeder Richtung mustergültig ausgearbeitet haben, so daß wir in unseren Feldzügen für ähnliche Verhältnisse im Wesentlichen nach ihren Angaben verfahren konnten. Wozu ihnen aber nach der Eigenart ihrer Kriegsführung, auf die wir hier nicht näher eingehen können, das Bedürfniß fehlte, nämlich die Nothwendigkeit, in der Nähe der Schlachtfelder gesundheitsgemäße Unterkunftsräume für die Verwundeten zu improvisiren, die trat in unsern Bewegungskriegen von 1866 und 1870 oft als energische Forderung an die Aerzte heran und veranlaßte sie, bald unter Benutzung vorhandener offener Hallen und Schuppen, von Kegelbahnen, Tennen und ähnlichen Baulichkeiten, bald ohne solche aus rasch herbeigeschafftem Bauholz, auch wohl unter Mitbenutzung von Leinewand, durch Pioniere Halbbaracken oder Zeltbaracken aufschlagen zu lassen, in welchen die Kranken, der größten Unbill der Witterung entzogen, fast so gesund wie in freier Luft lagen.

Ueber die Vortheile, welche die Behandlung sowohl von diesen extemporirten Feldbaracken, wie namentlich von den großartigen, nach amerikanischem Muster errichteten, hygienisch durchaus erprobten Barackenlazarethen gezogen hat, sind alle Stimmen einig, so daß seit jener Zeit auch so manche Friedenslazarethe mit ähnlichen Holz- oder Fachwerkbauten versehen worden sind. Aber auch das genügte noch nicht; denn der Staat mußte sich sagen, es könnten uns Kriege bevorstehen, in denen man ungünstigeren Bevölkerungsverhältnissen gegenüberstände, als die, unter denen wir seiner Zeit in Böhmen und dem reichen Frankreich gekämpft haben, wo wir doch immer für die Unterkunft der bei Weitem größten Zahl der Verwundeten uns vorhandener Gebäude bedienen konnten. Wie aber, wenn wir einmal in den menschenleereren und ärmeren Gebieten Rußlands große Schlachten zu schlagen hätten? Würden wir da in genügender Menge das Baumaterial und in ausreichender Anzahl das Personal finden, um solches sachgemäß zu Lazarethräumen zusammenzufügen? Würde es für solche Verhältnisse nicht richtiger sein, man construirte, wie im Mutterlande ganze Häuser für die Kolonien, so in Friedenszeiten fertige Baracken für den Krieg, die, möglichst compendiös zusammengepackt, auf Wagen oder Eisenbahnen in die Nähe der Schlachtfelder transportirt, hier in wenig Stunden aufgerichtet werden könnten und sofort einen gesunden Spitalraum darstellten?

Es ist bekannt, wie auch diese Forderung in den letzten Jahren ihre Erfüllung gefunden hat, wie durch Preisausschreibungen nicht nur solche transportablen Gebäude in reicher Mannigfaltigkeit vorliegen, die in der That den an sie zu stellenden Anforderungen entsprechen, sondern daß Aerzte wie Techniker auch für ihre Einrichtungsgegenstände die compendiösesten Constructionen ersonnen haben, so daß nun ein solches kleines vollständig ausgestattetes Lazarethhaus in der That nicht zu große Transportmittel beansprucht. Immerhin allerdings doch so viele, daß mit ihrer Hülfe nach größeren Kämpfen nur für eine verhältnißmäßig niedrige Bruchzahl ausgewählt schwer Verletzter gedeckte Unterkunft bereit stehen könnte. Indessen ist dann doch wenigstens für diese die Aussicht auf einen günstigen Krankheitsverlauf entschieden gebessert, und genügen in der neueren Zeit auch kleine Räume dann um so mehr, wenn wir schon früh den überwiegenden Theil der Blessirten in weiter zurückliegende Lazarethe zu transportiren vermögen.

Im Uebrigen bleibt man auch bei dem bisher Erreichten nicht stehen, sondern studirt den Werth noch anderer Unterkunftsräume, die sich gerade in den russischen Kriegen bewährt haben sollen, wie die Filzzelte der Tataren, Erdhütten besonderer Construction u. dgl., um unter allen Verhältnissen den Anforderungen genügen zu können, die wir in unsern Tagen an Pflegestätten für Verwundete stellen.

III.

Solche Verwundeten- und Krankentransporte, wie die, auf welche eben hingedeutet wurde, sahen die früheren Jahrhunderte zu Kriegszeiten nur zu oft vor sich gehen, aber aus ganz anderen Gründen und zu anderen Zwecken, als wir sie jetzt ins Werk setzen. Damals war es Regel, alle irgend transportablen Kranken auf den reichlichen Troßwagen und — wo es anging — auf Schiffen dem Heere nachzuführen, um sie in den in den größeren Städten — bei den Proviantmagazinen — errichteten Centralspitälern unterzubringen. Wenn irgend möglich vermied man es, sie in die Hände des Gegners kommen zu lassen. Namentlich letztere Rücksicht, nicht etwa das Interesse für das Wohl der Leidenden, veranlaßte da manchmal die grausamsten Massentransporte, durch welche auf Befehl des höchsten Kriegsherrn plötzlich und völlig unvorbereitet, mochte es gehen wie es wollte, eine Stadt alle in ihr angehäuften kranken Soldaten fortschaffen mußte, damit sie eben nicht in die Gewalt des Feindes geriethen. Nur die Sterbenden blieben unter der Aufsicht eines Feldscheers zurück, der Gnade des Gegners anheimgegeben. So mußten Beispiels halber Ende October 1758 bei der Nachricht, die Oesterreicher rückten heran, innerhalb 3 Stunden die preußischen Aerzte die gesammten Lazarethe von Bautzen und Umgegend mit fast 3½ Tausend Kranken- und Verwundeten räumen und letztere, nur durch 200 Wagen unterstützt, in Marsch setzen. So rasch wie möglich und so lange die Kräfte aushielten, ging es vorwärts; überall wurde im Freien campirt, und glücklich schätzte sich, wer sich in einer kalten Kirche wenigstens vor strömendem nächtlichem Regen schützen konnte; die Meisten mußten, ohne Stroh auf den nassen Erdboden gelagert, ohne wärmende Bedeckungsmittel, ja ohne ausreichende

Nahrung die Nächte unter freiem Himmel ausharren, bis sie nach tagelangen Mühsalen und Qualen endlich in Sagan oder Glogau anlangten.

Nach der Schlacht bei Liegnitz mußte, als die Wagen zum Transport nicht ausreichten, ein ganzes Dragonerregiment absitzen und seine Pferde den Blessirten überlassen. Nach dreitägigem Ritt rückte diese Krankenkolonne in Breslau ein.

Daß unter solchen Verhältnissen die Zahl der Invaliden aus den Kriegen jener Zeit keine besondere Höhe erreichte, erscheint nicht wunderbar; die Zahl der Gestorbenen war um so größer.

Vorschriften für geregelte Krankentransporte kannte auch die Armeeleitung unter dem ersten Napoleon noch nicht. Dagegen ergingen solche während der Freiheitskriege in Deutschland, und bediente man sich zur Vertheilung vor allem der Wasserstraßen, wie leicht erklärlich, da der Transport auf den damaligen noch nicht chaussirten Landstraßen und in schwerfälligen Bauernwagen oft mehr schaden als nützen mußten.

Aber welche Gefahr und welche Grausamkeit auch im Schiffstransport liegen kann, wenn man ihn in keiner Weise vorbereitet, dafür mußte — in der Mitte unseres humanen Jahrhunderts — wieder der Krimkrieg das warnende Beispiel abgeben. Meist Segelboote, die eben irgend welche beliebige Ladung abgegeben und gar nicht für den Krankentransport eingerichtet waren, auch in der Regel weder Arzt noch Pfleger besaßen, auf denen endlich nur gewöhnliche Schiffskost zu bekommen war, nahmen, bunt durcheinander gelegt und dicht nebeneinander geschachtelt, Verwundete, Typhus- und Ruhrkranke auf, die in solcher schrecklichen Lage, in der That wie Frachtstücke eingestaut, mindestens drei bis fünf Tage verharren mußten, bis sie in Constantinopel landeten, um dort in den überfüllten Lazarethen unter kaum günstigere hygienische Verhältnisse zu gelangen und mit der Aussicht, wahrscheinlich in weiteren 5—6 Tagen zu einer neuen Fahrt gen Westen abermals eingeschifft zu werden. Ueber 114000 Franzosen wurden so von der Krim nach der Türkei evacuirt, nicht so viele weiter; denn zu Zeiten starben Tag für Tag etwa zweihundert von ihnen auf der Fahrt über das Schwarze Meer. Die Engländer, Anfangs ebenso mangelhaft ausgerüstet, wußten auch in der Transportfrage bald Rath zu schaffen, richteten besondere Dampfer zur Ueberführung der Verwundeten und Kranken her, ordneten ärztlichen Dienst auf ihnen an und erreichten damit, was sich unter den damaligen, allerdings sehr ausnahmsweisen Verhältnissen eines Krieges im fernen Osten erreichen ließ.

Dem gegenüber war es später ein Leichtes, in dem eisenbahn- und straßenreichen Oberitalien, in Nordamerika mit seinen trefflichen Flußverbindungen, in Oesterreich, Frankreich und Deutschland unter Benutzung allmälig immer besserer Transportmittel Massentransporte zu veranstalten, durch welche im Kriege 1870/1871 beispielsweise 1/4 Million Mann, fast 45 Procent aller einer Lazarethbehandlung bedürftig gewordenen Kranken und Verwundeten der deutschen Heere vom Kriegsschauplatz bis nach der Heimath befördert wurden.

Nur ein verhältnißmäßig geringer Theil derselben, 40000 Mann, konnten dabei jene wirklichen Lazarethzüge benutzen, d. h. jene in Eisenbahnwagen hergestellten fahrenden Hospitäler, die, in der Heimath fix und fertig eingerichtet und mit Heil- und Pflegepersonal versehen, in heizbaren, weichfedernden Per-

sonenwagen elastisch aufgehängte Lagerstätten für durchschnittlich etwa 220 Kranke boten, in welchen sich eine mehrtägige Fahrt recht gut ertragen ließ. Waren sie doch auch mit Küchen- und Kellerwagen, mit Apotheke und chirurgischen Instrumenten ausgerüstet und somit im Stande, auch hoch gesteigerten Ansprüchen an Krankenpflege auf Rädern zu genügen.

Aber weder lassen sich solche rollende Spitäler in genügender Menge ausrüsten noch würden sie bei der großartigen Inanspruchnahme der Eisenbahnen während des Krieges überall bis an die vorgeschoben stehenden Lazarethe herangeführt werden können, bis wohin aber die Züge vordringen, welche Truppennachschübe oder Munition und Nahrungsmittel der kämpfenden Armee zuführen. Daher richtet sich das Hauptinteresse der Militärärzte und Behörden auf die Frage, wie sich diese hierbei verwendeten Güterwagen nach ihrer Entleerung an Ort und Stelle, vorn beim Heer, schnell und zweckentsprechend in Krankentransportwagen umwandeln lassen zur sofortigen Rückbeförderung von Verwundeten.

Diese Frage birgt viel Schwierigkeiten in sich, nicht nur weil die Fahrzeuge vor ihrer neuen Indienststellung desinficirt werden müssen, sondern auch, weil es sich um die Benutzung hart federnder, auf den Transport schwerer Lasten berechneter Wagen handelt, die nur sehr ungenügende Ventilationseinrichtungen besitzen, auch der Oefen, Fenster, geeignet gelegener Thüren ermangeln. Neuerdings wird allerdings bei der Herstellung auch dieser Wagen auf solche Forderungen für Kriegszeiten Rücksicht genommen; so wendet man Blattfedern an, denen sich rasch durch Umlagerung ihrer Blätter eine größere Nachgiebigkeit ertheilen läßt; man schneidet Fenster ein, man experimentirt über die besten Ventilationsimprovisationen. Im Uebrigen aber werden wieder und wieder Aufhänge- und Lagerungsherrichtungen für Krankenbetten ersonnen und durchprobirt, durch welche die Erschütterung der Wagen abgeschwächt werden soll, damit sich selbst Schwerstkranke auch in diesen extemporirten Sanitätszügen ohne Schaden befördern lassen. Ist man doch schon so weit gegangen, Gummimatratzen in Wasserkästen schwimmen zu lassen, um sich so gleichzeitig der Verschiebbarkeit des Wassers und der Elasticität der Luft zum Behagen des Kranken zu bedienen.

Welch' unendlicher Unterschied zwischen diesen Transportweisen der Jetztzeit und den Marterfuhren noch im Beginn unseres Jahrhunderts! Allerdings, auch in unseren Tagen müssen viele Verwundete noch manche lange Strecke im Wagen zurücklegen, ehe sie die Eisenbahn erreichen, und es wird die zweckmäßige Einrichtung auch solcher Beförderungsweise um so mehr zu berücksichtigen sein, je unwirthlicher das Land ist, das den Kriegsschauplatz bildet. Aber auch in dieser Beziehung arbeiten neuerdings Humanitäts- und Nützlichkeitsbestrebungen nach gleicher Richtung hin zusammen.

Dient die Eisenbahntruppe, die neuerdings einen Bestandtheil der Armee ausmacht, dazu, vom Feinde unwegsam gemachte Bahnlinien wieder fahrbar zu machen, so soll sie nicht minder auch von diesen bereits bestehenden Bahnlinien aus zur Erleichterung und Beschleunigung der Verpflegungsnachschübe, möglichst schnell dem Heere nachfolgend, flüchtige Feldeisenbahnen errichten, Eisenstraßen, wie wir sie in unseren Tagen bei größeren Bauunternehmungen, in Feld und Forst überall in Anwendung sehen. Natürlich nur, daß auch sie, wie die Normal-

bahn, als Rückfracht kranke Menschen befördern können, und weit massenhafter und besser, als der gewöhnliche Wagen auf der Landstraße, sobald nur die auf ihr fahrenden Wagen Einrichtungen mit sich führen, die, beim Waarentransport nicht hinderlich, nach dem Ausladen zu Lagerstätten oder Sitzen für Menschen benutzt werden können. Und natürlich eben deshalb, daß auch diese Verwendung bei uns schon ins Auge gefaßt worden, und Versuche nach derselben Richtung hin Statt finden.

Beide, die zerstörenden Kräfte des kriegführenden Heeres, wie die erhaltenden der Verpflegungs- und der Heiltruppen müssen eben stets möglichst gleichwerthig arbeiten, müssen dieselben Wege, dieselben Transportmittel — jede in ihrem Interesse — voll auszunützen verstehen. Und wie die vorrückenden Heeressäulen auf verschiedenen Wegen sich vorwärts bewegen, um — an einem Punkte zusammentreffend — vereint zu kämpfen, so müssen nach solchem Kampfe auf denselben Straßen die Opfer desselben sich wieder in die zerstreuten Pflegestätten vertheilen, damit Ueberhäufungen an einzelnen Orten, und speciell in der Nähe des Kriegsschauplatzes, mit allen ihren Nachtheilen möglichst vermieden werden.

Im Großen und Ganzen handelt es sich, wenn man alle die eben nur ganz oberflächlich skizzirten Anforderungen an das Sanitätswesen im Felde ins Auge faßt, um scheinbar äußerst complicirte Organisationen. Und man muß zugeben, sie wollen von den Führern der einzelnen Abtheilungen genau gekannt, von den obersten Spitzen der Sanitätsleitung mit sicherer Hand gelenkt, von dem gesammten Personal prompt und genau ausgeführt werden. Dann aber arbeitet das Kunstwerk, wie jede richtig construirte Maschine. Das hat unser letzter großer Krieg gezeigt, in dem die kaum veröffentlichten Vorschriften sofort der gewaltigsten Probe auf ihre Brauchbarkeit unterworfen wurden. Denn da hat sich unsere Organisation nach einem kurzen Eingewöhnungsstadium, während dessen wir allerdings schmerzliches Lehrgeld zahlen mußten, als durchaus sachgemäß erwiesen, haben die Räder der Maschine auf das Beste ineinandergegriffen, und erschienen unter ihrer günstigen Einwirkung die Menschenverluste gegenüber analogen früheren Kriegen um ein Wesentliches verringert.

IV.

Wir haben bis jetzt unsere Aufmerksamkeit nur auf die staatlich organisirte Krankenpflege im Kriege hingelenkt, obwohl bei nicht Wenigen der Leser das Interesse ein lebendigeres sein dürfte für zwei Einrichtungen, welche als ganz besondere Fortschritte unserer Zeit gerühmt werden und in der That Treffliches zu leisten berufen sind. Die sogenannte freiwillige Krankenpflege und die Genfer Convention, das rothe Kreuz.

Namentlich die erste erfreut sich ja der allgemeinsten Sympathie, hat auch ein volles Anrecht auf dieselbe, da sie auf trefflichste Leistungen zurückblicken kann, wie die alleinige Thatsache darthun möge, daß 1870 die freiwillige Krankenpflege in deutschen Lazarethen über 32 000 Betten bereits gestellt hat, daß damals an freiwilligem Personal in Deutschland über 31 000 Männer und Frauen zur Verwendung gekommen sind, und daß allein das Centralcomité und die mit ihm verbundenen

Vereine vom In- und Auslande Geldbeiträge und andere Gaben im Werth von über 64 Millionen Mark gesammelt haben.

Aber die freiwillige Krankenpflege ist kein Kind der letzten Jahrzehnte. Es ist nur auch hier wieder vergessen, daß schon im Anfang unseres Jahrhunderts so Manches in gleicher Richtung geschehen war, daß aber namentlich mit dem Jahr 1813, als zuerst sich das ganze preußische Volk und nach ihm allmälig das andere Deutschland erhob, um den unerträglichen Druck des gallischen Eroberers abzuschütteln, und sich nun bald ergab, daß dem Uebermaß der sich ergebenden Anforderungen gegenüber die Feldlazarethe und Militärärzte auch mit dem besten Willen nicht genügende Hülfe gewähren konnten, daß da zum ersten Male der Staat das Volk zur freiwilligen Unterstützung bei der Pflege seiner im heiligen Kampf für das Vaterland verwundeten und erkrankten Brüder aufrief, und zwar durch den Mund seiner Fürstinnen, vor Allem der Prinzeß Marianne, der Schwägerin des Königs. Und in kurzer Zeit zauberte dieses Volkes Liebe und Begeisterung überall im Lande Heil- und Pflegeanstalten hervor. Direct auf das Schlachtfeld brachte sie dem verwundeten Bruder die erste Hülfe; Lebens- und Erquickungsmittel, Kleider und Ausrüstungsstücke, Verband und Lazarethmaterialien führte sie den im Felde stehenden Truppen nach; für ihre Familien in der Heimath, für die Invaliden, ja für die Gefangenen der feindlichen Armee trug sie rührend Sorge. Das ist die Zeit, wo zum ersten Male die deutschen Frauen und Jungfrauen in gemeinsamem Wirken ihr Samariterwerk Arm und Reich, Hoch und Niedrig spendeten, in der die jetzt so weit verbreiteten segensreichen Frauenvereine ihren geordneten Anfang nahmen. Und die Leistungen dieser freiwilligen Krankenpflege waren damals im Verhältniß viel großartiger als in der neueren Zeit, da die staatlich organisirte Pflege hinter der in unseren letzten Kriegen vorhandenen in gleicher Weise zurückstand, wie die Wohlhabenheit des Landes im Jahr 1813 hinter der des Jahres 1870.

Während der langen Friedensjahre nach der Befreiung Deutschlands schwand die Erinnerung an jene freiwillige Kriegskrankenpflege völlig aus dem Gedächtniß der Menschen, und als dann 50 Jahre später der Kriegsruf von Neuem erschallte, da trat das Verlangen nach ihrer Mitwirkung auch nicht so dringend hervor, wie damals, weil eben währenddem die officiellen Hülfskräfte sich zu der vorhin dargestellten Vollkommenheit entwickelt hatten. Zu entbehren, wohl gar zurückzuweisen ist sie darum auch in unseren Tagen durchaus nicht, vielmehr rechnet der Staat geradezu auf sie; aber er zeichnet ihr auch scharf die Grenzen vor, in denen sie sich in Kriegszeiten zu bewegen hat, damit sie genau nach dem Gang jenes officiellen Räderwerkes arbeiten kann, in das sie mit eingefügt wird, nicht etwa durch selbständiges Wirken seinen exact abgemessenen Gang störe.

Im Kriege ist vor Allem die persönliche Leistung geübter Pfleger und Pflegerinnen erwünscht; denn der helfenden Hände kann es hier nicht genug geben. Aber unmittelbar hinter der Schlachtlinie, da, wo das militärische Interesse jedem anderen vorgeht, werden bei uns freiwillige Krankenträger nur ganz ausnahmsweise gelitten; ihr Platz ist in den Lazarethen, namentlich den stabilen und heimathlichen, und überall da, wo es sich um Transportirung der Kranken aus solchen handelt. Hier nun aber den Pflegedienst erst lernen zu wollen, dazu ist

im Kriege nicht die Zeit, Vorbedingung daher zur Zulassung unter die Zahl der freiwilligen Pfleger — neben voller Unbescholtenheit und Zuverlässigkeit im Leben — der bestimmte Nachweis genügender theoretischer und praktischer Ausbildung im Krankenpflegerdienst, Hauptsorge demnach aller Vereine zu jenem edlen Zweck, in Friedenszeiten für solche Ausbildung Sorge zu tragen, sich der Dienste der ausgelernten Pfleger und Pflegerinnen für die Kriegszeit zu versichern und sie für diese mit den vorschriftsmäßigen Kleidern und Ausrüstungsgegenständen zu versorgen. Jedes Mitglied der freiwilligen Pflege muß ferner sich dessen bewußt sein, daß es, nachdem es in Folge seines freiwilligen Angebotes in den Verband der Armee aufgenommen worden, hier wie ein jedes andere Mitglied der Armee von dieser aus geleitet und controlirt wird. Zum Theil findet dies statt unter Vermittelung freiwilliger, nicht selten Johanniter- oder Malteserrittern entnommener Delegirter, die aber natürlich sich selbst auch ganz in den ihnen vorgeschriebenen Grenzen zu halten, nicht selbständig in die officielle Pflege einzugreifen die Berechtigung haben. Ja, auch die in der Heimath allein aus den Mitteln der freiwilligen Pflege errichteten und unterhaltenen Lazarethe und Pflegestätten müssen, was Personal wie Material anbetrifft, genau wie die Militärlazarethe einer dauernden militärärztlichen Controle unterworfen bleiben; es muß in ihnen militärische Disciplin herrschen und namentlich auch für rechtzeitige Entlassung der Geheilten gesorgt werden. Sich seinen Privatverwundeten zu halten, wie es seiner Zeit wohl geschehen, ist nicht mehr zulässig, hat auch so manches Mal demoralisirend gewirkt. Die Zahl der für den Fall eines Krieges außerhalb der ständigen Krankenhäuser verwendbaren ausgebildeten Pflegerinnen dürfte zur Zeit in Deutschland etwa 3700, die der männlichen Pfleger 1000 betragen.

In der eben angegebenen Weise richtig geordnet, gehört die freiwillige Pflege im Kriege zu den segensreichsten Errungenschaften unseres Jahrhunderts, ist sie die schöne Ergänzung der allgemeinen Dienstpflicht. Während die Heeressanitätskörper leisten sollen, was für den Krankendienst der Armee unbedingt nothwendig ist, gewährt sie daneben durch ihre freiwilligen Leistungen und Gaben die Möglichkeit, dem Kranken seine Existenz behaglicher zu machen, ihm eine mannigfaltigere und reichlichere Ernährung zu gestatten, seine Reconvalescenz abzukürzen. Und außerdem kräftigt sie durch die den kämpfenden Truppen gespendeten Liebesgaben deren Gesundheit und hebt ihren moralischen Muth durch ihre werkthätige Theilnahme. Meint sie ihre Freiwilligkeit aber darin suchen zu können, daß sie nach eigenem Belieben sich Weg und Ziel ihrer Wirksamkeit sucht, so hindert sie nur und handelt gegen das Interesse des Heeres.

Wenn wir, wie dargethan, die freiwillige Krankenpflege zwar nicht als Kind der zweiten Hälfte, so doch überhaupt unseres Jahrhunderts bezeichnen dürfen, so müssen wir von der Genfer Convention vom August 1864, auf die wir als auf ein Werk unserer Zeit so stolz sind, gestehen, daß auch sie nur eine Verallgemeinerung von Abmachungen darstellt, die einzeln schon vor Jahrhunderten den verwundeten Kriegern zum Segen gewirkt haben. Ja, bis ins Alterthum hinein reichen die Berichte über Verträge entsprechenden Inhaltes, und fast 300 solcher Vereinbarungen, bei gegebener Gelegenheit zwischen den kriegführenden

Mächten getroffen, liegen aus der Zeit vom Ende des 16. Jahrhunderts bis zum Jahre 1864 vor, Verträge, in welchen die meisten und wichtigsten Bestimmungen der späteren Genfer Convention zur thatsächlichen Ausführung gebracht waren. Damit wird das durch die „Souvenirs de Solferino", das vielgelesene Buch des Genfers Dunant, angeregte Liebeswerk, das, kaum entworfen, sofort und zuerst unter den gekrönten Häuptern von der hochherzigen, menschenfreundlichen Kaiserin Augusta wie unserem ganzen Kaiserhause mit Begeisterung ergriffen wurde, seinem Werthe nach nicht im Geringsten herabgesetzt, um so weniger als namentlich in Folge der Rührigkeit Dunant's die Grundsätze, auf denen jene Convention beruht, zum ersten Male Gegenstand eines internationalen Vertrages geworden sind, dem zur Zeit fast alle Staaten der Welt angehören, welche sich unter die civilisirten gerechnet sehen möchten.

Wir haben nur zu fragen, wie haben sich denn die edlen Grundsätze des Vertrages in Wirklichkeit bewährt, und lassen sich alle praktisch so ausführen, wie man beabsichtigt?

Der vorzügliche Sanitätsbericht über den Krieg 70/71, den die Medicinalabtheilung unseres Kriegsministeriums herausgegeben, sieht sich in dieser Beziehung leider zu dem Geständniß gezwungen, in jenem Kriege habe die Convention sich nicht durchaus bewährt, da weder die französische Armee noch die Bevölkerung auf dem Kriegsschauplatz, noch selbst das französische Sanitätspersonal eine genügende Kenntniß ihres Inhalts besessen habe. Und er kommt zu dem Endurtheil, im Ganzen werde man sagen dürfen, daß die der Genfer Convention zu Grunde liegenden Ideen damals genau so weit verwirklicht worden seien, als sie in das allgemeine Bewußtsein der Massen übergegangen waren, und sich Haltung verschafft haben würden, auch wenn kein Vertrag ausdrücklich ihre Beachtung gefordert hätte, während über diese Grenze hinaus die geschriebenen Artikel sich um so unwirksamer erwiesen, je höher die Leidenschaften stiegen, und je weniger der Einfluß gebildeter Führer zur Geltung gelangte. — Das die Erfahrungen aus dem Kampfe zweier Völker, die sich zu den vorgeschrittensten und humansten der Zeit rechnen!

Und wirkliche Unterstützung haben wir Aerzte der siegreichen deutschen Armee in der That durch französische Militärärzte nur sehr selten genossen. Im Interesse der beiderseitigen Verwundeten liegt doch vor Allem die Bestimmung der Convention:

„Das Personal der leichten und Hauptlazarethe fährt nach der Besetzung der Lazarethe durch den Feind fort, soweit es das Bedürfniß erheischt, den Kranken und Verwundeten des Lazareths, zu dem es gehört, seine Sorgfalt zuzuwenden." Verfährt das Personal nicht so — und in den seltensten Fällen handelten 1866 die Oesterreicher, 1870 die Franzosen danach —, so fällt den Aerzten des Siegers die doppelte Arbeit zu, nicht nur die Verwundeten der eigenen Armee, sondern auch alle die meist schwer verletzten Feinde zu behandeln, die in der Hand des Siegers zurückgeblieben sind. Und da handelt es sich oft um ganz gewaltige Mengen. Nach der Schlacht von Königgrätz z. B. mußten die preußischen Aerzte neben 7400 Verwundeten der eigenen Armee wohl noch 10000 des Gegners in ihre Pflege nehmen. In meiner eigenen Behandlung im Lazareth

zu Horice befanden sich neben 36 Preußen 167 Oesterreicher und Sachsen, in Wsestar und Umgegend betrug das Verhältniß 30 zu 700, in Nachod am 1. Juli 96 zu 1439, in Skalitz etwa 500 zu 2000. Unter solchen Verhältnissen muß unter der Ueberlastung durch Arbeit natürlich auch der eigene Landsmann mitleiden; denn nach der Nationalität seiner Kranken fragt der Arzt im Kriegslazareth nicht. Der Hauptzweck der Genfer Convention bleibt somit unerfüllt, wenn das Sanitätspersonal des zurückweichenden Feindes, seine Verwundeten verlassend, sich mit der geschlagenen Truppe zurückzieht. Der Paragraph steht auf dem Papier, ist aber zum Nachtheil der Blessirten bisher nur sehr selten zur Ausführung gelangt. Der daraus zu folgernde Schluß: die Heeressanitätspflege rechne nicht auf fremde Hülfe, sondern suche auch den großartigsten Ansprüchen selber gerecht werden zu können.

V.

Bisher haben wir bei unseren Betrachtungen über die Frage nach der Herabsetzung der Menschenverluste im Kriege unsere Aufmerksamkeit vor Allem den Verwundeten zugewendet. Nun lehrt aber die Erfahrung, daß mit nur sehr geringen Ausnahmen in fast allen großen Kriegen die Armeen durch Seuchen und andere Krankheiten weit schlimmere Verluste als durch die Verwundungen erlitten haben, das Dreifache, Vierfache, die so günstig gestellten Amerikaner während des Secessionskrieges das Doppelte. Unter besonders unglücklichen Verhältnissen, wie in dem letzten Kriege der Russen gegen die Türken, stieg bei der Kaukasusarmee das Verhältniß sogar auf 18 zu 1. Etwas unter $1^1/_2$ zu 1 sank es in den preußischen Armeen 1866 während des kurzen Feldzuges gegen Oesterreich herab; es wäre das günstigste unter allen bekannten größeren Kriegen gewesen, hätten wir damals die Cholera fern halten können. So wird es aber noch gewaltig in den Schatten gestellt durch die Ergebnisse der Kriege 1859 und 1870/71, in welchen dort bei den Franzosen auf 100 durch Waffen Getödtete etwa 40, hier bei den Deutschen etwa 52 durch Krankheit Gestorbene kommen. Das letztere Verhältniß ist noch günstiger zu beurtheilen als das erstere, ja ist das allergünstigste, das je unter ähnlichen Verhältnissen beobachtet worden. Denn jene Gelegenheitsursachen zu Erkrankungen, wie sie sich 70/71 in den gewaltigsten und ununterbrochensten Strapazen, in der Einwirkung hoher Kältegrade, den schädigenden Einflüssen langdauernder Belagerungen auf blutdurchtränkten Schlachtfeldern, in anstrengendsten Gewaltmärschen finden, sie fehlten in dem kurzen Sommerkriege der Franzosen gegen die Oesterreicher. Und trotzdem jene günstige Mortalitätsziffer. Ja, man muß geradezu staunen, wenn man liest, daß der Zugang an Kranken im Krieg nur etwa $^1/_5$ größer war, als er in gleicher Zeit im Frieden gewesen wäre, und daß dieses Plus nur auf Rechnung dreier Seuchen — Pocken, Ruhr und Darmtyphus — kam, die sich im Felde kaum umgehen lassen; die erstere namentlich nicht, wenn — wie es 1870 der Fall war — die Armee in ein Land einrückt, in dem gerade die Pocken grassiren, und die zweite nicht, wenn sie 6 Wochen hindurch bei schlechtestem Herbstwetter eine Belagerung wie die von Metz durchmachen muß, in einer Gegend, in welcher Ruhr endemisch zu herrschen pflegt. — Es ist wohl gestattet anzuführen, daß das Sterblichkeits-

procent bei den in Deutschland untergebrachten Gefangenen 2 2/3 mal größer gewesen, und nicht etwa wegen schlechterer Behandlung derselben, da es bei den nach der Schweiz hinübergedrängten Franzosen eben dieselbe Höhe erreichte.

Die günstigen Gesundheitsverhältnisse bei den Deutschen müssen wir gerechterweise zum Theil als Glückssache bezeichnen, insofern die Armee vor der Ansteckung durch die gefürchtetsten Seuchen, wie Kriegs-, d. h. Flecktyphus und Cholera bewahrt geblieben, dürfen sie aber, davon abgesehen, als die Folge all jener früher erwähnten Vorzüge unserer Armee und ihrer Einrichtungen bezeichnen, die auch gegenüber ihren Verwundungen ihren Werth erwiesen haben. Selbstverständlich aber, daß die Anwendungsweise dieser Einrichtungen je nach den verschiedenen Voraussetzungen der steten Modificationen bedarf. Um nur Weniges anzudeuten, muß der Arzt bei der Unterbringung wie Evacuation der Kranken auf die Schwere, die wahrscheinliche Dauer, die Infectiosität des jedesmaligen Leidens Rücksicht nehmen, damit nicht durch unvorsichtiges Zusammenlegen ansteckende Krankheiten größere Verbreitung finden, oder Patienten, die wahrscheinlich in kurzer Zeit zum Heere zurückkehren können, weithin in die Heimath gesandt und damit der kämpfenden Armee unnöthig lange entzogen werden.

Ungemein bewährt hat sich im Kriege 70 eine krankheitsvorbeugende Einrichtung, deren sich unser Volk und unsere Armee seit einer Reihe von Jahrzehnten erfreut, die Zwangspockenimpfung. Denn, wie schon gesagt, unsere Armee drang in ein Land ein, in dem gerade eine extensiv wie intensiv bedeutende Pockenepidemie herrschte. Ungefähr 1 150 000 Mann haben die Grenze überschritten. Von ihnen allen aber sind innerhalb 11 1/2 Monat nicht so viele an den Pocken gestorben, wie die nicht 15 000 Mann starke französische Besatzung von Langres in 7 Monaten an derselben Krankheit eingebüßt hat. Wer mit Erfolg revaccinirt worden war, konnte fast als gefeit gegenüber der Ansteckungsgefahr gelten.

Wer nach solchen Resultaten wie auch den reichen Erfahrungen der Armee aus der Friedenszeit den Werth der Impfung noch nicht anerkennt, der will einfach nicht bekehrt werden. Wären wir nur im Besitz noch mehr solcher Vorbeugungsmittel gegen Volkskrankheiten, wir würden sie gern anwenden, sobald sie, wie die Pockenimpfung, Leistungsfähigkeit und Unschädlichkeit in sich verbinden. Und wir sprechen die Hoffnung aus, daß die nach dieser Richtung hin thätigen Bemühungen — ich erinnere nur an den Namen Pasteur — mit der Zeit doch zu glücklichen Resultaten führen mögen.

Einstweilen aber haben die Aerzte im Felde nur die Möglichkeit, die reichlich anstürmenden hygienischen Schädlichkeiten aus dem Wege zu räumen, abzuschwächen, womöglich abzutödten, die Widerstandsfähigkeit der Einzelindividuen zu kräftigen, und dürfen hoffen, dadurch auch in einem künftigen Kriege umsomehr ähnlich günstige Erfolge zu erreichen wie 1870, als auch auf diesem Felde sich in den letzten Jahrzehnten unsere Kenntnisse eines reichen Zuwachses zu erfreuen haben.

Wenn wir unseren vorstehenden Betrachtungen wesentlich die Verhältnisse der preußisch-deutschen Armee zu Grunde gelegt haben, so geschah dies nicht nur, weil uns dieselben am nächsten berühren und in jeder Beziehung am genausten bekannt sind, sondern namentlich auch weil gerade unsere Armee in ihren letzten

Kriegen die großartigsten Erfolge mit so geringer Einbuße an Menschenleben erkauft hat, wie die Geschichte Aehnliches aus früheren Jahrhunderten nicht meldet. Wir müssen aber selber zu guter Letzt auf eine große Lücke hinweisen, welche sich in unserer Beweisführung gerade bei dieser Einseitigkeit der Begründung findet: wir haben keine Gelegenheit gehabt zu erproben, ob sich die Einrichtungen und Die, welche sie ausführen, auch bewähren werden nach verlorenen Schlachten, wenn wir als Besiegte zurückweichen müssen.

Wir selber zweifeln nicht daran. Wünschen wir aber, daß wir sobald nicht genöthigt werden, auch diese Probe zu bestehen; leben wir vielmehr der Hoffnung, daß die Greuel auch eines siegreichen Krieges noch lange Jahre von unserem Vaterlande fern gehalten werden!

Zur neuesten Wallenstein-Literatur.

Von
August Kluckhohn.

Seitdem der Schöpfer der Wallenstein-Trilogie die ebenso gewaltige als geheimnißvolle Gestalt des Friedländers künstlerisch verklärt auf die Bühne gebracht hat, gibt es für die Gebildeten unserer Nation wohl nur wenige historische Persönlichkeiten, denen sie ihr Interesse in gleich hohem Maße zuwenden. Daher begegnen auch die immer erneuten Versuche der Geschichtsforscher, den räthselhaften Charakter Wallenstein's, seine Absichten und Pläne und vor Allem seinen tragischen Ausgang und das Maß seiner Schuld zu ergründen, einer über die gelehrten Kreise weit hinausgehenden Theilnahme. In dieser wie in anderen Beziehungen erinnert die Wallenstein-Literatur an die Maria Stuart-Frage. Hier wie dort ist das Erste, worüber der Laie von dem Forscher Auskunft erwartet, die Schuldfrage. Hat die unglückliche Schottenkönigin auf dem Schaffot zu Fotheringhay für das gebüßt, was die Ehebrecherin zwanzig Jahre früher im Verein mit ihrem Buhlen an dem Gatten Darnley verbrochen? Und hat Wallenstein in der Mordnacht von Eger nur die wohlverdiente Strafe für den Hochverrath getroffen, den er gegen den Kaiser schon lange geplant und soeben der Ausführung nahe gebracht hatte? Daß in beiden Fällen die Antworten, welche die Historiker geben, einander nicht selten schroff gegenüber stehen, daß heute noch, wie vor zwei- und dreihundert Jahren, Wallenstein und Maria Stuart ebenso lebhafte Vertheidiger, wie überzeugte Anhänger finden, scheint dafür zu sprechen, daß unsere Wissenschaft trotz aller Fortschritte, deren sie sich sowohl in Beziehung auf das ihr zu Gebote stehende Quellenmaterial, als mit Rücksicht auf die Handhabung der kritischen Methode rühmt, weder in dem einen noch in dem anderen Falle das Räthsel zu lösen vermöge, sondern sich mit einem non liquet begnügen müsse.

Aber so viel Verwandtes auch die Maria Stuart-Frage mit der Wallenstein-Frage hat, so liegt doch die Sache, wenn es sich um die Entscheidung, ob schuldig oder nicht, handelt, bei der schottischen Königin wesentlich anders als bei dem Feldherrn des dreißigjährigen Krieges. Bei Maria Stuart handelt es sich um

die Mitschuld an einer zur Ausführung gebrachten That, bei Wallenstein aber um wechselnde, von den verschiedenartigsten Momenten bedingte und nicht zur Vollendung gediehene Pläne. In ersterem Falle hängt die Entscheidung von dem Urtheil über einige wenige, der Schottenkönigin zugeschriebene Briefe, die sogenannten Kassettenbriefe, ab; sind diese sämmtlich echt, so lassen sie keinen Zweifel darüber bestehen, daß Maria Stuart mit Bothwell schon vor der Ermordung Darnley's in ehebrecherischem Verkehr gestanden, daß sie durch ihr Verhalten ihn zu der Unthat ermuthigt, nach vollendetem Verbrechen ihm zur Straflosigkeit verholfen und ihn mit ihrer Hand belohnt hat. Noch vor wenigen Jahren schien der Kampf um die Echtheit der Kassettenbriefe, insbesondere desjenigen unter ihnen, der die Schreiberin am häßlichsten bloßstellt, sich zu Gunsten Maria Stuart's entschieden zu haben. Heute aber, nach den Forschungen des Engländers Henderson, die der deutsche Historiker H. Forst kürzlich in einer Abhandlung der „Historischen Zeitschrift" (Bd. 66) in einzelnen Punkten noch weitergeführt hat, können die Schwierigkeiten, die der Glaubwürdigkeit namentlich des sogenannten großen Glasgow-Briefes entgegenstanden, als beseitigt gelten, und es bliebe nur noch die Frage übrig, ob man aus dem erwähnten Briefe herauslesen kann, daß Maria Stuart in die Einzelheiten des Mordplans eingeweiht gewesen ist oder nicht.

Die Wallenstein-Literatur, die zu einer ansehnlichen Bibliothek angewachsen ist, hat kein Document aufzuweisen, von dessen Echtheit oder Unechtheit die Entscheidung der Schuldfrage abhängig wäre, und auch Diejenigen, die dem Feldherrn das Schlimmste zutrauen, hegen den Zweifel, ob sich je ein Actenstück von Wallenstein's Hand finden lassen werde, das ihn des Hochverraths unwiderleglich überführen könnte. Er war viel zu vorsichtig und zu mißtrauisch, um seine innersten Gedanken dem Papiere anzuvertrauen, und ließ selbst Diejenigen, die sich seines Vertrauens rühmten, so wenig in seine Geheimnisse blicken, daß sie sich nicht selten gerade dann getäuscht sahen, wenn sie seine Absichten aufs Klarste erkannt zu haben glaubten. So hat denn der Forscher sein Urtheil zu schöpfen aus den Acten vorsichtig und hinterhaltig geführter, bald abgebrochener, bald wieder angeknüpfter Verhandlungen, die so und anders gedeutet werden können. Daher die auffällige Erscheinung, daß jede neue Actenpublication, welche das geheimnißvolle diplomatische Getriebe aufzuhellen verspricht, bei gewissenhafter und unbefangener Prüfung neue Schwierigkeiten schafft und neue Räthsel aufgibt.

Vor einigen Jahren schien es allerdings, als ob die Enthüllungen, die Hildebrand aus dem schwedischen Reichsarchiv veröffentlichte, zusammen mit einer von Gädeke (1885) veranstalteten Sammlung von Actenstücken sächsischen Ursprungs, nicht allein über den hochverrätherischen Charakter der schon zu Lebzeiten Gustav Adolf's mit Schweden und Sachsen geführten Verhandlungen des Friedländers keinen Zweifel bestehen ließen, sondern auch den von den Vertheidigern Wallenstein's als lügenhaft bezeichneten ausführlichen Bericht des gefährlichsten seiner Ankläger Sezyma Raschin (Rašin) in allen wesentlichen Punkten als glaubwürdig erwiesen. Ja, der fleißige und verdienstvolle Geschichtsschreiber des dreißigjährigen Krieges, der schon wiederholt auch in der Wallenstein-Frage das Wort ergriffen hatte, A. Gindely, glaubte in seinem aus den Acten der wichligsten europäischen Archive geschöpften Werke „Wallenstein während des

ersten Generalats" (1886) den Nachweis erbringen zu können, daß der große Feldherr schon damals nur seinem Ehrgeiz und seiner Machtbegier gedient und Ferdinand's II. Gunst maßlos im eigenen Interesse ausgebeutet, ja damals schon zu dem Argwohn, daß er selbst nach der Kaiserkrone trachte, Veranlassung genug gegeben habe. So weitgehende Folgerungen vermochten indeß Andere aus dem von Gindely beigebrachten Anklagematerial nicht zu ziehen; vielmehr stellte ein so gründlicher und leidenschaftsloser Kenner der Geschichte des dreißigjährigen Krieges, wie Opel in Halle es ist, Wallenstein das Zeugniß aus, daß er während des ersten Generalats in vielen Dingen kaiserlicher als der Kaiser, österreichischer als der König von Ungarn gewesen und in jenen Jahren nichts ohne die Zustimmung des Kaisers unternommen habe.

Um so bestrittener bleibt, was Wallenstein nach seiner Absetzung und während des zweiten Generalats geplant und gethan, wie weit er sich, noch ehe er wieder in den Dienst des Kaisers zu treten bewogen wurde, auf Verhandlungen mit Gustav Adolf einließ, insbesondere aber vom Jahre 1633 an bald mit Sachsen, bald auch mit Schweden und Frankreich gegen Denjenigen conspirirte, der eine unerhörte Machtfülle ihm anvertraut hatte. Aller Streit darüber, ob Wallenstein sich des Verraths schuldig gemacht, würde freilich bald zu Ende sein, wenn der „gründliche und wahrhafte Bericht" des schon erwähnten Sezyma Rašin, der den Herzog von Friedland am schwersten belastet, sich so glaubwürdig erwiese, wie nach den Forschungen Hildebrand's und Gädeke's vielfach angenommen wurde. Nun hat aber Max Lenz in einer größeren, durch Scharfsinn und Gelehrsamkeit ausgezeichneten Abhandlung: „Zur Kritik Sezyma Rašin's" („Historische Zeitschrift" Bd. 59) den überzeugenden Nachweis geliefert, daß jener Ankläger Wallenstein's, den Förster schon vor einem halben Jahrhundert entlarvt zu haben meinte, Ranke aber in den thatsächlichen Angaben für glaubwürdig hielt, Gädeke endlich für durchaus zuverlässig erklärte, in Wahrheit ein verschmitzter Lügner war und in der geschicktesten Weise die Thatsachen bald entstellte, bald ihnen einen falschen Sinn unterschob. Seinen Bericht, wodurch er die Gnade des Kaisers und den Besitz seiner Güter wieder zu erlangen suchte, findet unser Kritiker „in allen seinen Theilen von Tendenz und Unaufrichtigkeit förmlich durchtränkt". Aber Lenz hat sich nicht allein das Verdienst erworben, einen so bedenklichen Zeugen im Proceß Wallenstein endgültig zurückgewiesen zu haben, sondern er hat auch, indem er die gefälschte Ueberlieferung an der Hand der urkundlichen Zeugnisse unter vollständiger Beherrschung der umfassenden Wallenstein-Literatur mit großer Umsicht und Besonnenheit prüfte, die Forschung an manchen Stellen weiter geführt. Er hat endlich, und das ist noch höher anzuschlagen, sich über den Standpunkt des Kritikers hinaus auf den des echten Historikers erhoben, der die festgestellten Thatsachen zu combiniren und zu deuten unternehmen darf. Wer in der viel umstrittenen Wallenstein-Frage sich eine unbefangene Auffassung bewahrt hat, wird der von Max Lenz versuchten „Herstellung des Ereignisses" und „Deutung des Räthsels" seine Anerkennung nicht versagen. Enttäuscht können sich nur Diejenigen fühlen, die der Meinung waren, daß mit der Beseitigung von Rašin's Bericht den Anklägern Wallenstein's die Hauptwaffe entrissen worden sei. Auch Lenz sieht in dem großen Kriegsfürsten einen Verschwörer, der lange

vor der letzten Krisis und Katastrophe mit den Feinden des Kaisers conspirirte, in dessen entscheidende Entschließungen wir aber erst einzudringen vermögen werden, wenn auf dem Wege exacter und systematischer Forschung „nach allen Seiten, um und um, der Boden ausgemessen sein wird, auf dem sich seine tragische Gestalt erhebt".

Als Lenz so zu einer fortgesetzten systematischen Quellenforschung aufforderte, war der Archivar Dr. Irmer in Hannover schon beschäftigt, mit nachhaltigem Fleiße und glücklicher Findergabe in deutschen und außerdeutschen Archiven und Bibliotheken einen Schatz zu heben, der jetzt in drei starken Bänden als ein Theil der Publicationen aus den preußischen Staatsarchiven (1888—1891) vor uns liegt[1]). Es sind weit über ein halbes Tausend bisher großentheils unbekannter Actenstücke, die hier in sauberem Abdruck mit umfassenden Einleitungen zu den verschiedenen Bänden, sowie mit sorgfältigen literarischen Nachweisen und scharfsinnigen kritischen Bemerkungen zu den einzelnen Documenten vereinigt sind. Die weitaus wichtigsten Stücke des ersten und zweiten Bandes lieferte der auf der Bibliothek zu Hannover liegende Nachlaß des schwedischen Residenten Nikolai; die Correspondenzen und Tagebücher dieses ausgezeichneten Diplomaten hat der Herausgeber aus schwedischen Archiven zu ergänzen vermocht. Manches Neue boten auch die Staatsarchive zu Darmstadt, Marburg, Berlin, Weimar, Hannover und anderen Orten dar. Für den dritten Band erst wurden, so viel man sieht, die Wiener und die Münchener Archivalien benutzt. Von Madrid, wo Gindely ausgiebig geforscht, und von Brüssel, wo auch Ranke gearbeitet, sah Irmer ab; in Rom und London ließ er durch befreundete Fachgenossen nachforschen, freilich mit ebenso geringem Erfolg, wie er selbst Paris besuchte, während die dänischen und holländischen Archive einige Ausbeute gewährten. Irmer selbst ist weit davon entfernt, den Anspruch zu erheben, durch seine weit ausgedehnten Forschungen das archivalische Material über die Verhandlungen Schwedens und seiner Verbündeten mit Wallenstein und dem Kaiser von 1631—1634 erschöpft zu haben; er weist namentlich auf die österreichischen und böhmischen Familienarchive hin, die er beiseite lassen mußte; auch die deutschen Staatsarchive — ich erwähne hier nur Breslau, wo Krebs kürzlich für seine Monographie über Hans Ulrich von Schaffgotsch mit Erfolg „Abschriften aus Privatarchiven" benutzte — werden noch manche Nachlese lohnen: aber was man von dem aufopfernden Fleiße eines Einzelnen billigerweise erwarten kann, hat unser Forscher in reichlichem Maße geleistet und ein Werk geliefert, das in der fast unübersehbaren Wallenstein-Literatur immer eine ehrenvolle Stelle einnehmen wird.

Auf den reichen Inhalt der einzelnen Bände der Irmer'schen Publication näher einzugehen, ist an dieser Stelle kaum möglich; einige Andeutungen mögen genügen. Die Actenstücke des ersten Bandes betreffen nur zum Theil die Verhandlungen Gustav Adolf's mit Wallenstein; weitaus die meisten beziehen sich auf die kursächsische Politik gegenüber Schweden, Wallenstein und dem Wiener Hof, sowie auf das Verhältniß Gustav Adolf's zu den schon bald nach der

[1]) G. Irmer, Die Verhandlungen Schwedens und seiner Verbündeten mit Wallenstein und dem Kaiser von 1631—1634. Leipzig, Hirzel.

Schlacht von Breitenfeld von verschiedenen Seiten unternommenen Versuchen, durch Abschluß eines Universalfriedens der Gefahr vorzubeugen, daß nicht der Retter des deutschen Protestantismus sich zum Herrn des Reiches mache. Was Irmer in letzter Beziehung Neues beibringt, ist sehr schätzenswerth. Hier sei nur auf die Forderung hingewiesen, die Gustav Adolf für sich und sein Land im Falle eines allgemeinen Friedens aufgestellt hat. Wie der schwedische Reichskanzler Oxenstierna einmal über die Pläne seines verstorbenen Königs sich dahin aussprach, daß sie von Zeitumständen bedingt gewesen, daß er Anfangs nicht so weit zu kommen gemeint, sondern nur die Absicht gehabt habe, sein Reich und die Ostsee zu versichern und die bedrängten Lande zu „liberiren", hernach weiter zu gehen oder innezuhalten, je nachdem es sich schickte: so haben naturgemäß mit seinen Erfolgen auch die Forderungen, die er für die Abfindung Schwedens bei Friedensverhandlungen stellte, sich gesteigert. Nachdem er von Sachsen siegreich bis an den Rhein vorgedrungen, Franken sich unterworfen und Tilly am Lech zum zweiten Mal geschlagen, verlangte er in Verhandlungen mit Sachsen für sich nicht allein Pommern und die Suprematie über die eroberten katholischen Gebiete, sondern auch das immerwährende und absolute Directorium über die evangelischen Stände in Deutschland, oder wenigstens eine unaufhörliche Allianz derselben mit Schweden.

Weniger weit gingen die Forderungen des Königs in den Nürnberger Tagen, nachdem er seine Kräfte vergebens mit denen Wallenstein's gemessen. Ein hochinteressantes Actenstück, das Klagen Gustav Adolf's über das zweifelhafte Verhalten der protestantischen Fürsten enthält, die noch immer nicht in dem Kaiser ihren Feind sehen wollten, berichtet zugleich über die von dem König zuletzt aufgestellten Friedensbedingungen. Danach wollte sich Gustav Adolf mit der Erwerbung Pommerns in dem Sinne, wie Dänemark Holstein besaß, begnügen. Die Suprematie des Königs über die evangelischen Stände ist weggefallen, nur an der Sicherstellung des evangelischen Bekenntnisses und der Aufhebung des Restitutionsedicts hält Gustav Adolf unentwegt fest. Mit Recht bemerkt Irmer, daß, wenn der König aus dem Kampfe mit seinem letzten ebenbürtigen Gegner bei Lützen siegreich hervorgegangen wäre, ihm auch eine leitende Stellung über die Evangelischen von selbst zugefallen sein würde. Und, dürfen wir hinzusetzen, nicht über die Evangelischen allein. Von seinen katholischen Gegnern hatte Gustav Adolf die Ueberzeugung gewonnen, daß er, um mit ihnen zu einem gedeihlichen Frieden zu kommen, so lange gegen sie zu fechten habe, bis er sie, nach Oxenstierna's Ausdruck, „zur Erde gelegt, mit seinen Knieen auf ihrem Hals säße und den Degen an ihrer Gurgel stehen hätte; so würde er alsdann sagen: so und so mache ich Frieden". Dann hätte der König sich vielleicht auch mit dem politischen Programm des Entschlossensten unter den ihm verbündeten deutschen Fürsten, des Landgrafen Wilhelm von Hessen, befreundet, der schon einen vollkommenen Restaurationsplan entworfen hatte, die geistlichen Kurfürsten durch weltliche ersetzt und die Reichsgewalt von dem päpstlichen Einflusse ganz emancipirt wissen wollte.

Ueber die vielbesprochenen Beziehungen des Schwedenkönigs zu Wallenstein vermag Irmer's Actensammlung neue Aufschlüsse von Belang nicht zu bieten.

Der Herausgeber bestätigt nur, mit Berufung auf eine protocollarische Notiz aus dem schwedischen Reichsarchiv, daß Gustav Adolf schon am 9. November 1630 von Stralsund aus an den Herzog von Friedland, nachdem dieser auf Andringen der Kurfürsten des Obercommandos entsetzt worden war, ein Schreiben gerichtet hat. Den Brief selbst besitzen wir nicht, dagegen weiß man durch Khevenhiller, den Geschichtsschreiber Ferdinand's II., daß Gustav Adolf durch den Grafen von Thurn dem vom Kaiser mit Undank belohnten Feldherrn ein Condolenzschreiben zugesandt und sich erboten habe, ihm Liebes und Gutes zu erweisen, daß aber Wallenstein „jene Condolenz mit Dank von sich geschoben".

Wie der erste Annäherungsversuch von dem Könige ausgegangen ist, so verhält es sich ohne Zweifel auch mit den in das Jahr 1631 fallenden Verhandlungen Gustav Adolf's mit Wallenstein, von denen wir etwas mehr wissen. Daß Rašin darüber die Unwahrheit berichtet, hat Lenz zur Gewißheit erhoben, und auch Irmer ist vorsichtig genug, von einem Zeugen, der mit seiner Aussage sich die Gnade des Kaisers und den Besitz seiner Güter erkaufte, absehen zu wollen; aber doch hat er sich in der Auffassung der Verhandlungen des Königs mit dem Friedländer von den Entstellungen des verschlagenen Böhmen nicht ganz freizuhalten vermocht. Nach dem allerdings sehr dürftigen Urkundenmaterial, das uns darüber vorliegt, darf man nämlich nicht sagen, daß Wallenstein bereit gewesen wäre, das ihm von Gustav Adolf angetragene Commando über ein schwedisches Corps anzunehmen gegen das Versprechen, ihn zum König von Böhmen zu machen. Wallenstein war allerdings nicht abgeneigt, sich mit dem Könige zum Kampf gegen Habsburg zu verbinden, aber nur unter der Bedingung, daß er zu dem ihm anvertrauten schwedischen Corps Truppen unter eigener Fahne sammle, um in selbständiger Stellung, nicht als gewöhnlicher General in schwedischen Diensten, den Krieg gegen den Kaiser in den österreichischen Erblanden zur Entscheidung zu bringen; dies geschehen, werde er sich mit dem Könige über seinen Lohn leicht verständigen. Sich näher über den Preis, den er für seine Erhebung gegen den Kaiser forderte, insbesondere über das böhmische Vicekönigthum zu äußern, vermied er. Gustav Adolf aber hatte alle Ursache, gegen einen Helfer, welcher, statt sich unterzuordnen, seine eigenen Wege gehen wollte, Mißtrauen und Verdacht zu schöpfen. In diesem Sinne hat er sich scharf genug gegen den Grafen Thurn ausgesprochen. Letzterem war es zu verdanken, daß die Verhandlungen nicht sogleich in brüsker Weise abgebrochen wurden, sondern sich so lange hinzogen, bis Wallenstein sich entschloß, statt im Anschluß an die Protestanten den Kaiser niederzuwerfen, an der Spitze eines neu zu schaffenden Heeres sein Retter zu werden.

Aber wenn auch Wallenstein weit entfernt davon war, sich Gustav Adolf unter Bedingungen anzuschließen, wie sie diesem genehm waren, so ist damit für die Lobredner des Herzogs doch wenig gewonnen. Denn für seine Gesinnungen gegen den Kaiser trägt es wenig aus, ob er als Werkzeug oder als Verbündeter des schwedischen Königs Ferdinand II. mit den Waffen zu überziehen gedachte, und er selbst hat seine Verhandlungen mit Gustav Adolf Arnim gegenüber als „Kabalen" bezeichnet, deren Enthüllung er zu verhüten suchte. Wenn er noch in den Tagen, wo er schon mit Wien handelseinig war, dem schwedischen Könige

in tiefstem Vertrauen versichern ließ, er trete nur wieder in des Kaisers Dienst, um desto besser Rache für seine Absetzung nehmen und seine guten Absichten gegen Schweden ausführen zu können, so war dies freilich nur eine plumpe Kriegslist, die Gustav Adolf unmöglich täuschen konnte. Wie ernstlich es dem Friedländer um die Entscheidung zu thun war, ob er oder der König von Schweden die erste Rolle in Deutschland spielen sollte, hat er zur Genüge vor Nürnberg und auf dem Schlachtfelde von Lützen bewiesen.

Von großem Interesse ist, was wir durch Irmer über die Beziehungen Sachsens und des auf die Politik des Kurfürsten Johann Georg einflußreichen Generallieutenants von Arnim zu Wallenstein von der Zeit des Einfalls der sächsischen Armee in Böhmen (Herbst 1631) an Neues erfahren. Freilich wird das Dunkel, das über den geheimen Verhandlungen schwebt, die Arnim mit dem Herzog kurz vor und nach dem Wiedereintritt desselben in den Dienst des Kaisers führte, ebenso wenig gelichtet, als wir über die im Jahre 1632 fortgesetzten Separatverhandlungen zwischen Kursachsen und dem Kaiser aufgeklärt werden; man erkennt nur so viel, daß Wallenstein von seinem Wiedereintritt in die Action an das Streben verfolgte, Kursachsen von seinen schwedischen Verbündeten abzuziehen und gegen diesen zu gebrauchen, und daß nicht allein Arnim, sondern auch sein kurfürstlicher Herr, im Widerspruch mit manchem der in schwedischem Solde stehenden Dresdner Räthe, von Anfang an nur zu sehr geneigt war, einen Frieden mit dem Kaiser der Abhängigkeit von Schweden vorzuziehen.

Erhöhte Bedeutung gewinnen die Bemühungen Wallenstein's um Sachsen in dem zweiten Bande, dessen Aktenstücke die Ereignisse vom Tode Gustav Adolf's bis zum Herbst des Jahres 1633 beleuchten. Dem Wiener Hof gegenüber stellte sich zwar der Herzog von Friedland als Sieger in der Schlacht bei Lützen dar, aber sein Rückzug nach Böhmen war nicht geeignet, die Niederlage, die er durch die Schweden erlitten, zu verdecken. Um seine Armee wieder schlagfertig zu machen, legte er den kaiserlichen Erblanden starke Contributionen auf, denen sich selbst die Höchstgestellten nicht entziehen konnten. So wurden gleichzeitig mit seiner militärischen Autorität auch die Sympathien, die er in Wien genoß, bedenklich vermindert. Um seine Stellung zu befestigen, hätte er in Schlesien, wohin er im Frühjahr 1633 an der Spitze seines stattlichen Heeres aufbrach, entscheidende Erfolge erringen müssen. Aber statt von ernsten Kämpfen zwischen den kaiserlichen und den schwedisch-deutschen Truppen zu hören, vernahm man von Waffenstillstand und Friedensverhandlungen. Wallenstein ließ sich auf diese wiederholt unter Bedingungen ein, die er vor dem Kaiser geheim zu halten oder in falschem Lichte darzustellen allen Grund hatte. Denn während Ferdinand II. und seine Umgebung höchstens den Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, um sie von Schweden zu trennen, Concessionen bewilligen, im Uebrigen aber auf die katholischen Restaurationspläne keineswegs verzichten wollten — gerade nach Lützen suchte der Wiener Hof die Gegenreformation in den Erblanden mit größter Strenge durchzuführen —, ließ sich Wallenstein vernehmen, daß er, wenn Sachsen und, unter dessen Einfluß, die anderen evangelischen Stände ihm die Hand bieten würden, er den Kaiser auch gegen seinen Willen zum Frieden zwingen wollte. Aber an Stelle des unfähigen sächsischen Kurfürsten bemächtigte

sich der schwedische Kanzler Oxenstierna des Directoriums der evangelischen Stände, und widerwillig mußte auch Sachsen dem schwedischen Einflusse folgen. Da sich Schweden zugleich mit Frankreich aufs Engste zu gemeinsamem Auftreten gegen das Haus Oesterreich verband, so hätte Wallenstein, wenn die Feinde einig blieben, die Streitkräfte halb Europas überwinden müssen, um den Krieg im Sinne der Hofburg zu Ende zu führen und sich selbst den Lohn zu sichern, den ihm — wir werden darauf zurückkommen — der Kaiser versprochen hatte.

Nichts lag daher näher, als daß Wallenstein immer von Neuem versuchte, Mißtrauen unter den Verbündeten zu erwecken und sie dadurch von einander zu trennen. Aber die geheimen Verhandlungen, die er bald mit Sachsen, bald mit den Führern des schwedisch-deutschen Heeres in Schlesien anknüpfte oder durch seine Vertrauten anknüpfen ließ, gingen in ihrer Tendenz weit über das hinaus, was man als Kriegslist erklären und mit der Loyalität gegen den Kaiser vereinigen konnte. Wie oft hat er versichert, daß er, sobald die ihm gegenüberstehenden Truppen mit den seinigen sich vereinigt haben würden, einen für die Protestanten annehmbaren Frieden auch gegen den Willen des Kaisers, über den und dessen Umgebung er sich auf das Geringschätzigste zu äußern liebte, durchsetzen werde. Daß die Vereinigung der Truppen nicht zu Stande kam, lag, so weit man zu erkennen vermag, weniger daran, daß der Herzog von Friedland mehr als einmal von den anscheinend dem Abschluß nahen Verhandlungen zurücktrat, weil sie von ihm nicht ernst gemeint waren, als vielmehr an dem mangelhaften Entgegenkommen der mißtrauisch gewordenen Gegner und an der wechselnden Gestaltung aller jener Factoren, mit denen die Politik Wallenstein's zu rechnen hatte. Am wenigsten wird man es ihm als Beweis seiner Treue anrechnen dürfen, wenn er sich auf den von böhmischen Emigranten eifrig und hartnäckig verfolgten Plan, ihn zum Bruch mit dem Kaiser dadurch zu verleiten, daß er sich mit Hülfe Schwedens zum Könige von Böhmen aufwerfe, nicht ernstlich einließ. Denn die daran geknüpfte Vorbedingung, die Rechts- und Besitzverhältnisse vom Jahre 1618 wieder herzustellen, konnte für den Herzog von Friedland, der gerade durch deren Umsturz groß geworden war, ebenso wenig Verlockendes haben, als die Abhängigkeit, in die er durch einen vorzeitigen Bruch mit dem Kaiser von den Schweden gerathen wäre. Das Bedenkliche der Verhandlungen mit dem Feinde wird endlich auch durch den Umstand nicht beseitigt, daß die böhmischen Vertrauten Wallenstein's in ihren Eröffnungen und Anerbietungen nachweisbar nicht selten weiter gingen, als sie durch unzweideutige Aufträge zu gehen ermächtigt waren. Denn auch da, wo Wallenstein sich vorsichtig im Hintergrunde hielt, konnten Männer wie Kinski, der von Dresden aus mit der Familie Terzka (Trčka) im Geheimen die regste Correspondenz unterhielt, sich auf Mittheilungen berufen, die auf den Herzog selbst zurückgingen. Wie lehrreich in dieser Beziehung Irmer's Aktensammlung ist, mag an einem Beispiel erläutert werden.

Zu der Zeit — im Mai des Jahres 1632 — als der böhmische Emigrant Bubna in einer denkwürdigen nächtlichen Unterredung zu Gitschin Wallenstein um den Preis der böhmischen Königskrone zum sofortigen Abfall vom Kaiser zu verleiten suchte, unterhandelte Kinski wiederholt über dieselbe Angelegenheit

mit dem schwedischen Agenten Nikolai in Dresden. Daß Kinski auch der Ungenannte ist, der nach dem Tagebuch Nikolai's vom 14. und seinem Briefe an Oxenstierna vom 17. Mai ein bedeutsames Gespräch mit dem schwedischen Diplomaten hatte, sei hier nur beiläufig bemerkt; Irmer zwar bestreitet die Thatsache, anscheinend aus guten Gründen, aber Herr Hilscher, einer meiner ehemaligen Schüler, wird an einem anderen Orte den Gegenbeweis führen und zugleich nachweisen, daß in diesem Falle Nikolai selbst an den schwedischen Staatskanzler unwahr und noch unwahrer an andere schwedische Staatsmänner berichtet hat. In Unterredungen vom 1. bis 4. Juni verspricht Kinski auf die Frage, ob Wallenstein mit seiner Armee still liegen oder vorwärts marschieren würde, baldigst die Resolution des Generals zu verschaffen, und auf die weitere Frage, ob der kaiserliche General seiner Officiere für den Abfall vom Kaiser vollkommen Herr sei, antwortet er nicht allein bejahend, sondern er bemerkt auch, daß zwar einige italienische und spanische Obersten dem Generalissimus verdächtig seien, aber keinen Widerstand wagen würden; ja, der Graf übergab sogar dem schwedischen Residenten ein namentliches Verzeichniß aller derjenigen kaiserlichen Officiere, die dem General als vollkommen zuverlässig galten. Liegt nicht darin allein schon ein Beweis dafür, daß Wallenstein, von dem doch jene Mittheilungen herrühren müssen, allen Ernstes den Abfall vom Kaiser erwogen hat?

Weiter noch, als im Mai 1633 mit den böhmischen Emigranten und den Schweden, ließ sich Wallenstein in den folgenden Wochen auf Verhandlungen mit Kursachsen und Brandenburg unter eifriger Theilnahme Arnim's ein. Hatte er kurz zuvor verlauten lassen, daß Sachsen mit Bayern in erster Linie die Kosten des in Aussicht genommenen Friedens tragen sollte, so ging er jetzt vielmehr darauf aus, zunächst beide evangelischen Kurfürsten für den Plan zu gewinnen, ihre in Schlesien stehenden Truppen mit der kaiserlichen Armee unter seiner Führung zu vereinigen. Bei dem Abschluß des Waffenstillstandes kam es zu Strehlen zwischen Wallenstein und Arnim zur Verabredung von Friedenspropositionen, wonach der Zweck der Truppenvereinigung der sein sollte, ohne „Respect eigener Person" gegen Jeden, der sich unterfangen würde, „den statum imperii noch weiter zu turbiren und die Freiheit der Religion zu hemmen, Alles im Reich wieder in den Stand zu bringen, wie es vor dem unglückseligen Kriege Anno 1618 gewesen". Waren gleich unter den Störern des Friedens im deutschen Reich in erster Linie die Franzosen und die mit ihnen eng verbündete deutsche Liga, vielleicht auch die Spanier gemeint, so richtete sich doch die Spitze der Verhandlungen auch gegen den Wiener Hof. Dieser war, und Wallenstein wußte das am besten, weit davon entfernt, als Normaljahr für die Regelung der politischen und religiösen Verhältnisse in Deutschland das Jahr 1618 anzunehmen und damit Alles das aufzugeben, was, wie Irmer treffend sagt, kirchliche und politische Reaction in den fünfzehn Jahren des Krieges bisher erreicht hatte.

Nachdem auch die letzten Verhandlungen bei der ablehnenden Haltung Kursachsens resultatlos geendet hatten, kam es im März 1633 zum Abschluß des zweiten schlesischen Waffenstillstandes. Jetzt trat Wallenstein in den Eröffnungen gegenüber Arnim noch weiter als bisher mit seinen gegen das Haus Oesterreich

gerichteten Plänen heraus. Unter Berufung auf die von seinen Gegnern in Wien genährten Bestrebungen, ihn wieder wie im Jahre 1630 vom Obercommando zu entfernen, erklärte er, falls er bei Schweden und seinen deutschen Verbündeten Unterstützung finde, mit dem Kaiser brechen, seine Armee nach Böhmen zurückführen und Oesterreich angreifen zu wollen. Dabei gab er zwar zu, daß er seines Heeres nicht vollkommen sicher sei, aber er sah darin, wenn die Vereinigung mit den schwedisch-deutschen Truppen zu Stande käme, kein Hinderniß; auch den Gang der kriegerischen Action, wie er ihn sich dachte, entwickelte er Arnim gegenüber. Daß Wallenstein den Kaiser nach Spanien zu jagen gedachte, wie der sanguinische Graf Thurn wissen wollte, läßt sich freilich nicht behaupten; aber wenn er auch Ferdinand II. für den Fall, daß er sich den ihm gestellten Forderungen unterwerfe, in seiner Stellung belassen wollte: seine Conspiration gegen den Kaiser bleibt doch bestehen. Es ist auch sehr bezeichnend, daß ferner wie näher Stehende, die noch Zweifel in die Aufrichtigkeit der Anerbietungen Wallenstein's oder in die Ausführbarkeit seiner Pläne setzten, ihn nicht etwa der Felonie gegen den Kaiser für nicht fähig hielten; man traute vielmehr seiner Ehrsucht und Machtbegier, seinem schrankenlosen Egoismus Alles zu.

Bekanntlich hat Wallenstein, nachdem schon die Vorbereitungen für die Vereinigung der evangelischen Truppen in Schlesien mit den seinigen getroffen waren, noch einmal alle Erwartungen getäuscht, indem er plötzlich von Sachsen und Brandenburgern verlangte, daß sie mit ihm ihre Waffen gegen Schweden statt gegen den Kaiser und die katholische Partei kehrten. So kam es nicht zu dem Verrath, mit dem der große Verschwörer so oft gespielt, und dem Kaiser gegenüber konnte er die mit dem Feinde geführten Verhandlungen als völlig unverfänglich hinstellen; aber die Strafe für so viel Untreue sollte nicht ausbleiben. Als zwei Monate später der Bruch zwischen dem Kaiser und seinem Generalissimus unvermeidlich wurde, war das Mißtrauen auf Seiten der Evangelischen so groß, daß sie an den Ernst seiner Hülferufe erst glaubten, als Wallenstein schon verloren war.

Das größte Interesse dürfte der dritte Band der Irmer'schen Publication erregen, der die Ereignisse vom October des Jahres 1633 bis zu der Katastrophe von Eger (24. Februar 1634) begleitet. Zwar sind es auch hier nicht überraschende Enthüllungen, die uns geboten werden, wohl aber eine Fülle von Mittheilungen, die unsere Kenntniß der Vorgänge im Einzelnen vervollständigen. So lassen die Briefe von Gallas, Piccolomini und Aldringen, die freilich dem Herausgeber nur in äußerst mangelhaften, an manchen Stellen geradezu unverständlichen Abschriften vorlagen, etwas Licht auf die geheimnißvolle Thätigkeit der Männer fallen, deren sich der Wiener Hof bediente, um den Feldherrn durch eine Gegenverschwörung in der Armee zu Falle zu bringen. Die aus dem Briefwechsel des Kurfürsten Maximilian und seines Vicekanzlers Richel abgedruckten Actenstücke, die zumeist schon Aretin in seiner Schrift über Wallenstein (1845) benutzt hatte, beleuchten die wichtige Rolle, die Bayern bei dem Sturze Wallenstein's gespielt hat. Bemerkenswerth sind auch die Untersuchungsacten, die Irmer in Auswahl zum Abdruck bringt. So die Aussagen des Wallenstein'schen

Kanzlers von Elz, des Herzogs Albrecht von Sachsen-Lauenburg, des Mohr vom Waldt, der Freiherren von Schaffgotsch und Scherffenberg, des Obersten von Schlieff und Sezyma Rašins bis hinab zu den Bedienten des alten Grafen Trčka. Was wir daraus Neues erfahren — ein großer Theil auch dieses Actenmaterials war schon von Anderen benutzt — ist allerdings nicht sehr viel und bedarf außerdem, wie der Herausgeber zeigt, scharfer Kritik. Theils wußten die Verhörten wenig oder nichts von den Dingen, die man von ihnen zu erfahren begehrte, theils hüteten sie sich, die volle Wahrheit zu sagen, weil ihr Kopf auf dem Spiele stand. So könnten denn diesen Untersuchungsacten ebenso wohl von den Vertheidigern Wallenstein's als von seinen Anklägern einzelne Argumente entnommen werden. Von besonderem Interesse erscheinen unter Anderem die Aussagen des Hauptmanns auf Dimokur Klusack gegen den Trčka, dessen Mutter und Andere sich wiederholt über Wallenstein's Pläne und ihre eigenen Hoffnungen geäußert haben.

So viel aber auch nach Allem, was wir über Wallenstein's Ausgang bis jetzt wissen, noch daran fehlt, daß wir die Krisis, die mit dem Ende des Jahres 1633 eintrat, mit allen sie bedingenden Momenten im Einzelnen klar zu erkennen vermöchten, so besteht doch über die entscheidenden Thatsachen kein Zweifel mehr.

Am 11. October 1633 hatte Wallenstein nach dem Abbruch der früher erwähnten Verhandlungen sich plötzlich bei Steinau an der Oder auf die Schweden geworfen und einen glänzenden Sieg erfochten. In wenigen Tagen waren ganz Schlesien und die angrenzenden Landstriche der Lausitz, sowie der Mark Brandenburg in seinen Händen. Die Siegeskunde verscheuchte in Wien noch einmal die Sorgen und Zweifel, die des Herzogs Unthätigkeit im Felde mehr und mehr wachgerufen hatte; aber statt nach der Vertreibung der Schweden die Sachsen und Brandenburger mit Gewalt zu einem Frieden zu zwingen, wie er in Wien und München genehm gewesen wäre, trat Wallenstein, ohne seine Uebermacht zu gebrauchen, mit den beiden Kurfürsten wieder in Verhandlungen ein, über die er dem Kaiser die Wahrheit zu berichten mit Recht vermied. Denn er erbot sich den evangelischen Kurfürsten gegenüber von Neuem, wenn sie ihre Truppen zu den seinigen stoßen ließen, mit vereinten Kräften einen Religions- und Profanfrieden in Deutschland herzustellen wie er zur Zeit der Kaiser Rudolf und Matthias bestanden, ehe „das Unwesen" der jetzigen kaiserlichen Regierung aufgekommen. Bedeutete das zunächst kriegerisches Vorgehen gegen die Schweden und Franzosen, so schloß es doch auch das Versprechen ein, dem Kaiser und seinen katholischen Verbündeten einen für die Protestanten annehmbaren Frieden aufzuerlegen. Die Kurfürsten lehnten auch dieses Mal ab, um nicht mit Schweden zu brechen. Wallenstein aber sah sich plötzlich genöthigt, den schwedischen Kriegsschauplatz zu verlassen und nach der Donau zu eilen. Der schwedische General Bernhard von Weimar bedrohte Regensburg. Allzulange hatte Wallenstein den Hülferufen des Kurfürsten von Bayern die Versicherung entgegengestellt, daß es der Herzog von Weimar nicht auf die feste Donaustadt abgesehen haben könne. Als er endlich, einem ausdrücklichen Befehle des Kaisers folgend, in raschem Zuge der böhmisch-bayerischen Grenze sich näherte, fiel Regensburg dem Feinde

in die Hände. Wallenstein aber, statt den Feind, dem er auf bayerischem Boden gegenüberstand, zu schlagen, zog sich wieder nach Böhmen zurück, und als der Kaiser ihm den gemessenen Befehl ertheilte, ohne Zögerung wieder gegen die Schweden vorzugehen und die Winterquartiere außerhalb der Erblande zu nehmen, begründete der Herzog seine Weigerung mit dem Gutachten seiner höheren Officiere. Der Kaiser, ohnmächtig gegenüber dem Generalissimus, dem er die Armee und die Kriegsführung vollständig in die Hand gegeben, mußte sich nicht allein in diesem Falle schweigend fügen, sondern auch den offenen Widerspruch Wallenstein's gegen andere Befehle, die er ausgehen ließ, hinnehmen; aber die Folge war nun auch, daß Ferdinand nicht länger sein Ohr Denen verschloß, welche die Entfernung des Friedländers von dem Obercommando oder wenigstens eine Beschränkung seiner ungemessenen Vollmachten forderten. Noch vor Ende des Jahres wurden im tiefsten Geheimniß und unter der Mitwissenschaft nur einiger weniger Personen Anstalten getroffen, um für den Fall, daß Wallenstein sich in die Aenderung der Kriegsdirection nicht fügen sollte, sich des Gehorsams der angesehensten Generale zu versichern. Es war in eben den Tagen, wo Wallenstein, von der Gefahr, die herannahte, im Allgemeinen unterrichtet, den Entschluß faßte, nicht allein die früheren Verhandlungen mit den evangelischen Kurfürsten wieder aufzunehmen, sondern auch mit Schweden und Frankreich Beziehungen anzuknüpfen, die ihm im Nothfalle den Rücken decken könnten. Daß seine Agenten trotz der feierlichsten Versicherungen überall dem größten Mißtrauen begegneten und nur langsam Boden gewinnen konnten, ist ebenso begreiflich wie das Zögern und Schwanken in dem Vorgehen des Kaisers.

Die Katastrophe zu beschleunigen, dazu diente vor Allem der vielberufene Pilsener Schluß, durch den sich Wallenstein der Treue seiner höheren Officiere auch für den Fall der Erhebung gegen den Kaiser zu versichern suchte. Daß in der ursprünglichen Proposition die Clausel, wonach die Verpflichtung der Officiere nur so lange gelten sollte, als Wallenstein sich in dem Dienste des Kaisers befände, enthalten war, dagegen in dem Reverse, der zur Unterzeichnung gelangte, fehlte, dürfen wir heute als gewiß ansehen. Auch über die Künste, die angewendet wurden, um Arglose zu umgarnen und Widerstrebende zur Unterzeichnung zu bewegen, sind wir heute genauer als früher unterrichtet. Lehrreich ist namentlich in dieser Beziehung das treffliche, kurz vor Irmer's drittem Bande erschienene, oben schon erwähnte Buch von J. Krebs über „Hans Heinrich Freiherr von Schaffgotsch" (Breslau 1890). Irmer bringt zu den bekannten Zügen noch neue bei und beleuchtet zugleich die Wirkungen, die das Pilsener Ereigniß auf die Stimmung und die Entschlüsse des Wiener Hofes andeutete. Eine gütliche Verständigung mit Wallenstein, der es bis dahin an Fürsprache nicht fehlte, war von nun an ausgeschlossen. Schon durfte in dem engen Kreise der Eingeweihten der spanische Gesandte als das sicherste Mittel, Wallenstein unschädlich zu machen, seine Ermordung bezeichnen. Wenn es sein mußte, schreckte auch der fromme Ferdinand davor nicht zurück. Nachdem er durch das anfangs geheim gehaltene Patent vom 24. Januar 1634 die Absetzung und strafrechtliche Verfolgung des Friedländers und seiner vertrautesten Officiere Illow und Trčka verfügt hatte, ließ er den in der Stille gewonnenen Generalen Gallas, Piccolomini

und Aldringen den Befehl der „Execution" überbringen; sie sollten es von den Umständen und ihrem Gutdünken abhängen lassen, ob sie „violenter oder auf anderem Wege" vorgehen wollten. Die „Execution" aber erfolgte nicht so schnell, wie der von Furcht und Hoffnung bis zur Schlaflosigkeit erregte Kaiser erwartete. Ob wirklich, wie Irmer aus dem Briefwechsel der erwähnten Generale glaubt entnehmen zu können, Gallas bis zuletzt die Hoffnung nicht ganz aufgegeben hat, Wallenstein von seinen gefährlichen Plänen in letzter Stunde wieder abzubringen? In der That will Gallas, der am 24. Januar nach Pilsen kam, die Dinge dort günstiger gefunden haben als er dachte. Daß er sich schmeichelte, den Herzog bestimmen zu können, statt sich von den Feinden durch Verhandlungen betrügen zu lassen, einen kräftigen Schlag gegen sie zu führen, ist merkwürdig genug; noch merkwürdiger, daß Piccolomini noch am 27. Januar versicherte, er sei bereit, auf den Wunsch von Gallas und Wallenstein „nach Pilsen zu fliegen", und wenn sich der Herzog nach dem Rathe des Gallas benehme, so wollten sie „ihn groß machen und den Feind schlagen und zu Tractaten zwingen". Konnten sich Gallas und Piccolomini trotz ihrer nahen Verbindung mit dem herzoglichen Hauptquartier wie mit dem Wiener Hofe so vollständig über die Situation täuschen? Oder waren solche Briefe trotz ihres vertraulichen Charakters darauf berechnet, von Wallenstein's Spähern aufgefangen, ihn um so sicherer gegen ihr Verschwörerthum zu machen? Unwahrscheinlich wäre dies nicht. Wie ich nicht anzunehmen vermag, daß der kluge Gallas noch um diese Zeit an die Möglichkeit der Abfindung des Generalissimus geglaubt habe, ebenso wenig kann ich es für ernst gemeint halten, wenn Wallenstein selbst noch wiederholt seine Bereitwilligkeit erklärte, gegen Erfüllung bestimmter Forderungen von dem Obercommando freiwillig zurückzutreten. Er hatte allen Grund, so lange als möglich dem Hofe gegenüber die Maske nicht abzuwerfen, wie ja auch Ferdinand II. aus Furcht vor der Waffenmacht seines Feldherrn es an heuchlerischen Versicherungen selbst zu der Zeit nicht fehlen ließ, als er schon den Auftrag gegeben hatte, sich seiner Person lebendig oder todt zu bemächtigen. Daß diese Weisung an Piccolomini und Aldringen ergangen ist, steht heute fest. Als diese beiden Generale nebst Gallas zu Anfang Februar den Auftrag erhalten hatten, gegen den Generalissimus und seine Helfershelfer vorzugehen, erklärten sie sich zwar zum Gehorsam bereit; ehe aber die beiden Ersteren sich nach Pilsen begaben, um mit Hülfe des dort im Stillen thätigen Gallas das Haupt der Rebellion und seine nächsten Genossen in ihre Gewalt zu bringen, eilte Aldringen heimlich nach Wien und empfing vor dem Thore der Stadt auf die Frage, wie sie gegen Wallenstein vorzugehen hätten, durch den spanischen Gesandten den kaiserlichen Bescheid, man solle sich ohne Zögern der Person Wallenstein's todt oder lebendig bemächtigen. Indeß fanden die Generale es doch zu gefährlich, den anfangs beabsichtigten Handstreich gegen das Hauptquartier zu Pilsen auszuführen; dagegen sandte Gallas, durch List aus Pilsen entkommen, am 16. Februar mit einem ausführlichen Armeebefehl das kaiserliche Patent vom 24. Januar an die einzelnen Obersten. Am 18. Februar erließ dann der Kaiser ein zweites Patent, worin Wallenstein, Illo und Trčka des Hochverraths beschuldigt und die Armee zum Gehorsam an Gallas und andere Generale gewiesen wurde. Die Folge war,

daß fast das ganze kaiserliche Heer, das Feind und Freund so fest an den Friedländer gekettet hielt, innerhalb zweier Tage von ihm abfiel, aber nicht allein „weil die kaiserliche Autorität noch so hoch und unantastbar stand", sondern vielleicht mehr noch, weil fast alle Obersten und Generale nach Gindely's Ausdruck durch das Versprechen großartigen Lohnes gewonnen waren. Nicht umsonst hatte der Kaiser zu dem Zwecke, gleichzeitig mit den Maßregeln gegen Wallenstein, die Confiscation des gesammten ungeheuren Vermögens des Generalissimus und der Feldmarschälle Illow und Trčka angeordnet.

Hatte Wallenstein noch am 19. Februar gemeint, die zu einer zweiten Zusammenkunft nach Pilsen entbotenen Generale und Obersten unauflöslicher, als es bereits durch den Revers am 2. Januar geschehen, an sich zu binden, um dann am 21. Februar sich nach Prag zu begeben und vor dem Thore der böhmischen Hauptstadt auf dem Weißen Berge sein Heer zu sammeln, so mußte er drei Tage später mit dem Rest seiner Getreuen von Pilsen nach Eger fliehen, um in der Nähe des Herzogs Bernhard von Weimar Schutz zu finden. Aber zu lange hatte der ehrliche schwedische General sich gesträubt, an Wallenstein's Auflehnung gegen den Kaiser zu glauben, selbst als der Herzog Albrecht von Lauenburg ihm am 24. Februar eine Depesche Illow's zeigte, worin der Verlust von Prag, der Abfall der Generale, die Aechtung Wallenstein's und der Zug nach Eger gemeldet wurden, fürchtete er Betrug: „Der Herr glaubte nicht an Gott, daher ihm nicht zu trauen"; er blieb trotz aller Vorstellungen und Bitten dabei, „er werde keinen Hund satteln oder vertrauen". Erst auf ein weiteres Schreiben Illow's hin entschloß sich der Herzog von Weimar, noch immer mißtrauisch, langsam gegen die böhmische Grenze vorzurücken. Es geschah, als sich die Katastrophe von Eger schon vollzogen hatte.

Noch schwerer strafte sich die Unzuverlässigkeit und Verlogenheit, die Wallenstein so oft den evangelischen Kurfürsten gegenüber bewiesen hatte. Arnim, mit dem er schon zu einer Zeit, als er sich noch nicht unmittelbar bedroht fühlte, die gegen den Kaiser gerichteten Verhandlungen abzuschließen hoffte, ließ trotz alles Drängens Woche um Woche auf sich warten, und als endlich der sächsische Staatsmann mit einer den Wallenstein'schen Intentionen allenfalls genügenden Vollmacht sich auf den Weg nach Böhmen machte, war der Feldherr nicht mehr unter den Lebenden.

So wenig man nach Allem, was die Forschung bis heute zu Tage gefördert, sagen kann, daß Wallenstein schuldlos geendet, oder daß er deshalb unsere Sympathien verdiene, weil er, der doch nur selbstsüchtige Zwecke verfolgte, die römisch-spanische Partei zu einem billigen, für Protestanten und Katholiken annehmbaren Frieden zwingen wollte: noch weniger wird man dem Kaiser, seinen Rathgebern und Werkzeugen die Ermordung des Mannes verzeihen können, der das Haus Oesterreich und das katholische Deutschland in der gefahrvollsten Krisis gerettet hatte. Aber das Böse und Unerhörte, das hüben und drüben von Männern geschehen, die keine moralischen Ungeheuer waren, wird uns erklärlicher und menschlich begreiflicher, wenn wir zum Schluß die tiefergehenden Ursachen und den innersten Kern des Conflicts, der eine so gewaltsame und grauenvolle

Lösung fand, ins Auge fassen. Da werden wir auf die Bedingungen geführt, unter denen Wallenstein das zweite Generalat übernommen hatte.

Man weiß, daß die Machtfülle, welche Ferdinand II., durch Gustav Adolf's Siege aufs Höchste geängstigt, in die Hände des Mannes legte, von dem allein er sich Rettung versprach, ebenso unerhört war als die Belohnung, die er Wallenstein zusicherte. Aber die näheren Bestimmungen, die in der einen oder anderen Hinsicht getroffen wurden, sind uns urkundlich nicht überliefert. Was man lange für eine vertragsmäßige Formulirung gehalten, hat die Kritik verwerfen müssen. Nun ist vor Kurzem Gindely mit Hülfe spanischer Depeschen der wichtigen Frage nach „Waldstein's Vertrag mit dem Kaiser bei der Uebernahme des zweiten Generalats" in einer Abhandlung der königlich böhmischen Gesellschaft (1889) näher getreten. Die Arbeit verdient größere Beachtung, als sie bisher gefunden zu haben scheint[1]). Zwar war auch Gindely nicht im Stande, den Vertrag, nach dem er forschte, aufzufinden; er macht es sogar wahrscheinlich, daß ein förmlicher Vertrag gar nicht abgeschlossen worden ist: aber was die best unterrichteten fremden Diplomaten, denen kaum ein Geheimniß des Wiener Cabinets verborgen blieb, über das Abkommen Ferdinand's mit seinem Generalissimus nach und nach in Erfahrung brachten, ist im Ganzen nicht unglaubhaft. Für die Richtigkeit der einen oder anderen Angabe können wir auch aus Irmer's Werk Beweise entnehmen; so dafür, daß Wallenstein das ausschließliche und unbedingte Obercommando nicht allein über alle kaiserlichen Truppen, sondern auch über die der Verbündeten auf dem Boden des Reiches in Anspruch nehmen konnte, und zwar in so uneingeschränkter Weise, daß er, um das Heer zu erhalten, Kriegssteuern — Gindely meint die Steuern überhaupt — auch in den kaiserlichen Erblanden ausschreiben und erheben konnte. Es erscheint nicht als Uebertreibung, wenn der spanische Gesandte Oñate einmal schreibt: „Der Kaiser befindet sich in vollständiger Abhängigkeit von dem Herzog; er hat ihm seine Provinzen, seine Waffen, seine Autorität und sein Einkommen abgetreten; er hat sich keinerlei Machtbefugniß vorbehalten."

Auch die Versprechungen, die Ferdinand in den Tagen, wo die Minister ihm schon zur Flucht nach Graz oder gar nach Italien gerathen haben sollen, seinem Retter machte, gingen nach Gindely noch weiter, als man bisher annahm. Er suchte es wahrscheinlich zu machen, daß dem General neben anderen längst bekannten Zusagen, namentlich neben einem Ersatz für Mecklenburg als außerordentliche Belohnung das Kurfürstenthum Sachsen oder Brandenburg verheißen wurde. Oñate zwar berichtet nichts Genaueres über die „zweifellos großartigen" Versprechungen, die Wallenstein gemacht worden, sondern bemerkt nur, daß ihm die Güter aller Rebellen im Reiche und in den Erblanden überlassen seien. Aber schon der römische Nuntius hat im April 1632 erfahren, daß Wallenstein Aussicht auf den Besitz des Kurfürstenthums Brandenburg oder Sachsen eröffnet worden sei, und die spanischen Gesandten berichteten zu Anfang des Jahres 1633 übereinstimmend aus der Umgebung Wallenstein's, wie aus Wien, daß der Herzog

[1]) Es möge hier die Bemerkung gestattet sein, daß der vorliegende Aufsatz im October v. J. geschrieben und zu Anfang November der Redaction übergeben worden ist.

von Friedland, nachdem ihm der Kaiser bei der Uebernahme des Commandos zum Lohne das erste Kurfürstenthum, das er erobern würde, angeboten habe, die vorläufige Investitur mit Brandenburg verlange; in Wien sei man darüber in großer Sorge, denn wenn der Kaiser seinem Begehren nicht willfahre, so sei für einen Mann von Wallenstein's launischer Gemüthsart, der die Waffen in der Hand habe und über die Kriegshäupter verfüge, die Versuchung zu groß, sich selbst zu verschaffen, was er wolle. Andererseits, wenn ihm der Kaiser gebe, was er verlange, und zwar das Kurfürstenthum Brandenburg, so würde er der mächtigste Fürst in ganz Deutschland werden: denn der brandenburgische Besitz sei größer als der jedes anderen Kurfürsten, und da der kinderlose Herzog von Pommern den Kurfürsten von Brandenburg zu seinem Erben erklärt, so würde Wallenstein mit Brandenburg noch Pommern verbinden. Dazu käme das Herzogthum Mecklenburg, Friesland (welches der König von Spanien ihm angeboten) und die Fürstenthümer, die ihm der Kaiser in seinen Erblanden (Friedland, Sagan und Glogau) gegeben habe. Er würde auf diese Weise nicht nur über ein größeres Besitzthum in Deutschland verfügen als das Haus Oesterreich, sondern auch über ein mächtigeres wegen der vielen und guten Häfen in der Ost- und Nordsee, während der Kaiser keinen einzigen Hafen besitze. Der König von Ungarn sei deshalb sehr in Sorge, und auch der Kaiser bedauere, daß er dem Herzog die Waffen mit so absoluter Gewalt übertragen habe.

Wer die Richtigkeit dieser überraschenden Mittheilungen deshalb bezweifeln wollte, weil Wallenstein im Jahre 1633 unmöglich hoffen konnte, nicht allein das Kurfürstenthum Brandenburg zu erobern, sondern auch die Schweden aus Deutschland zu verjagen, der übersähe, daß zu der Zeit, als nach den erwähnten spanischen Depeschen der Herzog von Friedland sich mit so maßlosen Hoffnungen trug, noch nicht vorausgesetzt werden konnte, daß es dem schwedischen Staatskanzler nach Gustav Adolf's Tode so vollständig gelingen würde, die evangelischen Stände Deutschlands unter seiner Leitung zu vereinigen. Wie geringschätzig hat sich Wallenstein noch zu Gitschin über die schwedische Regierung, wie verächtlich über die beiden evangelischen Kurfürsten ausgesprochen. Erst auf schlesischem Boden überzeugte er sich, daß leichte Siege über die vereinten schwedisch-deutschen Truppen nicht zu erringen waren; daß, wie Gindely sagt, das höchste Ziel, das Wallenstein zu erreichen hoffen konnte, die Zurückweisung der Feinde von den kaiserlichen Erblanden war, daß er aber nicht mehr hoffen konnte, in Mecklenburg festen Fuß zu fassen, und noch weniger ein Kurfürstenthum dazu zu gewinnen. „So hätte er sich nach Abschluß des Krieges mit dem Besitz von Friedland, Sagan und Glogau und allenfalls mit einer Geldentschädigung oder mit der Zuweisung einiger Güter begnügen müssen.“ Da er thatsächlich eine unabhängige Herrschaft erwerben wollte, so konnte er nur auf Kosten des Hauses Oesterreich dazu gelangen, und „so nahmen im Sommer 1633 seine Verhandlungen mit Sachsen, Schweden und Frankreich zum Verderben des Kaisers ihren Anfang“. Es ist die Auffassung des Spaniers Oñate, in der Gindely die Lösung des ganzen Räthsels sieht: da Wallenstein die Hoffnung auf einen entscheidenden Sieg aufgegeben, suchte er seine Größe auf den Ruin Oesterreichs zu begründen.

So einfach, wie Gindely mit dem spanischen Diplomaten die Verwicklung faßt, liegt sie freilich nicht. Außer dem Sturz des Hauses Oesterreich gab es für Wallenstein noch andere Wege, auf denen er das Ziel seines Ehrgeizes verfolgen konnte, und in dem Conflict, in den er mit dem Wiener Hof gerieth, handelte es sich weniger um den Lohn, den Ferdinand II. ihm versprochen, als um die ungeheuere Macht, die der Kaiser in seine Hand gelegt hatte. Wollte Ferdinand nicht aufhören, Kaiser zu sein, so mußte er die vollständige Abhängigkeit von Wallenstein auf die Dauer unerträglich finden, und unvermeidlich war, daß Mißtrauen und Furcht sich seiner bemächtigten, sobald die Kriegsführung nicht mehr den hohen Erwartungen entsprach. Ja, Ferdinand konnte glauben, nur seine kaiserliche Pflicht zu thun, wenn er in die Kriegführung einzugreifen, die Vollmachten des Verdächtigen zu beschränken oder ihn zum Rücktritt vom Commando zu bewegen, oder endlich, im Falle offenen Widerstandes, mit Gewalt zu entfernen trachtete. Und Wallenstein? Hätte er, als der unvermeidliche Conflict zum Ausbruch kam, seine Leidenschaften bändigen und unter Verzicht auf alle hochfliegenden Pläne, unter Verzicht selbst auf gerechte Ansprüche der Macht entsagen sollen, die er in Händen hielt? Er würde, wenn er so gehandelt, aufgehört haben, der Wallenstein zu sein.

Die Schicksale der ersten deutschen Flotte.

Das große Geschichtswerk Sybel's übergeht in der Darstellung der deutsch-dänischen Zerwürfnisse, denen ein so bedeutender Einfluß auf die Entstehung des neuen Deutschen Reiches zuzumessen ist, mit Stillschweigen die Gründung und die Schicksale der Flotte von 1848. Es ist freilich richtig, daß diese Schöpfung auf den Gang des ersten Krieges um die Rechte Schleswig-Holsteins wenig eingewirkt hat. Die einzigen Kriegsschiffe, welche Dänemark verlor, sind ihm durch Landbatterien geraubt worden. Aber das Schicksal jenes ersten deutschen Geschwaders hat doch so sehr dazu beigetragen, in allen Herzen die Ueberzeugung von der Unhaltbarkeit der damaligen deutschen Verhältnisse zu nähren, daß man gern einige authentische Offenbarungen darüber in dem erwähnten Werke gesehen hätte. Liegen doch noch heute die inneren Vorgänge, welche zur öffentlichen Versteigerung der mit so großer Begeisterung geschaffenen Flotte geführt haben, ganz im Dunkeln. Diese Lücke füllt nunmehr ein soeben erschienenes, auf den Acten aufgebautes Werk von Dr. A. Zimmermann, aus[1]). Der Mangel einer Seemacht hat auf die Entwicklung der deutschen Handelspolitik seit Jahrhunderten den ungünstigsten Einfluß geübt. In den Revolutionskriegen verlor Preußen den größten Theil seiner Kauffahrer und seinen gesammten blühenden Exporthandel. In den ersten Jahrzehnten nach der Wiedergeburt des Staates war an überseeische Unternehmungen gar nicht mehr zu denken. Erst nach der Bildung des Zollvereins regte sich der Unternehmungsgeist, und deutsche Waaren begannen wieder auf fernen Märkten Abnehmer zu suchen. Aber da machte sich überall das Fehlen deutscher Kriegsschiffe unangenehm bemerkbar. Schweigend mußten die deutschen Kaufleute jede Unbill im Auslande hinnehmen. Brasilien wollte nicht einmal einen Handelsvertrag mit Preußen schließen, da letzteres nach der Ansicht der Minister überhaupt keine überseeische Schiffahrt besäße! Lange Jahre hindurch bildeten die kleinen Raubstaaten Nordafrikas den Schrecken der deutschen Handelswelt. Bis in die Mündungen der deutschen Ströme wagten sich die algerischen und marokkanischen Piratenschiffe, und die preußische Regierung mußte wiederholt gegen sie die Hülfe Englands, Schwedens und selbst Dänemarks anrufen. Schließlich bekam man in Berlin überhaupt vor Anknüpfung überseeischer Beziehungen mit nicht ganz geordneten Staatswesen Angst, da man keine Möglichkeit sah, Rechtsbrüchen derselben gebührend entgegenzutreten. Am unerträglichster machte sich diese Hülflosigkeit Dänemark gegenüber fühlbar. Man war nicht im Stande, den kleinen Staat zur Beobachtung der vertragsmäßigen Normen für die Erhebung der Sundzölle zu nöthigen, sondern mußte Jahrzehnte hindurch die willkürliche Brandschatzung des gesammten Ostseehandels ruhig hinnehmen. Es gab dreizehn verschiedene Flaggen deutscher Staaten, aber nicht eine anerkannte deutsche Flagge!

---

[1]) Geschichte der preußisch-deutschen Handelspolitik. Actenmäßig dargestellt von Alfred Zimmermann. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung.

Der erste Versuch, sich zur See wehrbar zu machen, geschah von Seiten Preußens Mitte der vierziger Jahre. Eine kleine Corvette wurde gebaut, die Herstellung weiterer Schiffe geplant. Aber statt Beifall und Unterstützung fand dieses Vorgehen nur Hohn und Mißgunst in Deutschland. An der Nordseeküste wurde nicht das Geringste unternommen, um sich gegen etwaige feindliche Angriffe zu sichern. Die Hansestädte schienen ihre alten glorreichen Traditionen ganz vergessen zu haben. — Unter solchen Umständen wurde Deutschland im Frühjahr 1848 in den Krieg mit Dänemark verwickelt. Preußen übernahm im Auftrage des deutschen Bundes die gewaltsame Befreiung der Herzogthümer. Die nächste Folge seiner Operationen war, daß die Dänen alle preußischen Handelsschiffe, deren sie habhaft werden konnten, wegnahmen und sämmtliche deutschen Häfen mit ihrer Flotte blockirten. Die deutschen Kauffahrteischiffe flüchteten so schleunig wie möglich nach neutralen Küsten. Die aus dem Westen ohne Ahnung von den Ereignissen heransegelnden Schiffe ließ Preußen durch einen im Canal stationirten, gemietheten englischen Dampfer warnen. — Durch ganz Deutschland schallte das Nothgeschrei. Mit Schrecken erkannten plötzlich die Küstenstädte ihre Wehrlosigkeit. Ueberall brach sich der Gedanke Bahn, daß Deutschland sofort einige Schiffe erwerben und den Dänen entgegenstellen müsse. König Friedrich Wilhelm IV. erklärte sich bereit, die nöthigen Geldmittel vorzuschießen, und der Frankfurter Bundestag nebst dem Fünfziger-Ausschusse thaten Schritte, um in England geeignete Fahrzeuge anzukaufen. Gleichzeitig entstanden in allen größeren Städten Comités zur Sammlung freiwilliger Spenden für eine deutsche Flotte. Die Zeitungen waren voll von Betrachtungen über die „deutsche Seeunmacht", „unsere Meeresuntüchtigkeit", „unsere Küstenschwäche". Man versprach sich Hülfe von den Vereinigten Staaten, von Holland, von England. Auf Oesterreichs Stärke zur See und Geneigtheit zur Hülfe baute man große Hoffnungen. Nur zu rasch erwiesen sich aber alle diese Erwartungen vergeblich. Kein Mensch im Auslande dachte daran, den Deutschen zu helfen, und Oesterreich zeigte sich nicht einmal im Stande, seine Küsten gegen die Italiener zu vertheidigen. Mehr und mehr drängte sich die Erkenntniß auf, daß man sich selbst helfen müsse.

Die ersten praktischen Schritte geschahen in Hamburg. Einige große Rheder stellten dort drei Segelschiffe zur Verfügung und zeichneten über hunderttausend Thaler zur Ausrüstung. Auf ihre Veranlassung fand außerdem im Mai eine Marinecongreß statt, bei dem die Pläne für eine deutsche Flotte beschlossen wurden. — Um dieselbe Zeit begann Preußen den Bau einer Anzahl Kanonenboote und stellte ebenfalls sachverständige Erörterungen über den Bau einer Flotte an. Entscheidend aber war, daß die Frankfurter Nationalversammlung auf Antrag des Generals von Radowitz am 14. Juni die Summe von sechs Millionen Thalern zur Begründung einer Kriegsflotte bewilligte. Jedoch verflossen Monate, bis Anfang October der Beschluß des Parlaments vom Reichsverweser bestätigt und zugleich eine eigene Marinebehörde unter der Leitung des Handelsministers Duckwitz niedergesetzt wurde. Die Ausarbeitung der Flottenpläne legte man in die Haud einer technischen Commission, an deren Spitze Prinz Adalbert von Preußen trat. Die Schöpfung der Flotte von 1848 ist wesentlich das Werk dieser Körperschaft. Auf ihr Gutachten hin wurden zwei Handelsdampfer in England und einer in Amerika angekauft, und der Bau dreier weiterer Schiffe in England bestellt. Auch die Auswahl des Officiercorps im Auslande und alle weiteren Einrichtungen sind von der Commission geleitet worden. Zum Chef des Geschwaders wurde der griechische Seeofficier Brommy, ein geborner Sachse, gemacht. — Als das Frühjahr 1849 herankam, waren fünf Dampfer und zwei Segelschiffe außer einer kleinen Seemacht, welche die holsteinische Statthalterschaft ins Leben gerufen hatte, zum Kriege gegen Dänemark vorhanden. Die Fahrzeuge ließen zwar viel zu wünschen übrig, aber zu einem Handstreich reichten sie immerhin aus.

Leider hatten aber unterdessen die politischen Verhältnisse Deutschlands eine sehr ungünstige Wendung genommen. Die auf das Parlament gesetzten Erwartungen hatten sich nicht erfüllt, das Reichs-Ministerium stürzte, und mehr und mehr machte sich österreichischer Einfluß in Frankfurt geltend. Die Marineverwaltung gerieth in Geld-

verlegenheit. Oesterreich, Bayern, Sachsen und einige Kleinstaaten hatten ihre Beiträge nie eingezahlt, die privaten Spenden waren sehr dürftig geflossen, und bei der politischen Lage war keine Aussicht auf weitere Zahlungen vorhanden. Alle Freunde der Marine setzten ihre Hoffnungen einzig auf Preußen, welches im Mai die Union der außerösterreichischen Staaten gebildet hatte und wegen seiner bedeutenden Geldbeiträge das größte Interesse an der Flotte hatte. In der That machte die preußische Regierung wiederholte Versuche, durch Vermittelung Hannovers und Oldenburgs die Leitung der Marinesachen in die Hände der Union zu bringen. Aber die damaligen Reichsminister Jochmus und Merck hielten diese Schöpfung des Parlaments fest in der Hand und ließen keinen Zweifel daran, daß sie sie lieber zu Grunde gehen lassen, als Preußen ausliefern würden. Ebenso eifersüchtig war Hannover. Es schmeichelte sich damals mehr und mehr mit der Hoffnung, die Vormacht Deutschlands in der Nordsee zu werden und wollte dazu das Geschwader in seine eigene Hand bringen.

Die Auflösung der Reichsregierung, die Einsetzung der provisorischen Centralcommission Ende December 1849 bewirkten keine Aenderung in dieser Sachlage. Oesterreich weigerte nach wie vor Anerkennung seiner Pflicht zur Zahlung der einst vom Parlament beschlossenen Marinebeiträge, machte aber den Anspruch, über das Geschwader nach Gutdünken zu verfügen. Brommy, der wiederholt von Oldenburg und Preußen unter der Hand aufgefordert wurde, offen auf Seite der Union zu treten, konnte sich dazu nicht entschließen, obwohl ihm klar sein mußte, daß nur so die Flotte zu retten war. Nicht einmal zur Ueberführung der Schiffe im Winter nach dem oldenburgischen Brake oder einem der geschützten preußischen Ostseehäfen war er zu bewegen, sondern setzte lieber die im Laufe des Jahres 1849 um drei neue vermehrten Dampfer in der Wesermündung allen Gefahren aus. Die Majorität in Frankfurt stand dabei ganz auf seiner Seite.

Das Jahr 1849 verlief, ohne daß eine Entscheidung erfolgte. Die österreichisch gesinnte Majorität fristete das Dasein der Flotte mit Anleihen aus dem Festungs- und anderen Fonds weiter. Nüchternen Politikern drängte sich schließlich das Gefühl immer lebhafter auf, daß der einzige Ausweg Auflösung des Geschwaders in seiner bisherigen Form sei. Es war der Vertreter Preußens in der Bundes-Centralcommission, Oberpräsident von Boetticher, welcher in einem Berichte vom 13. Januar 1851 diesen Vorschlag zum ersten Male amtlich zur Sprache brachte. So lebhaft aber war damals noch in Berlin in Folge der Ereignisse von 1848 der Wunsch nach einer Seemacht, daß der Gedanke dort doch nicht unbedingten Beifall fand. Am lebhaftesten befürwortete ihn der Handelsminister von der Heydt, aber nur unter der Voraussetzung, daß Preußen seinerseits eine Flotte besitze, die wenigstens der dänischen gewachsen sei. „Sollen die Quellen des Nationalwohlstandes in Preußen erhalten und erweitert werden," schrieb er, „so ist die Anknüpfung, Erhaltung und Vermehrung unserer Verbindung mit transatlantischen Ländern ein unerläßliches Erforderniß. Insbesondere sind es die zum Theil noch sehr ungeordneten Staaten Amerikas, welche unsere Aufmerksamkeit fordern. Andere Staaten, welche dort die Ueberzeugung begründen können, daß sie nöthigenfalls Zwangsmittel anwenden können, schließen günstige Verträge und sind in der Lage, deren Erfüllung erzwingen zu können. Preußen, welches doch seine Märkte nicht entbehren kann, kann dies nicht. Seine Agenten sind im Verhältniß zu denen Anderer ungleich weniger mächtig, ohne Ansehen . . . . Wenn französische oder britische Unterthanen vor Willkür und Bedrückung geschützt sind, sind es deutsche nicht oder doch nicht immer, und in der traurigen Nothwendigkeit, den Schutz fremder mächtiger Agenten in Anspruch zu nehmen . . . . Dies würde sich unzweifelhaft anders gestalten, wenn Preußen in der Lage wäre, Kriegsfahrzeuge in jenen Gewässern zu halten."

Man erwartete in Berlin, daß die Flottenfrage auf der Dresdener Conferenz im Frühjahre 1851 ihre Lösung finden werde. Schwarzenberg zeigte sich privatim der Auflösung des Geschwaders nicht abgeneigt. Aber mit Rücksicht auf Hannover vermied er es, seiner sonst offen ausgesprochenen Ueberzeugung, daß die Schiffe werthlos seien

und somit die Flotte überflüssig, Ausdruck zu verleihen. Ungelöst kam die Angelegenheit in die Hände des neu erstandenen Bundestages.

Zuerst schien es, als wolle Oesterreich in Frankfurt die Auflösung der Bundesflotte ernstlich in die Hand nehmen. Schwarzenberg bezeichnete die Sache in einer nach Berlin gerichteten Note als sehr dringlich, und Herr von Manteuffel war überzeugt, daß die Schwierigkeit eine rasche Erledigung finden werde. Aber diese Rechnung war ohne Rücksicht auf Hannovers inzwischen noch lebhafter gewordenen Ehrgeiz gemacht. Die dortige Regierung hatte im Mai 1851 in aller Stille Schritte zur Gründung eines eigenen Flottenvereins mit den Süddeutschen gethan und Oesterreichs Unterstützung angerufen. Sie beantragte im Juni, daß die Flotte als Bundeseigenthum und organische Bundeseinrichtung anerkannt werde. Außerdem setzte sie durch, daß der Bundestag eine Matricularumlage zur Deckung der Marinekosten beschloß. — Es war sonach klar, daß Hannover auf Kosten der deutschen Staaten und besonders Preußens, welches die größten Beiträge geleistet hatte, in den Besitz einer Seemacht gesetzt werden sollte, was auf die Entwicklung der deutschen Verhältnisse einen tiefgreifenden Einfluß üben mußte. Oesterreich begünstigte das, um Preußen einen Concurrenten zu schaffen.

In Berlin war man sich über diese Sachlage klar und entschlossen, unter keinen Umständen nachzugeben. Die Zahlung der mit Mehrheit beschlossenen Umlage wurde bestimmt verweigert und Schwarzenberg darüber kein Zweifel gelassen, daß man im Falle der Annahme der hannöverschen Anträge auf nachträgliche Leistung aller rückständigen Marinezahlungen Oesterreichs und der anderen Staaten bestehen werde. Darauf wollte es der österreichische Staatskanzler nicht ankommen lassen. Er begann im Sommer 1851 eine Schaukelpolitik. Einerseits lehnte er die Anerkennung der Flotte als Bundeseigenthum ab, andererseits unterstützte er in der Stille Hannovers Pläne. Schließlich schlug er Bildung einer Bundesflotte vor, zu welcher Oesterreich, Preußen und die Nordstaaten je ein Contingent zu stellen hätten. Das Contingent der letzteren sollte natürlich die vorhandene Marine sein. Dieser unfruchtbare Plan wurde Monate lang erörtert, während das Geld immer knapper wurde und Brommy nicht mehr wußte, wie er Schiffe und Mannschaft erhalten sollte. Aber die steigende Verlegenheit nöthigte Oesterreich doch zum Einlenken. Am 29. December erklärte es sich mit Preußens Forderung, durch Zutheilung von Schiffsmaterial für seine Ansprüche entschädigt zu werden, einverstanden. Die Majorität stimmte ihm bei. Aber in Berlin verlangte man nun sofortige Ueberweisung von Schiffen in natura. Dieses Ansinnen erregte neuen heftigen Streit.

Um denselben beizulegen und überhaupt die lästige Sache aus der Welt zu schaffen — war doch der Conflict nach dem Abschlusse des preußisch-hannoverschen Zolleinigungsvertrages im September doppelt störend — entschloß sich Manteuffel im Januar 1852 zu dem Versuche einer directen Verständigung mit Hannover. Er erklärte sich bereit, einem Flottenverein beizutreten und das Geschwader Deutschland zu erhalten. So groß aber war der Eigensinn und die Kurzsichtigkeit der hannöverschen Staatsmänner, daß sie den Vorschlag einfach abwiesen. — Trotz dessen wiederholte das preußische Cabinet noch einmal sein Anerbieten im Februar besonders auf Betreiben des Bundestagsabgesandten von Bismarck; aber wieder ohne Erfolg. Erst nach diesen vergeblichen wiederholten Bemühungen, die Angelegenheit gütlich zum Austrag zu bringen, schritt man in Berlin dazu, andere Saiten aufzuziehen.

Noch einmal Ende März 1852 versuchte Hannover die Hülfe der Mittel- und Kleinstaaten zur Ausführung seiner ehrgeizigen Pläne zu bekommen. Es hielt eine Conferenz ab, in der es alle näheren Umstände feststellen wollte. Aber statt der alljährlich zum mindesten erforderlichen 800 000 Thaler wurden nur 517 000 und auch diese nur unter vielen Bedingungen angeboten. Preußen trug mehrmals seinen Beitritt an, wurde aber wieder entschieden zurückgewiesen. Schweren Herzens verzichtete Hannover lieber auf seine Aussichten als deutsche Vormacht in der Nordsee. — Da auch Oesterreich mittlerweile die Marinesache satt bekommen hatte und in Frankfurt

die Majorität für Anerkennung der Flotte als Bundeseigenthum und Nachzahlungspflicht stimmte, so war damit das Schicksal der einzigen greifbaren Schöpfung des Parlamentes besiegelt. Anfangs April wurden Preußen der Dampfer „Barbarossa" und der Segler „Gefion", welche es sich bereits im März hatte verpfänden lassen, als Eigenthum überwiesen und darauf vom Bundestage Auflösung und Verkauf der Flotte beschlossen.

Noch heute ist der Name des oldenburgischen Staatsrathes Hannibal Fischer, als des Mannes, welcher die deutsche Flotte „unter den Hammer brachte", verrufen. Selten aber ist Jemand ungerechter beschuldigt worden als dieser Mann. Er war nichts als das Werkzeug des Bundestages, welcher das Verkaufsgeschäft nicht selbst in die Hand nehmen wollte, trotzdem Preußen zur Abcommandirung von Beamten bereit war. Herr Fischer wurde durch den oldenburgischen Gesandten in Vorschlag gebracht. Seine Regierung protestirte erst, wahrscheinlich auf Hannovers Betreiben, gegen seine Ernennung, dann aber fügte sie sich. Sehr geschickt hat der Commissar sein Geschäft nicht besorgt. Er faßte seine Aufgabe viel zu großartig auf, und es bedurfte mehrerer Ernüchterungen, bevor er sie vom richtigen Gesichtspunkte aus ansah. In Preußen waren der König und besonders Prinz Adalbert und der Kriegsminister sehr geneigt, alle noch etwa brauchbaren Schiffe für die preußische Marine zu erwerben. Die anderen Staaten und die Presse, welche ursprünglich gegen eine derartige Absicht heftig protestirt hatten, sahen mit der Zeit auch ein, daß eine solche Stärkung der preußischen Flotte den Zollvereinsinteressen am besten zu Nutze kommen würde und erhoben ihre Stimme dafür. Aber der preußische Finanzminister erklärte sich mit Bestimmtheit gegen solche Ausgaben. An seinem Einspruche scheiterten die Wünsche des Prinzen Adalbert. Oesterreich hat kein Geldgebot gemacht. Es wollte einzelne Fahrzeuge nur gegen Anrechnung auf seine Vorschüsse übernehmen, worauf die anderen Staaten nicht eingingen. Der Wettbewerb von sonstiger Seite um die Schiffe war auch nicht groß. Das ganze Material ist daher zu Spottpreisen losgeschlagen worden. Die sechs kleineren Corvetten hat eine englische Gesellschaft für nur 258 000 Thaler, d. h. vierzig Procent der niedrigen Fischer'schen Taxen gekauft. Die zwei großen Dampfer brachten 165 000 Thaler, die sechsundzwanzig Kanonenboote gar nur 106 000 Thaler.

War das in der Eile geschaffene Geschwader auch nicht sehr werthvoll, so ist der Ausgang, den es genommen, doch nicht weniger zu bedauern. Es hätte immerhin der Handelspolitik des Zollvereins gute Dienste zu leisten vermocht und eine Erziehungsanstalt für Flottenpersonal abgegeben. So viel aber erhellt aus der Zimmermann'schen Darstellung mit Bestimmtheit, daß die Schuld an jenem Ausgange Preußen nicht beizumessen ist. Wäre König Friedrich Wilhelm IV. mit seinen Absichten durchgekommen, so wäre die einzige dauernde Schöpfung des Frankfurter Parlaments Deutschland erhalten geblieben.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Mai.

Die anarchistischen Verbrechen der letzten Monate haben die allgemeine Aufmerksamkeit auf die ernsten Gefahren hingelenkt, welche dem Staate und der Gesellschaft von Seiten der den völligen Umsturz der bestehenden Ordnung anstrebenden Elemente drohen. Die Erkenntniß dieser Gefahren hat dann unmittelbar dahin geführt, daß die Regierungen einzelner Staaten mit den in ihrem Gebiete befindlichen ausländischen Anarchisten kurzen Proceß machten, indem sie dieselben auswiesen. Auf diese Weise wird in Zukunft verhütet, daß verschiedene Großstädte der Reihe nach gewissermaßen das internationale Hauptquartier der Anarchisten bilden, in dem ein vollständiger Feldzugsplan entworfen werden könnte. Daß die Schweiz nunmehr anarchistische Verbrecher ausliefern wird, darf ebenfalls vom Gesichtspunkte der Solidarität aller civilisirten Länder bei der Bekämpfung der Anarchisten mit Genugthuung begrüßt werden. In diesem Zusammenhange empfiehlt es sich, zu betonen, daß, gerade wie die Staaten internationale Vereinbarungen treffen, um in gemeinschaftlicher Abwehr eine Epidemie zu verhüten, auch ein zielbewußtes Vorgehen aller Regierungen gegen die Anarchisten durchaus geboten erscheint. Nichts wäre verfehlter, als mit der von bleicher Furcht angekränkelten Sentimentalität französischer Geschworenen gemeine Verbrechen unter dem Deckmantel „anarchistische Attentate" milder zu beurtheilen; vielmehr kommt es vor Allem darauf an, daß Staat und Gesellschaft selbst in vollem Maße ihre Schuldigkeit thun, um die ihnen drohende Gefahr noch zur rechten Zeit zu beseitigen. Nicht minder wesentlich erscheint, daß die Aufmerksamkeit der zum Schutze der öffentlichen Ordnung berufenen Organe nicht erlahme, sobald ein scheinbarer Stillstand in der anarchistischen Bewegung eingetreten ist. Gerade die jüngsten Vorgänge in Frankreich, Spanien und Belgien haben gezeigt, daß unablässige Wachsamkeit vor Allem Noth thut. Bezeichnend ist, daß gerade in katholischen Ländern der Anarchismus Wurzel gefaßt hat, während vom Vatican aus immer wieder versichert worden ist, daß dessen Doctrinen das Allheilmittel für die socialen Schäden darstellten. Die römische Curie darf sich auch nicht darauf berufen, daß Frankreich und Belgien dafür büßen müßten, daß sie eine feindliche Stellung gegen den Katholicismus einnähmen. Regiert doch in Belgien ein ultramontanes Cabinet, während der Papst selbst soeben der französischen Republik seine Anerkennung gezollt hat.

Das Schreiben, das Papst Leo XIII. an die französischen Cardinäle gerichtet, hat neben seiner Bedeutung für die internationale Politik, insbesondere für die inneren Verhältnisse Frankreichs Wichtigkeit. Allerdings darf jetzt bereits als gewiß gelten, daß die französischen Clericalen und die mit ihnen verbündeten Monarchisten, weit entfernt, in Uebereinstimmung mit den Vorschriften des Papstes den Anschluß an die Republik zu verwirklichen, vielmehr nach wie vor in ihrer frondirenden Stellung verharren werden. Die verschiedenen Kundgebungen französischer Bischöfe, die soeben erst aus Anlaß der

in den Départements vollzogenen Wahlen für die Gemeinderäthe ihren schroffen Gegensatz zu den republikanischen Einrichtungen betont haben, legten bereits in dieser Hinsicht vollgültiges Zeugniß ab. Allerdings darf angenommen werden, daß derartige öffentliche Kundgebungen nunmehr unterbleiben; allein der Antagonismus zwischen den Clericalen und den Republikanern wird dadurch nicht beseitigt werden. Andererseits müssen alle Bemühungen der römischen Curie, durch die stets erneuerten Annäherungsversuche sich der Staatsgewalt in Frankreich gefügig zu machen, an dem Widerstande der Radicalen scheitern, die in dem Verhalten des Papstes lediglich eine Gefahr für die Entwicklung der Republik erblicken. Die französischen Radicalen wissen aber sehr wohl, daß weder die Orléanisten noch die Imperialisten bereit sind, auf Grund der Meinungsäußerungen des Papstes „abzurüsten", da sie andernfalls auf ihre eigenen Existenzbedingungen verzichten müßten. Immerhin erscheint bemerkenswerth, wie Leo XIII. seine eigene Auffassung begründet. Nicht außer Betracht bleiben darf zunächst, daß die römische Curie bereits vor längerer Zeit durch den Mund des Cardinals Lavigerie dem französischen Clerus dasselbe Verhalten anempfohlen hat. Damals blieb jedoch der Kirchenfürst, dessen Specialität bis zu jenem Augenblicke nicht so sehr die Einmischung in die innere französische Politik wie die Bekämpfung der Sklaverei gewesen war, trotz der Unterstützung von Seiten des Papstes ziemlich einsam, so daß der Letztere sich veranlaßt sah, in einer besonderen Encyklika denselben Standpunkt zu betonen. Dies genügte jedoch nicht, Wandel zu schaffen; vielmehr erfolgten unmittelbar darauf die Kundgebungen französischer Bischöfe, die aus der päpstlichen Encyklika lediglich diejenigen Stellen herausgriffen, in denen von der Verfolgung der katholischen Kirche die Rede war. Die Sprache dieser Kundgebungen war sogar eine so heftige, daß die französische Regierung sich gezwungen sah, einzuschreiten und die allzu streitbaren Bischöfe vor den Staatsrath zu verweisen, der dann auch in wiederholten Fällen das gesetzliche Verfahren einleitete und in der vorgeschriebenen Form dahin erkannte, daß von Seiten der Urheber der Kundgebungen ein „Mißbrauch" ihrer Befugnisse vorläge. Diese Erkenntnisse sind nun zwar nicht geeignet, den Widerstand der Bischöfe zu brechen; allein sie bekunden jedenfalls, daß die in der päpstlichen Encyklika ausgesprochenen Grundsätze keineswegs durchgedrungen waren.

Im Vatican konnte man sich nicht verhehlen, daß in dem Verhalten der Bischöfe auch eine Nichtachtung der päpstlichen Anweisungen gefunden werden müßte. Diese Auffassung ist sicherlich auch gegenüber dem Cardinal-Erzbischofe von Paris, Richard, zum Ausdrucke gebracht worden, als er unlängst in Rom verweilte. Die verschiedenen Gesichtspunkte, die der Papst bei seiner Unterredung mit dem Cardinal Richard geltend machte, sind dann in dem nunmehr vorliegenden Schreiben enthalten. Es wird sich nun zeigen, ob der französische Episkopat nach den wiederholten, nachdrücklichen Anweisungen des Papstes seinen Widerstand aufgeben oder auf dem Standpunkte beharren wird, die höchste kirchliche Autorität nur in kirchlichen Angelegenheiten unbedingt anzuerkennen. In dem jüngsten Schreiben an die französischen Cardinäle weist Leo XIII. sogleich in der Einleitung auf die Angriffe hin, denen die Encyklika ausgesetzt war, und fährt dann fort: „Wir hatten die Angriffe vorausgesehen. Ueberall, wo die Agitation der politischen Parteien die Geister tief erregt, wie es jetzt in Frankreich geschieht, ist es schwierig, daß Alle unverzüglich der Wahrheit diejenige volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, auf die sie Anspruch hat. Müßten wir aber deshalb uns Stillschweigen auferlegen? Wie! Frankreich leidet, und wir hätten nicht bis auf den Grund der Seele die Schmerzen dieser ältesten Tochter der Kirche empfinden sollen? Frankreich, das sich den Titel der sehr christlichen Nation erworben hat und ihn um keinen Preis aufgeben will, ringt inmitten seiner Beklemmungen gegen die Heftigkeit Derjenigen, die es entchristlichen und gegenüber allen Völkern erniedrigen wollen, und wir hätten unterlassen sollen, an die Katholiken, an die ehrlichen Franzosen, einen Appell zu richten, um ihrem Vaterlande diesen heiligen Glauben zu bewahren, der seine Größe in der Geschichte ausmachte? Dies möge Gott verhüten!"

Bezeichnend ist, daß der Papst gerade den gegenwärtigen Augenblick für geeignet erachtet, in dieser Weise seinen Sympathien für „cette fille aînée de l'Église" Ausdruck zu geben, als ob er die Tragweite der Ausschreitungen unterschätzte, die vor Kurzem in französischen Kirchen stattgefunden haben. Oder beweist Leo XIII. in seinem Verhalten gegen die französische Republik einen sichereren staatsmännischen Blick als die Bischöfe, die kein Bedenken tragen, die Clericalen zum Widerstande gegen die Staatsgewalt aufzuhetzen, auf die Gefahr hin, daß der Conflict auf die Spitze getrieben werde. Wessen sich die Clericalen von Seiten der Radicalen zu versehen haben, das erhellt aus den Vorgängen, bei denen in Pariser Kirchen die Widersacher der Geistlichkeit unter Verhöhnung derselben die Carmagnole tanzten und sangen. In den Départements fehlte es gleichfalls nicht an derartigen Ausschreitungen, so daß sehr gewichtige Gründe vorliegen müssen, wenn der Papst sich nunmehr im versöhnlichsten Sinne äußert und sich dadurch in Widerspruch zu der überwiegenden Auffassung des französischen Clerus setzt. Man wird kaum bei der Annahme fehlgehen, daß Leo XIII. vorahnenden Geistes erkennt, daß die Trennung der Kirche vom Staate und die Aufhebung des Concordates in Frankreich in absehbarer Zukunft verwirklicht werden könnten, falls das herausfordernde Verhalten der Clericalen fortdauern sollte. Kehrt doch der Antrag auf Beseitigung des Cultusbudgets in der französischen Deputirtenkammer alljährlich wieder, verlangen doch die Radicalen stets von Neuem jene Trennung der Kirche vom Staate. Der Papst erkennt aber sehr deutlich die Gefahren, die sich aus der Aufhebung des Concordates, und zwar nicht bloß für die katholische Kirche in Frankreich ergeben würden. Zugleich verhehlt sich Leo XIII. nicht, daß royalistische Prätendenten ebenso wenig wie imperialistische Aussicht haben, ihre auf die Wiederherstellung der Monarchie abzielenden Bestrebungen in nächster Zeit vom Erfolge gekrönt zu sehen. Der Papst läßt sich also sicherlich nicht durch sentimentale Anwandlungen leiten; vielmehr erweist er sich wiederum als Realpolitiker, wenn er einen Modus vivendi mit der französischen Republik hergestellt sehen will. Es entsteht nur die Frage, ob die Ultramontanen sich jetzt der im Vatican ausgegebenen Losung fügen werden. Die „Correspondance nationale", die einen maßgebenden Einfluß auf die royalistische Presse ausübt, erläutert denn auch bereits ihrerseits das jüngste päpstliche Schreiben. Daran anknüpfend, daß Leo XIII. in dem zweiten Theile seines Briefes den Rath wiederhole, den er den Katholiken ertheilt habe: die eingesetzte und bestehende Gewalt, das heißt die Republik, ebenso anzunehmen, wie in Frankreich das erste Kaiserreich und die anderen monarchistischen oder republikanischen Regierungen angenommen worden seien, versucht das royalistische Organ eine seinen Zwecken dienende geschichtliche Interpretation. Alles, was der Republik zugestanden werden soll, würde nach dieser Auffassung darin bestehen, daß die Monarchisten, gleichviel ob sie Katholiken sind oder nicht, während der Dauer des gegenwärtigen Régime sich den Gesetzen unterwerfen und niemals ihre Zuflucht zum Aufstande nehmen. Dagegen sollen sie weder auf ihre Hoffnungen verzichten noch auf das Recht, die Verwirklichung derselben mit allen Mitteln vorzubereiten, welche die Gesetzlichkeit ihnen zur Verfügung läßt.

Beinahe klingt es wie bittere Ironie und Hohn, wenn hinzugefügt wird, daß die Monarchisten fortfahren würden, die Rathschläge und Weisungen des Papstes zu befolgen, „wie sie es bisher gethan haben", und daß sie zum Beweise ihrer versöhnlichen Gesinnung alle Opfer ertragen wollten, die nicht mit ihren Grundsätzen und ihrer Treue unvereinbar wären.

Mit Rücksicht auf diese Deutungen, mit denen die maßgebenden royalistischen Organe in Frankreich die jüngste Encyklika des Papstes begleiten, kann es nicht überraschen, daß die Radikalen dieselbe von ihrem Standpunkte aus als „Comödie" bezeichnen, die lediglich bezwecke, die Regierung der Republik in Sicherheit zu wiegen, sowie zu Zugeständnissen zu veranlassen, zumal da der Ausfall der unlängst in sämmtlichen französischen Départements vollzogenen Gemeinderathswahlen das weitere siegreiche Fortschreiten der republikanischen Ideen im ganzen Lande bekundet habe. Es wird sich nunmehr zeigen müssen, ob die französischen Bischöfe in ihrer Verblendung

die Ermahnungen und Warnungen der Encyklika unbeachtet zu lassen gewillt sind, indem sie sich katholischer und royalistischer als der Papst selbst erweisen. Die Regierung der Republik müßte dann gegen sie mit um so größerer Energie einschreiten, als sie sich auf die Autorität Leo's XIII. stützen könnte. Andererseits werden die Radicalen es nicht an ihren eigenen Bemühungen fehlen lassen, um den Gegensatz zu verschärfen. Wurde doch der Sturz des früheren Ministeriums durch die Radicalen herbeigeführt, weil es nicht entschieden genug gegen die Clericalen vorging, insbesondere auch die Trennung der Kirche vom Staate bekämpfte. Das Cabinet Loubet könnte daher bei schwächlichem Verhalten von demselben Schicksale ereilt werden.

Die Ministerkrisis, die am 5. Mai in der Sitzung der italienischen Deputirtenkammer zum Ausbruch gelangte, lag so sehr in der Constellation der politischen Verhältnisse, daß sie keineswegs überraschend wirken konnte. War doch dem endgültigen Rücktritte des Ministeriums Rudini-Nicotera-Luzzatti bereits einige Wochen früher eine damals auf die Demission des Finanzministers Colombo beschränkt gebliebene Krisis vorausgegangen, durch welche die Situation klar beleuchtet wurde. Hatte das Cabinet Rudini, unmittelbar nachdem es zur Regierung gelangt war, die moralische Verpflichtung übernommen, daß es das Gleichgewicht im Staatshaushalte ohne neue Steuern wiederherstellen würde, so ergab sich trotz aller Ersparungen im Budget ein Fehlbetrag, der nun aufgebracht werden sollte. Die Schwierigkeit bestand nur darin, die geeigneten Mittel und Wege zu finden, die im Parlamente von einer geschlossenen Mehrheit unterstützt würden. Von dem Wunsche beseelt, ihren französischen Freunden die eigenen guten Absichten zu bekunden, beeilten sich die radicalen Organe, darauf hinzuweisen, daß vor allem der Militäretat „bluten" müßte. Während aber Imbriani und Genossen nur diesen einzigen Ausweg gelten ließen, vertrat der Finanzminister Colombo eine andere Auffassung, indem er zunächst für eine umfassende organische Reform der gesammten Verwaltung eintrat. Insbesondere sollten ganze Beamten-Categorien, sowie eine Anzahl der kleinen Universitäten, die ebenso wie die an ihnen angestellten Professoren ein mehr beschauliches als fruchtbringendes Dasein führen, vollständig verschwinden, eine Eventualität, die jenseits der Alpen, im Hinblick auf die daselbst herrschende Neigung, eine dürftig dotirte Beamtenstellung mit geringer Arbeitslast anderen zwar lohnenderen, aber mühseligeren Berufsarten vorzuziehen, einen Strom der Entrüstung hervorrufen mußte. Colombo, der die Eigenart seiner Landsleute sehr wohl kannte, wies denn auch sogleich im Ministerrathe auf die zweite Alternative hin, wonach die Zahl der Armeecorps herabgesetzt werden könnte. Wurden nun durch den ersten Vorschlag Empfindlichkeiten getroffen, die im Parlamente einen lebhaften Widerhall hätten finden müssen, so berührte der zweite die Militärfrage, die von der äußersten Linken längst zur Erörterung gestellt und in unmitttelbaren Zusammenhang mit der Tripelallianz gebracht worden ist.

Die Opposition, welche die Radicalen vom Schlage Imbriani's und Cavallotti's gegen das Ministerium Rudini machten, datirt denn auch im Wesentlichen seit dem Zeitpunkte, in dem dieser Staatsmann das Bündniß mit Deutschland und Oesterreich-Ungarn noch vor dem Ablaufe der Verträge erneuert hatte. Bis dahin wiegten die Mitglieder der äußersten Linken sich selbst und ihre französischen Freunde in der Hoffnung, daß mit dem Sturze Crispi's auch das Schicksal des Dreibundes besiegelt sein könnte. Als dann diese Erwartung sich als eine trügerische erwies, begann die Fehde der Radicalen gegen das Cabinet, das in Wirklichkeit nur seine Pflicht erfüllte, indem es das europäische Friedensbündniß aufrecht erhielt. Für jene ist die Finanzlage denn auch lediglich ein Vorwand. Wie wenig möglich es ist, im Hinblick auf die europäische Lage die Wehrkraft Italiens in wesentlichem Maßstabe zu verringern, erhellte am deutlichsten, als nach dem Ausscheiden des Finanzministers Colombo aus dem Cabinet Rudini Versuche gemacht wurden, den Kriegsminister General Pelloux durch einen anderen General zu ersetzen. Es zeigte sich aber sogleich, daß das Militärbudget keine größeren Reductionen erfahren dürfte, wenn anders das italienische Heer auf der Höhe seiner Aufgabe bleiben sollte.

Zugestanden werden darf, daß gerade Italien in militärischer Hinsicht eine schwierige Stellung hat, da es nicht bloß einer starken Landarmee bedarf, sondern auch mit Rücksicht auf seine langgestreckten Küsten eine große Flotte besitzen muß. Wer jemals im Kriegshafen von La Spezia die mächtigen Panzer „Italia“, „Duilio“, „Dandolo“, „Lepanto“ und zahlreiche andere angestaunt hat, weiß sehr wohl, welche Opfer das Land für seine Marine bereits gebracht hat und unablässig bringt. Es würde daher von völliger Unkenntniß der Verhältnisse zeugen, wollte man den patriotischen Eifer der Italiener, ihre Wehrkraft unversehrt zu erhalten, bestreiten. Vielmehr fehlt es nicht an competenten Stimmen, die betonen, daß dieser Eifer wohl über das berechtigte Ziel hinausgegangen ist, als die italienische Regierung eine kostspielige Colonialpolitik einleitete, deren Erfolge bisher noch sehr viel zu wünschen übrig lassen. Thatsache ist jedenfalls, daß Italien bisher in vollem Maße seine Schuldigkeit gethan hat, um die eigene Sicherheit zu gewährleisten, sowie den durch die Bündnißverträge mit Deutschland und Oesterreich-Ungarn übernommenen Verpflichtungen gerecht zu werden. Die Radicalen versuchen nun den Hebel anzusetzen, indem sie diese Verpflichtungen bemängeln und nicht bloß als die Ursache der bedrängten Finanzlage, sondern auch als eine unmittelbare Friedensstörung bezeichnen, da Frankreich durch die gesteigerten Rüstungen sich bedroht fühlen müßte.

In dieser Hinsicht ist aber bezeichnend, daß, wie seiner Zeit Crispi, auch Rudini mit staatsmännischem Blicke die Nothwendigkeit der Fortdauer des europäischen Friedensbündnisses erkannte. Sicherlich gibt es nur wenige Politiker in Italien, die nicht die Besitzergreifung Tunesiens von Seiten der Franzosen als ein den italienischen Interessen zugefügtes schweres Unrecht empfänden. Die Regentschaft, deren Protectorat die französische Regierung ohne Weiteres in Anspruch genommen hat, gehörte so unmittelbar zur italienischen Interessensphäre, daß ein fremder Eingriff in diese beim Bestehen des Dreibundes ausgeschlossen gewesen wäre. Welche Folgen die französische Occupation Tunesiens, abgesehen von dem Handelsverkehr, hat, erhellt unter Anderem daraus, daß die geplante Umgestaltung der an der Nordküste der Regentschaft gelegenen Stadt Biserta zu einem Kriegshafen jetzt bereits die italienische Regierung veranlaßt hat, dem Projecte nahe zu treten, laut dem auf der Insel Sicilien ein verschanztes Lager im großen Stile errichtet werden soll. Dem Einwande gegenüber, daß das französische Protectorat über Tunesien eine vollzogene Thatsache wäre, so daß die Tripelallianz nach dieser Richtung hin keine Existenzberechtigung hätte, braucht unter anderen nur hervorgehoben zu werden, daß, was in der Regentschaft bereits geschehen ist, sich in Tripolis leicht wiederholen könnte, wenn nicht eben durch das europäische Friedensbündniß Fürsorge getroffen worden wäre, daß das Gleichgewicht im Mittelländischen Meere keine weitere Störung erfahren darf.

Daß Italien von Seiten Frankreichs auf dem Gebiete der hohen Politik keinerlei freundliches Entgegenkommen erwarten darf, verhehlen sich die italienischen Radicalen wohl selbst kaum; nur daß sie stets vor Allem betonen, daß die französische Republik in handelspolitischer Hinsicht Zugeständnisse machen könnte, wodurch die Finanzlage sich bessern würde. Allein auch hier sind die Imbrianis und Cavallottis längst durch die Thatsachen widerlegt worden, da feststeht, daß die französischen Schutzzöllner auch solchen Ländern gegenüber keine Ausnahme machen, die wie Spanien und Griechenland durchaus nicht ihren Anschluß an das europäische Friedensbündniß vollzogen haben. Nur fehlt es jenseits der Alpen auch nicht an Solchen, die von dem Dreibunde verlangen, daß er zur Erleichterung Italiens von militärischen Lasten diene, als ob nicht Oesterreich-Ungarn und Deutschland dasselbe für sich selbst beanspruchen könnten. König Humbert und wer auch immer als Conseilpräsident ihm zur Seite stehen mag, besitzen jedoch ein viel zu sehr ausgeprägtes Taktgefühl für die Würde Italiens, als daß sie nicht eine derartige Auffassung zurückweisen sollten, deren Verwirklichung dahin führen müßte, daß ein Ausspruch, den Fürst Bismarck vor Jahren hinsichtlich deutscher Kleinstaaten in ihrem Verhältnisse zu Preußen gemacht hat, in gewissem Maße auf Italien Anwendung finden könnte. Hiernach würde Italien, falls es den Verbündeten relativ

größere Opfer zumuthete, als es selbst zu bringen gewillt ist, das Bundesverhältniß als das Piedestal benutzen, von dem herab es Großmacht spielen kann. Diese Eventualität erscheint jedoch aus den angeführten Gründen völlig ausgeschlossen; vielmehr muß jetzt bereits angenommen werden, daß auch in Zukunft jedes italienische Ministerium an der Tripelallianz als einer Grundlage der auswärtigen Politik um so entschiedener festhalten wird, als ohne den Dreibund Heer und Marine im Interesse der eigenen Sicherheit des Landes weit größere materielle Opfer erheischen würden.

Wie verblendet aber die italienischen Radicalen sind, wenn sie wähnen, daß die französische Republick nur des Dreibundes wegen der „lateinischen Schwesternation" ihre Sympathie versage, ist in diesen Tagen erst wieder durch den Brief erhärtet worden, den Papst Leo XIII. an die sechs französischen Cardinäle gerichtet hat. Auf die Tragweite dieses Schreibens für die innere französische Politik ist bereits hingewiesen worden; es muß jedoch auch betont werden, daß der Papst in demselben Augenblicke, in dem er für die republikanischen Einrichtungen in Frankreich Stimmung zu machen sucht, seinen unversöhnlichen Gegensatz zu dem Königreiche Italien, mit der Hauptstadt Rom, betont. Während Leo XIII. in dieser Hauptstadt eine Freiheit genießt, deren er sich in keinem anderen Lande erfreuen würde, behauptet er in seinem Schreiben an die französischen Cardinäle, daß er lediglich die religiösen Interessen wahre, wenn er die weltliche Herrschaft zurückfordere. „Sind es doch gerade diese religiösen Interessen," heißt es in dem Originale der päpstlichen Kundgebung, „die uns in Italien die Pflicht auferlegen, ohne Unterlaß die volle Freiheit zu fordern, die für unsere erhabene Function als sichtbares, mit der Leitung der Seelen betrautes Oberhaupt der katholischen Kirche nothwendig ist; eine Freiheit, die dort nicht existirt, wo der Stellvertreter Jesu Christi nicht bei sich zu Hause, nicht ein wirklicher, von jeder menschlichen Oberherrschaft unabhängiger Souverän ist." Diese Sprache beweist deutlich genug, welche Erwartungen der Papst im Grunde seines Herzens hegt, wenn er für die französische Republik Propaganda macht. In dieser Hinsicht müßten alle Italiener einig sein, falls sie sich nicht eben geflissentlich in Illusionen wiegen, denen die Ernüchterung unmittelbar folgen müßte. König Humbert und seine leitenden Staatsmänner haben jedoch bisher stets bewiesen, daß sie die Lebensinteressen Italiens besser zu würdigen wissen als die Franzosenfreunde jenseits der Alpen.

Wie gewissenhaft Italien an seinen durch das Bündniß mit Deutschland und Oesterreich-Ungarn übernommenen Verpflichtungen festhält, ergibt sich auch aus der Lösung der jüngsten Ministerkrisis, da der neue Conseilpräsident Giolitti und der Minister des Auswärtigen, Brin, durchaus auf dem Boden der Tripelallianz stehen. Daß Crispi in dem neuen Ministerium Freunde zählt, kann diesem nur jenseits der Vogesen zum Vorwurfe gemacht werden, da der bisherige Conseilpräsident Rudini selbst anerkennen mußte, daß die parlamentarische Abstimmung, durch die er gestürzt wurde, sogar die Berufung Crispi's als Leiter des Cabinets hätte angezeigt erscheinen lassen. Die Correctheit, mit der sich sowohl Rudini als auch Crispi bei Gelegenheit der jüngsten Krisis benommen hatten, gereicht beiden Staatsmännern zum Ruhme und zeigt in erfreulicher Weise die gesunde Entwicklung des Constitutionalismus im parlamentarischen Leben Italiens.

Literarische Rundschau.

Deutsche Culturgeschichte.

Deutsches Leben im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert. Von Dr. Alwin Schultz. Erster Halbband. Wien und Prag, F. Tempsky. Leipzig, G. Freytag. 1892.

Mit dem vorliegenden Werke hat Alwin Schultz, welchem wir schon das vorzügliche Werk über das höfische Leben zur Zeit der Minnesänger verdanken, einen neuen und überaus gewichtigen Baustein zur Culturgeschichte des deutschen Volkes beigetragen. Dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert, welche das ältere Werk behandelt, folgt jetzt das vierzehnte und fünfzehnte bis an die Schwelle der Reformation, bis zum Zusammenbruch der mittelalterlichen Welt. Wer Schultz' Höfisches Leben benutzt hat, sei es für wissenschaftliche Arbeiten, sei es zur Gewinnung allgemeiner Anschauung, der weiß, einem wie ungewöhnlich zuverlässigen und kenntnißreichen Führer er sich anvertrauen durfte. Schultz beherrscht vornehmlich das literarische Material mit durchgreifender Sicherheit, die Dichtungswerke der Zeit, die Actenstücke, die Inschriften sind geprüft und ausgezogen; aus unzähligen kleinen Steinen, in mühseligster Arbeit von Meisterhand gefügt, setzt sich das Bild zusammen. Anschaulich und lebenswahr sehen wir die Menschen vor uns hintreten; ihre Wünsche und Gewohnheiten lernen wir verstehen und hiermit die ganze Lebensführung, in welcher die Einzelheiten nicht mehr zufällig, sondern nothwendig und folgerichtig erscheinen. Alles dies gilt für Schultz' neues Werk ebenso wie für sein älteres. Und doch konnte die Bearbeitung der beiden Perioden nicht ganz die gleiche sein. Für das frühere Mittelalter, die Zeit des ersten Werkes, fließen die Quellen nur spärlich; zumeist sind es die Heldengedichte der höfischen Sänger, aus welchen das Material geschöpft werden mußte; dadurch war es unerläßlich, für jeden einzelnen Zug der Darstellung anzugeben, woher er entlehnt sei, um die Beweiskraft festzustellen, die Nachprüfung zu ermöglichen und somit den vollen Gewinn der kolossalen Arbeit zu sichern.

Für das spätere Mittelalter, die Zeit des neuen Werkes, fließen in mancher Beziehung die Quellen fast zu zahlreich; das Culturleben hat sich in den Städten verbreitet, weite Schichten des Volkes kommen mit ihren Wünschen und Begierden zum Ausdruck, zahllose Monumente werden von Malerei und Plastik geschmückt, der Literatur kommt am Ende der Periode schon der Buchdruck zu Hülfe: so hat der Culturhistoriker ein weit zerstreutes Bild, aus dem er nur schwer die Strahlen zu sammeln und in einheitlicher Darstellung zu verbinden vermag. Aber trotzdem ist die Grundlage sicherer, weil eben die gleichzeitigen Darstellungen jener Zeit nicht mehr körperlose Schattenrisse, sondern vollblütige Vorführungen des Lebens in allen seinen Einzelheiten sind. Der Verfasser hat daher die Auswahl und gute Wiedergabe

dieser gleichzeitigen Abbildungen als einen der Schwerpunkte seiner Arbeit behandelt; in vielen Fällen sagt ein an sich unbedeutendes Bild unendlich viel mehr als die herrlichste Declamation eines Dichters über denselben Gegenstand.

Der Verfasser war daher für viele Punkte seiner Darstellung nicht genöthigt, schriftliche Quellen als Beweisstücke zu citiren. Trotzdem arbeitet er mit einem sehr weitschichtigen literarischen Material. Wenn die Anmerkungen und Citate auch nicht wie bei dem älteren Werke bis zur Mitte der Seite emporwachsen, so bleibt doch nichts übrig, als lange Reihen von lastenden Belegstellen unter den Text zu bannen. Der Verfasser, welcher mit ebensoviel Freude als Erfolg an einer lichtvollen und gut lesbaren Darstellung festhält, hat nun das eigenartige Verfahren eingeschlagen, sein Werk zugleich in zwei verschiedenen Ausgaben erscheinen zu lassen. In der großen Ausgabe von 320 Seiten gibt er alles Material, das er der Wissenschaft vorzuführen verpflichtet ist; in der Familien-Ausgabe von 192 Seiten ist — da die Bilder in nahezu gleicher Zahl beibehalten sind — mehr als ein Drittel des Textes fortgefallen, zunächst alle Anmerkungen und literarischen Verweise, dann aber auch diejenigen Schilderungen des bürgerlichen und bäuerlichen Lebens, welche in der derben Sprache jener Zeit der modernen Gesittung anstößig erscheinen. Dieses Opfer ist nicht einer thörichten Prüderie gebracht, sondern es wird hiermit erzielt, daß die Ergebnisse einer ebenso gelehrten als literarisch geschmackvollen Arbeit weiten Kreisen des Publicums, die Frauen und die heranwachsende Jugend mit eingeschlossen, ohne Bedenken zugänglich gemacht werden. Die Bezeichnung „Familien-Ausgabe" deckt völlig das Erreichte. Daß der Preis der großen Ausgabe hierdurch für die in Format und Ausstattung ganz gleiche Familien-Ausgabe beträchtlich herabgesetzt werden konnte, ist gleichfalls dankbar anzuerkennen.

Was uns vorliegt, ist erst ein Halbband des ganzen, auf etwa doppelt so großen Umfang angelegten Werkes; der zweite Halbband soll in einigen Wochen erscheinen. Auch das vorliegende Buch bietet völlig abgeschlossene Darstellungen, in welchen wir dem Verfasser nicht nur zu eindringlicher Belehrung, sondern auch mit stets gleichbleibendem Interesse folgen. Wo es irgend angeht, läßt Schultz die Menschen jener Zeit selbst zu Worte kommen, nicht nur die eigentlichen Schriftsteller, sondern auch den Briefschreiber und den sorgsamen Hausvater, der sein Wirthschaftsbuch führt.

Die überaus weitschichtige Materie ist mit großer Klarheit gegliedert und dabei doch in fließendem Zusammenhang, im glatten Tonfall einer lebendigen Erzählung vorgeführt. Schultz beginnt mit der Darstellung des deutschen Landes, nicht mit den Ansprüchen des Historikers oder Geographen, sondern er zeigt, wie sich das Land im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert in den Köpfen der Bewohner malte, was man jeder Landschaft, jeder Stadt und ihren Bewohnern, Männern und Frauen, in sprichwörtlicher, oft in neckischer Form nachzusagen beliebte.

Von den Wohnsitzen des Adels, den Burgen, ist nur noch wenig zu berichten; sie gerathen bereits in Verfall, dienen mehr der Sicherheit als dem Behagen; ihre Bewohner verbringen ihr Leben in Fehde und Raubzügen, ohne sich gegen die Städte ernstlich halten zu können. Für eine wichtige Erscheinung, die Schlösser, welche den friedlichen, nur mäßig geschützten Wohnsitz des hohen Adels darstellen, fehlt leider das Material, und dasjenige, welches nächst der von Schultz angezogenen Albrechtsburg am ausgiebigsten gewesen wäre, die Marienburg bei Elbing, hat Schultz nicht hinreichend benutzt. Zu den unvermeidlichen Ungleichheiten eines solchen ersten Wurfes gehört bei Schultz, daß Norddeutschland weniger berücksichtigt ist, als Süddeutschland und Oesterreich, welche dem Verfasser näher liegen. Die Rathhäuser von Goslar und Lüneburg, besonders das letztere, werden in einer, hoffentlich bald erforderlichen, zweiten Ausgabe herangezogen werden müssen, ebenso die Gildenhäuser von Danzig, die Sammlungen in Berlin, Hamburg und anderen norddeutschen Städten.

Den eigentlichen Stock der Darstellung bildet das städtische Leben. Aus der ersten Umzäunung der Ansiedelungen entwickeln sich die Mauern mit Thürmen und Thoren, Alles darauf berechnet, in den schweren Zeitläuften Leben und Besitz

zu sichern. Der Zustand der Straßen ist noch sehr unvollkommen; 1416 erwähnt man in Augsburg noch als besonderen Vorzug Holzdämme auf den Straßenübergängen, 1485 ist Friedrich III. in den Straßen von Reutlingen in Gefahr, im Kothe zu versinken, erst 1490 werden in Nürnberg die todten Thiere von den Straßen entfernt. Von Beleuchtung ist keine Rede, die Nacht gehört dem gröblichen Unfug, der dann gelegentlich mit barbarischen Strafen — Augenausstechen — bestraft wird.

Krankenhäuser, Spitäler und Stifte entstehen zunächst in Anlehnung an geistliche Orden — dieser Punkt ist bei Schultz wenig betont — sodann aus freier, bürgerlicher Opferwilligkeit. Im Mittelpunkte des bürgerlichen Lebens steht das Rathhaus; hier vollzieht sich nicht nur die Verwaltung, sondern auch die Rechtssprechung, daher die Ausmalung der Säle mit Vorbildern strenger Rechtspflege, die theils der Bibel, theils der Antike entlehnt sind; die deutsche Heldensage, in welcher die Ritterzeit sich spiegelte, tritt fast ganz zurück. Die Rechtspflege erscheint in ihrer vollen Grausamkeit, welche nur daran denkt, abzuschrecken und sich des Missethäters kurzer Hand zu entledigen.

Das Rathhaus dient auch vielfach zu Festen; daneben entstehen dann noch besondere Tanzhäuser, sodann das Kaufhaus, Kornhaus, Tuchhaus, Brauhaus, Schlachthaus und für kriegerische Zwecke das Zeughaus. Die Wasserläufe erheischen besondere Anlagen; die Brücken müssen nicht nur errichtet, sondern auch befestigt werden; Wasserleitungen versorgen die öffentlichen Brunnen. Zittau besitzt bereits 1374 eine solche. An die Zunfthäuser und Trinkstuben schließen sich die Wirthshäuser, für welche die bekannten Schilderungen von Hutten und Erasmus volle Farben abgeben. Die Badstuben zeigen die naive Freiheit des Verkehrs, welche die moderne Welt kaum noch für erzählbar hält, so daß sie in der „Familienausgabe" fast verschwinden.

Für das Bürgerhaus hat der Verfasser es aufgegeben, die Grundrisse der Wohnungen festzustellen. Hoffentlich führen Specialarbeiten auch hier noch etwas weiter. Von dem Leben im Hause gibt der Verfasser ein höchst anschauliches Bild. Erst allmälig machen Glasfenster und Schornsteine die Räume bewohnbar im modernen Sinne, die Beleuchtung wird — wenn auch nur mäßig — verbessert. Die Möbel bilden einen eigenen, sehr lehrreichen Theil des Buches, der aber für Norddeutschland noch Ergänzungen zuläßt; die vorgeführten Beispiele gehören fast ausnahmslos dem süddeutschen, aus weichem Holz und flachen Brettern gearbeitetem Mobiliar an, dagegen fehlen die eichenen, aus dem Stamm gearbeiteten norddeutschen, besonders die so eigenthümlichen niederrheinischen Möbel, darunter typische Formen, wie der Stollenschrank und die hieraus gebaute Credenz, während die vorgeführte Credenz nur ein für zeitweiligen Gebrauch aufgestelltes Gerüst ist. Auch die Truhe könnte zur volleren Geltung kommen; zu den Schreibtischen ist noch der in Lüneburg und a. a. O. völlig ausgebildete Klappentisch zu erwähnen; das Schreibzeug hätte unser tintenkleckſendes Säculum gerne in seine Entstehung aus dem tragbaren Hörnchen heraus verfolgt. Daß sich der Verfasser in der Schilderung der Becher und Kannen sehr kurz gefaßt hat, war zwingende Noth, denn wenn man hier einmal voll ansetzt, ist das Ende kaum zu finden.

Höchst lehrreich sind wieder die Capitel über häusliche Reinlichkeit; selbst in Nürnberg werden im vornehmen Patricierhaus die Senkgruben im besten Falle alle zehn Jahre geleert. Es folgt eine höchst lebendige Schilderung der Stände und Zünfte, der Künstler und Handwerker. Hieran schließt sich das Leben der Bauern, welche zu jener Zeit unter dem schmachvollen Drucke litten, der endlich zu den Greueln der Bauernkriege führte.

Das Leben in der Familie setzt mit der Eheschließung ein; wir verfolgen den jungen Weltbürger durch die Kinderstube in die Schule und dann weiter auf die Lateinschule und Universität mit ihren Burschen und dem wüsten Treiben der Vaganten. Der junge Kaufmann geht auf Reisen — hier vermissen wir die streng geregelten Convicte der Factoreien der Hansa — die Reisen sind gefahrvolle Unternehmungen; auf der Landstraße treffen wir das fahrende Volk, die Landstreicher und Räuber.

Von dem breit angelegten Capitel III, welches der Entwicklung der Tracht bestimmt ist, bringt der jetzt erschienene Halbband der großen Ausgabe noch die ersten Bogen, die Familienausgabe gelangt bis gegen den Schluß des Capitels II.

Wir haben hier ein Werk vor uns, das wir auf das Dankbarste begrüßen müssen. Es ist entstanden ohne auf Vorarbeiten fußen zu können, nur das Trachtenwesen ist schon früher eingehend bearbeitet. Das treffliche culturgeschichtliche Werk von Henne vom Rhyn mußte seiner Anlage gemäß die einzelne Periode mit breiten Strichen charakterisiren, die bekannten französischen Werke von Lacroix geben Anhaltspunkte für einzelne Capitel, aber sie streifen Deutschland doch nur gelegentlich. Das Werk unseres Altmeisters Hefner-Alteneck, „Trachten, Kunstwerke und Geräthe", gab eine wichtige Reihe von Monumenten historisch geordnet; ersprießlich war für den Verfasser der von dem berufensten Kenner der Denkmäler, Eßwein, zusammengestellte Bilderatlas für die Culturgeschichte des Mittelalters, aus dem viele Abbildungen übernommen sind; aber das vorliegende Werk als Ganzes mußte durchaus neu geschaffen werden. Daß Lücken vorhanden sind, und selbst einzelne Irrthümer, auch in der Benennung der Stiche, mit unterlaufen, wollen wir nicht hoch anschlagen gegenüber dem Umstande, daß dieses Werk nicht nur ein höchst gelehrtes, sondern auch zugleich ein lesbares Buch ist von hellem, weitem Blick und einem liebevollen Behagen, das sich dem Leser wohlthuend mittheilt. Es wird hinfort zum eisernen Bestand unserer Familienbibliotheken gehören.

Julius Lessing.

Leopold von Gerlach's Denkwürdigkeiten.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben Leopold von Gerlach's, Generals der Infanterie und Generaladjutanten Friedrich Wilhelm's IV. Nach seinen Aufzeichnungen herausgegeben von seiner Tochter. Erster Band. Berlin, Wilhelm Hertz. 1891.

Der General Leopold von Gerlach gehörte bekanntlich zu den einflußreichsten Männern unter der Regierung Friedrich Wilhelm's IV. Mit Rauch, Massow, Rochow, Marcus Niebuhr (dem Sohn des Historikers) und seinem eigenen Bruder Ludwig von Gerlach, dem Rundschauer der Kreuzzeitung, bildete er eine in Wahrheit kleine und in Wahrheit mächtige Partei, welche wußte, was sie wollte, und dadurch auf den König einen gewaltigen Einfluß übte. Nicht ohne zureichenden Grund hat man diese „Camarilla", wie Leopold von Gerlach selbst sich öfters (z. B. S. 310 des gleich zu nennenden Werkes) ausdrückt, eine förmliche Nebenregierung genannt, welche zwischen König und Minister in der Mitte stand, welche zwischen ihnen vermittelte, wo Differenzen entstanden, und vielfach die eigentliche Entscheidung gegeben hat.

Der General hat von dem Jahre 1826 an fortlaufende Aufzeichnungen hinterlassen, welche jetzt seine Tochter der Oeffentlichkeit übergibt. Wie sie in der Vorrede versichert, hat sie im Wesentlichen bloß diejenigen Theile weggelassen, welche [illegible] Familiendinge bezogen; das entsprach der eigenen, ausdrücklichen Absicht des Generals selbst. Was aber in dem 848 Seiten starken Bande gegeben wird, das sind ausschließlich eigene Worte des Generals.

Die Tochter hat den Vater in dem Vorwort kurz und treffend charakterisirt, wenn sie ihn „den treuen Diener seines so sehr geliebten Königs und den unerschrockenen Bekenner seines himmlischen Herrn in jeder Lebenslage" nennt. Wir wollen nun hier Gerlach nicht kritisiren: Die Weltauffassung des Generals, oder vielleicht richtiger die Consequenzen, welche er aus dieser Auffassung ziehen zu müssen glaubte, werden, um wenig zu sagen, von Vielen heute wie einst verworfen; Andere theilen sie mit Entschiedenheit, so daß er keine Persönlichkeit ist, die nur für die Vergangenheit Bedeutung

hätte. Angesichts dieser Gegensätze begnügen wir uns zu sagen, was für einen Eindruck aus dem Buche wir von dem Verfasser bekommen haben, und der ist kurz gesagt der eines ehrlichen Mannes aus einem Guß. Ueberall richtet Gerlach sein scharfes Auge auf die religiöse Seite der Dinge und der Menschen; er will stets sehen, ob da, wo er gerade nun hinkommt, „Gott auch eine Gemeinde hat", und wer zu dieser Gemeinde gehört; keine größere Freude für ihn als sagen zu können: Dem Manne sieht man es an, wie ihm das Wort Gottes ins Herz gedrungen ist (vergl. S. 12). Unter diesem Gesichtswinkel betrachtet er Alles, Einrichtungen und Menschen; nur aus dem offenen Bekenntniß zu dem himmlischen Herrn kann Heil und Segen für den Einzelnen wie für das Volk und den Staat ersprießen; in den Wirren, mit welchen das Jahr 1850 schließt, getröstet er sich des Wortes: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende." Auf dem politischen Gebiete ist Gerlach der Vertreter „der persönlichen That des Königs" (S. 576) und demgemäß der geschworene Gegner des Constitutionalismus, den er wiederholt eine Lüge nennt, mit welcher man nicht regieren könne; er berührt sich da oft wunderbar mit den Ansichten der Berliner Radicalen (S. 331). Radowitz erscheint ihm als die Verkörperung einer falschen Staatskunst, welche — statt Oesterreich bei Deutschland festzuhalten, wodurch allein die deutsche Einheit möglich gemacht werden kann — es „nach der elenden Gagern'schen Politik" aus Deutschland ausstößt und es so Rußland in die Arme treibt, während die süddeutschen Staaten, welchen Preußen Schutz nicht gewähren kann, genöthigt werden, sich an Frankreich anzulehnen (S. 333). Aus diesem Gedankenkreis heraus findet Gerlach großes Gefallen an Bismarck: daß dieser 1851 nach Frankfurt gesandt wurde, ist ganz Gerlach's Werk (S. 620—637) — welch' eine Ironie der Geschichte, daß der Mann, welcher mit Leib und Seele die alte Politik in der deutschen Frage vertrat, dem Bahnbrecher der neuen, rettenden Politik in den Sattel half, ihn auf den Schauplatz stellte, wo ihm die Schuppen von den Augen fallen sollten! So sehr aber Gerlach für das Königthum von Gottes Gnaden und gegen jede Revolution eintritt, so ist er doch durch und durch ein Mann von selbständigem Charakter; die Macht des Königthums von Gottes Gnaden ist für ihn nicht dasselbe wie welscher Absolutismus und zarischer Despotismus; er entrüstet sich über das „Pandurenregiment", das Schwarzenberg in Oesterreich einführen will, wo die Gemeinden von Gensdarmen, statt von gewählten Obrigkeiten regiert werden sollen (S. 578). Er ist bereit, jeden Befehl des Königs zu erfüllen, dem er mit germanischer Mannestreue ergeben ist: aber er wahrt sich das Recht seiner eigenen Meinung und ihres freien Ausdrucks auch vor dem Throne; in den vortrefflichen Abschnitten über Rußland, das er mit dem Prinzen Wilhelm 1826 und später noch öfter besuchte, bekundet er eine große Abneigung gegen die geistlose Regierungsform, welche das weite russische Reich mit „schrecklicher Gleichförmigkeit und Freiheitenlosigkeit" heimsucht (S. 4) und dem gegenüber ihm der Gedanke der Einführung provinzieller Administration und provinzieller Stände der alleinige Weg zu besseren Zuständen scheint. Dem eigenen König gegenüber empfindet er das echt sittliche Gefühl des „freien Gehorsams", wofür den Russen aller Sinn abgeht, und „der stolzen Demuth am Hof des Königs eines freien Landes". Er will dem König die Stiefeln putzen, wenn es verlangt wird; aber auf seinen Befehl Radowitz für einen Staatsmann zu halten — das ist ihm unmöglich. Die Schwächen des Königs erkennt er sehr gut: derselbe ist gescheiter als seine Räthe, aber es fehlt ihm an Thatkraft; er denkt sich auch in die Ideen seiner Gegner hinein, und darüber verliert er die Fähigkeit, seine eigenen Gedanken entschlossen durchzuführen; wenn er einmal sich aufrafft, so verwirklicht er nicht reiflich Erwogenes, sondern blitzartige Einfälle seines Geistes.

Das Werk ist reich an Belehrung namentlich für die Jahre 1848—1852, worauf wir aber aus Mangel an Raum nicht eingehen können, und nicht minder reich an bezeichnenden Einzelzügen: es sei gestattet, einen für viele mitzutheilen (S. 11). Ein junger Mensch, welcher am Dekabristenaufstand betheiligt war, fällt dem Zaren Nikolaus zu Füßen und gesteht ihm Alles. Der Kaiser sagt ihm, er wolle ihn nur mit sechs

Monaten Festung strafen; dem jungen Menschen laufen die Thränen über die Wangen, er hat aber kein Taschentuch zum Abtrocknen derselben. Da gibt ihm Nikolaus sein eigenes und läßt es ihm mit den Worten: „Behalte es, erinnere Dich dabei, daß Du Thränen der Reue darein geweint hast."

G. Egelhaaf.

Zur schwäbischen Literaturgeschichte.

Beiträge zur Literaturgeschichte Schwabens. Von Hermann Fischer. Tübingen, H. Laupp. 1891.

Wirft man einen raschen Blick über die schöne Literatur in Schwaben, wie sie seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts eine bunte Reihe von Erscheinungen hervorgetrieben hat, so fällt wohl das scheinbar Zusammenhangslose, das Abspringende in der Folge dieser Erscheinungen auf. Man sieht plötzlich Individuen aufschießen, die etwas bedeuten, die aber auf dem eigenen Boden fast fremd sind und auf diesem anscheinend geringe Spuren zurücklassen. Jeder scheint eine Welt für sich zu sein, abgegrenzt nach rückwärts und nach vorwärts. Größere, unvermitteltere Gegensätze sind kaum zu denken als Wieland und Schubart, mit denen Schwaben, nach langem Schweigen, seinen ersten Beitrag zur wiedererwachten deutschen Literatur liefert. Dann schießt jäh die Gestalt des großen Marbachers auf, seine Umgebung so weit hinter sich zurücklassend, daß jeder Zusammenhang verloren geht. Von ihm wieder zu Uhland scheint keine Brücke hinüberzuführen, und zwischen Beiden steht in einsamer Größe Hölderlin-Hyperion mit seiner Sehnsucht nach der Hellenenherrlichkeit. Das sind freilich nur die Spitzen. Steigt man tiefer hinab, so stößt man auf den gemeinsamen Boden, ohne den Keiner zu denken ist und von dem Alle ihr Theil mitbekommen haben. Man trifft auf eine untere breitgelagerte Literaturschicht, deren einzelne Namen nicht viel bedeuten, deren Kenntniß aber doch unentbehrlich ist. Bei Schiller haben erst die neuesten Biographen sich bemüht, den Boden, aus dem er seine ersten Kräfte gezogen hat, genauer zu erforschen.

Die Beiträge zur Literaturgeschichte Schwabens, die der Germanist der Tübinger Hochschule unlängst veröffentlicht hat, bewegen sich zum Theil in diesen unteren Räumen, deren Wichtigkeit doch nicht ausschließlich nach dem minderen Glanz der Namen bemessen werden darf, und alle rühren sie ersichtlich von einem Forscher und Kenner her, der sich der Zusammenhänge, auch der verborgenen, auf diesem Gebiete wohl bewußt ist. Uebrigens gruppiren sich mehrere derselben um Ludwig Uhland, dem H. Fischer schon im Jubiläumsjahr eine eigene schöne Schrift gewidmet hat. Einer der Aufsätze schildert den Kampf, den im Anfang dieses Jahrhunderts die Romantiker und ihre Gegner, die Classicisten, auf schwäbischem Boden ausgefochten haben, ein Kampf, bei dem die größeren geistigen Mittel auf Seite der Romantik waren, diese aber eine stark gewurzelte Tradition zu bekämpfen hatte. Als Parallele hätte wohl daran erinnert werden können, daß ein Menschenalter zuvor auch die neue Dichtung der Stürmer und Dränger in Altwürttemberg durchweg abgelehnt und bekämpft worden war, bis in Schiller ein verspäteter, aber autochthoner Vertreter der Genieperiode erstand. Eine andere Untersuchung gilt den Beziehungen Uhland's zu den Literaturen des Auslandes, und ein dritter Aufsatz beschäftigt sich mit dem Verhältniß Uhland's zu — Hebbel. Das scheint eine gewagte Zusammenstellung; sie rechtfertigt sich aber durch die ungemeine und beharrliche Verehrung, die Hebbel Zeitlebens dem Lyriker und sogar dem Dramatiker Uhland bewahrt hat. Daß das Verhältniß ein ziemlich einseitiges blieb, erkärt sich ebenso aus der trockenen Schweigsamkeit des schwäbischen

Dichters und aus seiner Zurückhaltung gegen alle fremde Bewunderung, als aus der besonderen Art der Hebbel'schen Dichtung, für die gerade Uhland weder Sympathie noch ein tieferes Interesse haben konnte.

In die Nähe Schiller's führt die Biographie und Charakteristik Friedrich Haug's, der als Epigrammatiker einen Platz in der Literatur behauptet und auch um seiner liebenswürdigen Persönlichkeit willen ein bescheidenes Denkmal verdient hat. Nicht minder bewährt in der Schilderung des Dante-Uebersetzers Fr. Notter sich Fischer's biographische Kunst. Das Bild des edlen, lauteren Mannes, der auch politisch um seine Heimath verdient war, ist mit besonderer Liebe und Feinheit ausgeführt. Aus dem wirklichen Briefwechsel, den die Freunde Notter und Paul Pfizer mit einander führten, ist der „Briefwechsel zweier Deutschen" hervorgegangen, der, nach der Julirevolution erschienen, das erste süddeutsche Bekenntniß zur Idee der preußischen Hegemonie war. In dem Aufsatz: „Mörike, L. Bauer und Waiblinger", interessiren besonders die mitgetheilten Jugendbriefe Mörike's an Waiblinger, die schon ganz die mimosenhafte Eigenart des Dichters, seinen Hang zu mystischer Abgeschiedenheit, zu traumartigem Sicheinspinnen bekunden, sehr im Gegensatz zu dem laut und selbstgefällig sich vordrängenden Wesen Waiblinger's, von dem sich denn auch die Freunde schon in Tübingen abzuwenden begannen.

Einer ganz anderen Zeit gehört der Dichter an, dessen Lebensbild an der Spitze dieser Beiträge steht. Rudolph Weckherlin ist der unmittelbare Vorgänger Opitzens, der schwäbische Vertreter der classicistischen Renaissancepoesie; seine Heimath hat er aber frühzeitig verlassen; der höfisch gebildete Mann wurde Diplomat und trat in englische Dienste, wie er denn auch in London im Jahre 1653 gestorben ist, nachdem ein größerer Dichter, John Milton, ihn als Secretär des Staatsraths abgelöst hatte. Weckherlin's Leben ist vielfach in Dunkel gehüllt, und es war ein Verdienst, Alles geordnet zusammenzustellen, was sich über den Verschollenen hat ermitteln lassen. Fischer konnte das bisher Bekannte durch eigene Forschungen ergänzen, wie er denn überhaupt nur solche Studien hier vereinigt hat, bei denen er Eigenes zu geben und Neues mitzutheilen im Stande war.

W. Lang.

Der „Principe" des Macchiavelli.

L. A. Burd: „Il Principe by Niccolò Macchiavelli". Oxford at the Clarendon Press 1891.

Während Italiener und Franzosen zumeist, nach ihnen die Deutschen, sich mit eifriger Vorliebe dem Studium Macchiavelli's gewidmet haben, sind kürzere Studien von Macaulay, Hallam, Symonds, Roscoe und Napier bis jetzt der Beitrag Englands gewesen. Der vorliegende Band, von der Clarendon Presse zu Oxford mit der gewohnten, mustergültigen Ausstattung edirt, füllt die Lücke wohl endgültig für das englisch sprechende Publicum aus. Nichts ist versäumt, um das Verständniß des großen Florentiners zu vermitteln und sein Werk im Lichte der Zeitereignisse zu erhellen, ohne welche es, wie ein unaufgelöstes Räthsel, jeder Deutung sich verschließt. Eine umfassende Bibliographie, einleitende Worte des Herausgebers über Absicht und Zweck des „Principe" und seine Beurtheilung durch die Kritik des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, genealogische Tabellen des Hauses Macchiavelli und der großen zeitgenössischen, italienischen Geschlechter, eine nach den besten Quellen gearbeitete Darstellung der Zeit vom Geburtsjahr Macchiavelli's, 1469, bis zu seinem 1527 erfolgten Tode, Textkritik und Erläuterungen zu den sechsundzwanzig Capiteln des berühmten Buches selbst und endlich noch ein Appendix über Macchiavelli's Be-

ziehungen zu Fra Girolamo Savonarola: das sind die reichen Früchte langer, fleißiger Untersuchungen des gelehrten Engländers, der keine Mühe scheute, um seinem Werk die möglichste Vollendung zu geben.

Die Resultate, zu welchen er gelangt, oder die er in den meisten Fällen als die seinigen adoptirt, sind im Wesentlichen die folgenden. Der „Principe" ist nicht getrennt von Macchiavelli's sonstigen Werken, sondern im engen Zusammenhang mit denselben zu beurtheilen; daß man anders verfuhr, und lange Zeit, durch die klare Kürze und literarische Vollendung des Meisterwerks bestochen, dieses allein als den Ausdruck der Gedanken des florentinischen Politikers hinstellte, hat mehr als alles Andere zur Verwirrung der Begriffe über ihn geführt. Auch war es ein erschwerender Umstand, daß die Verhältnisse sich bereits verändert hatten, als das Buch, welches 1513 geschrieben worden war, 1532 und nach dem Tode des Verfassers erschien. Auf eine ganz besondere Sachlage berechnet, für Italiener, aber nicht für alle, sondern zunächst nur für Toskaner geschrieben, sind seine Lehren als Handbuch politischer Kunst, als Freibrief für alle Treulosigkeiten bei Behandlung öffentlicher Angelegenheiten gedeutet worden, und seine epigrammatischen Sentenzen erhielten den Werth allgemeiner Vorschriften, unter welchen sich die Unkenntniß des Schriftstellers barg, den man so bequem citiren konnte, ohne ihn gelesen zu haben.

Der Mann, dem man so viele Motive unterschob, hatte thatsächlich nur eines. In den Tagen, da jede sittliche Anschauung, jedes Rechtsgefühl überwunden waren, Bürger eines Landes, das Tyrannen knechteten, Parteien zerfleischten, Fremde unterjochten oder betrogen, Mitglied eines Pontifikates, dessen Sünden selbst die Welt der Renaissance mit unheimlichem Erstaunen erfüllten, schrieb Macchiavelli keine Satire und glaubte an keine Reform. Er beschloß, nach einem berühmten Wort, „der Zeit Gift zu reichen, als einzige Arznei, die sie vertragen konnte," und suchte einen Tyrannen, stärker, gewandter, schlauer als die andern, einen Medicäer, gefühllos und gewissenlos wie Caesar Borgia, aber glücklicher als er. Denn dieser Borgia in den Tagen seiner Jugend, schön, furchtbar und schlecht, ist das Idealbild, nicht etwa nur des berühmten Capitels VII, sondern des ganzen Buchs, die Personificirung des Staates, wie Macchiavelli ihn auffaßt, als Versuchsfeld starker Individualitäten, als die Beute des Genies. So verliebt ist er in diese Gestalt des typischen Tyrannen, des Repräsentanten der mustergültigen Despotie, daß er in den Irrthum aller Idealisten verfällt und von der so gering von ihm geschätzten menschlichen Natur ein Maß der Corruption verlangt, das sie zu leisten nicht im Stande ist. Der „Principe nuovo" von Macchiavelli, dem er dienen wollte und den er träumte, ist ebenso wenig gefunden worden als der „Papa angelico" des Mittelalters, und auch er ist enttäuscht gestorben!

Die Frage, ob er auch vom modernen Bewußtsein überwunden sei, ist aufs Bündigste in der merkwürdigen Einleitung verneint, die Lord Acton dem Werk von Burd vorausschickt. „Macchiavelli," schreibt dieser unvergleichliche Kenner, „repräsentirt mehr als den Geist seines Landes und seiner Zeit. Wissen, Cultur und Moralität haben zugenommen, aber drei Jahrhunderte bezeugen dauernd seine politische Wahrhaftigkeit." Venedig that ungezwungen, was er im Nothfall empfahl, und gebrauchte den Dolch gedungener Mörder. Als die mediceische Tradition zu französischer Staatskunst sich emporschwang und die Guise gemordet wurden, sprach der Venezianer Francesco da Molino die Hoffnung aus, der Rath der Zehn werde das Beispiel beherzigen, und der venetianische Theologe Sarpi lehnte die Verantwortung für die Ansicht nicht ab, es sei gestattet, sich gewisser Verbrecher geheim und durch Gift zu entledigen. Ein mediceischer Papst, Clemens, welcher meinte, „Chi va bonamente vien trata da bestia", ließ den „Principe" in Rom drucken; das Trienter Concil setzte ihn auf den Index, und der französische Heinrich III. trug ihn in der Tasche. Melanchthon ließ sich, als er von Cromwell's Ende hörte, zur Aeußerung hinreißen, es sei ein gutes Werk, Tyrannen zu tödten, und 1575 hielten die schwedischen Bischöfe es für nicht minder gerechtfertigt, ihrem König vergiftete Suppe zu reichen. Von der Bartholomäusnacht und ihren Apologeten, von den Illustrationen der englischen Revolutionsepoche

auf moderne Zeiten übergehend, citirt Lord Acton Aussprüche, die vom Cardinal von Retz bis zu Mr. Morley, von Bacon bis zu J. B. Say und Lord Grey der Doctrin huldigen, daß die Gesetze der persönlichen Moral auf die Regierung der Menschen und auf die Leitung der Staaten nicht anwendbar sind. Ranke und Sybel, Stahr und Baumgarten, Renan und Sainte-Beuve, Gervinus und Fichte dachten und denken nicht anders als Richelieu oder Napoleon von der Nothwendigkeit des Erfolges als des Prüfsteins politischen Werthes. Der Theologe Hase schreibt unbedenklich: „Der Einzelne wird nach der Größe seiner Ziele, nach den Wirkungen seiner Thaten für das Wohl der Völker gemessen, aber nicht nach dem Maße der Moral und des Rechts." Und Rümelin: „Die Erhaltung des Staates rechtfertigt jedes Opfer und steht über jedem Gebot." Als Italien und Deutschland in die Bewegung eintraten, die ihnen die nationale Existenz und ihre Bedeutung in der Geschichte zurückgaben, befolgten sie die Vorschrift des Florentiners, daß ein Volk, vor die Wahl gestellt, von welcher Sein oder Nichtsein abhängt, die Einheit höher als die Freiheit zu achten habe. Das Wort von Gervinus, „er errieth den Geist der neueren Geschichte", leitet für Macchiavelli die Zeit ein, wo er nicht nur Vertheidiger und Bewunderer, sondern Zustimmung fand. In den Augen von Klein enthält das so lange verkannte Buch „die reformatorische Absicht eines Sittenspiegels", und Chowanetz lobt dieselbe „als vortrefflich für alle Zeiten". Hartwig schließt seine geistreiche Analyse mit dem Satz, daß die Welt, wie Macchiavelli sie gesehen, die Welt ohne Gewissen, diejenige sei, von welcher allein die Geschichte weiß. Gaspary stellt ihm das Zeugniß aus, daß er Unrecht haßte, aber „keine Moral, wie keine Religion, über dem Staate, sondern nur in demselben erkennt: die Menschen sind von Natur schlecht, die Gesetze machen sie gut. — Wo es kein Gericht gibt, bei dem man klagen könnte, wie in den Handlungen der Fürsten, betrachte man immer das Ende". Die Italiener, nachdem sie versucht hatten, das politische Problem auf ethischer Grundlage zu lösen und bestehende Rechtszustände zu achten, sind zum gewaltigen Patrioten zurückgekehrt, der keine solchen Bedenken kannte. Mit Recht beansprucht Mr. Burd als nothwendigen Schluß des „Principe" jenes sechsundzwanzigste Capitel, vor welchem auch der Gegner die Waffen streckt, und worin der Genius des Vaterlandes, von Schlacken gereinigt und durch todesmuthige Aufopferung verklärt, den Befreier grüßt, der da kommen wird, „con quell' animo e con quella speranza che si pigliano le imprese giuste."

Studien über Proudhon.

Studien über Proudhon. Ein Beitrag zum Verständniß der socialen Reform. Von Arthur Mülberger. Stuttgart, G. J. Göschen. 1891.

Proudhon ist eine der interessantesten Persönlichkeiten der socialen Bewegung: als genialer Vertreter des wissenschaftlichen Socialismus, als origineller Kopf, als ideenreicher Publicist, als eminent formgewandter Schriftsteller. Und doch ist gerade er in der wissenschaftlichen Literatur bisher nur wenig gewürdigt worden, zumal wenn man die reiche, von Jahr zu Jahr anschwellende Literatur über Rodbertus, Marx und Lassalle vergleicht. Daher ist es mit Freuden zu begrüßen, daß Dr. Arthur Mülberger, längst bekannt als ausgezeichneter Kenner des Proudhonismus, einige bisher wenig beachtete Seiten dieser eigenartigen Doctrin in ein helleres Licht rückt. Die umfassendste — bereits in den „Annalen des Deutschen Reiches" veröffentlichte — Studie behandelt Proudhon's Theorie des allgemeinen Wahlrechts und gibt in fesselnder Form eine mustergültige Darstellung der Entwicklung der Proudhon'schen Ansichten. Danach stand Proudhon ursprünglich dem allgemeinen Stimm-

recht gleichgültig gegenüber; später kämpfte er entschieden — zwar nicht gegen die Institution an sich — wohl aber gegen die bei der Demokratie darüber verbreiteten Anschauungen, gegen die überschwenglichen Hoffnungen, welche sich daran knüpften, gegen die Meinung, man habe in ihm die Panacée für alle politischen und socialen Uebel; in seiner letzten Lebensperiode endlich suchte Proudhon etwas objectiver die Bedeutung des allgemeinen Stimmrechts für den Fortschritt von Staat und Gesellschaft zu ergründen. Hier kommt er zum Schluß, daß das allgemeine Stimmrecht der Gegenwart die Souveränetät des Einzelwillens proclamirt und damit die Gesellschaft atomisirt. Ihre natürliche sociale Gruppirung wird zu Staub zermalmt, und so ein Chaos geschaffen, über dessen Direction nur die nackte Zahl, die Majorität, niemals der Gedanke entscheidet. Das allgemeine Wahlrecht ist deshalb dahin zu reformiren, daß es eine Vertretung der Gesellschaft in ihrer berufsmäßigen Gruppirung schafft. „Jeder Deputirte ist vor Allem der Mann des Ortes, der ihn zu seinem Vertreter gewählt hat, sein Ausfluß, sein Beauftragter mit der speciellen Aufgabe, seine besonderen Interessen zu vertheidigen, unter dem Vorbehalte, sie am besten mit dem allgemeinen Interesse in Einklang zu bringen." Diese Ansicht hängt eng mit Proudhon's Theorie des Föderalismus zusammen, und auch ihr Connex mit den Ideen, die zum Pariser Communeaufstande von 1871 geführt haben, ist nicht zu verkennen. — Sonst enthalten die „Studien" noch ein Project Proudhon's über die Centralisirung des Handels, eine Skizze seines nachgelassenen Werkes über „Cäsarismus und Christianismus" und ausführliche Recensionen der Monographien von Putlitz und Diehl über Proudhon. Gegen Diehl ist Mülberger offenbar ungerecht. Ein unbedingter Verehrer Proudhon's, tritt er an das — nicht ohne Berechtigung etwas skeptisch gehaltene — Werk Diehl's mit Vorurtheilen heran; die Bewunderung, die er für seinen Helden hegt, macht ihn blind gegen die großen Vorzüge, die den Kritiker Proudhon's auszeichnen, und läßt ihn wegen einiger Schwächen in Diehl's Analyse der Proudhon'schen Theorien zu einem allgemein abfälligen Verdict gelangen. Wir können Allen, die sich über den so bedeutenden und eigenartigen französischen Denker unterrichten wollen, nur beide Werke empfehlen, die sich aufs Beste gegenseitig ergänzen.

Georg Adler.

Erinnerungen eines Schleswig-Holsteiners.

Schleswig-Holsteins erste Erhebung 1848—1849. Von Rudolph Schleiden. Wiesbaden, J. F. Bergmann.

Der dritte Band der „Erinnerungen eines Schleswig-Holsteiners" liegt vor uns, und schon sein Titel läßt es errathen, daß er von allen dreien das größte Interesse darbietet. Im ersten trat uns eine Art von Stillleben vor dem Unwetter entgegen; im zweiten flatterten die Vögel vor uns auf, die das Herannahen des Sturmes verkündeten; im dritten finden wir uns inmitten des Sturmes selbst, welcher durch den am 20. Januar 1848 erfolgten Regierungsantritt Friedrich's VII. und die Bildung des eiderdänischen Ministeriums zu Kopenhagen im März heraufbeschworen worden war. Am Morgen des 26. März landete Schleiden, der wie die anderen der Sache der Herzogthümer und des Rechts getreuen Deutschen dem neuen Regiment nicht mehr dienen mochte, in Kiel: die erste Nachricht, welche er hier empfing, war die von der Bildung einer vorläufigen Regierung unter dem Vorsitz Georg Beseler's, durch welche nicht die Sache von Aufruhr und Empörung gegen den immer noch rechtmäßigen Landesherrn, sondern die berechtigte Forderung vertreten ward, daß die Herzogthümer bei ihrem alten verbrieften Recht gelassen werden sollten. Die Loyalität, mit welcher die Regierung diesen Standpunkt in einer unterthänigsten Adresse an den König-Herzog

selbst entwickelte, bestimmte Schleiden, in die Dienste dieser Regierung zu treten. In solcher Eile, daß er von Freunden Wäsche und Ueberzieher entlehnen mußte, reiste er nach Hannover und Frankfurt, um daselbst die Errichtung der Regierung anzuzeigen und unter Anderem für die Aufnahme Schleswigs in den deutschen Bund zu wirken. Aus diesem Anlaß nahm Schleiden auch an den Berathungen des Vorparlaments und an dem von diesem niedergesetzten Fünfziger-Ausschuß Theil. Dann aber machte er auch die Bekanntschaft Mathy's, mit dem er nach Berlin reiste, um für die Besetzung Schleswigs zu wirken, und der ihm nach einem Besuch in Rendsburg, wo beide mit großer Begeisterung empfangen wurden, im Eisenbahnwagen um den Hals fiel: „Ich kann Dich nicht länger Sie nennen; wir müssen uns duzen. Das war ein unvergeßlich schöner Tag!" Am 16. Mai wurde Schleiden zum Bevollmächtigten der vorläufigen Regierung in Berlin ernannt, als welcher er unter sehr schwierigen und unerquicklichen Verhältnissen seine Pflicht treu und redlich erfüllt hat. Das Bitterste, was er damals durchzumachen hatte, war der berüchtigte Waffenstillstand von Malmö vom 26. August 1848, durch welchen Deutschland, Preußen und die Herzogthümer aufs Tiefste gedemüthigt wurden, und in Bezug auf welchen Dahlmann's prophetisches Wort in Erfüllung ging: „Man wird niemals das ehemals stolze Haupt wieder erheben, wenn man sich schon beim ersten Anblick der Gefahr kleinmüthig unterwirft." Seit dem 3. Januar 1849 gehörte Schleiden der vorläufigen Regierung in Schleswig an, in welcher er neben dem Departementschef v. Harbou an der Leitung der auswärtigen, inneren, geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten betheiligt war. Dieser Stellung hatte er es zu verdanken, daß er — nach der Bestellung der Statthalterschaft Beseler's, Reventlou's und Olshausen's und nach dem Wiederausbruch der Feindseligkeiten — am 5. April 1849 in Eckernförde sein und Zeuge des herrlichen Sieges unserer Batterien über die dänischen Kriegsschiffe Christian VIII. und Gefion werden konnte, wobei er übrigens selbst wiederholt in das Feuer der Feinde und damit in harte Lebensgefahr gerieth. Mit diesem Tage des Ruhmes schließt — hoffentlich nur für diesmal — die Erzählung ab.

Die Darstellung Schleiden's ist überall klar, weder zu breit noch zu knapp, sachlich gehalten und bei aller vorwaltenden Nüchternheit doch an manchen Stellen nicht ohne Schwung und tiefe Empfindung. Es gilt dies namentlich von den beiden so sehr gegensätzlichen Ereignissen, vom Malmöer Stillstande und vom Siege von Eckernförde; die herbe Schmach des ersteren, bei welchem Preußen sich mehrfach hinter seine anfänglichen eigenen Forderungen zurückdrängen ließ, und die erfrischende Wirkung des zweiten, welcher unmittelbar auf die Ablehnung der Kaiserkrone durch Friedrich Wilhelm IV. folgte, treten plastisch hervor, und in der gedrängten Schilderung ist Raum genug für die Würdigung der ausschließlichen Helden des Tages, Hauptmann Jungmann und Unterofficier v. Preußer, sowie für ein Wort des Mitgefühls für den dreiundsiebzigjährigen dänischen Befehlshaber Paludan, dem stille Thränen über die Wangen liefen, als er dem Herzog Ernst II. von Coburg seinen Säbel überreichte. Da Schleiden in hervorragender Stellung an den Ereignissen theilgenommen hat, so war er in der Lage, das Bild dieser Ereignisse und vieler hervorragender Personen aus dem Vollen zu entwerfen; sein Buch liefert deshalb zu vielen anderen gelegentliche Berichtigungen, so zu G. Freytag's Werk über Mathy, zu Heinrich v. Sybel's Begründung des Deutschen Reichs, zu den Denkwürdigkeiten Herzog Ernst's. Wenn Schleiden sich namentlich nicht ohne Schärfe gegen dessen Schilderung des Eckernförder Tages wendet, von der wir im Juli-Heft 1888 der „Deutschen Rundschau" unseren Lesern Kenntniß gegeben haben, so hält ihn das nicht ab, die warme Theilnahme, welche Herzog Ernst stets der Sache Schleswig-Holsteins bewiesen habe, mit aufrichtigem Danke anzuerkennen.

G. Egelhaaf.

χιβ. **Der Gemüthsausdruck des Antinous.** Ein Jahrhundert angewandter Psychologie auf dem Gebiete der antiken Plastik. Von Ferdinand Laban. Berlin, Spemann. 1891.

Die antiken Bildhauer waren nicht Realisten in unserem Sinne; das ist bekannt. Glieder wie sie der Hercules Farnese streckt, wandeln nicht über die Erde, und mit dem Haupt des Jupiter von Otricoli oder des praxitelischen Hermes können unsere Anatomen und Psychiater sich gar nicht befreunden. Natürlich schattet sich auch der Gemüthsausdruck in dieser steinernen Bilderwelt anders ab als in der leibhaften vor uns. Es gab da bestimmte Ueberlieferungen: das Publicum verstand den Künstler sofort. Dieser Zusammenhang zwischen Werk und Beschauer ist durch fast zwei Jahrtausende zerrissen; nun stehen wir und suchen die Seele etwa des Antinous aus seinen Porträts zu enträthseln, und jeder Beschauer legt etwas anderes in den Marmor hinein. Vielleicht jeder Stimmungen seiner eigenen Zeit. Laban sucht das wahrscheinlich zu machen, indem er die Archäologen etc. gegen einandertreten läßt. Vor hundert Jahren galt der Gesichtsausdruck des Antinous für schwärmerisch und lieblich, später, in der Periode des Weltschmerzes, für verdüstert: neuerdings lesen manche Forscher Wildheit, ja Grausamkeit aus diesen schönen Zügen. Das hat uns der Verfasser anmuthig zusammengestellt; seine Zwischenbemerkungen zeigen soviel Feinheit und Sachkenntniß, daß wir es fast vermissen, wenn er seine persönliche Meinung zurückhält. Er handelt darin beinahe zu vorsichtig. Wir sind im Psychologischen denn doch seit hundert Jahren weiter gekommen und haben mehr Kunstwerke kennen gelernt. So gewinnen wir am Ende ein Recht, ohne die sonst gebräuchliche allgemeine Phrase über das süße und tückische Gesicht dieser zerbrochenen Tigerkatzennatur zu sprechen.

ογ. **Germain Bapst.** Essai sur l'histoire des Panoramas et des Dioramas. Paris 1891.

Die vorliegende Studie ist nur ein Heft von dreißig Seiten und ursprünglich für die Berichte der Jury bei der Pariser Weltausstellung von 1889 abgefaßt. Bapst hat sich aber sicher unsern Dank dadurch verdient, daß er diesen Rapport einzeln herausgegeben. Er schildert in flottem Gange die Entwicklung der Panoramenmalerei, die noch kein Jahrhundert alt ist. Der eigentliche Erfinder, der Maler Barker in Edinburgh, soll einem Zufall — der Einkerkerung in einem runden von oben beleuchteten Schuldthurm — die nöthigen optischen Wahrnehmungen verdankt haben, auf die hin er 1792 sein erstes Panorama auf dem Leicester Square in London erbaute. Die wesentlichen Punkte, auf denen die Illusion beruht, waren hier schon gefunden: Der Beschauer hat in einem dunklen Raume zu stehen; er muß bereits auf dem dunklen Wege zu demselben hin den Maßstab für die natürliche Lichtwirkung aus dem Auge verloren haben; das Bild selbst darf ihm keinerlei Abschluß zeigen, der zum Vergleichsmoment dienen könnte; das einfallende Licht muß so vollkommen zerstreut sein, daß dem Auge die Berechnung der wirklichen Distanzen unmöglich wird. Nunmehr ist der Beschauer reif, das Bild als Illusion auf sich wirken zu lassen.

Die Bemalung einer so großen Fläche bleibt immerhin schwierig genug: die gespannte Leinwand hängt sich als Curve durch; jede Linie, die als gerade erscheinen soll, muß mit genauester Kenntniß der Perspective auf diese doppelt gebogene Fläche construirt sein. — Die ersten englischen Panoramen erzielten einen großen Erfolg und wanderten alsbald auf den Continent; 1800 sind sie schon in Berlin und Paris; in Bapst's Buch finden wir hauptsächlich die Entwicklung in Paris. Hier, am Boulevard Montmartre, erinnert die bekannte Passage des panoramas noch an die Stelle der Triumphe; Napoleons Siege wurden dem Volke vorgeführt. Prévost ist bis 1820 der eigentliche Künstler.

Die Dioramen läßt Bapst erst 1823 durch Daguerre, den später durch seine Lichtbilder so berühmten Künstler, erfinden. Dagegen ist zu bemerken, daß bereits 1808—1814 hier in Berlin Schinkel seine Bilder für Gropius' Diorama gemalt hat, jenes dem alten Berliner wohlbekannte Gebäude in der Georgenstraße, das nach manchen trüben Erlebnissen noch die Ehre hatte, dem Kunstgewerbe-Museum und dem Victoria-Lyceum als Wiege zu dienen, bis es zur Stätte des Malmschen Walfisches herabsank, und schließlich der Stadtbahn zum Opfer fiel. Die Dioramen übertrugen das Princip der die Illusion hervorrufenden Beleuchtung und Abblendung auf die Fläche; man bemalte die Leinwand von vorne mit leichten durchsichtigen Farben, von hinten mit schwarzen Tönen und konnte nun durch Wechsel der Beleuchtung zunächst von vorne, dann transparent, die merkwürdigsten Lichteffecte hervorbringen. Die Täuschungen für den plastischen Vordergrund, welche uns jetzt unerläßlich erscheinen, sind erst nach 1830 aufgekommen und erst nach 1860 vervollkommnet. Das Buch enthält eine Reihe von interessanten Abbildungen älterer Malereien, außerdem für die Panoramen der neuesten Zeit höchst reizvolle, bisher nicht veröffentlichte Studienblätter des Schlachtenmalers Detaille. Von den zahlreichen Panoramen des letzten Jahrzehntes finden nur die französischen Arbeiten Berücksichtigung, vornehmlich die der Ausstellung von 1889, wie dies bei der Entstehung des Buches erklärlich ist.

λ. **Deutsche Volks- und Kulturgeschichte.** Von Dr. Karl Biedermann, ordentlichem Honorarprofessor an der Universität Leipzig. Zweite Auflage. Wiesbaden, Bergmann. 1891.

Der als Historiker und Publicist rühmlichst bekannte Professor Dr. Karl Biedermann hat es vor sechs Jahren (1886) unternommen, ein kurzes Handbuch der deutschen Geschichte abzufassen, in welchem von Krieg und Kriegsgefahren nicht mehr als unumgänglich nöthig die Rede sein und der Hauptnachdruck auf die Kulturthaten des deutschen Volkes gelegt werden sollte. Ein zweiter Hauptgesichtspunkt war, eine solche Gruppirung des Stoffes vorzunehmen, daß der innere Zusammenhang der Geschichte so deutlich

als möglich heraustrete. Man kann sagen, daß beide Gedanken von Biedermann im Wesentlichen consequent verfolgt worden sind. Der spanische Erbfolgekrieg ist z. B. auf etwa einer Seite abgemacht; von allen Kriegsereignissen während desselben sind nur Höchstädt, Turin, Malplaquet, und auch diese nur nebenbei, gegenannt, während dem geistigen Leben des 18. Jahrhunderts eine erheblich eingehendere Beachtung gewidmet ist. Wer diese Behandlung der Geschichte billigt, der kann mit gutem Gewissen an Biedermann's Buch gewiesen werden; es ist eine der beachtenswerthesten Leistungen dieser Richtung. Wir für unseren Theil glauben allerdings, daß bei der ausgeprägten „culturhistorischen" Behandlung unserer Geschichte vieles unterdrückt wird, worin sich unsere nationale Kraft bethätigt hat und was, gut und lebendig erzählt, nothwendig dazu beitragen müßte, das Nationalgefühl zu entflammen und zu heben. „Auch der Krieg hat seine Ehre", und ohne daß wir unsere Culturarbeit in den geschichtlichen Darstellungen irgendwie ungebührlich zurückgesetzt wissen wollten — wo aber geschieht dies überhaupt wohl noch? — möchten wir unserer Jugend und unserm Volke doch auch ins Gedächtniß gerufen sehen, daß wir allezeit ein waffenfrohes und waffengewaltiges Volk gewesen sind. Wir glauben nicht, daß wir einer auf solchem Boden erwachsenden Gesinnung zur Zeit schon zu entrathen vermögen.

γ. **Geschichte des deutschen Volkes** von G. Dittmar. Heidelberg, Karl Winter, 1891.

Wieder eine deutsche Geschichte, nachdem erst die von Kämmel, die von Lamprecht, und nicht so gar lange vor ihnen die von Hoyns ihren Weg angetreten haben. Wenn man aber auch die Frage des Bedürfnisses nach einem solchen Werke mit einiger Skepsis betrachten mag, so hat die Thatsache, daß eine ganze Reihe von deutschen Geschichten dem Publicum fast gleichzeitig dargeboten wird, auch wieder ihr Erfreuliches: wäre kein Verlangen nach solchen Büchern und nach Erkenntniß unserer Geschichte, so würden vermuthlich auch keine derartigen Werke gedruckt werden. Erkennt man dies an, so fragt sich nur noch, ob das jeweils ans Licht tretende Werk gut oder schlecht sei, und ist ersteres der Fall, so mag man ihm gerne glückliche Fahrt wünschen. Was nun das Dittmar'sche Werk anbetrifft, so kann ihm nachgerühmt werden, daß es auf Grund guter, wenn auch nicht überall gleich ausreichender Kenntnisse geschrieben ist; daß es seinen Stoff weder zu breit noch zu knapp behandelt; daß es eine nicht schwungvolle, aber dafür eine klare, verständliche, in der That belehrende Sprache redet; daß es patriotisch ohne Chauvinismus, protestantisch ohne Fanatismus ist, und auch die nichtdeutsche Geschichte Europas so weit mit kurzen Hindeutungen heranzieht, als zum Verständniß der deutschen Vorgänge erforderlich ist. Auch das soll nicht vergessen sein, daß neben den politischen Dingen die culturgeschichtlichen noch ausführlicher, als sonst wohl geschieht, zur Darstellung gebracht sind; nachdem z. B. die Geschichte des dreißigjährigen Krieges auf etwa achtzig Seiten erzählt ist, folgen etwa fünfzig Seiten über die inneren Zustände unserer Nation zu jener Zeit. Einzelne Ausstellungen an Dittmar's Darstellung zu machen, wozu da und dort genügender Anlaß wäre, halten wir hier nicht für des Orts; sonst müßten wir z. B. bestreiten, daß im Herbst 1546 Johann Friedrich's Soldaten nach Haus liefen, um Weib und Kind zu schützen, oder daß Karl V. damals (selbst!) nach Köln geeilt sei, um Hermann von Wied abzusetzen, und Derartiges mehr, was allerdings in einer 2. Auflage getilgt werden kann und getilgt werden muß.

γ. **Handbuch der deutschen Geschichte.** Herausgegeben von Bruno Gebhardt. Zwei Bände. Stuttgart, Berlin und Leipzig. Union, Deutsche Verlagsgesellschaft 1891.

Der Gedanke, welcher die Verfasser dieses Werkes geleitet hat, ist ein ohne Zweifel berechtigter und zeitgemäßer. Wir haben keinen Mangel an brauchbaren, kürzeren populär-wissenschaftlichen Büchern zur deutschen Geschichte, auch keinen an gelehrten bändereichen Werken. Die Oncken'sche Weltgeschichte mit ihren hierher gehörigen Abtheilungen, die Cotta'sche Bibliothek deutscher Geschichte, von welcher schon eine Reihe von Bänden von Ritter, Egelhaaf, Lindner, Manitius, v. Zwiedinek vorliegt, endlich die bei Fr. A. Perthes erscheinende, aber leider ungemein langsam sich entwickelnde Neubearbeitung von Pfister's deutscher Geschichte genügen hier überreich dem vorhandenen Bedürfniß. Was uns fehlte, das war eine deutsche Geschichte, welche mit den letztgenannten Sammlungen die wissenschaftliche Unterlage gemein hätte und doch in so mäßigem Umfang gehalten, daß sie wirklich als Handbuch gebraucht werden könnte. Gebhardt hat nun diese Lücke auszufüllen unternommen, indem er ein Werk nach dem Muster des bewährten Lehrbuchs der Kirchengeschichte von Kurtz schuf: also ein Handbuch, welches immer in knappen Paragraphen von größerem Druck das Wesentliche eines bestimmten Zeitraumes zusammenfaßt und dann die einzelnen Punkte in kleiner gedruckten Anmerkungen näher erläutert, wobei alle wichtigen Streitfragen als solche gekennzeichnet und besprochen werden und die monographische Literatur wenigstens der letzten zehn Jahre aufgeführt ist: für die frühere wird der Regel nach nicht unpassend auf die 1883 erschienene letzte Auflage der Quellenkunde von Dahlmann-Waitz verwiesen, welche ja Jedem, der sich in die deutsche Geschichte vertiefen will, unentbehrlich ist. Als Beispiel der Behandlung greifen wir gleich den § 1 der Urzeit heraus. Er ist überschrieben „die Indogermanen" und umfaßt drei Seiten. Dazu treten 6½ Seiten Anmerkungen, deren Titel lauten: Die Namen „Germanen" und „Deutsche"; die Germanen als Glied der indogermanischen Völkerfamile; die Heimath der Indogermanen, (welche mit Schröder an die Wolga versetzt wird); Wirthschaftsleben Metallkenntniß, Kleidung, Waffen, Wohnung u. s. w. Die einzelnen Perioden sind von Gebhardt, Bethge, W. Schultze, Hahn, Köhler, Großmann, Liebe, Ellinger, Erler, Winter, Hirsch und Kleinschmidt behandelt.

Eine solche Stoffvertheilung bringt freilich manche Unebenheiten in der Bearbeitung mit sich, verbürgt aber auch eine größere Zuverlässigkeit der Angaben und eine vertieftere Auffassung des Einzelnen. Daß für Ausstellungen und Verbesserungen bei einer so gewaltigen Stoffmasse immer noch Raum bleibt, versteht sich von selbst; den Literaturangaben wäre manchmal etwas anzufügen (so z. B. I 440 die Abhandlung Rohden's über den Sturz Heinrich's VII., die zur Präcisirung des Problems doch Manches beigetragen hat); der geistliche Vorbehalt ist II, 82 im Haupttext nicht genannt, wogegen er II 9 auftaucht. Die Behauptung, daß er nur von einer Partei angenommen worden sei, ist in dieser Form mindestens sehr fragwürdig. Aber das sind schließlich doch nur Nebensachen. In der Hauptsache haben Gebhardt und seine Mitarbeiter ihr Ziel in lobenswerthester Weise erreicht, und wir hoffen, daß alle Freunde unserer Geschichte, namentlich auch Studirende, das Buch mit reichem Nutzen gebrauchen werden.

λ. **Bismarck en Caricatures. — Crispi, Bismarck et la Triple-Alliance en Caricatures.** Par John Grand-Carteret. Paris, Perrin & Cie. — Ch. Delagrave. 1891.

John Grand-Carteret hat sich durch seine größeren Caricaturen-Zusammenstellungen über die Sitten und die sie verspottenden Zerrbilder in Frankreich und Deutschland einen bekannten Namen gemacht, und auch die beiden neuen vorliegenden kleineren Werke werden bei uns das gleiche Interesse finden, wie die erwähnten umfangreicheren Sammlungen. Jeder der beiden obigen Bände enthält eine Reihe von Zeichnungen, die deutschen, französischen, englischen und italienischen Witzblättern entnommen wurden und eine eigenthümliche Folie zu der historischen Figur des ersten deutschen Reichskanzlers und seinem letzten großen Werke, der Schaffung des Dreibundes, bilden. Wer — und wir Deutsche haben ja gerade hierzu besonderes Talent! — sich ohne Empfindlichkeit und persönlichen Verdruß über die zeichnerischen Verspottungen gewaltiger Männer und gewaltiger Thaten hinwegsetzen kann, der wird seine Freude haben an dem Witz und der Satire, nicht zuletzt auch an der Kunst, welche bei vielen der hier mitgetheilten Bilder den Griffel geführt. Mit einem sich durch Sachkenntniß der geschichtlichen Ereignisse und der sie behandelnden internationalen Literatur auszeichnenden Text hat Grand-Carteret die einzelnen Bilder verbunden, die hierdurch vielfach eine interessante Beleuchtung und Rückwirkung erhalten. Besonders der Bismarck allein behandelnde Band bildet eine werthvolle Ergänzung zu dem bekannten „Bismarck-Album des Kladderadatsch" und unterhält nicht nur die Mitlebenden, sondern wird auch späteren Culturforschern sehr erwünschtes Material zu unserer Zeitgeschichte liefern.

λ. **Das deutsche Heer und die Marine.** Militärtypen von Georg Arnould. Mit erläuterndem Text von Felix von Olberg. Wandsbeck-Hamburg, Kunstanstalt (vormals Gustav W. Seitz). A.-G. 1891.

In großem Format und vorzüglichem Farbendruck, auf welchem Gebiet der bekannte Verlag Musterhaftes leistet, werden in diesem stattlichen Werke die verschiedenen Truppentheile des deutschen Heeres und der deutschen Marine in möglichst genauer Darstellung ihrer Uniformen und in den mannigfachen Lagen des Kriegs und Friedens wiedergegeben. Die einzelnen Bilder, Personen sowohl wie Scenen, sind durchaus populär aufgefaßt und erfreuen durch ihre lebensvolle Gestaltung, die nichts Steifes und Schablonenhaftes an sich hat; die auch zum Einrahmen geeigneten Tafeln, denen stets ein kurzer Text beigefügt ist, sind trotz ihrer ausgezeichneten Herstellung so preiswürdig, daß sie auf eine weite Verbreitung rechnen dürfen.

γ. **La formation de la Prusse contemporaine.** Par Godeffroy Cavaignac. Paris, Hachette. 1891.

Das vorliegende Buch ist im Wesentlichen eine Geschichte der Ursprünge des preußischen Staates seit dem großen Kurfürsten und des Ministeriums Stein. Cavaignac sucht nachzuweisen, daß die neueren deutschen Historiker im Irrthum seien, wenn sie meinen, Preußen habe die „Grundsätze von 1789" bei sich schon vor der französischen Revolution durchgeführt, und es habe also des französischen Vorgangs gar nicht bedurft, um in Preußen die demokratische Veränderung herbeizuführen, welche das 19. Jahrhundert charakterisirt; auch habe auf den weiteren Fortschritt dieser Entwicklung eine französische Einwirkung nicht stattgefunden. Dieser Ansicht gegenüber bezieht sich Cavaignac auf das Wort Kaiser Wilhelm's II.: „Die jungen Leute wissen nicht, wie unsere Nation sich entwickelt hat; sie wissen nicht, daß die Ursprünge unseres jetzigen Zustandes von der Epoche der französischen Revolution herrühren." Nicht bloß die jungen Leute wissen das nach Cavaignac nicht; auch die Historiker trifft sein Tadel; ihnen fehle das Bewußtsein davon, daß Frankreich nicht erst 1789, sondern Jahrhunderte vorher schon begonnen habe, die Grundsätze der Gerechtigkeit und der socialen Gleichheit zu verwirklichen, und daß es am Ende die gesammte europäische Gesellschaft durch sein Beispiel umgestaltet habe. Cavaignac wünscht somit, kurz gesagt, die unbedingte Priorität Frankreichs auf dem Gebiete der socialen Reform zu vertheidigen. Es liegt auf der Hand, daß man ihm mit sehr gewichtigen Einwänden entgegentreten kann. Weder unter Ludwig XIV. z. B., noch unter Ludwig XV. macht Frankreich in hervorragendem Maße den Eindruck, als ob es „die Grundsätze der Gerechtigkeit und der socialen Gleichheit" auch nur vorbereitenderweise bei sich verwirklicht hätte, und die Beweise dagegen kann jeder Primaner sofort aufsagen; dagegen geht Cavaignac über das etwas zu leicht weg, was die Hohenzollern für den kleinen Mann geleistet haben, auch für den Bauersmann. Gleichwohl möchten wir Cavaignac's Standpunkt nicht alles Recht absprechen, und was die wissenschaftliche Behandlung seiner Aufgabe selbst betrifft, so muß anerkannt werden, daß er mit großem Fleiß und Ernst sich in die Quellen und die

darstellende Literatur vertieft und ein Werk geschaffen hat, das über die Durchschnittsleistungen der Franzosen über Fragen deutscher Geschichte hoch hinausragt. Wenn er speciell über Stein urtheilt, er habe viel weniger geleistet, als die Deutschen ihm nachrühmten, und habe die Herrschaft des Feudaladels über die Bauerschaft nichts weniger als völlig gebrochen, während die französische Revolution dieses Werk gründlich besorgt habe, so sagt er uns damit nichts Neues: wir wissen das schon durch das geniale Werk F. G. Knapps, den Cavaignac auch öfters citirt, wie er überhaupt seine Quellen pünktlich namhaft macht.

γ. **König Sigmund und Kurfürst Friedrich I. von Brandenburg.** Von Erich Brandenburg, Dr. phil. Berlin, Mayer u. Müller. 1891.

Ueber das Verhältniß, in welchem Kaiser Sigmund zu dem von ihm zum Markgrafen und Kurfürsten von Brandenburg erhobenen Nürnberger Burggrafen Friedrich VI. stand, hat sehr lange die Droysen'sche Auffassung geherrscht, nach welcher Friedrich VI. von nationalen Gesichtspunkten geleitet war und Sigmund deshalb unterstützte, weil er in ihm den Mann zu erkennen glaubte, welcher eine starke Centralregierung über den Landesgewalten zu begründen vermöge. Als er sich in dieser Ansicht getäuscht sah, suchte er die erstrebte Centralgewalt ohne den König ins Leben zu rufen und das Kurfürstencollegium zum Träger der Reichsgewalt zu machen; diesen Sinn hatte der Kurfürstenbund von Bingen. Friedrich VI. vermochte aber seinen nationalen Gedanken auch in dieser Form nicht durchzuführen und sah sich, da ihn seine Bundesgenossen im Stich ließen, am Ende genöthigt, mit dem König sich zu versöhnen, um völliger Vereinzelung zu entgehen. Dieser Auffassung ist nun zuerst Caro in seinem 1869 erschienenen dritten Bande der „Geschichte von Polen" entgegengetreten, in dem er zwar einen nationalen Anlauf bei dem Kurfürsten zugab, aber ihn aus Selbstsucht von seinen eigenen Principien abfallen und sich mit Polen verbünden ließ, welches Sigmund feindschaftlich gegenüberstand. Ähnlich urtheilt Friedrich von Bezold in seiner „Geschichte der Hussitenkriege": auch er erkennt eine nationale Periode bei Friedrich VI. an, betrachtet ihn aber als einen gewissenlosen Egoisten, welcher keinen Anstand nahm, des eigenen Vortheils wegen sich mit seiner Vergangenheit in gänzlichen Widerspruch zu setzen. Brandenburg sucht nun nachzuweisen, daß auch der letzte Rest von Droysen's Auffassung über Bord geworfen werden muß, daß Friedrich VI., der den König Sigmund schon von Nikopoli her genau kannte, gar nie der Täuschung verfallen konnte, als ob der überaus unbeständige Monarch geeignet sei, eine zielbewußte Reichsreformpolitik zu betreiben, und daß Friedrich VI. selbst gar nichts Anderes im Auge hatte, als die Interessen seines Landes, wobei er weder vom Kaiser, noch von den übrigen Reichsfürsten, noch von Polen abhängig sein wollte. Mit dem Jahre 1426 vollzieht sich die Erkenntniß, daß er zu einer solchen Politik, wie sie Preußen seit 1640 durchführte, nicht stark genug sei, und der Kaiser seinerseits begriff, daß er es aufgeben müsse, von dem Kurfürsten bedingungslosen Gehorsam zu verlangen. Zwischen beiden bildete sich von nun ab eine gegenseitige Duldsamkeit, und so blieb es bis zu des Königs Tode. Die Abhandlung Brandenburgs macht einen vortrefflichen Eindruck; sie ist nüchtern und verständig gehalten und steht im Einklang mit allgemeinen Thatsachen nicht bloß unserer deutschen, sondern aller Geschichte. Die reinen Idealisten, wie Droysen einen zeichnet, sind unter den Staatsmännern stets sehr selten. Die häßliche Schreibung Canditat (auf S. 16) hätten wir gerne vermißt; sie ist natürlich nur ein lapsus calami.

γ. **Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte.** Vierter Band, zweite Hälfte. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1891.

Der zweite Halbband des Jahrgangs 1891 der „Forschungen" enthält neben ein paar kleinen Mittheilungen und der Bücherschau acht größere Aufsätze. Paul van Nießen behandelt die Erwerbung der Neumark durch die Askanier, deren außerordentliche Thatkraft er in helles Licht stellt. Erich Liesegang liefert einen Beitrag zur Verfassungsgeschichte von Perleberg, das nach manchen schweren Kämpfen einen Ausgleich zwischen den streitenden Parteien fand, wobei das Patriciat nicht vollkommen gestürzt wurde und eine Abstufung von Rechten und Pflichten Platz griff. Adolf Stölzel wendet sich mit gewichtigen Gründen gegen die Ansicht Holtze's, als ob 1526 eine Kammergerichtsordnung für die Kurmark erlassen worden sei. Mit den Beziehungen des großen Kurfürsten zu Magdeburg befaßt sich Ferdinand Hirsch: er legt dar, wie Magdeburg schon im April 1632 sich aus der furchtbaren Verheerung durch Tilly und Pappenheim wieder emporgerichtet hat, wie es die Quellen seines früheren (übrigens im 17. Jahrhundert schon sehr siech gewordenen) Wohlstandes, den Kornhandel und das Braugewerbe, wieder eröffnete und mit allem Nachdruck darnach strebte, die Reichsunmittelbarkeit zu erlangen; wie aber Friedrich Wilhelm schließlich doch seine auf den westphälischen Frieden begründeten Ansprüche durchsetzte und am 4. Juli 1666 die Huldigung von Rath und Bürgerschaft empfing. Reinhold Koser, der Herausgeber des ganzen Werks, theilt werthvolle Nachrichten über den preußischen Staatsschatz in den Jahren 1740—56 mit; man sieht, wie Friedrich II. den vom Vater überkommenen Schatz von zusammen etwa zehn Millionen Thalern bald für Kriegszwecke verbraucht, bald wieder ergänzt und 1756 fast zwanzig Millionen Thaler angehäuft hat, welche freilich schon im zweiten Kriegsjahre völlig zerrannen. Das berühmte Gaudi'sche Journal, das im Kriegsarchiv des großen Generalstabs sich befindet, eine der reichhaltigsten Quellen zur Geschichte des siebenjährigen Kriegs ist und bereits in früheren Jahrgängen der „Forschungen" mehrfach kritisch untersucht wurde, macht jetzt Otto Herrmann zum Gegenstand einer eingehenden Analyse, aus welcher sich ergibt, daß

Gaudi's Quellen allerdings zum Theil gegen den König voreingenommen sind, daß aber die Art ihrer Benutzung nicht erheblich beanstandet werden kann; Vorsicht in der Verwerthung des Journals ist aber absolut geboten. Einen Angriff, den Klopstock in der Gelehrtenrepublik gegen Friedrich d. Gr. richtete, deckt Otto Tschirch auf; Löbell hatte die betreffende Stelle auf Wieland beziehen zu sollen geglaubt. An achter Stelle legt Reinhold Koser die Berichte des kurbraunschweigischen Gesandten v. Beulwitz vor, welcher Friedrich Wilhelm II. zu seiner Thronbesteigung Glück zu wünschen hatte; in der Zeit vom 1. September 1786 bis 10. Januar 1787 aus Berlin erstattet, sind sie von Interesse für die Kenntniß der Beurtheilung, welche der neue Herrscher fand. Beulwitz fiel sofort der religiöse Eifer desselben auf: dem Kultminister v. Zedlitz bedeutete der König nach Beulwitz, er sei wohl ein guter Jurist, aber ein schlechter Christ: alsbald äußerte sich die Besorgniß, „man möchte inskünftige in das Uebertriebene der Frömmigkeit fallen." In besonders helles Licht tritt der ärgerliche Handel mit der Hofdame v. Voß, welche der König zur linken Hand sich antrauen lassen wollte.

γ. **Der Friede von Utrecht.** Von Ottokar Weber. Gotha, F. A. Perthes. 1891.

Der Utrechter Friede vom 11. April 1713 hat eine ganz hervorragende Bedeutung, weil er in Spanien die bourbonische Dynastie begründet, die Niederlande, Mailand, Neapel, Sicilien und Sardinien aus der jahrhundertelangen Verbindung mit Spanien gelöst und Englands Weltstellung angebahnt hat. Der Friede ist aber, obwohl seine Ergebnisse von der nachfolgenden Zeit im Wesentlichen bestätigt worden sind, doch aufs heftigste angefochten worden, zuerst von Kaiser Karl VI., welcher durch ihn die letzte Aussicht auf den Erwerb Spaniens verlor, dann von Bolingbroke, seinem eigentlichen Urheber, welchem nach Jahren sein eigenstes Werk mißfiel, und schließlich von einem großen Theil der Engländer selbst, wie denn Lecky ihn eins der schmachvollsten Blätter in der englischen Geschichte nennt. Nun hat Weber, Privatdocent an der deutschen Hochschule zu Prag, durch eingehende Archivstudien in Wien, Paris, London und dem Haag dem Friedenswerk eine neue Behandlung angedeihen lassen, deren Ergebniß ist, daß die Mehrzahl der Hauptbetheiligten, England, Frankreich und sogar Holland, bei dem Frieden ihre Rechnung gefunden haben. England erreichte u. a. auch ein gutes Einvernehmen mit Frankreich, was sein Eingreifen in den nordischen Krieg erfolgreicher zu gestalten versprach, und durch Gibraltar und Port Mahon eine mächtige Stellung im Mittelmeer; Frankreich hatte die Genugthuung, daß Philipp von Anjou den spanischen Thron schließlich behauptete und, wenn sein einziger Sohn starb, zwischen der Vereinigung Frankreichs und Spaniens nichts stand „als ein Blatt Papier", von dessen Unzerstörbarkeit nicht viel zu halten war; Holland gewann, trotz seiner ziellosen Politik, die Festungsbarrière und einen nicht unvortheilhaften Handelsvertrag. Nur der Kaiser hätte in Utrecht eine Reihe von Bedingungen annehmen sollen, welche ihm lästig waren; er hat sich aber geweigert, was Weber im Unterschied von der gangbaren Auffassung nicht nur nicht tadelt, sondern sogar lobt, und er hat dann im Rastatter Frieden die Unversehrtheit der Niederlande gerettet, sowie die Insel Sardinien herausgeschlagen, auch den Paragraphen beseitigt, welcher ihn zur Herausgabe der Einnahmen des rechtmäßig eroberten Bayerns verpflichtete. „Der Rastatter Friede war für ihn unvergleichlich besser als der Utrechter." Was England anlangt, so schließt Weber mit den Worten: „Die Minister standen glänzend vor der Mitwelt da; die Nachwelt hat sie dann gerichtet." Es wäre freilich nicht unerwünscht gewesen, wenn er dieses Urtheil etwas näher begründet hätte; wir möchten — im Wesentlichen mit Professor Schirren in der „Deutschen Litteraturzeitung" übereinstimmend — glauben, daß die Sache vielmehr so lag, daß die Whigs alle die Vortheile, welche der Friede bot, gern annahmen, hinterher aber, wie nichts mehr davon zu gefährden war, doch aus Parteisucht über die Tories herfielen, welche versäumt hätten, das europäische Gleichgewicht (durch Fernhalten der Bourbons vom spanischen Throne) zu sichern. Diesen Punkt hebt sogar noch die vorzügliche (bei Cronbach in Berlin auch deutsch erschienene) englische Geschichte von Green hervor, ohne aber anzugeben, wie die Sache zu machen gewesen wäre.

γ. **L'Espagne après la paix d'Utrecht 1713—1715.** Par le marquis de Courcy. Paris, Plon, Nourrit et Cie. 1891.

Der Marquis von Courcy hat bereits durch sein Buch „Renonciation des Bourbons d'Espagne" sich als kundigen und geschmackvollen historischen Schriftsteller erwiesen. Ermuthigt durch den Beifall, welchen das erwähnte Werk gefunden hat, unternimmt er es in dem oben genannten Buche, die Schilderung der Cosas de España ein paar Jahre weiterzuführen und auf Grund von Berichten des Pariser Archivs drei Punkte in neues Licht zu setzen: erstens den Kampf der Fürstin des Ursins (Anna Maria de la Tremoille) gegen den Gesandten Ludwig's XIV., Marquis de Brancas, welcher am Madrider Hofe unter dem Druck der zwischen Großvater und Enkel bestehenden Meinungsverschiedenheiten keinen leichten Stand hatte; zweitens die Sendung des spanischen Großinquisitors, des Cardinals del Giudice, nach Versailles, wo er für die Camarera mayor wirken, Ludwig XIV. zu Gunsten der Entwürfe seines Enkels umstimmen und den Boden insgeheim für die spätere Verschwörung von Cellamare vorbereiten sollte; endlich Philipp's V. zweite Heirath mit Elisabeth von Parma, durch welche die Fürstin des Ursins in demselben Augenblick gestürzt wurde, wo sie hoffte, die neue Königin ebenso beherrschen und leiten zu können, wie deren Vorgängerin, die in Spanien allgemein bewunderte, geliebte und beweinte Maria Luisa Gabriella von Savoyen. Alle diese Dinge bieten außer dem nicht unerheblichen geschichtlichen Interesse, welches sich an sie knüpft,

noch einen psychologischen Reiz, welchen de Courcy durch seine fesselnde Erzählungsgabe zu voller Wirkung zu bringen verstanden hat. So gehalten und würdevoll auch der spanische Hof nach außen sich gibt — wir sehen ihn bei näherer Betrachtung innerlich von demselben leidenschaftlichen Feuer durchglüht, das die Nation erfüllt, und dieses Feuer bricht im Kampf der Menschen und Parteien nicht selten offen hervor. Im Allgemeinen läßt sich sagen, daß, solange die Fürstin des Ursins ihren Einfluß am Hofe hatte, die Einheit der beiden Kronen im Ganzen erhalten blieb; die Fürstin hat ihre geschichtliche Bedeutung gerade darin, daß sie diese Einheit von Frankreich-Spanien standhaft und mit männlicher Energie zu erhalten wußte. Aber eben die farnesinische Heirath, welche die Fürstin selbst dem König empfahl, führte ihren Sturz und die Entzweiung Frankreichs und Spaniens herbei, worauf die bekannten unglückseligen Versuche der Rückeroberung Italiens für Spanien unternommen wurden. Courcy's Urtheil ist wohl begründet, wenn er Elisabeth von Parma „Spaniens bösen Genius während dreißig Jahren" nennt; aber er hebt doch auch die grandiosen Züge der Königin und ihrer Politik mit, wenn wir so sagen dürfen, widerwilliger Gerechtigkeit hervor. Um so schlechter kommt Philipp V. weg, welcher wohl ein tapferer Soldat, aber von so biegsamem und schwachem Charakter war, daß er sich beständig unter das Joch seiner Frau beugte und zeitlebens nie mehr war als „un fantôme de Roi".

γ. **Mémoires de Madame la duchesse de Gontaut,** Gouvernante des enfants de France pendant la restauration, 1773—1836. Paris, Plon, Nourrit et Cie. 1891.

Es ist nicht möglich, ein reizenderes, lieblicheres Frauenantlitz zu sehen, als das der Herzogin von Gontaut nach der diesem Buche beigegebenen Heliogravüre gewesen ist. Die Lektüre ihrer Denkwürdigkeiten hinterläßt einen dem Bilde vollkommen entsprechenden Eindruck. Ein frohes, frommes, treues und reines Gemüth tritt uns aus Allem entgegen und nimmt uns die Seele mit dem solchen Gemüthern eigenen Zauber gefangen. Die Herzogin, 1773 als Tochter des Grafen von Montault-Noailles geboren, hat noch das Abendroth des ancien régime gesehen und mit den Kindern des Herzogs von Orléans den Unterricht der Frau von Genlis genossen, welche ein rechter Typus der volksfreundlichen französischen Aristokratie genannt werden kann; „sie bemühte sich, den Prinzen Interesse an den Sorgen derer beizubringen, mit welchen sie zu thun bekommen, und sie anzuleiten, daß sie Mittel zur Abhilfe suchten"; sie war untröstlich darüber, daß namentlich der Herzog von Chartres sich diesen Bemühungen gegenüber kalt und gleichgültig zeigte. Dann, sechszehnjährig, erlebte die Herzogin die Greuel der Revolution; es blieb ihr unvergeßlich, daß sie am 11. Juli 1789 es mit angesehen hatte, wie die gardes françaises mit dem Volk sich verbrüderten, wie sie Weiber nach sich zogen, welche als Nonnen verkleidet waren, während vermummte Kapuziner zitternde Frauen fortschleppten, und alle schrieen und sangen: „les aristocrates à la lanterne:" wie ihr sechsundsiebzigjähriger Vater mit drei Dienern, zwei Pistolen in der Hand, das Haus und seine Lieben bis zum Tode zu vertheidigen sich anschickte und wie er die Tochter hinter ihm selbst sich aufstellen hieß. Das war aber nur der Anfang der Schrecken, durch welche die seit Herbst 1789 verwittwete Gräfin von Montault-Noailles zur Auswanderung nach Coblenz, Holland und schließlich England sich genöthigt sah. Hier verheirathete sich die Verfasserin unseres Buches mit dem Herrn von St. Blancard, welcher nunmehr den Titel Vicomte de Gontaut-Biron annahm: die äußeren Verhältnisse waren so beschränkt, daß das junge Ehepaar nur ein einziges Dienstmädchen halten konnte; „aber," sagt die Herzogin, und das dürfte sie charakterisieren, „bei öffentlichem Unglück ist die Armuth leicht zu ertragen; man müßte sich schämen, darüber zu klagen; die wahre Demüthigung läge darin, wenn man sich nicht muthig in das Unvermeidliche finden wollte." Im Jahre 1814 konnten die Verbannten zurückkehren, und während der Restaurationszeit wurde die Herzogin zur Erzieherin der Kinder des Herzogs von Berry ernannt, was sie nicht ohne Bedenken, aber doch der Stimme von Pflicht und Dankbarkeit gehorchend, annahm. So ward sie Zeugin des Todes des Herzogs, den sie „das beste Herz" nennt, der mit seinem letzten Wort noch um Gnade für seine Mörder bat. Durch die Julirevolution wurde die Herzogin, welche mittlerweile Wittwe geworden war, zum zweiten Mal vertrieben; aber die Ränke, welche sich am Hoflager des verjagten Königs entspannen, veranlaßten sie 1834, nachdem der Herzog von Bordeaux („Heinrich V.") volljährig geworden war, zur Aufgabe ihrer Stellung und zur Rückkehr nach Frankreich. Mit Karl's X. Tode schließt die Erzählung, deren Gerippe nur wir andeuten konnten, die aber interessant, sittlich durchwärmt und für manche Partien der neueren französischen Geschichte (namentlich nach der persönlichen Seite) nicht arm an Aufschlüssen ist.

Brandenburgische
Landes- u. Hochschulbibliothek
Potsdam

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 10. Mai zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Ackermann. — Franz von Kleist. Eine litterarische Ausgrabung von Paul Ackermann. Mit drei Abbildungen. Berlin. C. F. Conrad's Buchhandlung. 1892.

Allgemeine Theater-Revue für Bühne und Welt. Herausgegeben von Max Henze. I. Jahrgang 1892. Nr. 1—3. Berlin und Leipzig. Alfred H. Fried & Co.

Beauregard. — Le Roman d'un Royaliste sous la Révolution. Souvenirs du Cte de Virieu. Par Mis Costa de Beauregard. Paris. Librairie Plon: E. Plon, Nourrit & Cie. 1892.

Beruna. — Darf die Frau denken? Von A. Beruna. Minden und Leipzig. Druck und Verlag von Wilhelm Köhler.

Binder. — Weibliche Aerzte Eine Studie von S. Binder. 2. Tausend. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 1892.

Blum. — Wer lügt? Ein soziales Fragezeichen von Emil Blum und S. B. Alexander. Zürich. Verlags-Magazin (J. Schabelitz). 1892.

Busse. — In junger Sonne. Novellen und Skizzen von Carl Busse. München. Druck und Verlag der Münchner Handelsdruckerei und Verlagsanstalt M. Poeßl 1892.

Charnay. — L'Alsace-Lorraine vingt ans après. Par Maurice Charnay. Paris. Imprimerie Jean Allemane. 1892.

Dessauer. — Wahre Liebe. Roman von Adolf Dessauer. Dresden und Leipzig. Verlag von Heinrich Minden. 1892.

Deutsche National-Litteratur. Historisch-kritische Ausgabe. Unter Mitwirkung von Dr. Arnold u. a. herausgegeben von Joseph Kürschner. Lfg. 722. 723: „Wilhelm Hauff's Werke", 3. Bd., 2. Abt., 1. 2. Lfg., herausg. von Dr. F. Bobertag. — Lfg. 724—727. 729. 731: „Das Drama des Mittelalters", 2. Bd., 3. 4. Lfg.; 3. Bd., 1.—4. Lfg., herausg. von Dr. R. Froning. — Lfg. 728. 730: „Wolfram von Eschenbach", 2. Bd., 2. Abt., 1. 2. Lfg., herausg. von Prof. Dr. Piper. Stuttgart. Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Die jüdische Litteratur seit Abschluss des Kanons. Eine prosaische und poetische Anthologie mit biographischen und litterargeschichtlichen Einleitungen unter Mitwirkung von Prof. Dr. Bacher u. a. herausgegeben von J. Winter, Rabbiner Dr., und Aug. Wünsche, Prof. theol. et phil. Lieferung 3. 4. Trier. Sigmund Mayer. 1892.

Die Jungen von Holzgrün. Eine Erzählung. Leipzig. Friedrich Schneider. 1892.

Dörpfeld. — Das Fundamentstück einer gerechten, gesunden, freien und friedlichen Schulverfassung. Denkschrift im Auftrage von Schulvorstehern, Stadtverordneten und Schulfreunden der Kreise Lennep und Remscheid bearbeitet von F. W. Dörpfeld, Rektor a. D. Erste Lieferung: Kap. I. Die heimatliche Schulgeschichte nebst einer Zusatzbemerkung über den Gesetzentwurf vom Jahre 1892. Hilchenbach. Verlag von L. Wiegand. 1892.

Dorsey. — Omaha and Ponka Letters. By James Owen Dorsey. Washington, Government Printing Office. 1891.

Dukmeyer. — Russisches Leben. Novellen und Skizzen von Friedrich Dukmeyer. Berlin. Eduard Rentzel. 1892.

Dukmeyer. — Tod dem Verräter! Drama in fünf Akten von Friedrich Dukmeyer. Berlin. Eduard Rentzel. 1892.

Earl Grey. — The Commercial Policy of the British Colonies and the McKinley Tariff. By Earl Grey, K. G., G. C. M. G. London. Macmillan and Co. and New York. 1892.

Engelhorns allgemeine Roman-Bibliothek. Achter Jahrgang. Band 18: Marienkind. Von Paul Heyse. — Band 19: Schwarzwaldgeschichten. Von Hermine Villinger. Stuttgart. Verlag von J. Engelhorn. 1892.

Fastenrath. — Die Pyrenäen. Trilogie. Nach dem Catalanischen des Victor Balaguer im Versmaass des Originals verdeutscht von Johannes Fastenrath. Leipzig. Verlag von Carl Reissner, 1892.

Faulmann. — Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache nach eigenen neuen Forschungen von Karl Faulmann, k. k. Professor in Wien. Halle a. S. Ehrhardt Karras Verlag. 1891.

Gartelmann. — Dramatik. Kritik des Aristotelischen Systems und Begründung eines neuen. Berlin. S. Fischer, Verlag. 1892.

Gerlach. — Ludwig Richters Leben. Dem deutschen Volke erzählt von Dr. Hermann Gerlach, Licentiat der Theologie und Pastor zu Forst. Dresden. Verlag von Otto Brandner. 1891.

Goncourt. — Die Brüder Zemganno. Roman aus dem Circusleben von Edmond de Goncourt. Deutsch von Signor Domino. Berlin. S. Fischer, Verlag. 1892.

Günther. — Ein offenes Wort über den Verfall der Landwirthschaft im Gebiete der schwarzen Erde Russlands. Mit Vorschlägen zur Besserung und einer Anleitung zur Bearbeitung und Behandlung der schwarzen Erde. Verfasst von W. Günther, Agronom. St. Petersburg. Buchdruckerei der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften. 1892.

Gwinner. — Goethes Faustidee. Nach der ursprünglichen Conception aufgedeckt und nachgewiesen von Wilhelm Gwinner. Frankfurt a. M. Joseph Baer & Co. 1892.

Hamann. — Entwicklungslehre und Darwinismus. Eine kritische Darstellung der modernen Entwicklungslehre und ihrer Erklärungsversuche mit besonderer Berücksichtigung der Stellung des Menschen in der Natur. Gemeinfasslich geschildert von Dr. Otto Hamann, Privatdozenten der Zoologie an der Universität Göttingen. Mit 16 Abbildungen. Jena. Hermann Costenoble. 1892.

Hansjakob. — Schneeballen. Neue Folge. Von Heinrich Hansjakob. Heidelberg. Georg Weiß, Verlag. 1892.

Hanstein. — Die Königsbrüder. Schauspiel in fünf Aufzügen von Adalbert von Hanstein. Berlin. C. F. Conrad's Buchhandlung (Paul Ackermann). 1892.

Hayem. — Wahrheit und Schein. Lieben und Denken. Von Armand Hayem. Nachlass. Mit einem Briefe von Alexander Dumas. Aus dem Französischen. Leipzig. Verlag von Duncker & Humblot. 1892.

Hildeck. — Der goldene Käfig und andere Novellen von Leo Hildeck. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag. 1892.

Jaensch. — Aus Urdas Born. Schilderungen und Betrachtungen im Lichte der heutigen Lebenserforschung. Von Dr. Theodor Jaensch. Berlin. Verlag des Vereins der Bücherfreunde. 1892.

Jensen. — Übermächte. Zwei Novellen von Wilhelm Jensen. Berlin. Verlag von Emil Felber. 1892.

Ingraham. — Die Feuersäule oder Israel in der Knechtschaft. Von Professor J. H. Ingraham, Verfasser von „Der Fürst aus Davids Hause". Uebertragen von O. Brandner. Dresden. Verlag von Otto Brandner. 1892.

Johannes. — Das Licht der Welt. Uraltes in neuer Gestalt. Von Johannes. Leipzig. Th. Grieben's Verlag (L. Fernau). 1891.

Kohlrausch. — Turnspiele nebst Anleitung zu Wettkämpfen und Turnfahrten für Lehrer, Vorturner und Schüler höherer Lehranstalten. Von Dr. E. Kohlrausch und A. Marten. Mit 12 in den Text gedruckten Figuren. Vierte, vermehrte und verbesserte Auflage. 10. bis 13. Tausend. Hannover. Verlag von Carl Meyer (Gustav Prior). 1892.

Lackowitz. — Der Opernführer. Ein Textbuch der Textbücher. Bearbeitet von W. Lackowitz. Berlin. Verlagsanstalt Urania (Gnadenfeld & Co.). 1892.

Lessing. — Schloß Ansbach. Barock- und Roccoco-Dekorationen aus dem XVIII. Jahrhundert. Herausgegeben von Professor Otto Lessing. 100 Lichtdrucktafeln mit erläuterndem Vorwort vom Herausgeber. Lfg. 1. Berlin. W. Schulz-Engelhard, Verlag für Kunst-Gewerbe und Architektur.

Lothar. — Der verschleierte König. Ein Bühnenmärchen in drei Aufzügen von Rudolf Lothar. Zweite Auflage. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag. 1892.

Lothar. — Der Werth des Lebens. Ein Mysterium in einem Vorspiel und vier Aufzügen von Rudolf Lothar. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag. 1892.

Mariano. — Buddismo e Christianesimo. Studio di Religione comparata di Raffaele Mariano. 2. edizione accresciuta. Napoli. Tipi del cav. Antonio Morano. 1892.

Mariano. — L'Italia Cattolica è Christiana o Pagana? Memoria. Letta all' Academia di Scienze Morali e Politiche della Società Reale di Napoli. Dal Socio Raffaele Mariano. Napoli. Tipografia della Regia Università. 1892.

Meyers Kleiner Hand-Atlas. Mit Benutzung des Kartenmaterials aus Meyers Konversations-Lexikon zusammengestellt in 100 Kartenblättern und 8 Textbeilagen. 17 Lieferungen. Lieferung I. Leipzig und Wien. Verlag des Bibliographischen Instituts. 1892.

Meyers Konversations-Lexikon. Vierte Auflage 1892. XIX. Band. I. Heft. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut.

Müller. — Die Wissenschaft der Sprache von F.

Max Müller. Neue Bearbeitung der in den Jahren 1861 und 1863 am Königlichen Institut zu London gehaltenen Vorlesungen. Vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe besorgt durch Dr. R. Fick und Dr. W. Wischmann. In zwei Bänden. I. Band. Leipzig. Verlag von Wilhelm Engelmann. 1892.

Nietzsche. — Also sprach Zarathustra. Ein Buch für Alle und Keinen. Von Friedrich Nietzsche. Vierter und letzter Theil. Leipzig. Druck und Verlag von C. G. Naumann. 1891.

Normann. — Politisches Konversations-Lexikon. Ein praktisches Hand- und Nachschlagebuch für jeden Zeitungsleser, Politiker, Beamten, Journalisten, Studierenden, Kaufmann, Gewerbetreibenden ꝛc. zur Kenntniß der allgemeinen Staatslehre und des Staatslebens aller Länder, mit besonderer Berücksichtigung von Handel und Börse, Justiz-, Kirchen-, Heer-, Ordens- und Münzwesen von Dr. H. Normann. Stuttgart. Verlag von Levy & Müller.

Oelzelt-Newin. — Ueber sittliche Dispositionen. Von Dr. Anton Oelzelt-Newin, Privatdozent an der Universität in Bern. Graz. Leuschner & Lubensky. 1892.

Pasch. — Ausgewählte Schauspiele des Don Pedro Calderon de la Barca. Zum erstenmal aus dem Spanischen übersetzt und mit Erläuterungen versehen von Professor R. Pasch. Zweites Bändchen: Morgen des April und Mai. — Meine Herrin über Alles. Freiburg i. Br. Herder'sche Verlagshandlung. 1892.

Philippovich. — Wirtschaftlicher Fortschritt und Kulturentwicklung. Von Dr. Eugen Philippovich, Professor an der Universität Freiburg. Freiburg i. Br. Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1892.

Pierantoni-Mancini. — Am Tiber. Novelle von Grazia Pierantoni-Mancini. Autorisirte Uebersetzung von Therese Höpfner. Berlin, Druck und Verlag von Georg Reimer. 1892.

Polko. — Elisa Polko, Niccolo Paganini e i Fabbricatori di Violino dal tedesco in italiano da Lodovico Ravasini. Trani. V. Vecchi, Tipografo-Editore. 1892.

Rafael. — Winterträume. Neue Märchen von L. Rafael. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag. 1892.

Redlich. — Tagebuch des Lieutenants Anton Vossen vornehmlich über den Krieg in Russland 1812, bearbeitet von Dr. Otto Redlich. Herausgegeben vom Düsseldorfer Geschichtsverein. Düsseldorf 1891. Druck von Ed. Lintz, Buchdruckerei.

Reinfels. — Die Sitte. Schauspiel von Hans von Reinfels. Berlin 1892. Verlag von Freund & Jeckel (Carl Freund).

Reinhardt. — Die Frankfurter Lehrpläne. Mit einer Einleitung herausgegeben von Dr. Karl Reinhardt, Direktor des städtischen Gymnasiums zu Frankfurt a. M. Frankfurt a. M. Verlag von Moritz Diesterweg. 1892.

Report of the Commissioner of Education for the Year 1888/89. Two Volumes. Washington: Government Printing Office. 1891.

Rethwisch. — Ariadne. Trauerspiel in fünf Akten von Ernst Rethwisch. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag. 1892.

Reul. — Le Chevalier Forelle. Simple Histoire par Xavier de Reul. Bruxelles. Imprimerie A. Lefèvre. 1892.

Reymond. — Weltgeschichte von M. Reymond. In zwei Bänden mit etwa 1000 Abbildungen im Text und 10 Karten in Farbendruck. Heft 1—3. Berlin. W. Pauli's Nachfolger (H. Jerosch).

Ricken. — Elementarbuch der Französischen Sprache von Dr. Wilhelm Ricken. 1., 2. und 3. Jahr. Zweite, durchgängig verbesserte Auflage. Berlin. Verlag von Wilhelm Gronau. 1890/91.

Ricken. — Unterhaltungsfragen im Anschluß an die französischen Sprachstoffe des ersten Teiles des Elementarbuches von Dr. Wilhelm Ricken. Berlin. Verlag von Wilhelm Gronau. 1890.

Rittland. — Unter Palmen. Roman aus dem modernen Aegypten von Klaus Rittland. Leipzig. Verlag von Wilhelm Friedrich, K. R. Hofbuchhandlung.

Rosenfeld. — Die Tötungen. Grundzüge einer rechtsvergleichenden Darstellung von Dr. jur. Ernst Rosenfeld. (Die Strafgesetzgebung der Gegenwart in rechtsvergleichender Darstellung. IV. Band. Erster Abschnitt.) Berlin 1891. Otto Liebmann, Verlagsbuchhandlung.

Rousset. — Souvenirs du Maréchal Macdonald, Duc de Tarente. Avec une Introduction par M. Camille Rousset de l'Académie Française. Portraits d'après David et d'après Gérard. Paris. Librairie Plon: E. Plon, Nourrit & Cie. 1892.

Rümelin. — Aus der Paulskirche. Berichte an den Schwäbischen Merkur aus den Jahren 1848 und 1849 von Gustav Rümelin. Herausgegeben und eingeleitet von H. R. Schäfer. Stuttgart. G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 1892.

Saar. — Innocens. Novelle von Ferdinand von Saar. Vierte Auflage. Heidelberg. Georg Weiß, Verlag. 1892.

Sax. — Gedichte von Emanuel Hans Sax. Meran. F. W. Elmenreich's Verlag. 1892.

Sax. — Im Volkston. Allerhand Verse und G'stanzln von Emanuel Hans Sax. Meran. F. W. Elmenreich's Verlag. 1892.

Scartazzini. — Dante-Handbuch. Einführung in das Studium des Lebens und der Schriften Dante Alighieri's. Von Dr. G. A. Scartazzini. Leipzig. F. A. Brockhaus. 1892.

Schaible. — Standes- und Berufspflichten des deutschen Offiziers. Für angehende und jüngere Offiziere des stehenden Heeres und des Beurlaubtenstandes bearbeitet von Schaible, Königl. Preuß. Oberst a. D. 2. Auflage. Berlin 1892. Verlag von R. Eisenschmidt.

Schillers Briefe. Kritische Gesamtausgabe in der Schreibweise der Originale. Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Fritz Jonas. Lieferung 1—3. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. Deutsche Verlags-Anstalt. 1892.

Schmidt. — Ernst von Bandel, ein deutscher Mann und Künstler. Von Dr. Hermann Schmidt. Mit 6 Abbildungen. Hannover. Verlag von Carl Meyer (Gustav Prior). 1892.

Schmidt. — Der philologische Universitätslehrer, seine Tadler und seine Ziele. Von Dr. Leopold Schmidt, Professor der klassischen Philologie an der Universität Marburg. Marburg. N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. 1892.

Schobert. — Künstlerblut. Roman von H. Schobert. Drei Bände. Berlin. J. H. Schorer.

Schultz. — Die Ketten der Gesellschaft. Schauspiel in vier Akten von Eugen Schultz. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag. 1892.

Schumann. — Gesammelte Schriften über Musik und Musiker von Robert Schumann. Erster und zweiter Band. Vierte Auflage, mit Nachträgen und Erläuterungen von F. Gustav Jansen. Leipzig. Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel. 1891.

Sewell. — Schön Schwarzhärchen. Lebensbeschreibung eines Pferdes von A. Sewell. Nach der 28. Auflage des Originals übertragen von Wilhelm Engelbrecht. Dresden. Verlag von Otto Brandner. 1891.

Storm. — Immensee di Teodoro Storm dal tedesco recato in italiano da Lodovico Ravasini. Con la Vita dell' Autore. Potenza. Stabilim. Tipo-Litografico Arc. Pomarici. 1891.

Sturmhoefel. — Französische Königsgeschichten aus der Bourbonenzeit. Erzählt von Konrad Sturmhoefel. Mit 42 Holzschnitten nach Zeichnungen von A. de Neuville u. a. Leipzig. Druck und Verlag von Otto Spamer. 1892.

Suttner. — Die Waffen nieder! Eine Lebensgeschichte von Bertha von Suttner. Zwei Bände. Sechstes Tausend. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag. 1892.

Sybel. — Wie die Griechen ihre Kunst erwarben. Akademische Kaisersgeburtstagsrede von Ludwig von Sybel. Marburg. N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. 1892.

Syrutschek. — Ernestine Walter. Bürgerliches Trauerspiel in fünf Aufzügen von Julius Syrutschek. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag. 1892.

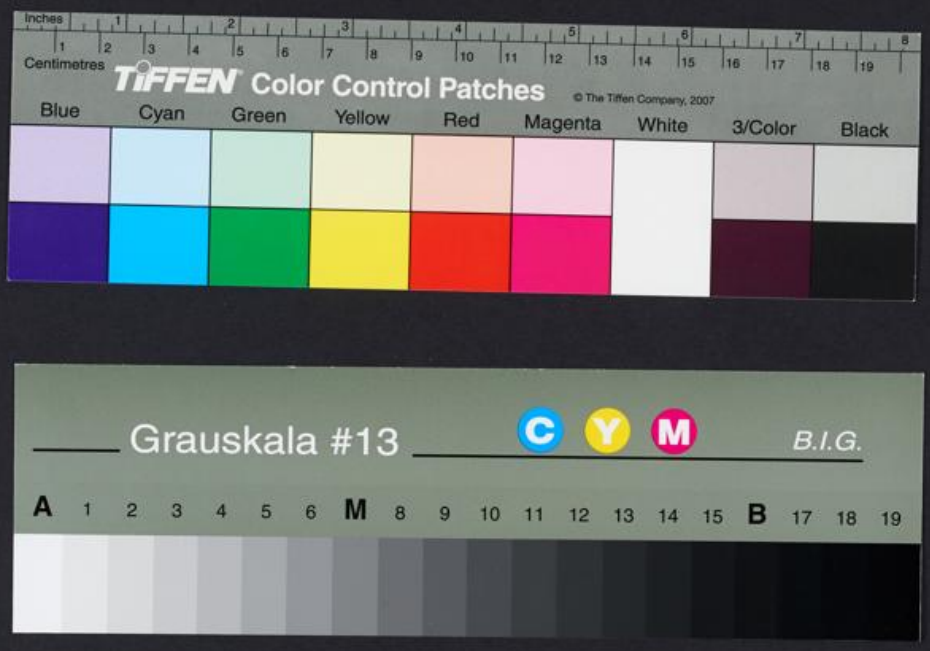
Tolstoj. — Der Morgen des Gutsherrn. Aufzeichnungen eines Marqueurs. Luzern. Albert. Zwei Husaren. Drei Tode. Die Kosaken. Von Leo N. Tolstoj. (Leo N. Tolstoj's gesammelte Werke II.) Berlin. Richard Wilhelmi. 1892.

Thomas. — Catalogue of prehistoric Works east of the Rocky Mountains. By Cyrus Thomas. Washington. Government Printing Office. 1891.

Torresani. — Der beschleunigte Fall. Roman in zwei Bänden von Carl Baron Torresani. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag. 1892.

Troll-Borostyáni. — Aus der Tiefe. Roman in zwei Bänden von Irma von Troll-Borostyáni. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag. 1892.

Verlag von Georgner Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Rudolf Schwartz in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.


Inches
Centimetres
TIFFEN Color Control Patches
© The Tiffen Company, 2007
Blue
Cyan
Green
Yellow
Red
Magenta
White
3/Color
Black
Grauskala #13
C
Y
M
B.I.G.
A 1 2 3 4 5 6 M 8 9 10 11 12 13 14 15 B 17 18 19